Selbstporträt des Schriftstellers Leo Tolstoi (1828–1910) mit Schreibfeder und Tintenfass

GR1
S34
V.8-9

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

B 85

MITTEILUNGEN

DER

SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT

FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS.

Band VIII.

Jahrgang 1906. — Heft XV und XVI der ganzen Reihe.
Mit einem Bilde des Professor Nehring.

BRESLAU
Selbstverlag der Gesellschaft
(für den Buchhandel zu beziehen durch Max Woywod's Verlag, Breslau VIII)
1906.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

(RECAP)
BR1.
534

Digitized by Google

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

Glückwunsch an Professor Nehring . . . . . XV S. 1
Nehring, Universitätsprofessor Dr. phil. W., Die russische Volksepik. II. . . . . XV S. 3
Vogt, Dr. phil. W. H., Die heutigen Isländer . . . . . XV S. 18
Magnus, Universitätsprofessor Dr. med. H., Die plastische Auffassung der Gebärmutter in der Volksmedizin . . . . XV S. 49
Olbrich, Dr. phil. K., Die Freimaurer im deutschen Volksglauben. Nachträge . . . . . XV S. 68
Fraenkel, Universitätsprofessor Dr. phil. S., Aus orientalischen Quellen . . . . . XV S. 72
Knoop, Professor O., Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. Schluss . . . . . XV S. 74
Klemenz, Professor Dr. phil. P., Schlesische Hirtenrufe, -sprüche und -lieder . . . . . XV S. 87
Heyn, Pastor in Mollwitz, Die Flurnamen von Mollwitz, Kr. Brieg XV S. 92
Dittrich, Professor P., Orts- und Flurnamen der Leobschützer Gegend . . . . . XV S. 95
Stäsche, Professor Dr. phil Th., Bäuerliche Hochzeitsbräuche im Kirchspiel Klein-Ellguth, Kreis Öls, um Mitte des vorigen Jahrhunderts . . . . . XV S. 96
Klapper, Dr. phil. J., Zur Volkskunde Oberschlesiens . . . . XV S. 105
Kühnau, Professor Dr. phil., Der „goldene Esel“ zu Reichenstein XV S. 114
Berger, Dr. phil. H., Der Hungerturm von Priebus . . . . . XV S. 140
Lustig, Dr. med. G., Heidenwerfen . . . . . XV S. 142
Drechsler, Gymnasialdirektor Professor Dr. P., Breslauer Küchenzettel aus dem Jahre 1732 . . . . . XV S. 144
Klemenz, Professor Dr. phil. P., Zum Gebrauche des Artikels vor Ortsnamen . . . . . XV S. 152
Graebisch, Friedrich, Ein schlesisches Gedicht über die Tiroler in Zillertal . . . . . XV S. 154
Siebs, Universitätsprofessor Dr. phil. Th., Rübezahl . . . . . XV S. 156
Hellwig, Dr. iur. A., Umfrage über kriminellen Aberglauben . XV S. 158
Brie, Dr. phil. M., Der germanische, insbesondere der englische Zauberspruch . . . . . XVI S. 1

580854

Digitized by Google

Feit, Kgl. Gymnasialdirektor Prof. Dr. phil. P., Das deutsche Volksrätsel. Nachtrag . . . . . XVI S. 37
— Wirtshausschilder . . . . . XVI S. 40
Hellmich, Kgl. Landmesser M., Flurnamen, Familiennamen und Torsaulen in Boyadel, Kreis Grünberg . . . . . XVI S. 43
Drechsler, Gymnasialdirektor Professor Dr. phil. P., Flurnamen aus dem Kreise Sprottau . . . . . XVI S. 60
Klapper, Dr. phil. J., Eselsfresser . . . . . XVI S. 63
— Zur Rübezahlforschung . . . . . XVI S. 65
Olbrich, Dr. phil. K., Beobachtungen über den schlesischen Bauerngarten . . . . . XVI S. 66
Kühnau, Professor Dr. phil., Umgehende Seelen . . . . . XVI S. 84
Siebs, Universitätsprofessor Dr. phil. Th., Die Sprache der Tiroler in Schlesien . . . . . XVI S. 105

Besprechungen.

Meier, John, Kunstlieder im Volksmunde. Von Prof. Dr. phil. Siebs XV S. 160
— Kunstlied und Volkslied. Von demselben . . . . . XV S. 160
Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg II. Von demselben . . . . . XV S. 161
Andree, Richard, Votive und Weihgaben. Von demselben . XV S. 161
Mertins, Oskar, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Von demselben . . . . . XV S. 162
Altenburg, Dr. O., und Muth, Prof. Dr. F., Anhang für die Provinz Schlesien I, II, III zu Rud. Lehmann, Deutsches Lesebuch. Von Dr. F. Pradel . . . . . XVI S. 128
Seiler, Friedrich, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. I. Von Dr. Siebs . . XVI S. 129
Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm 32. Aufl., besorgt von Reinh. Steig. Von Dr. Siebs XVI S. 130
Heinzel, Max, Maiglöckel. Von Ss. . . . . XVI S. 131
Knötel, Richard, Die eiserne Zeit. Von Ss. . . . . XVI S. 131
Höcker, Gustav, Die Belagerung von Breslau. Von Ss. . . . XVI S. 132
Knötel, P. und H., Oberschlesische Sagen. Von Ss. . . . . XVI S. 132

Geschäftliche Mitteilungen.

Sitzungsberichte . . . . . XV S. 163, XVI S. 132
Eingänge . . . . . XV S. 165, XVI S. 134
Nachrichten und kurze Anzeigen . . . . . XV S. 166, XVI S. 134

Digitized by Google

Herrn Geheimen Regierungsrat Professor

Dr. Wladislaw Nehring

zum 12. Juli 1906.

Hochgeehrter Herr Geheimer Regierungsrat!

Es sind heute fünfzig Jahre, dass Sie an unserer Breslauer Universität die philosophische Doktorwürde erlangt haben. Zu diesem Erinnerungstage bringt Ihnen die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde in Dankbarkeit und Verehrung ihren herzlichen Gruss und Glückwunsch dar.

Seitdem mit Ihrer Promotionsschrift „de Polonicarum rerum scriptoribus seculi decimi sexti" Ihr wissenschaftlicher Name begründet war, haben Sie Sich durch eine Fülle wertvoller Arbeiten zur Geschichte der slawischen, namentlich der polnischen Sprache und Literatur aller Zeiten hohe Verdienste erworben und haben, eine Zierde unserer Universität, mit nie ermüdender Freude am Lehren fast vierzig Jahre lang zum Segen der philologischen Wissenschaft gewirkt.

Ganz besonders aber weiss Ihnen die Volkskunde Dank. Sie haben durch Ihre Studien zur slawischen Volksdichtung, durch Ihre sagengeschichtlichen Forschungen über den Stoff von Walther und Helgunde, durch die mythologischen Untersuchungen über den Belbóg und durch mancherlei kritische und bibliographische Bei-

Digitized by Google

träge unsere Wissenschaft auf dem Gebiete des Slawischen gefördert.

Und vor allem gebührt Ihnen der Dank der schlesischen Volkskunde. Zur Erklärung der slawischen Ortsnamen und der slawischen Niederschläge in der deutschen Sprache unserer Provinz, auch zum Verständnis von Volksbrauch, Sage und Sitte Oberschlesiens haben Sie beigetragen. Und seitdem im Jahre 1894 unsere Schlesische Gesellschaft für Volkskunde mit Ihrer Hilfe gegründet ward, haben Sie uns als zweiter Vorsitzender stets mit dem nie versagenden und treuen Rate des Gelehrten und des Freundes beigestanden. Jedes Heft unserer wissenschaftlichen Veröffentlichungen gibt Zeugnis von Ihrer mitschaffenden und beratenden Güte.

Wir danken Ihnen für dies alles, und wir wünschen und hoffen, dass Ihnen noch schöne Jahre reichen Schaffens gegeben seien — Ihnen und uns zur Freude und zum Ruhme, der Wissenschaft zum Segen.

Breslau, im Juli 1906.

Der Vorstand der
Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.
Siebs.

Digitized by Google

Die russische Volksepik.

Zweiter Teil.

Von Dr. W. Nehring.

In dem ersten Teil dieses Aufsatzes (Heft XIV 33 ff.) sind zuletzt die Übereinstimmungen des Inhalts der Byliny mit bekannten Erzählungsstoffen behandelt worden. Vergleichende Studien über deren Wanderungen und ihre Anklänge an Stoffe der Byliny haben geschrieben: vor allem Pypin in Očerk literaturnoj istorii stariunych povêstej i skazok russkich in Učennyja zapiski II otdêlenija Imperatorskoj Akademii Nank (Memoiren der St. Petersburger Akademie) Bd. IV vom Jahre 1858, sodann Buslajev, Russkij bohatyrskij epos in Russkij vêsteik (Russ. Bote) und in Očerki russkoj narodnoj slovesnosti 2 Bde. 1891, ferner Orest Miller in seinem umfassenden Werke Ilija Muromec i bohatyrstvo Kievskoje. Beachtenswerte Winke finden sich auch in Rambaud, La Russie épique 1876, Ralston, The songs of the russian people London 1872; Jagić's Abhandlung „Christlich-mythologische Schicht in der russischen Volksepik" im Archiv für slavische Philologie Bd. I ist schon erwähnt worden; im Archiv Bd. III befindet sich die Abhandlung von Alex. Wesselofsky, Beiträge zur Erklärung des russischen Heldenepos.

Eine bedeutende Rolle in den Byliny spielt die Salomonsage. Alex. Wesselofsky hat in einem epochemachenden Buche „O Solomonê i Kitowrasê" 1872 bewiesen, dass der Stoff von Gandharva aus dem fernen Osten von Asien eingewandert ist und in Konstantinopel sich weiter ausgestaltet, dass auf dieser und der weiteren Wanderung Gandharva sich in *κένταυρος* und auf slavischem Boden in Kitovras (nach slavischen Lautgesetzen) gewandelt hat und in Verbindung gebracht ist mit sagenhaften Er-

Digitized by Google

zählungen von Salomon; in solcher Fassung ist der Stoff dann nach Bulgarien und schliesslich nach Russland gelangt. In diesem Sagenkreise wird auch erzählt, wie die Salamanja, die Frau Salomons, für den Herrscher Vasilij Okulovič auf einem prachtvoll ausgestatteten Schiff durch die List des Ivaška geraubt wird: er lockt die schöne Frau zur Besichtigung der Kostbarkeiten auf das Schiff, berauscht und entführt sie. Salomon sucht, als Pilger verkleidet, seine Frau, wird von ihr in Abwesenheit des Okulovič (Okuljevič) empfangen, erkannt, verraten und dem Herrscher ausgeliefert. Unter dem Galgen erbittet er sich die Gunst, noch in sein Horn blasen zu dürfen, gibt das mit seinen Getreuen, „bewaffneten Rossmenschen", verabredete Zeichen und wird befreit; Salamanja, Okulovič und Ivaška werden am Galgen aufgeknüpft. Dieser Stoff ist nicht nur in drei Byliny fast unverändert volkstümlich ausgestaltet (Rybnikov II 56 ff.), sondern auch in poetischen Umbildungen verwendet; Jagić erblickt darin mit Recht (gegen Wesselofsky) eine schöpferische Gestaltungsgabe des russischen poetischen Volksgeistes, vornehmlich in den Byliny von Solovej Budimirovič und von dem „Räuber" Solovej; auch jener kommt auf prachtvoll ausgestatteten Schiffen nach Kiew, um Frauengunst zu finden und die Fürstentochter Zapava schliesslich zu heiraten, — dieser bezwingt mit seinem schmetternden Gesang, der als tötlich wirkend dargestellt wird, alles, was in seine Nähe kommt. Daher der für beide bezeichnende Name Solovej d. h. Nachtigall, denn auch Solovej Budimirovič betört die Zapava durch sein Spiel; das Hornblasen hat seine Entsprechung, einen Nachhall in dem Flötenspiel und dem schmetternden Gesang.

Sehr viele Erzählungsmotive in den Byliny sind aus dem Märchenschatz des Orients geflossen, wie Stasow in geistreicher Weise gezeigt hat (s. unten); zur Ergänzung mag auf eine Parallele hingewiesen werden zwischen der Bylina von Ivan Godinovič, Wladimirs Neffen, und dem Märchen von der treulosen Frau. Ivan Godinovič entführt die Kaufmannstochter Nastasja mit Gewalt, nachdem sie ihm als Verlobte des Koščej versagt worden war; den ihn verfolgenden Koščej überwältigt er im Kampfe, wird aber im entscheidenden Augenblicke von Nastasja verraten, die sich von Koščej durch Versprechungen betören lässt, und er wird gefesselt. Den Kočšej aber ereilt das Verderben: der Pfeil, den er nach dem Raben abschiesst, welcher wunderbar mit mensch-

Digitized by Google

licher Stimme ihm den nahen Tod verkündigt hat, fällt von der Höhe auf ihn herab und durchbohrt ihn. Nastasja wendet sich jetzt zu dem gebundenen Ivan, sie will seine Fesseln mit dem Säbel durchschneiden, aber das Schwert entfällt ihrer zitternden Hand, durchschneidet von selbst die Fesseln, und der so befreite Ivan Godinovič straft die Treulose grausam, indem er ihr die „sündhaften" Hände, die Lippen und die Zunge abschneidet und ihr zuruft „nun heirate oder lebe als Witwe, ich brauche dich nicht mehr". Das Motiv von der treulosen Frau liegt auch mehreren anderen Byliny von Michajlo Potyk (bei Rybnikov I und II und bei Kirêjevskij) zugrunde. Es sei vorausgeschickt, dass diese Byliny in zwei Teile zerfallen. In dem ersten Teile verbindet sich Potyk bei Gelegenheit einer Jagd in fernen Gegenden mit Lybedj Lichovidjevna, die er als Schwan (lebedj oder lybedj ist weiblichen Geschlechts) totschiessen will, die sich aber in dem entscheidenden Augenblicke in eine herrliche Jungfrau verwandelt. Sie geloben einander, sie wollten sich, falls eines von ihnen stürbe, gemeinsam begraben lassen, und wirklich lässt sich Potyk, als die geliebte Gattin gestorben ist, mit ihr lebendig bestatten. Im Grabe tötet er eine Schlange und bringt mit ihrem Blute seine Frau wieder zum Leben. Im zweiten Teile wird die Untreue der Awdotja Lichovidjevna (dieser Name wird ihr auch beigegeben) erzählt. Als ihr Mann einmal abwesend ist, lässt sie sich von einem litauischen Fürsten entführen, wird aber von dem ihr nachfolgenden Potyk gefunden; sie betäubt ihn jedoch mit einem Zaubertrank und verwandelt ihn in ein Steingebilde. Seine Freunde eilen ihm nach; der heilige Nikolaus lässt sie ihn finden und ruft ihn wieder ins Leben zurück. Zum zweiten Male geht er zu seiner Frau, wird wieder berauscht und diesmal an die Wand geschlagen; in solcher Lage muss er zusehen, wie der litauische Fürst seine Frau liebkost. Endlich erbarmt sich seiner als Retterin die Schwester des Verführers, Anna, und die heiratet den Potyk, nachdem die ungetreue Gattin getötet worden ist.

Die Erzählung von der treulosen Frau ist sehr verbreitet und stammt, wie es scheint, aus dem Orient, wie die meisten märchenhaften Erzählungsstoffe. In Benfeys „Pantschatantra, fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen" (IV, fünfte Erzählung), berichtet ein Märchen von einem Brahmanen, dass ihm seine Frau untreu wurde, obgleich er sie über alles liebte und

Digitized by Google

ihr einmal das Leben gerettet hatte; sie gab sich einem Krüppel hin, den der Brahmane pflegen und im Korbe tragen musste, zuletzt stiess sie diesen in einen Brunnen und gab den buckligen Krüppel für ihren Mann aus und trug ihn überall herum. Aber am Ende ereilte sie das Verhängnis, denn der wunderbar gerettete Brahmane entdeckte dem Könige eines fremden Landes ihre schändliche Undankbarkeit usw. In einem von Benfey zur Vergleichung herangezogenen Märchen entführt ein Bhilla die Frau eines eifersüchtigen Mannes. Die Fliehenden werden von dem rechtmässigen Gatten verfolgt und ereilt, aber die schlechte Frau verbündet sich mit dem Verführer gegen ihren Mann, dieser wird gefesselt und muss zusehen, wie die Ehebrecher sich in seiner Gegenwart ergötzen. Die Göttin Tschandi, gerührt von den inbrünstigen Bitten des Unglücklichen, sendet ihm Hilfe in der Gestalt eines Schwertes, das die Fesseln zerschneidet, und mit dem der betrogene Ehemann den Verführer tötet; die Frau wird von einem gerechten König grausam bestraft. Das Motiv ist sehr verbreitet, wie ich und nach mir Heinzel nachgewiesen haben (Nehring, O Walterze i Helgundzie im Warschauer Athenaeum 1886 und Heinzel, Über die Walthersage in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften, phil.-histor. Klasse 1888). Die altpolnische Erzählung in Boguphals grosspolnischer Chronik aus dem XIII. Jahrhundert besteht aus zwei Teilen: Walcerz Wdały lernt im Frankenlande die schöne Königstochter Helgunda kennen, die mit dem alemannischen Königssohne verlobt ist, er gewinnt sie durch seinen schönen Gesang und flieht mit ihr nach seiner Heimat; er wird verfolgt von dem alemannischen Königssohn, bezwingt ihn aber im Zweikampfe. Hier beginnt der zweite Teil der Erzählung. Walcerz lebt fröhlich mit Helgunda auf seinem Schlosse in Tyniec, und glücklich besiegt er auch den Fürsten Wisław in Wiślica, den Bedrücker seines Volkes, nimmt ihn gefangen und kerkert ihn auf seinem Schlosse ein. Als er einmal auf Befehl des Königs in den Krieg zieht und lange ausbleibt, klagt Helgunda ihrer vertrauten Dienerin, sie sei weder Ehefrau noch Witwe. Die Dienerin rät ihr, sie solle zum Zeitvertreib den schönen Wisław (corpore venustum, aspectu decorum) aus dem Gefängnisse befreien und zu sich bringen lassen. Helgunda folgt diesem Rate, verliebt sich in Wisław und flieht mit ihm nach Wiślica. Nun kehrt Walcerz aus dem Kriege zurück

Digitized by Google

und eilt sofort nach Wiślica; er wird von der treulosen Frau mit hinterlistiger Demut empfangen, sie spiegelt ihm vor, sie sei mit Gewalt entführt worden; er wird schliesslich dem Wisław ausgeliefert, der lässt ihn an die Wand seines Schlafgemachs festbinden und erfreut sich in seiner Gegenwart mit Helgunda. Bald aber kommt die Rache. Die Schwester Wisławs befreit Walcerz unter der Bedingung, dass er sie heirate, aus den Banden und gibt ihm ein Schwert; er tut, als ob er gefesselt wäre und verbirgt es hinter sich, dann aber haut er die beiden Treulosen mit einem Schlage zusammen. In meiner soeben zitierten Abhandlung habe ich noch auf andere Gedichte und Erzählungen ähnlichen Inhalts aufmerksam gemacht, z. B. auf das Gedicht Nussberg.

In der grossen Fülle der vergleichbaren Erzählungsmotive ist auch schon hingewiesen auf dem Kampf Ilijas mit seinem Sohne in den russischen Byliny und den gleichen Erzählungsstoffen. Die Parallele mit dem Fragment des Liedes von Hildebrant und Hadubrant hat schon Orest Miller in Herrigs Archiv herangezogen; es sei aber betont, dass an eine unmittelbare Entlehnung aus diesem deutschen Gedichte wegen der Verschiedenheit der Gespräche im entscheidenden Augenblicke nicht gedacht werden kann. Bekannt ist auch die griechische Sage von Oedipus und Laïus, und Or. Miller hat in seinem grossen Werke „Ilija Muromec i bohatyrstvo Kiewskoje“ St. Petersburg 1869 S. 41 ff. auch die Parallele mit der orientalischen Erzählung von Rustem und Zorab erwähnt, und endlich sind von Busse in der Abhandlung „Sagengeschichtliches zum Hildebrantsliede“ in Pauls und Braunes Beiträgen (XXVI 1 ff.) vom Jahre 1901 zum Vergleiche mit den Gedichten vom Kampfe des Vaters und Sohnes zahlreiche slavische Volkslieder, insbesondere serbische herangezogen, so auch das schon auch aus Kappers „Gesänge der Serben“ bekannte Lied: „Ivo Senkovič und der Aga von Ribnik“: Ivo bezwingt und tötet für seinen Vater eintretend im Zweikampfe den übermütigen Aga, zieht siegestrunken dessen schöne Kleidung an und reitet zum Vater zurück. Dieser glaubt, der Aga sei es, und in verhängnisvollem Irrtum setzt er sich zur Wehr und tötet den Sohn, so sehr dieser auch beteuert, er sei sein eigen Fleisch und Blut. Hier sei noch auf eine bis jetzt nicht beachtete Parallele hingewiesen. In der Bylinensammlung von Kirêjevskij (I 66) wird erzählt: bei einem Gelage wird dem Wladimir von seiner Gemahlin vorge-

Digitized by Google

worfen, er habe den Ilija gar nicht beschenkt, während er die anderen Helden reichlich belohnt habe. Wladimir gibt darauf dem Ilija einen prächtigen Zobelpelz, aber dieser verschmäht das Geschenk und wirft den Pelz auf den Boden. Wladimir befiehlt im Zorne, den Ilija lebendig einzumauern, und der leistet auch keinen Widerstand. Die Fürstin aber lässt einen unterirdischen Gang zu dem Grabkerker des Helden machen und ihn mit Nahrung versorgen. Es vergehen mehrere Jahre. Da fallen Tataren unter Kalin in Russland ein und bedrohen Kiew. Der Fürst, der darüber unglücklich ist, weint bittere Tränen, dass er sich in seiner Voreiligkeit gegen Ilija so leichtfertig eines Retters in der Not beraubt habe. Aber die Fürstin besänftigt ihn und gibt ihm den Rat, nachsehen zu lassen, ob Ilija nicht noch vielleicht am Leben sei. Dies geschieht, Ilija wird nach Zerstörung des Kerkers dem Fürsten zugeführt, zieht sofort gegen den Feind und besiegt schliesslich nach grossen Widerwärtigkeiten die Tataren mit Hilfe seines Neffen Jermak. Eine damit übereinstimmende Erzählung findet sich in der polnischen Chronik des sog. Gallus (Monum. Pol. hist. ed. Bielowski S. 408). Hier wird berichtet, der König Bolesław der Tapfere († 1025) habe zuweilen übereilt Todesurteile verhängt, aber die milde und kluge Königin habe die Verurteilten vom Tode gerettet, indem sie sie ohne Vorwissen des Königs im Gefängnis einschliessen und am Leben erhalten liess. Wenn dann der König beim Gastmahle seine Übereilung bedauerte, so gestand sie mit einschmeichelnden Worten ihre eigenmächtigen Anordnungen, und fussfällig bittend erwirkte sie mit den anderen Tischgenossen Verzeihung für die Verurteilten. Sagenhaft klingt auch die damit verbundene weitere Erzählung des Gallus von den Reichtümern des Polenkönigs, seinen Gefährten und Tischgenossen, welche mit ihrer Jagdbeute die königliche Küche versorgten, ferner von den Kostbarkeiten, mit denen die Frauen des Hofes sich beluden u. dgl. m. Diese Erzählung trägt schon deshalb den Stempel der Sage an der Stirn, weil sie zu dem strengen Charakter des gerechten Richters nicht passt, wie er uns durch die Geschichte des Königs Bolesław des Tapferen sonst bekannt ist. Es ist nicht zu leugnen, dass hier die sagenhaften Erzählungen des Chronisten mit dem Inhalt der Byliny übereinstimmen, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die an das Andenken des grossen Polenkönigs geknüpften Sagen bei Gelegenheit der Kriegszüge des ge-

Digitized by Google

nannten Königs oder seines ebenfalls berühmten Nachkommen Bolesław des Kühnen nach Kiew dorthin gewandert und dort auf Wladimir übertragen worden sind.

So wie die Byliny wiederholt zu sehr ergiebigen Untersuchungen über die Erzählungsstoffe und Motive Anlass gegeben haben, ebenso ist auch die Frage nach der Herkunft und dem Alter der altrussischen Heldenlieder eifrig behandelt worden. Zu beachten ist die auffallende Tatsache, dass die Byliny in Kiew und überhaupt in Südrussland unbekannt sind, wo vielmehr die von Antonowič und Dragomanow herausgegebenen und bearbeiteten historischen Lieder, die „Dumy", mit einem ganz anderen Inhalt und Charakter als die Byliny, seit jeher bis heute gesungen wurden. Da indes in den grossrussischen Byliny das lokale Kolorit und die historischen Erinnerungen an Kiew und den Grossfürsten Wladimir anknüpfen, so nimmt man an, dass infolge der tatarischen Einfälle und der tatarischen Herrschaft über Russland und nach der Vernichtung des Ansehens von Kiew durch Plünderungen die geplagte Bevölkerung von Südrussland ihre Heimat verlassen hat und nach dem Nordosten ausgewandert ist, und dass vornehmlich die mächtigen grossrussischen Grossfürsten von Moskau Jurij Dolgorukij und Andrej Bogoljubskij den Norden Russlands mit Kolonisten aus Südrussland bevölkert haben; weiter wird dann angenommen, dass diese Auswanderer ihre geistigen Güter, Sitten und Lieder mitgenommen und lange Generationen hindurch gepflegt haben; so ward es möglich, dass der Inhalt der Heldenlieder allmählich sich änderte, die historischen Erinnerungen an Kiew und die alten Kiewer Helden in ihnen aber deutlich erhalten blieben. Es seien eben neue Stoffe — so nimmt man weiter an — meist aus Märchen, zum Teil aus anderen wandernden (literarischen) Erzählungen hinzugekommen; der Rahmen blieb, der Inhalt aber wurde ein anderer und dem alten nur äusserlich angepasst. Dies zeigt sich z. B. an dem Charakter des Fürsten Wladimir, der durchaus märchenhaft, untätig und überhaupt „den Helden der Lieder nur zur Folie dienend erscheint" und von dem geschichtlichen Wladimir völlig verschieden ist. Freilich darf nicht behauptet werden, dass nun alle Byliny ihren Inhalt geändert hätten, es gab von Anfang an auch solche, deren Erzählungsstoff an sich schon fesselnd war und nicht so leicht durch einen anderen ersetzt werden konnte. So ist z. B. anzunehmen,

Digitized by Google

dass die Byliny, deren Held Solovej ist, sich im Grunde nicht verändert haben.

In der Zeit, in welcher die Veröffentlichung der Byliny in den Sammlungen von Kirêjevskij und Rybnikow in der russischen Gelehrtenwelt soviel Aufsehen und so grosses Interesse erregte, trat Stasow, einer der Bibliothekare an der öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg, in einer Abhandlung: O proizchoždenii russkich bylin (von der Provenienz der russ. Byliny) in Wêstnik Ewropy vom Jahre 1868 mit der Behauptung auf, die Byliny seien ein matter, wenig gelungener Abklatsch von Liedern, Sagen und Märchen asiatischer, meist mongolischer Völker. Stasow nahm in dieser Abhandlung den Standpunkt von Benfey ein, der in der Einleitung zu seinem Werke: „Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen, Leipzig 1859", den Gedanken ausgesprochen und begründet hatte, dass die bei den europäischen Völkern, insbesondere bei den Deutschen so sehr beliebten Märchen und Volkserzählungen asiatischen Märchen, Fabeln und Erzählungen entlehnt seien; diese epischen Stoffe seien vom fernen Osten, und zwar vornehmlich von Indien her von Volk zu Volk gewandert, bis sie einerseits durch türkische und mongolische Völker von Osten her, andererseits durch die Araber nach Spanien und von hier aus nach Westeuropa gelangten. Vor dem 10. Jahrhundert, meint Benfey, sei die Tradition und Vermittlung mündlich gewesen, seit jener Zeit aber seien diese Stoffe auch durch die Schrift nach Europa gekommen. — Diese Ansicht, die in den Gelehrtenkreisen grosses Aufsehen machte, wurde von wenigen geteilt, in Russland aber fand sie in Stasow einen eifrigen Vertreter. Dieser Gelehrte führte in seiner soeben erwähnten, mit grossem Scharfsinn und mit Eleganz geschriebenen Abhandlung aus, dass man in den russischen Byliny auffallenderweise russische Elemente — mit Ausnahme von einigen geographischen und historischen Namen — vermisse. Alles sei asiatisch. Das Land in seiner steppenartigen Ausdehnung unter einem niemals winterlich trüben, sondern stets heiteren Himmel erinnere an Asien; der ganze Charakter des Bodens und des Klimas sei asiatisch, ebenso seien die ganze Tier- und Pflanzenwelt und auch die Wohnungen der Menschen und die Helden selbst so gar nicht heimatlich-russisch, vielmehr erinnerten sie an die asiatische Natur, an die asiatischen Städte, an gemauerte Häuser und an stets zu Pferde sitzende Krieger. Die sämtlichen Einzelheiten und die

Szenerie hätten mongolische und türkische Physiognomie, selbst der Name bogatyr = Held sei asiatischen Ursprungs, und dieser Umstand allein stempele die Byliny zu armseligen Nachahmungen. Mit mongolischen und türkischen Völkern seien die Russen gerade in den Grenzgebieten gegen Osten und Südosten seit jeher in Berührung gekommen, und seit dem Beginn der Mongolenherrschaft, die bekanntlich seit der Niederlage an der Kalka 1225 zwei Jahrhunderte lang auf Russland lastete, sei die Verbindung eine stetige geworden. — Diese Abhandlung von Stasow wurde von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften bei der Verteilung des Uvarowschen Preises für die Prämiierung in Aussicht genommen, und alle Welt war auf das Gutachten der zwei Referenten gespannt. Der eine von ihnen, Professor Buslajew, der „russische Jakob Grimm", war durch seine ganze Stellung in der russischen Literatur darauf hingewiesen, die Auffassung Stasows als extravagant und unrichtig zu bezeichnen; der andere aber, ein berühmter Orientalist in Petersburg, der Akademiker Schiefner, war durch eine frühere Erklärung zugunsten der Benfeyschen Ansicht gebunden. Beide Kritiker verhielten sich gegen die von Stasow aufgestellten Behauptungen ablehnend, Schiefner aber äusserte sich in seinem Gutachten dahin, dass Stasows Arbeit sehr vorteilhaft absteche von den gelehrten Arbeiten der Russen, welche nationale Sympathien für Wissenschaft zu halten geneigt seien. Die Abhandlung Stasows wurde prämiiert. Die öffentliche Meinung wurde durch dieses Ergebnis in eine nicht geringe Aufregung gebracht. Die Zuerkennung der Prämie galt den einen als Zustimmung zu der Stasowschen Theorie, und man war verstimmt, während die anderen mit Genugtuung meinten, Stasow habe durch die Anerkennung einer westeuropäischen Theorie den Slavophilen ein Schnippchen geschlagen. Nun erhoben sich gewichtige Stimmen gegen die Stasowschen Ansichten. Buslajew in Moskau und Orest Miller in Petersburg suchten in wissenschaftlicher Weise ihre Unrichtigkeit nachzuweisen. Letzterer schrieb damals sein mehr als 800 Oktavseiten umfassendes Buch über Ilija Muromec, welches von der Petersburger Akademie auch prämiiert wurde. Die Sache hatte dann später noch ein Nachspiel auf dem im Jahre 1874 abgehaltenen archäologischen Kongress: die Professoren Antonovič und Dragomanov in Kiew legten dem Kongresse den I. Band ihrer Sammlung südrussischer Lieder vor: Istoričeskija pêsni malorusskago naroda, Kiew 1874. Schon der

Digitized by Google

Stoff dieser historischen Lieder und ihre poetische Form schien zu einer Vergleichung mit den grossrussischen Byliny herauszufordern, noch mehr aber gab der Inhalt der Einleitung Anlass dazu. In der Vorrede stellten sich nämlich die Herausgeber auf den Standpunkt von Benfey und Stasow und suchten zu zeigen, dass viele der südrussischen Lieder zur wandernden Literatur gehören, besonders ist dies mit vieler Sachkenntnis in bezug auf diejenigen Lieder nachgewiesen, deren Inhalt der Incest zwischen Mutter und Sohn, zwischen Schwester und Bruder ist. Man habe seit jeher in ihnen einen mythischen Sinn zu finden geglaubt und in ihnen uraltes, gleichsam autochthones Eigentum des Volkes erblickt. Nun zeigten die Herausgeber, man dürfe einen solchen Schluss sich unter keiner Bedingung erlauben, solange es möglich sei nachzuweisen, dass Entlehnung stattgefunden habe. Die südrussischen Lieder, in denen der Bruder seine Schwester als Sklavin findet, seien nach Südrussland aus Serbien eingewandert, wo der Stoff von den Türken entlehnt sein mochte; diejenigen, in denen der Bruder die Schwester als Schenkmädchen kennen lernt, stammten aus Deutschland und unmittelbar aus lateinischen Vorlagen; diejenigen aber, welche von blutschänderischer Verbindung des Sohnes mit der Mutter handelten, stammten aus dem Westen und seien zunächst in polnischer Sprache den Russen bekannt geworden. Diese Ausführungen schienen auch auf die Byliny Anwendung zu finden, wenigstens wurde das von mancher Seite so aufgefasst. Merkwürdig musste es auch vorkommen, dass die Byliny, welche von Wladimir und seinen Helden singen, gerade in Kiew und in Südrussland dem Volke gänzlich unbekannt sind. Hier, in Kiew, übernahm Orest Miller noch einmal die Verteidigung des russischen, heimischen Ursprungs der Byliny und sprach darüber in einer Sitzung, die durch ein zahlreiches Publikum, besonders aber durch einen reichen Damenflor ausgezeichnet war. Er gab zu, dass die Byliny und die südrussischen historischen Lieder einen ganz verschiedenen Charakter hätten: die Helden der grossrussischen Byliny seien gleichsam Halbgötter, die mit ihren Keulen oder Schwertern Tausende von Feinden niederhieben, die auf ihren feurigen Rossen über Berg und Fluss mit gewaltigen Sätzen dahinjagten, die ebenso unmässig, wie in ihrer Kriegswut, auch beim Mahle seien und aus Humpen tränken, welche anderthalb Eimer fassten usw.; die ukrainischen Helden seien auch tüchtig und

Digitized by Google

ragten über gewöhnliche Menschenkinder bedeutend hervor, aber schliesslich seien sie doch nur Menschen und handelten auch menschlich. Aber aus dieser grossen Verschiedenheit sei, wenn man auch zugeben müsse, dass die Byliny in Südrussland vergessen seien, der Schluss nicht zu ziehen, dass die Grossrussen ihre epischen Gedichte von den Mongolen oder Finnen entlehnt und sie nur in russische Nomenklatur gesteckt hätten oder, was man auch annehmen könnte, dass die ganze Bevölkerung Südrusslands ausgewandert sein sollte, ihre Lieder nach dem Norden auf die Wanderung mitnehmend und einer anderen slavischen Bevölkerung Platz machend. Wenn auch für die innere Verwandtschaft der Byliny und der südrussischen historischen Lieder, so äusserte sich der Redner weiter, keine ausdrücklichen Beweise beigebracht werden konnten, so wurzelten die ersteren doch auf südrussischem Boden und Ilija von Murom, der Hauptheld des Wladimirschen Zyklus, liege in Kiew begraben. Anklänge in den Byliny an den Inhalt der südrussischen historischen Lieder und umgekehrt fand O. Miller auch äusserst wenige und geringe (in Čurilo-Żurilo, in Alësa Popovič-Aleksej Popovič); von ihnen und von anderen Helden wüssten die südrussischen Lêtopisi zu erzählen, und schliesslich sei auch zu bedenken, dass in den Handschriften des 17. und 18. Jahrhunderts vielfach prosaische Erzählungen sich fänden, welche dem Inhalte nach mit den Byliny verwandt seien, so dass die prosaische Literatur in Südrussland mit der poetischen der Grossrussen vielfach übereinstimme. Dies ist der Stand der Streitfrage bis auf den gegenwärtigen Augenblick; es ist ein Streit, an dem bis jetzt überwiegend nur russische Gelehrte teilgenommen haben, scharfsinnig geführt, aber nicht völlig entschieden, gemäss dem Ausspruch eines geistreichen russischen Gelehrten, dass in Russland ungelöste Probleme an der Tagesordnung sind. Es ist vor allem kein Wort darüber zu verlieren, dass die Byliny von Iwan dem Schrecklichen und den späteren Caren echt russisch sind; hier an Entlehnung oder Nachahmung zu denken, ist unmöglich; es handelt sich bei der Frage von der Herkunft der Byliny nur darum, ob die Byliny des Wladimirschen Zyklus echt russisch sind oder nicht, ob sie vielleicht nicht „ein bloss kastrierter Extrakt mongolischer oder überhaupt asiatischer poetischer Erzeugnisse“ sind. Vor allem ist bei der Entscheidung dieser Frage zu betonen, dass die Byliny dieses Zyklus einen merkwürdig gleichartigen Charakter haben

nach Stoff, Form, poetischer Ausschmückung usw., mögen sie zu Hause sein, wo sie wollen: in allen tritt Russland auf als geeinigt unter der milden Herrschaft des glanzvollen Wladimir des „Sonnigen“, des laskovyj knjaź solnyško; von dem späteren Übergewicht Moskaus und überhaupt von den Moskauer knjäzen findet sich hier noch keine Erwähnung. Moskau ist nur genannt als eine Grenzmark, als Moskovskyja storoževyja zastavy, Moskauer Wachtbarrieren (nämlich Wacht gegen die Mongolen); bekanntlich liegt Moskau auf finnischem Boden und ist erst später durch christliche russische Kolonisten allmählich russifiziert worden. Die Byliny des Wladimirschen Zyklus müssen also entstanden sein, da Kiew noch das Übergewicht hatte, oder da dieses Übergewicht noch in frischem Andenken war, jedenfalls vor dem Übergewicht Moskaus, das schon im 12. Jahrhundert eintritt. Historische Lieder entstehen bekanntlich in einer Epoche, in der das frische Andenken an die Personen und Tatsachen, und im allgemeinen an den historischen Hintergrund noch lebt, und die ältesten russischen Byliny werden ursprünglich historische Lieder gewesen sein; später mag dann, wie oben gesagt, ihr Inhalt mehr oder weniger verändert worden sein. Nun kommen noch, um diesem allgemeinen Beweis für die russische Echtheit auch im besonderen Geltung zu verschaffen, viele wichtige Erwägungen hinzu, auf die vor allem schon im Jahre 1862 Majkow in seiner Dissertation „O bylinach Wladimirovago cykla“ hingewiesen hat, indem er zu zeigen suchte, dass viele der in den Byliny gefeierten Helden historische Persönlichkeiten sind und in Lêtopisi des 12. und 13. Jahrhunderts genannt werden; er hat sich die Mühe gegeben, die betreffenden Namen aus den Annalenbüchern heraus zu suchen samt den Begebenheiten, welche sich an dieselben knüpfen, und es ergibt sich aus der sorgfältigen Nachforschung, dass diese Namen nur bis zum 13. Jahrhundert in den russischen Annalen anzutreffen sind; später hört der Parallelismus zwischen den Helden der Byliny und ihren Namensvettern in den Lêtopisi auf (vgl. Wollner, Untersuchungen über die Volksepik der Grossrussen 1879 S. 47). Noch mehr fällt auf, dass in den Lêtopisi von den bohatyri nur bis zum 13. Jahrhundert die Rede ist, von dieser Zeit an aber verschwindet der Name aus den Annalenbüchern, der soviel Anstoss erregt hat. Der Name ist allerdings kein slavisches Wort, er ist tatarischen Ursprungs, und baghatur heisst tüchtig (fortis); das türkische be-

hâder und das ins Persische eingedrungene behâdur haben dieselbe Bedeutung; aus den Annalenbüchern zeigt es sich, dass das Wort schon vor der Mongolenherrschaft (vor dem 13. Jahrhundert) in Russland im Gebrauch war. Es sei noch eines erwähnt: man hat gemeint, dass die landschaftliche Szenerie und der historische Hintergrund in den Byliny von der Wirklichkeit und der geschichtlichen Überlieferung abweiche. Im grossen Ganzen sind die Einzelheiten der Erzählungsstoffe nicht geschichtlich, sondern märchenhaft, aber die Erinnerung an die handelnden historischen Personen und an die einstige Grösse von Kiew ist treu erhalten. In den ältesten Lêtopisi erscheinen fast alle russischen Fürsten als gewaltige Kriegshelden, „Riesen im Dämmerschein": velikany sumraka, wie Karamzin sich ausdrückt, unternehmen Züge gegen Byzanz und verbreiten Schrecken vor und um sich, belegen die unterworfenen Stämme mit Tribut; Kiew wird eine reiche Stadt, wo Griechen Handelsbeziehungen suchen und finden, wo infolge ausgedehnter Beziehungen stets neue Elemente neues Leben erzeugen; die Stadt wird reich, aber der Reichtum verleiht ihr einen sybaritischen Charakter; so erscheint sie in der Schilderung Thietmars. Eine Tatsache möge hier aus der altrussischen Lêtopisj angeführt werden. Wladimir lässt silberne Löffel für sein Gefolge schmieden, da die Recken nicht mehr mit hölzernen essen wollen und silberne verlangen; der Grossfürst äussert dazu: für Gold und Silber kann ich keine Družina (Gefolge) haben, mit der Družina aber wohl Gold und Silber, wie mein Vater und Grossvater mit Hilfe ihrer Gefolgschaft solche Schätze in Fülle erworben haben. Die Erinnerung an die Reichtümer und die Üppigkeit Kiews um das Jahr 1000 und später lebt in so mancher polnischen Erzählung, so in den Berichten polnischer Chronisten von den Kriegszügen Bolesławs des Tapferen und Bolesławs des Kühnen nach Kiew. Von den Gelagen und dem üppigen Leben am Hofe Wladimirs erzählt ausführlich der sog. Nestor (nach dem Lavrentiew'ski codex S. 74). Einzelheiten, die uns den Einblick gestatten in das Treiben an dem Hofe Wladimirs, finden sich auch in dem II. Bande der Učenyja zapiski der II. Abteilung der Petersburger Akademie der Wissenschaften. Fürstliche Gelage kamen häufig vor: bei der Bescherung des jungen Fürstensohnes, bei der ersten Pferdebesteigung desselben, bei Hochzeiten und den mannigfachsten Anlässen. Bei den Zechgelagen spielten Spielleute auf der guslj „igrali na guslach", andere

Digitized by Google

spielten auf der Orgel, andere sangen Lieder vor dem Fürsten, „jakože obyčaj jest' pred knjazem (wie es Brauch ist vor dem Fürsten). Aus den Schriften des hl. Feodosij, des bekannten Abtes und Hauptorganisators des Höhlenklosters bei Kiew, vorzugsweise aus dessen Predigten, lernen wir das Leben, besonders aber die Ausschreitungen bei den Gelagen genauer kennen: er eifert gegen die Trunksucht, Völlerei, gegen die sündhaften Spiele, gegen die Possenreisser (skomorochi), Guslispieler, Zauberer und Wahrsager; freilich konnte es nicht anders sein in der Zeit des „doppelten Glaubens", wie Nestor sich ausdrückt, d. h. in der Zeit, wo das Christentum noch nicht völlig gesiegt hat. Zu diesen historischen Erinnerungen stimmt durchaus der Hintergrund der Byliny: Kiew erscheint auch gerade in den Heldenliedern als eine gewaltige, reiche Stadt, der Grossfürst Wladimir als der mächtige Herrscher, die angehäuften Reichtümer als die unerschöpfliche Quelle der Pracht und der Üppigkeit des Lebens; die russischen Frauen vermögen, wie schon angedeutet, die Last der Kostbarkeiten kaum zu tragen; die Gastmähler an dem Hofe Wladimirs sind in den Byliny geradezu der Sammelpunkt der Helden unter dem Vorsitz des Fürsten. Die Byliny beginnen gewöhnlich mit der Meldung von einem Gastmahl bei dem Fürsten, bei ihnen geht es üppig und fröhlich zu, und Heldentaten werden bei diesen Gelagen geplant oder erzählt.

Die historischen Zeugnisse von den russischen Byliny gehen ziemlich weit zurück in die Vergangenheit. Ein gewisser Erich Lassota von Stablau (16. Jahrh.) schreibt in dem Bericht von seiner Reise zu den Kosaken (Halle 1866 S. 203) über das Höhlenkloster und die Sophienkirche in Kiew: „in einer anderen Capellen an der Kirchen ausserhalb ist gewesen das Begrebniss des Eliae Morawlin (Grab des Elias von Murom), so ein fürnehmer held oder bohader, wie die es nennen, gewesen, von dem man viel fabeln sagt"; mag dabei auch nicht gestattet sein, an ein Singen von Byliny zu denken, so ist doch ersichtlich, dass am Ende des 16. Jahrhunderts die Erinnerung an den Ilija der Byliny noch lebendig war; entscheidend dafür ist das Wort bohatyr Held, das in den ukrainischen historischen Liedern nicht gebraucht wird, sondern nur in den Byliny, und die „vielen Fabeln" sind sicher der Inhalt der Byliny. Im Beginn des 17. Jahrhunderts erzählt der Mönch Kalnafojski in seiner Beschreibung des Höhlenklosters, dass dort

auch begraben liege ein „Heiliger“ von riesenhaftem Wuchs, den das Volk Czobotek nenne: „tego (darmo) lud pospolity Czobotkiem nazywa“, was nicht notwendig als ein Spitzname des Ilija gedeutet werden muss, da der schon erwähnte Erich Lassota auch einen Riesen Czobotka erwähnt, aber ihn nicht mit Ilija identifiziert: „ein Riess und Bohader Czobotka genanndt, von dem sagt man, dass er einmals von seinen Feinden unversehens überfallen worden, gleich wie er den einen stiefel angelegt; als er aber in der eill zu keiner anderen Wehr kommen können, hat er sich mit dem anderen stiefel, so er noch nicht angezogen, zur gegenwehr gesetzt und sie alle damitt erlegt und davon den Nahmen bekommen“, möglich ist, dass unter dem Namen Czobotek irgend ein Bylinyheld verborgen ist. In derselben Zeit, im Jahre 1619, brachte aus Russland ein Geistlicher Richard James, der mit einer englischen Gesandtschaft in der genannten Zeit in Russland weilte, sechs russische Volkslieder nach England, welche in Oxford aufbewahrt werden, darunter befindet sich eine Bylina; veröffentlicht wurden diese russischen Volkslieder in dem I. Bande der akademischen Izvêstija (Denkschriften), in der Chrestomathie von Buslajew und anderswo. Es darf ferner nicht vergessen werden, dass nach dem Bericht von Herberstein (zur Zeit Maximilians I.), russische bei Orsza kriegsgefangene Bojaren auf dem Wiener Kongresse 1515 russische Heldenlieder gesungen haben sollen. Was aber am interessantesten und für das hohe Alter der russischen Byliny am meisten beweisend ist, sind Erwähnungen russischer Bylinyhelden in der deutschen Vilcinasaga. Vilcinus kämpfte in Polen und Russland, bezwang Smolensk, Kiew und Palltesk, zuletzt Holmgard, den Hauptsitz des Hertnit, der die Herrschaft des Vilcinus anerkennen musste. Aber nach dem Tode des letzteren wandte sich das Glück. Hertnit bezwingt Nordian, der sich jetzt der Herrschaft Hertnits beugen muss. Dieser hat zwei Söhne: Osantrix und Waldimar, und von einer Sklavin einen dritten, nämlich Ilia. Den ersten bestellt er zum Herrscher über die Gebiete des Vilcinus, Waldimar macht er zum Könige von Polen und Russland, und Ilija zum Jarl (Fürst) von Griechenland. Bekanntlich hängt mit der Vilcinasaga das Gedicht „König Rother“ aus dem 13. Jahrhundert zusammen, und hier tritt ein Held „Ilias van Riuzen“ auf (Ilija von Russland). Dieser Ilias der deutschen Heldensage ist wohl kein anderer, als Ilija von Murom, der Hauptheld des Wladimirschen

Digitized by Google

Zyklus, man vgl. Müllenhoff, Zeugnisse und Exkurse zur deutschen Heldensage in Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum XII 339 ff. (Dabei wäre auch zu erwägen, ob nicht der Name Osantrix[1]) der Vilcinasage sich durch Asên(t)rex erklärt, womit der bekannte Begründer des zweiten Bulgarenreiches (1186—1196) gemeint sein könnte, der nach Sage und Geschichte Hirt gewesen ist; weniger wäre wohl an Asên II., seinen Sohn, zu denken, der 1241 gestorben ist. Jedenfalls ist zu beachten, dass der Osten eine bedeutende Rolle in der deutschen Sagengeschichte spielt.) Selbstverständlich sind es nur allgemeine Erinnerungen an Wladimir und Ilija von Murom, aber es ist kaum abzuleugnen, dass diese Namen, vornehmlich der des Ilija, genommen sind aus einem russischen Sagenkreise, mit dem die norddeutsche Sage höchstwahrscheinlich durch die Beziehungen des Seehandels bekannt wurde.

Die heutigen Isländer.

Von Dr. W. H. Vogt.

I. Literaturübersicht.

Wenn man mit Isländern über ihre Heimat spricht, muss man sehr vorsichtig sein. Sie empfinden jeden Vorwurf, jedes abschätzige Urteil sehr peinlich und weisen es lebhaft zurück. Sie wissen, dass ihr Land trotz der redlichen Arbeit der letzten Jahrzehnte weit zurücksteht in der Kultur, weiter als es die grosse Entfernung bedingte; sie wissen auch, dass im Auslande ganz falsche Vorstellungen über sie verbreitet sind. Man hält sie für Eskimos und hat sie zu ihrem grossen Ärger auf der dänischen Kolonialausstellung mit Westindiern und Eskimos unter einem Zeltdach vereinigt. Auch erzählt man sich allerlei Fabeln über ihre Sitten. B. Kahle berichtet davon in der Wissenschaftlichen Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung 1902 den 17. Januar in dem Aufsatze Fabeleien über Norwegen und Island, und Gebhardt übersetzt im Globus 1898, Band 74, S. 61—64 einen Aufsatz aus der isländischen Zeitung Isafold, Reykjavik 26. Juni 1897.

[1]) Das byzantinische ῥήξ „König" war auch bei den Bulgaren gebräuchlich, und die neugriechische Aussprache war ja *rix*.

Digitized by Google

Hier hat der Redakteur Einar Hjörleifsson die Blüten europäischer Ignoranz über isländische Verhältnisse, die er auf seiner Reise bis Korsika am Wege hat pflücken können, zu einem artigen Sträusschen vereinigt. Solche beschämenden Irrtümer und Züge haben den Isländern schon vor 300 Jahren Ärger gemacht. Da hat der berühmte Wiedererwecker der alten isländischen Literatur Arngrímur Jónsson Vídalín seinen „Brevis commentarius de Islandia", Kopenhagen 1593, gegen das niederdeutsche Gedicht „Van Island" geschrieben, das von dem Hamburger Schiffer oder Schiffsbarbier (Zeitschrift für niederdeutsche Sprachforschung IX, 1883 S. 110 ff. und 143 ff.) stammt. In der „Anatome Blefkiana" hat er Dithmar Blefkens lateinische Schrift über Island widerlegt und endlich in der „Crymogaea" — Eisland — eine positive Darstellung der Zustände und Geschichte des Landes gegeben.

Mit beissendem Spotte behandelt Benedict Gröndal d. J. in der Geschichte von der Höllenfahrtsschlacht[1]), einer Satire auf die Schlacht von Solferino, „das verrückteste Buch des Jahrhunderts" Voyage dans les mers du nord à bord de la corvette „la reine Hortense" Paris 1857 von Charles Edmond (Choiecki). Und Þórvaldur Thoroddsen, der im zweiten Buche seiner Geschichte der isländischen Geographie (übersetzt von Gebhardt, Leipzig 1892—98) die Vorstellungen von Island und seiner Natur und die Untersuchungen darüber behandelt hat, gesellt dieser Tage jenen alten Lügenschreibern einen der jüngsten Schriftsteller über Island, Nelson Annandale[2]), in hellem Zorne bei (in der Zeitschrift Eimreidin XII. 1906. 1. Hefti, S. 27—37, Kopenhagen, herausgegeben von Dr. Valtýr Guðmundsson). Nach dieser Kritik hat in der Tat der Verfasser, der sich ohne Kenntnis der Sprache nur kurze Zeit im Südlande der Insel aufgehalten hat, ohne Urteil alles Üble, was sich sagen lässt, zusammengetragen.

Wir Deutschen haben seit langen Jahren sehr tüchtige Arbeiten über die moderne isländische Kultur. Von Reisewerken nimmt des Jesuitenpaters Baumgartner Island und die Färöer, Freiburg i. Br. 1889, die erste Stelle ein. Propst Jónas Jónasson

[1]) Sagan af Heljarslóðarorrustu eptir Benedict Gröndal, 2. útg., Reykjavík 1891, 8. 47.

[2]) Nelson Annandale: The Faroes and Iceland: Studies in Island Life. With 24 Illustrations and an appendix on the celtic pony by F. H. Marshall. D. Sc. Oxford. Clarendon Press. 1905, VIII 238 bls.

auf Hrafnagil in Nordisland, ein gläubiger Protestant und guter Kenner der deutschen Literatur, nannte es das beste, was über Islands Volk geschrieben worden ist; freilich dass die Isländer so leicht für den Krummstab zu gewinnen seien, glaube er doch nicht. Andreas Heuslers Bilder aus Island, Deutsche Rundschau 1896 Nr. 22, 23, aber geben ohne Zweifel die beste kurze Charakteristik von Land und Leuten. Mit Vergnügen wird man Kahles liebenswürdige Erzählung Ein Sommer auf Island, Berlin 1900, lesen und dankbar sein für die vielen praktischen Winke — Kahle will einen Ersatz für einen Reiseführer bieten[1]) — und die Inhaltsangaben und Übersetzungen aus der alten und neuen isländischen Literatur; sie sind der Schilderung der Orte, auf die sie Bezug haben, eingegliedert. Unter der Mitternachtssonne durch die Vulkan- und Gletscherwelt Islands heisst die Beschreibung, die M. phil. Carl Küchler von seiner Reise im Südwestviertel der Insel gibt. Der Verfasser reiste im Auftrage der Firma Karl Baedecker, seine Darstellung erstreckt sich zumeist auf die Wunder der Natur, die er mit grosser Freude schildert. Auch Küchler bietet Proben aus der alten und neuen Literatur der Insel. Die Ausbeute für die Volkskunde tritt hinter der für die Naturkunde zurück. Reicher Bilderschmuck vermittelt die sinnliche Anschauung.

Von systematischen Werken sind am bedeutendsten die beiden emsigen Arbeiten von Poestion. In „Island, Das Land und seine Bewohner nach den neuesten Quellen", Wien 1885, legt er eine Darstellung des physischen und kulturellen Island vor, die sich auf statistische Untersuchungen stützt. In der „Übersicht des Geisteslebens auf Island seit der Reformation", die er der Sammlung „Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung", Leipzig 1897, als „Kulturhistorische Folie für die biographisch-kritischen Skizzen" (Vorwort S. IV) vorausschickt, behandelt er in Querschnitten, jahrhundertweise, alle Gebiete des geistigen Lebens des Volkes vom dunklen Aberglauben bis zu dem lichten Schaffen in allen Künsten und Wissenschaften. Dabei macht der Verfasser im Text und in den Anmerkungen eine solche Fülle von Literaturangaben, dass das

[1]) Es gibt nur den englischen: Lok, Guide to Iceland. Charlton 1882 und auch in neuerer Auflage; der Baedecker für Norwegen und Schweden, der Ende Juli 1906 erscheinen soll, wird auch einen kurzen Anhang über Island enthalten.

Digitized by Google

Buch ein unentbehrliches bibliographisches Hilfsmittel für jede Arbeit auf diesen Gebieten ist. Für die Volkskunde ist die Einleitung von besonderer Wichtigkeit. Hier sucht Poestion den eigentümlichen Zug im Volkscharakter der Isländer, das Literatentum, klarzulegen und geht zu diesem Zwecke die geistigen Beschäftigungen der Isländer durch: das Sagalesen, die Sangeswettkämpfe, das Spottversdichten und die übrigen poetischen Spielereien des reimgewandten Volkes — Spielereien will er's allerdings nicht nennen. Im Register sind alle Stellen, die über Volkskunde handeln, gesammelt. Im Hauptteil bietet der Verfasser dann sehr sorgfältige, auf eingehende bibliographische und briefliche Nachforschungen gegründete Biographien von 24 Dichtern seit der Reformationszeit und Proben ihrer Dichtungen, die er durch erklärende Texte verbindet. Überall stellt er die Verfasser in die Entwicklung des Volkslebens und der Literatur und behandelt zu diesem Zwecke zusammenhängende literarische Themata. So leitet ein Überblick über die Geschichte des Kirchenliedes seit Luther in Deutschland, Skandinavien und Island den Abschnitt über den Kirchenliederdichter Hallgrímur Pjetursson (1614—1674) ein, dessen Passíusálmar 1900 in 42. Auflage erschienen sind. Besonders hinzuweisen ist auf den Aufsatz über die Zeitschrift Fjölnir S. 332—338, die den bewussten Beginn der neuen isländischen Literatur bezeichnet, und auf die Nachforschungen über die moderne Übersetzungsliteratur der Isländer S. 440—447. Am Schluss stehen die jüngsten Isländer. Drei sehr sorgfältige Register machen das Buch als Nachschlagewerk sehr brauchbar. 1904 endlich hat Poestion in den „Eislandblüten" (Neuisländische lyrische Anthologie in Übersetzungen. München 1904) die isländische Dichtung uns Deutschen weiter erschlossen; auch hier gibt die Einleitung einen geschichtlichen Überblick.

Poestions Arbeit hat am meisten Dank auf Island selbst gefunden. Alle Gebildeten kennen „den Freund Islands", der isländisches Wesen in Deutschland bekannt macht, und sogar Knechte und Arbeiter in Akureyri fragten mich nach ihm; man erwartete ihn, der die Insel noch nie gesehen hat, im letzten Sommer und sprach davon, dass der Reichstag ihm eine Ehrengabe für seine Arbeiten bewilligen wolle; doch ist das wohl nur ein Gerücht gewesen.

Eine „Geschichte der isländischen Dichtung der Neuzeit"

Digitized by Google

(1800—1900) 1. Heft: Novellistik. Leipzig 1896. 2. Heft: Dramatik 1902 hat Küchler gegeben. Mit einer Reihe von Übersetzungen stehen er und Frl. M. Lehmann-Filhés neben Poestion. Von dieser findet sich auch eine grosse Menge kleiner Mitteilungen über archäologische und volkskundliche Gegenstände in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte verstreut.

Zur Wende des Jahrhunderts aber hat Island wieder von einem seiner Söhne eine zusammenfassende Aufzeichnung des Kulturzustandes erhalten. Dr. Valtýr Guðmundsson, Universitätsdozent in Kopenhagen und Mitglied des isländischen Reichstages, hat „Islands Kultur ved Aarhundredskiftet" 1900, København 1902, geschildert, und Oberlehrer Richard Palleske hat das Buch ins Deutsche übertragen: Island am Beginn des 20. Jahrhunderts, Kattowitz in Schlesien. Druck und Verlag von Gebrüder Böhm. 1904 (Eine Vorarbeit ist Guðmundssons Schrift: Die Fortschritte Islands im 19. Jahrhundert. Aus dem Isländischen übersetzt von Palleske. Beilage zum 31. Jahresbericht des städt. Gymnasiums zu Kattowitz 1902). Das deutsche Buch ist zwar im wesentlichen eine Übersetzung der dänischen Ausgabe; doch hat der Verfasser inzwischen zum Teil neue Quellen benutzen können, und der Übersetzer hat eine ganze Reihe von Literaturangaben, die dem Original fehlen, in den Anmerkungen und im Anhang gesammelt. Nachtragen möchte ich: zu Schweitzers Island, Land und Leute, Geschichte, Literatur und Sprache, Leipzig und Berlin 1885, und Carpenters Grundriss der neuisländischen Grammatik, Leipzig 1881, die nicht als zuverlässig gilt, ist 1905 Finnur Jónssons Omrids af det islandske Sprogs Formlœre i Nutiden, København, getreten. Das Buch ist aber so kurz gehalten, dass sich nur der sprachlich Geschulte hindurch finden kann. H. Erkes Kurzer Deutsch-Neuisländischer Sprachführer, Dortmund 1906, macht keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Die einzigen Wörterbücher, die die neuisländische Sprache behandeln, sind: Ný dönsk orðabók með íslenzkum þýðingum, Adalhöfundr Jónas Jónasson, Reykjavík 1896, ein dänisch-isländisches Wörterbuch, das Propst Jónas Jónasson mit anderen Gelehrten herausgegeben hat. Das zweite ist G. T. Zoëgas Islenzk-ensk orðabók (Icelandic-english dictionary) Reykjavík 1904 [1]). In diesem Buche fehlen freilich viele

[1]) Von demselben Ensk-islenzk orðabók. Reykjavík 1896.

Digitized by Google

echt isländische Wendungen und schon bei der Lektüre von Zeitungsartikeln und einfachen Novellen versagt es oft. Nun hat sich ja die isländische Sprache seit der Sagazeit so wenig verändert, dass man ganz gut mit Cleasby-Vigfusson oder Fritzner neuisländisch lesen kann. Diesen teuren und grossen Werken gegenüber aber hat Zoëgas Orđabók den Vorteil, dass es nur fünf Kronen kostet und bequem mitzuführen ist. Das kleine Buch: Fjörutíu tíma í dönsku von Þorsteinn S. Egilsson, Reykjavík 1904 (40 Stunden Dänisch), das bestimmt ist, Isländer in die dänische Umgangssprache einzuführen, kann man schliesslich auch umgekehrt benutzen, um vom Dänischen aus in die isländische Verkehrssprache hineinzukommen. Erkes führt noch Jón Olafsson, Vesturfaratúlkur, Reykjavík 1890, und Páll Þorkelsson, Guide islandais-français, Copenhague 1893, an; somit kämen vielleicht noch die Lehr- und Wörterbücher in Betracht, die auf den isländischen Schulen gebraucht werden; so St. Thorsteinssons Kennslubók í Þýzku (Deutsches Lehrbuch); — im übrigen ist man auf Unterricht angewiesen, den man in Kopenhagen leicht bekommen kann. Die isländische Literatur des 19. Jahrhunderts öffnet sich dem Kenner der Sprache in „Sýnisbók íslenzkra bókmennta á 19. öld. Út gefið hefur Bogi Th. Melsteð. Kaupmannahöfn 1891“ (Blütenlese der isländischen Literatur des 19. Jahrhunderts, herausgegeben von B. Th. Melsteð, Kopenhagen, Gyldendals Verlag 1891). Ob die von Palleske S. 227 zitierte Bibliographie Mimir, Icelandic Institutions with Addresses weiter erscheinen wird, ist zu bezweifeln, da der Begründer und Herausgeber Prof. W. Fiske in Florenz gestorben ist[1]).

An Stelle der von Gudmundsson gebotenen Auswahl isländischer Gedichte hat Palleske eine umfangreichere gesetzt, manches bisher Ungedruckte ist hier zum ersten Male veröffentlicht, vieles wird ausführlich erklärt. A'rni Böđvarssons Gedicht Schiffsneuigkeiten S. 161 und die Bilder aus dem Volksleben sind volkskundlich am interessantesten.

In Beilage Nr. III, Winke für Islandreisen, sind zuverlässige

[1]) Nachtrag. Eine gute Zusammenstellung der Hilfsmittel zum Studium der isländischen Sprache und Literatur gibt H. Buergel Goodwin, det moderna isländska ljudsystemet. Svenska Landsmål, Stockholm 1905, S. 99 ff. Auch finden sich hier Angaben über Vokalquantität, Palatalisierung und Velarisierung und phonetische Schreibung im Neuisländischen. Ss.

Digitized by Google

Angaben enthalten; Finnur Jónssons Kostenberechnung in Atlanten, Medlemsblad for Foreningen „De danske Atlanterhavsöer“ 1. Aargang Nr. 10, Oktober 1904 S. 145–150 ist zu niedrig. Da diese Zeilen doch wohl von manchen Reiselustigen gelesen werden, seien hierzu noch ein paar Bemerkungen gestattet. Ausrüstungsgegenstände kauft man am billigsten in Island selbst; es ist meist englische, zollfreie Ware. Sind nicht gerade Entdeckungsreisen in völlig unbewohnte Gegenden beabsichtigt, so braucht der gesunde, kräftige Reisende nicht mehr an Esswaren mitzunehmen, als er auf Alpenmärschen nötig hat: Schwarzbrot und Speck, vor dem die Isländer übrigens einen grossen Abscheu haben; Schokolade und Whisky je nach Neigung. Gutes warmes Essen bekommt man in den Quartieren morgens und abends, mittags Kaffee und Kuchen. Auch wenn etwa grössere Öden zu durchqueren sind, lebt man besser einmal 24 Stunden ohne Suppe, als dass man sich mit einer Küchenausstattung belädt; ohne Anstrengung ist die Reise eben nicht. Pferde leihe man nicht in der Stadt, da gibt es nur Mähren; man schicke lieber den Führer aufs Land, wo sie viel besser und auch billiger zu beschaffen sind. Da die Tiere kein Kraftfutter bekommen, braucht man zwei Pferde am Tage bei etwa 10stündigem Ritte. Reiten braucht man durchaus nicht zu können. Wer ganz billig reisen will, schliesst sich der reitenden Post an und spart auf diese Weise den teuren Führerlohn. Da es keine ausreichenden Karten gibt, ist das Alleinreisen selbst dem Sprachkundigen nicht zu raten. — Was die Seefahrt anlangt: auch Det forenede Dampskibselskab hat 1905 den Preis für die Hin- und Rückreise auf 115 Kr. herabgesetzt; als das beste Schiff gilt der Kong Inge von Thore-Tulinius.

Nach einer Schilderung der Natur Islands von Th. Thoroddsen eröffnet Guðmundsson die Darstellung mit dem Aufsatze: Die Bevölkerung, Züge aus dem täglichen Leben. Dieser Abschnitt enthält eine sehr gedrängte Übersicht über die Gebiete, die die Volkskunde bearbeitet. G. gibt eine Statistik, spricht vom Volkscharakter, der Kleidung, dem Hause, Belustigungen und Sport und abergläubischen Vorstellungen. Aber auch in den übrigen Kapiteln findet sich noch vieles, was unmittelbar in die Volkskunde schlägt, besonders in V, S. 102—111 die Kunst, mit Abbildungen aus dem Museum für Altertümer in Reykjavík als Zeugnissen volkstümlicher Handarbeit, ferner in VI Grundlagen und Verhältnisse

Digitized by Google

des praktischen Lebens, wo das Volk bei der Arbeit geschildert wird. Eine eingehendere Behandlung der wissenschaftlichen Tätigkeit der Isländer in der Volkskunde, als sie S. 95 gegeben wird, gestattete wohl die Anlage des Werkes nicht; es ist auf Poestion, Isländische Dichter, Register I unter Volkskunde zu verweisen. Kapitel III behandelt das öffentliche Leben und die Behörden — die Verfassungsgeschichte, von Palleske bis 1904 fortgeführt, fesselt am meisten —, Kapitel IV das Volksbildungswesen. Am Schlusse der geschichtlichen Darstellung des gesamten isländischen Schrifttums des 19. Jahrhunderts (V 1—3) kommt G. zu dem Resultat: „Vor hundert Jahren war es nicht viel mehr als ein verkümmerter Schössling der klassischen Literatur Islands und seine Sprache fast durchweg hochgradig entartet und verdorben. Jetzt dagegen kann man tatsächlich von einem selbständigen neuisländischen Schrifttum sprechen". S. 100.

Das Buch ist mit 108 in den Text gedruckten Abbildungen, zum Teil Porträts, und dem farbigen Titelbild „Nordlicht hinter Wolken" geschmückt [1]). Es ist eine gelehrte Arbeit, die zum grossen Teil auf statistisches Material gegründet ist; trotzdem kann es in seiner geschickten Darstellung wohl das Interesse weiterer Kreise erregen, wenn ihm freilich auch die frische Anschaulichkeit, die Heuslers Bildern aus Island eigen ist, fehlt.

II. Der Volkscharakter.

Auf den Seiten 24—27 seines Buches macht Guðmundsson den Versuch, den Volkscharakter der Isländer zu schildern. Er nennt sie alle gut begabt und hebt sogleich ihr „übermässig starkes Selbstgefühl" hervor. Sie wollen immer ihr eigener Herr sein, sind daher auf politischem Gebiet Demokraten, auf religiösem Rationalisten. Im Umgang verlangen sie überall sehr rücksichtsvolle Behandlung, erkennen Standesunterschiede nicht an und sind überhaupt über jede Herabsetzung ihrer Person, ihrer Freunde und Heimat (s. S. 1) leicht gekränkt. Andrerseits sind sie mitleidig, ja weich. Hierin könnte man vielleicht sanguinische Züge sehen, die der Verfasser überhaupt für einen grossen Teil der Isländer als charakteristisch behauptet (S. 24, Absatz 2). Aber gerade diese

[1]) Gute Bilder bietet auch W. G. Collingwood, A. pilgrimage to the Sagasteads of Iceland. Ulverston 1899.

Digitized by Google

Äusserungen sind nicht recht klar; der Isländer soll Sanguiniker sein; als echter Idealist überschätzt er gewöhnlich seine Kräfte, steckt sein Ziel oft zu hoch, erschlafft im langwierigen, von Ruhepausen unterbrochenen Kampfe leicht, wird untätig, oder wechselt wenigstens Ziel und Mittel. Andrerseits wird unter derselben Überschrift „Sanguiniker" gesagt, dass der Isländer „nicht sobald aus dem Gleichgewicht kommt und nicht leicht von etwas begeistert oder erregt wird. Er ist im allgemeinen äusserst ruhig und weiss sich zu beherrschen". Er überlegt sich eine Sache lange und entwickelt nach dem Entschluss oft bedeutende Kraft, Willensstärke und persönlichen Mut. Hier scheint doch zu viel unter einen Begriff gebracht zu sein.

Im äusseren Auftreten soll die Leichtigkeit der Umgangsform fehlen; der Isländer will immer wahrhaft, schlicht und natürlich sein[1]) und scheint daher dem Fremden leicht etwas rücksichtslos und unhöflich, ja beinahe grob.

Neben dieser Mehrzahl frischer, dem Fortschritt geneigter Leute steht eine Minderzahl von Melancholikern „mit starken, langsam wechselnden Sinnesbewegungen" S. 26; diese sind trübe, misstrauisch, ohne den Mut zur Sonderstellung, politisch rückständig; das Schwergewicht, das die Entwicklung hemmt.

Eine Kritik dieser Charakteristik zu unternehmen, liegt mir fern. Ich will die Züge, die mir während eines dreimonatlichen Aufenthalts in Island bedeutsam und eigentümlich erschienen sind, nach gewissen Gesichtspunkten geordnet wiedergeben; ich will Einzelbilder zeichnen als Beiträge zur Charakteristik des Volkes, und die Zusammenstellung am Schluss soll weder erschöpfend sein, noch auch etwa „den Normalisländer" umschreiben, sondern nur Gemeinsames im Verhalten der vielen verschieden gearteten Isländer dem Fremden gegenüber, der zu ihnen in ihrer Muttersprache spricht, hervorheben.

Studenten.

Schon in Kopenhagen war ich mit isländischen Studenten bekannt geworden, und um recht schnell in engen Verkehr mit dem Völkchen zu gelangen, benutzte ich die beste Gelegenheit, die sich mir bieten konnte: auf der „Ceres" fuhren 12 Studenten, 2 Künstler

[1]) Nach den isländischen Novellen zu urteilen, müssten die Isländer dagegen eine recht verlogene Gesellschaft sein.

Digitized by

und einige Handwerker nach Reykjavík, natürlich zweiter Kajüte; ich reiste mit ihnen. Im Zusammenleben in diesen engen Räumen, in denen alle überflüssigen und viele notwendigen Gegenstände fehlen, konnte ich hoffen, die Leute während der zehntägigen Reise einigermassen kennen zu lernen.

Die meisten meiner Gefährten waren von kleinem, elegantem Körperbau, meist mit dunklem Haar; ein paar richtige Semmelköpfe waren aber auch darunter. Ein Mann von mächtiger Statur stach ziemlich hervor. Die Studenten waren Söhne von Pastoren, kleinen Beamten und Kaufleuten oder Bauern. Einer, jener Riese mit dem schwarzen Haar und träumerischen Augen, war Arbeiter in Island und einer der grossen Isländerkolonien in Amerika (Winipeg) gewesen. Er hatte sich so viel Geld gespart, dass er die Lateinschule in Reykjavik besuchen und dann zum Studium der Theologie nach Kopenhagen gehen konnte. Nun fuhr er nach der Heimat, um sich als Fremdenführer und Arbeiter während der Ferienmonate Juli bis September wieder Geld zu verdienen. Das wollten sie alle, die Studenten, und so sah ich sie bald als Protokollführer des Reichstages, als Fremdenführer oder Arbeiter bei der Heuernte auf dem väterlichen Gute. Fast alle waren sie ja auch auf die staatliche Unterstützung in Kopenhagen angewiesen. König Christian IV., jener begabte, unglückliche Liebling der Dänen, hat 1623 das collegium regium, ein Studentenkonvikt, gegründet mit der Bestimmung, dass Isländer bei der Aufnahme bevorzugt werden sollten; nun ist es, glaube ich, ganz von ihnen besetzt. Zu zweien in zwei Stuben wohnen sie umsonst in dem alten Gebäude, dem garður, zusammen und führen unter den schönen Linden des Hofes ein gemütliches Dasein. Da alle Kollegien frei sind, haben sie nur für Kleidung und Nahrung zu sorgen. — Ein Kostenaufwand, der immerhin im Verhältnis zum Besitzstand des Volkes gross ist. Daher wird die Zeit zur Arbeit gut ausgenutzt.

Nachdem die erste kleine Steifheit überwunden war, kamen mir fast alle Studenten mit der grössten Liebenswürdigkeit entgegen. Man fragte nach mir, wollte etwas mit mir besprechen, eine Zeitung lesen, mir grammatische Eigentümlichkeiten der Sprache erklären; mancher lud mich in sein Vaterhaus ein; gern lasen meine Freunde einen deutschen Text mit mir, am liebsten Scheffelsche Lieder. Eines schönen Tages wurde ich sogar mit der Loreley und der Lindenwirtin begrüsst. Die Umgangsformen

Digitized by Google

waren gut, aber doch nicht so wie bei deutschen Studenten; das ist ja auch natürlich. Als dann die Gewohnheit des Zusammenlebens und die Seekrankheit ihre Wirkung ausübten, begannen sich die Bande der Sitte doch etwas zu lockern, die Liebenswürdigkeit liess auch entschieden nach; es war ein gross Teil Neugierde dabei gewesen.

Dagegen kamen nun andre heran, die sich bisher zurückgehalten hatten; der grosse Theologe hatte bisher kaum mit mir gesprochen. Eine Unterhaltung über Kant, mit dem er sich gern und viel beschäftigt hatte, eröffnete unsere Bekanntschaft. Er stand theologisch ganz rechts, gehörte der Bewegung der inneren Mission an und trat gern propagandistisch auf. Er war einer der wenigen Isländer, die ein entschieden schwermütiges Wesen zeigten. So zurückhaltend der Mann aber anfangs war, so zuverlässig und treu war er beim näheren Verkehr. Wir (ein Herr aus Prag und ich) hatten das Glück, ihn für unsere Reise durchs Land zum Führer zu bekommen. Er war ein ausgezeichneter Pferdepfleger und hat uns die dreissigtägige Reise so billig eingerichtet, als ob er sie selbst hätte bezahlen müssen. Trotz grosser Unterschiede im Denken sind wir ihm doch persönlich nahe getreten.

Der Grundton des Verkehrs war im allgemeinen die Lustigkeit. Unermüdlich wurde mit den grossen dänischen Fünförstücken getitschert; wenn die Leutchen früh aufwachten, wetteiferten sie in der Bildung fürchterlich langer Worte, und bei Tisch und in den Kojen neckten sie sich mit Spottversen und dichteten um die Wette. Einer wirft dem andern eine halbe Strophe hin, die dieser vollenden muss:

„Wo mich keine Seele kennt,
lieb ich mir's am meisten"

hat einmal Þ. Erlingsson gesagt; damit ist Kopenhagen gemeint.

„Jeden Jux beim Element
kann ich mir da leisten"

ist die prompte Antwort J. Þorkelssons gewesen. Solche Augenblicksproduktionen werden, wenn sie gefallen, gemerkt und gesungen und gehen oft von Haus zu Haus; daher nennt man sie algengur húsgangur, einen Bettler, der an jede Tür anklopft. Es gibt viele Arten dieses Dichtwettstreites (vgl. Poestion, Isländische Dichter S. 11—31); die grosse Verseschmiedekunst ist allgemein charakteristisch für die Isländer, zugleich aber die Verschleuderung dieser Gabe an schlechten Stoff zum blossen Spiel.

Digitized by Google

Gesungen wurde selten, selten auch wurde die Lustigkeit laut, selten wurde getrunken. Viele der Studenten waren Guttempler — auf ganz Island bekommt man überhaupt nur in den beiden Hauptstädten Reykjavík und Akureyri Alkohol. Wenn man aber trank, kam nie die hübsche Bekneiptheit und Fröhlichkeit deutscher Studenten heraus, sondern immer eine blöde Depression; das mag freilich auch am „Stoff", dem schweren dänischen Exportbier und dem Aquavit liegen. So sind auch die Kneiplieder ohne Schneid. Zuweilen hörte ich:

Ach die Nacht behagt mir nicht,
macht die Augen trübe;
drum beim ersten Morgenlicht
ich den Branntwein liebe.

Schleier er vom Auge zieht,
scheucht hinweg die Sorgen;
besser als ein Kirchenlied
ist der Schnaps am Morgen.

Das Lied ist von Páll Ólafsson, dem beliebtesten Trinkliederdichter. Die Loreley und die Lindenwirtin stand meinen Freunden gar nicht.

Einen ganz anderen Eindruck als bei diesem persönlichen Einblick ins Studentenleben bekommt man, wenn man das isländische Studentengesangbuch, Söngbók hins íslenzka stúdentafjelags, Reykjavík 1894, aufschlägt. Mit Unrecht wird es immer nur brennivinsbók genannt. Sein Motto sind die Verse Luthers: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang". Es enthält eine schöne Sammlung von Vaterlands-, Wander- und Volksliedern. Eine ganze Reihe von Übersetzungen ist darin, z. B. der weisse Hirsch; vieles aus dem Dänischen, eine Strophe aus den epistulae obscurorum virorum. Der alte Snorri Sturluson und Sturla Þórdarson steuern Festlieder bei; von neueren Dichtern sind Bjarni Thorarensen, Jónas Hallgrímsson und Steingrímur Thorsteinsson am meisten vertreten. Ich habe aber nie eins der schönen Lieder singen hören.

Auf ein so zartes Thema wie Religion kam die Unterhaltung natürlich höchst selten. Einige lose, abfällige Bemerkungen werden nicht gleich als Frivolität aufgefasst werden dürfen. Tiefes religiöses Gefühl, gepaart mit gründlichem theologischen Wissen, zeigte ich schon bei einem meiner Freunde. Die Pastoren, die ich im Lande kennen lernte, waren fast alle streng orthodox, Neigung zum Rationalismus oder zur liberalen Theologie habe ich nur in einem Falle vorgefunden.

Bei Gesprächen über Politik entpuppten sich die Studenten ohne Ausnahme als Republikaner. Alle meine Reisegefährten

Digitized by Google

hatten starkes Vaterlandsgefühl und schwärmten für die Befreiung Islands von der dänischen Herrschaft. Island soll wieder frei sein, wie es in den alten Tagen gewesen ist. Die schwarzseidene Mütze der dänischen Studenten mit dem Danebrog wird nur in den ersten Semestern getragen; man zeigt nicht gerne das rote Kreuz. Wenn ich einmal einen bescheidenen Widerspruch zu erheben wagte, wurde ich einfach abgewiesen: „das können Sie nicht beurteilen". Daran, dass Dänemark jetzt doch viel für die Insel tut, und gerade für die Studenten, will keiner denken. Selten war ein besonneneres Urteil zu hören.

Aus dem Bilde dieses geschlossenen Kreises hebe ich folgende Züge als die bedeutendsten hervor: grosse persönliche Liebenswürdigkeit war mir entgegengebracht worden; doch konnte ich auch Verschlossenheit bemerken. Während aber jene stark abflaute, ergab sich hier gründlichste Zuverlässigkeit. Tüchtiges wissenschaftliches Arbeiten und Freude am Disputieren, keine Scheu vor der Arbeit mit der Hand; grosse Lustigkeit und Freude am Spiel, Zurücktreten des Gesanges; starkes religiöses Interesse, aber auch Gleichgültigkeit; durchgehendes kräftiges Nationalbewusstsein; Züge von Rechthaberei, die zuweilen unleidlich war.

Gastlichkeit.

Die grosse Liebenswürdigkeit der Isländer tritt dem Fremden vor allem als Gastfreundschaft entgegen. Nur in wenigen Küstenorten gibt es ja Wirtshäuser, und so ist der Reisende überall auf den guten Willen der Bauern angewiesen. Die Einzelsiedelung ist für den Anbau auf Island charakteristisch. Heusler hat (a. a. O. S. 348 f.) gezeigt, wie der Übergang vom norwegischen Blockbau zum Torfbau die Zusammenrückung der ursprünglich einzeln stehenden Gebäude einer Wirtschaft veranlasst haben mag. Jetzt besteht das Haus aus mehreren Häusern mit eigenen Dächern, und zwar fand ich gewöhnlich eine Anordnung in drei Zeilen; zuweilen folgten auf eine Reihe von 3—5 nebeneinander stehenden, mit dem Giebel nach vorn gerichteten Gebäuden ein langes Querhaus und auf dieses wieder mehrere Giebel in der Richtung der ersten Zeile. Meist aber war die Aufstellung einfacher. In der ersten Zeile befand sich stets die Gaststube, zuweilen möbliert wie die gute Stube unserer Handwerker; die zweite Zeile enthielt die Küche, Milchkammer und Räucherhaus — seitdem man nämlich

tized by Googl

in eisernen Öfen Kohle und nicht mehr offen Torf und Schafmist brennt, sind besondere Räucherkammern notwendig — die Wohnräume (baðstofa) liegen dann ganz hinten; lange, enge, dunkle Gänge verbinden diese Räume. Vor dem Steinpflaster vor dem Hause dehnt sich das Tún, der gepflegte Grasgarten; vereinzelt stehen Ställe und Diemen.

Abgesehen von wenigen fahrbaren Strassen muss jeder Weg im Sattel zurückgelegt werden. Da nun die Pferde kein Kraftfutter bekommen, muss man, wie gesagt, in der Regel am Tage zwei Tiere reiten, auch Packpferde müssen doppelt mitgeführt werden, und so ist es immer eine ganze kleine Karawane, mit der der Reisende abends vor dem Gut, auf dem er nächtigen will, anrückt.

Kamen wir des Abends vor ein Haus, so erhielten wir auf den üblichen Gruss: „Seien sie gesegnet!“ („Komið þjer sœlir!“) und die Frage: „Können wir zur Nacht hierbleiben?“ („Getum vjer fengið að vera hjerna í nótt?“ meist die Antwort: Selbstverständlich, das ist gewiss“. („Sjálfsagt, það er víst“.) Selten erkundigte man sich erst nach dem Namen. Einmal kam ich in der Nacht um 10 Uhr bei Nebel und Regen allein vor das Pfarrhaus Saurbœr im Nordlande. Alles lag schon in den Federn. Ich schwang mein rechtes Bein über den Hals des Ponnys, wie das ein ordentlicher isländischer Reiter macht, wenn er absteigt, klopfte mit dem Peitschenstiel an die Tür und stellte mich der Sitte des Landes gemäss hinter den Pfosten. Nach einer Weile guckte ein Mädchenkopf heraus, und auf meinen Gruss und die Bitte um Nachtquartier sagte das Mädchen sehr freundlich: „Ich will fragen“. Nach ein paar Minuten kam sie wieder: „Velkominn í nótt! Willkommen zur Nacht!“ Nun kam auch der alte Sjera (senior, Anrede der Geistlichen, etwa: Hochwürden) Jakúb hervor, ein armer Mann. Besondere geistliche Gaben waren nicht mehr an ihm zu bemerken, dänisch sprach er nicht gern, auf das griechische Neue Testament ed. Tischendorf und ein altes deutsches Lesebuch wies er humorvoll mit scheuer Bewegung hin. Nun ward die Gaststube hergerichtet, und während Jakobina das Bett machte, plauderte ich mit dem Alten sehr gemütlich. Dann gab's noch ein grosses Glas Milch und: Gute Nacht. Die Bettbezüge waren überall, wo ich zur Nacht war, sauber, nur einmal fand ich einen echt isabellfarbenen vor. Am Morgen war die ganze Familie versammelt, und ich musste feierlich mit dem Sjera herrlichen Lammbraten und Skýr,

Digitized by Google

gedickte Milch, essen. Schliesslich gab's noch ein Tänzchen in der Vorhalle, dann Abmarsch. Morgens ward der Frage, wie ich geschlafen habe, auch einmal die weitere angeknüpft: „Haben Sie keinen Floh gefunden?“ „„Nein““. „Auch keine Laus?“ „„Nein, auch nicht““. „Na, das ist gut“. Das mag eine Probe sein für die Aufnahme im Hause.

Meist fand ich das Bestreben, dem Fremden soviel wie möglich zu bieten; teils war es die Absicht, zu zeigen, dass die Isländer alles tun wollen, um ihr Land dem Fremden in freundliche Erinnerung zu bringen, teils lag neugieriges Interesse zugrunde. Der Ausländer, der etwas isländisch spricht und gar allein reist, ist etwas höchst Merkwürdiges; das reizt die Neugierde der Grossen, und für Schokolade sind die Kinder natürlich auch in Island empfänglich. Wenn aber die Neugierde befriedigt, die Schokolade alle ist, dann wird man mit der grössten Gleichgültigkeit verabschiedet. Als ich den Sjera Jakúb ein paar Tage nach meinem Besuche traf, behandelte er mich als einen ganz fremden Menschen. Auch zeigen die Leute bei aller Liebenswürdigkeit kaum etwas von ihrem Gemütsleben. Unser Führer liess mich offenbar nicht gerne mit den Bauern unbeobachtet: „Ich kann für Sie alles fragen; Sie dürfen nicht fragen“. Öfters hatte ich im Gespräch mit gebildeten Isländern den Eindruck: „Bitte, sehen Sie sich nur unser Land, seine Berge und Wasserfälle an, vom Leben unseres Volkes werden Sie nicht viel merken; sollen es auch nicht“. Der Bauer isst zuweilen mit dem Fremden zu Tisch, mit den Frauen kommt der Ausländer auf besseren Bauerngütern kaum ins Gespräch. Trotz vierwöchentlichem Aufenthalt in einem Pfarrhaus hatte ich doch nicht das Gefühl, dass ich meinen Wirten näher gerückt bin, obgleich der Propst mich viel gelehrt und mir bei meinen Arbeiten viel geholfen hat. Erst beim Abschied und nun in Briefen zeigte sich herzliche Teilnahme. Auch untereinander sind die Isländer oft recht verschlossen, erzählte mir der Propst. Ein Bauer seiner Gemeinde habe viele Jahre mit ihm über religionsphilosophische Fragen disputiert, aber er habe nie recht herausbekommen können, was der Mann eigentlich meinte; erst auf dem Sterbebette habe er ihm das enthüllt.

Die grosse oberflächliche Freundlichkeit, die schnell verschwindet, und das Verbergen innerer Bewegungen möchte ich als charakteristisch im Verhalten der Isländer Fremden gegenüber aufstellen.

Digitized by Google

Freilich darf ich auch nicht der herzlichen Aufnahme im dürftigen Elternhause eines mir befreundeten Künstlers und der urgemütlichen und fidelen Kaffeesitzungen zu allen Tageszeiten in der liebenswürdigen Familie des alten, lustigen Gastwirts Vígfús Sigfússon in Akureyri vergessen, und die Toddyabende im engen raucherfüllten Kontor mit Vigfús, Magnús Stephensen, Stefán Stefánsson, dem Botaniker Islands, und dem Bauern Methusalem waren doch herrlich!

Feiertage.

In das intimere Familienleben einen Blick zu tun, war also nicht möglich, wohl aber zeigte sich mir öfters das Volk beim geselligen Zusammensein. Des Sonntags in Reykjahlíd am Mývatn erinnere ich mich mit grossem Vergnügen. Zu diesem Gut gehört eine Steinkirche, die der frühere Besitzer, der alte Pétur, erbaut hat. Das geschieht häufig; dafür bezieht der Stifter dann die Zehnten aus der Gemeinde und muss die Kirche instand halten. Dies Gebäude ist recht stattlich, ein Schiff, weiss getüncht, über dem Altar ein Bild aus dem 17. Jahrhundert, auf der Empore ein Harmonium. Von allen Seiten kamen die Leute heran geritten, gegen 30 Pferde weideten vor dem Grasgarten; zwei Boote kamen über den See. Vom Gottesdienst ist nicht viel zu vermelden: er macht einen wenig lebendigen Eindruck. Für jeden unverständlich surrt der Küster die Eingangslitanei her, das Kirchenlied wird zuweilen nur von den Frauen gesungen; der Geistliche, der für den Augenblick des Einleitungsgebetes und der Verlesung des Bibeltextes mit der rotsamtenen Stola bekleidet wird, liest die Predigt vor. Nach dem Gottesdienst aber hebt vor dem Bauernhause ein heiteres Leben an. In Partien werden die Gäste zum Kaffee in die Stube gebeten; die Frauen und Mädchen in der schmucken Festtracht gehen im Garten auf und ab, die Männer sprechen über Politik — damals war gerade die Telegraphenfrage brennend — mit Interesse lässt man sich von Deutschland und deutschem Landbau erzählen, manche wissen etwas von Deutschland zu sagen — der Bauer von Kalmanstunga fragte nach Professor Heusler — ein älterer hat wohl gar Konrad Maurer gekannt. Nun werden die Pferde vorgeführt, betrachtet und beurteilt, die Jungen reiten auf den nackten Gäulen Wette. Die Frauen drängen zum Aufbruch, man folgt einer Gesellschaft zum See, über die

ruhige Fläche gleiten die flachen Kähne, ein Reitertrupp nach dem andern verlässt das Gut. Es war ein Tag von wirklich sonntäglicher Stimmung, ruhig und heiter. Aber kein Lied war erklungen!

Ein andres Bild: als ich eines Sonnabends morgens in Akureyri die Hafenstrasse entlang ging, hörte ich plötzlich am Fjord die Wacht am Rhein. Ein paar Boote füllten sich mit geputzten Menschen, eine grosse blaue Fahne wehte im Winde. Sie zeigte in Goldbuchstaben die Inschrift „Fridagur trjesmidanna = Feiertag der Zimmerleute", dazu Winkelmass, Zirkel und Lot. Männer, Frauen und Kinder fuhren — es waren etwa 5° R. — zum Picknick auf dem gegenüberliegenden Fjordufer. Abends sollte ein Ball stattfinden. Durch meinen Freund, den Kutscher Jón Stefánsson, gelang es mir, eine Einladung dazu zu erhalten, er holte mich abends ab, ich erhielt die blauweisse Schleife, und wir gingen in den Ballsaal. Es ist nun charakteristisch, dass dieses Fest mit einem Vortrag eröffnet wurde. Der Distriktsarzt las eine Abhandlung über die Hausindustrie vor: man solle doch die lange, düstere Winterzeit nicht so untätig verbringen, sondern mit Benutzung kleiner Maschinen die Rohstoffe des Landes oder aus fremden Ländern eingeführte verarbeiten; es brauche doch nicht alles ausser Landes zu gehen. Dieser Vortrag wurde mit grossem Interesse aufgenommen. Dann stellte ein junger Lehrer eine philosophische, lehrhaft dichterische Betrachtung an über die Art, wie sich der Mensch allmählich in die grosse Welt hineinfindet; damit fand er aber wenig Anklang. Nun folgte das grosse Schokoladentrinken, ohne das kein Fest in Island denkbar ist. Endlich rief die Ziehharmonika zum Tanz. Alte Tänze, wie den víki-vaki sucht man vergebens, die europäischen Tänze haben sie verdrängt; der sogenannte Sechstanz scheint eine vereinfachte Française zu sein. Jón holte mich bald zum gemütlichen Biertisch im kleinen Zimmer; hier waren eine Anzahl Arbeiter zusammen, die sich sehr eifrig über Hausindustrie, Kapitalsanlage in der neuen Tuchfabrik oder der Aktiengesellschaft zur Goldgewinnung unterhielten. Das Fest dauerte bis um fünf Uhr, und „es war sehr schön", sagten Guttempler und Alkoholiker.

Die Interessenrichtung.

Aus dem Erzählten ist an charakteristischen Zügen herauszuheben: Der Mangel des Gesanges, der Verlust vaterländischer

Tänze und das Interesse an theoretischen Gegenständen. Die ersten beiden gehören zusammen; das alte volkstümliche Gut an Liedern, Spielen und Bräuchen ist verloren gegangen. Man singt überhaupt wenig; nur einmal hörte ich die Mägde, die des Abends über den Grasgarten kamen, ein Sommerlied von Jónas Hallgrímsson anstimmen. Wenn ich bei gemeinsamem Ritte, wie wir Deutsche das ja gerne tun, einmal ein Lied anhob, wunderten sich meine Begleiter: „Nein, wir singen nie unterwegs, wir plaudern lieber". Der Pastor von Siglufjörður i Nordisland hat die alten Volkslieder gesammelt und beabsichtigt sie in einem etwa 35 Bogen starken Bande herauszugeben. Auf meine Frage, ob sie jetzt noch gesungen würden, antwortete er mit einem glatten Nein; Knechten und Mägden, die ich nach Liedern fragte, waren sie fast stets unbekannt. Und doch scheint das Volk Sinn für Musik zu haben: in auffallend vielen Bauernhäusern fand ich ein Harmonium, man spielte und sang, aber es waren immer moderne Lieder.

Ebenso wie Lieder und Gebräuche fallen auch die Märchen der Vergessenheit anheim, man glaubt nicht mehr an das, was sie von Elfen und Folgegeistern erzählen. Nur ein Lied, das dieser Welt angehört, scheint noch lebendiges Gut zu sein, das Lied von Olaf liljurós (Lilienrose). Es ist der bekannte Olafstoff, er hat aber unter dem Einfluss der isländischen vulkanischen Natur eine so eigentümliche Form erhalten, dass ich das Lied hier in neuer Übersetzung abdrucke. Lichte Dampf- und Feuerschwaden ziehen an den Hängen der Berge hin, und die starren Lavatrümmer stehen plötzlich als erleuchtetes Elfenhaus vor dem Wanderer, der sich verirrt hat oder in keckem Kraftgefühl ohne Wege in die Wildnis hinausgeritten ist; freundliche Frauen laden ihn zum Eintritt ein [1]).

Olaf Lilenrose [2]).

Olaf ritt mit den Bergen hinaus,
wild er geht, still er steht.
Traf vor sich ein Elfenhaus,
wo rote Lohe weht,
lichte Schwaden ziehen vor den Bergen hin.

---

[1]) Z. B. Islenzkar Þjódsögur og ævintýri safnad hefir Jón A'rnason, Leipzig 1862, I. Bd. S 89 f. u. ö.

[2]) Übersetzt nach A. P. Bergensen, Folkesange og Melodier 3. Udgave Kjöbenhavn 1869, I. Bd. p. 342.

Digitized by Google

Kam ein Elfenweib hervor — wild er geht usw.
Nicht sie Gott für sich erkor.
wo rote Lohe weht usw.

Kam eine zweite Elfe heran,
Brachte eine Silberkann.

Kam eine dritte schön und hold,
Trug um den Leib einen Gürtel von Gold.

Kam eine vierte Frau hernach,
Die zu Olaf also sprach:

„Willkommen, Olaf Lilienros,
Komm zu uns in des Berges Schoss".

„„Nicht will ich wohnen bei Elfenfrauen,
Lieber auf den Herrn vertrauen"".

„Wohnst du auch bei Elfenfrauen,
Kannst du doch dem Herrn vertrauen".

Sie wandte sich zu einem Schrein,
Hüllt' sich in einen Mantel ein.

Zu einer Lade sie sich kehrt',
Nahm heraus das blanke Schwert.

„Nicht wird dein Ross dich von hier tragen,
Willst du mir den Kuss versagen".

Über den Sattel gebeugt den Leib,
Küsste er wirren Sinns das Weib.

Da stiess sie ihm das Schwert ins Herz,
Olaf durchzuckt ein scharfer Schmerz.

Er treibt das Ross mit den Sporen an,
Bis er zu der Mutter Hause kam.

Er klopft mit dem Peitschenknauf an die Tür:
„Ach, liebe Mutter, öffne mir".

„„Wie bist du blass, wie bist du blau!
Tat dir ein Leid eine Elfenfrau?""

„Mutter, bring mich nur zur Ruh,
Schwester, decke warm mich zu".

Der Zeiger wandelt dreimal um,
Olaf war totenbleich und stumm.

Der Zeiger wandelt kurzen Lauf,
Da gab den Geist jung Olaf auf.

Zum Kreuz gewandt schliess ich mein Lied —
wild er geht, still er steht —
Heil'ge Maria uns behüt,
wo rote Lohe weht,
lichte Schwaden ziehen vor den Bergen hin.

Hat sich so das Interesse des Volkes von diesen Märchen abgewandt, so ist dagegen ein anderes Stoffgebiet wieder lebendig und wirklich volkstümlich geworden: die älteste Geschichte des Volkes. Auf die grosse, schöne Geschichtsliteratur der Isländer, die Sagas, die die Besiedelung des Landes, die Ordnung des Staates und die Christianisierung des Volkes behandeln, die im Anschluss an die Geschichte des Geschlechts die Taten der Helden des Schwertes und des Rates schildern, braucht nur hingewiesen zu werden; ebenso ist nur zu erwähnen das grosse Werk des Snorri Sturluson, die sog. Heimskringla; daneben die Sturlungengeschichte, die der Bischöfe u. a. Als im 17. Jahrhundert die Handschriften bekannt und durch Drucke allmählich zugänglich gemacht wurden, da verdrängte diese Wirklichkeit die Fabelstoffe. In den langen Winterabenden sammelten sich die Hausbewohner um den Vorleser, der beim trüben Schein der Öllampe die saga liest; man betrachte die Schilderung Jón Thórdarson Thóroddsens in dem Roman Mann und Frau (Gudmundsson-Palleske S. 191 ff.). Von der Isländischen Literaturgesellschaft ist eine gute billige Ausgabe der Islendinga sögur veranstaltet worden; in einer Sammlung kann man von 25 Ör an die Sagas kaufen. So kennt denn jeder Bauernjunge, ehe er lesen kann, seine vaterländische Geschichte. Wo ich hinkam sah ich im Regal eine Ausgabe dieser Sagas stehen, oft traf ich auch die teuren Ausgaben der Heimskringla u. a. an. Die Pastoren füllen meist ihre freie Zeit mit der Arbeit an den Sagas aus; die Person des Snorri Sturluson steht bei den Gebildeten im Mittelpunkte des Interesses. Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich behaupte: die Sagas bilden den Boden der gemeinsamen Bildung des Volkes. Wie man etwa für die Reformationszeit die Bibel als den gemeinsamen Grund des geistigen Lebens im protestantischen Deutschland bezeichnen kann, so für die heutigen Isländer die Sagas. Dagegen ist die Kenntnis der Edda nicht verbreitet. Die Sprache hat sich doch so geändert, dass sie nicht mehr verstanden wird; meinem Führer erzählte ich den Inhalt der Völundar kviða als etwas ganz Neues[1]).

Es ist aber nicht die Freude an solchen Stoffen allein, die die Isländer vereint, sondern überhaupt die Richtung auf Bildung.

[1]) Arthur Bonus hat in den Preussischen Jahrbüchern, Juni 1906 (Etwas über Island), über das Charakteristische der isländischen Sagas gehandelt; er macht hier auf eine ganze Reihe von übersetzten Bruchstücken aufmerksam.

Man liest, was einem in den Wurf kommt. Belehrende Bücher aus dem Englischen und Dänischen finden sich in vielen Bauernhäusern. Eine Abhandlung über Spiritismus beschäftigte gerade im letzten Sommer die Gemüter; über die Religion der Zukunft sah ich eine kleine Broschüre, und jüngst hat auch der schöne Roman „Dreyfus auf der Teufelsinsel" seinen Weg nach Island gefunden. Kahle hat in seinem Buche „Ein Sommer auf Island" [1]) eine ganze Reihe von Bücherverzeichnissen bäuerlicher Bibliotheken angeführt. Dreissig Zeitungen und Zeitschriften vermitteln den Verkehr mit der Aussenwelt und den Gedankenaustausch auf der Insel. Solch schnelles Lesen gibt natürlich nur Halbbildung mit teilweis eingehendem Einzelwissen: Ganz am Südende des Eyjafjörður kehrte ich einst in einem ganz armen Hause ein, und als ich da bei Kaffee, Kuchen und Skýr dem alten Bauern in der Badstofa, auf dem Bette halb hingestreckt, gegenüberlag, da kramte er seine Weisheit von Bismarck aus: „er schlug Eisen mit Eisen und war aus Eisen geschaffen" [2]); dann beklagte er Bismarcks plötzliche Verabschiedung: „er wollte den Kaiser nicht selber regieren lassen", und bewunderte seinen Reichtum: „27 Millionen Mark hat er gehabt; aber geizig war er; niemandem hat er was abgegeben". Als Stipendiat der Schönhauser Stiftung konnte ich mir das natürlich nicht bieten lassen: „O nein, geizig war er nicht; ich habe selber von ihm 1500 Mark geschenkt bekommen". Nun musste ich ihm die ganze Geschichte der Schönhauser Stiftung erzählen, von der Ehrengabe des deutschen Volkes und der Absicht des Kanzlers, gerade den höheren Lehrerstand zu unterstützen. „Nein, er war doch nicht geizig, der Kerl (karlinn)".

Aber es ist nicht blosse Neugierde, die treibt, sondern auch rechter Wissensdurst. Heusler gibt Beispiele von tiefem Verständnis ganz einfacher Leute für recht fernliegende Gegenstände. Beim Bauern an der Þjórsábrücke, der zugleich kurpfuschte, fand ich deutsche botanische Bücher und den Faust und Schillers Gedichte in englischer Sprache. Es wird auch gearbeitet: der Bauer von Haukagil las flott Englisch und Dänisch und hatte sich deutsche Bücher verschafft, um Deutsch zu lernen. Er legte sich

[1]) Berlin 1900.

[2]) Hann bar járni járn og var járni gerdur; stammt aus einem Gedicht, das ich nicht nachweisen kann.

den Reklamtext von Thoroddsens Jüngling und Mädchen (Piltur og stúlka) neben das Original und arbeitete los. Rührend war der Kellnerjunge im Hotel Akureyri. Er sagte: „Guten Tag“ zu mir und zeigte mir das deutsche Lesebuch des Gymnasiums. Vilhjálmur war etwa 15 Jahr alt, besuchte im Winter die Realschule in Akureyri, wo er Dänisch, Englisch und Realien lernte und verdiente sich im Sommer sein Brot. Das deutsche Lesebuch hat er alleine durchgearbeitet; das Märchen vom Dornröschen (Þornrósa lítla) übersetzte er fliessend ins Isländische. Natürlich nahm ich mich seiner an, und in jeder freien Stunde kam er zu mir; einmal in der Nacht um ½12. — Ein sauber gekleideter Hafenarbeiter in Oddeyri redete mich eines Tages auf der Strasse mit einer sagengeschichtlichen Bemerkung über Hrafnagil, meinen alten Aufenthaltsort, an. Er habe eine schöne alte Ausgabe der Saga von Grettir dem Starken; ob ich sie mir ansehen wolle? Er habe zwar nur wenig Zeit. In der tadellos sauberen kleinen Wohnung wies er mir nun seine Schätze mit grossem Stolze. „Jedes Wort in allen Sagas habe ich verstanden, nur hier in der Njálssaga dieses Wort nicht; können Sie mir das sagen, Herr Doktor?“ Das war nun leider nicht der Fall. Mein Blick fiel auf — Jespersens Phonetik! Der Mann, der sich von seiner Hände Arbeit nährt, hat zwei Töchter nach Kopenhagen geschickt, damit sie sich dort in den für Isländer kostenfreien Lehrerkursen bildeten. Die jüngere war eben zurückgekehrt, sie hatte sich besonders für Sprachen, Phonetik interessiert und das Buch mitgebracht; ich konnte mit ihr sehr gut z. B. die Frage besprechen, ob das j im isländischen Worte já spirantisch ist oder nicht.

Diesem allgemeinen Streben nach Bildung entspricht nun auch das Schulwesen. Man muss von vornherein in Anschlag bringen, dass 80000 Menschen auf der 1870 Quadratmeilen grossen Insel zerstreut leben (Guðmundsson-Palleske S. 4 Anm.), dass es keine Eisenbahnen, kaum Fahrstrassen, sondern fast nur Reitwege gibt, dass Ströme und Nebel und Schnee den Verkehr gewaltig erschweren. Da zieht der Kinderlehrer (barnakennari) im Winter ins Tal, setzt sich auf einem Gute fest, und die Kinder der umliegenden Häuser wohnen für eine Zeit, etwa 6 Wochen, mit dem Lehrer zusammen; der bringt ihnen Lesen, Schreiben, Rechnen, Naturkunde, Geschichte bei, und die Pastoren haben die Aufsicht darüber, dass jedes Kind von 14 Jahren lesen und schreiben kann.

Digitized by Google

Die Realschule in Akureyri soll fürs praktische Leben vorbereiten; der Lehrplan ist oben S. 15 angegeben. Ursprünglich befand sie sich in Mödruvellir, es sollte im Sommer da auch Landwirtschaft praktisch gelehrt werden; das liess sich aber nicht durchführen, da die Schüler zu arm sind und sich im Sommer den Unterhalt für den Winter verdienen müssen. Leute aller Stände, Pastoren und Landratssöhne, Kinder von Kaufleuten, Bauern, selbständige Handwerker und Arbeiter strömen hier zusammen; Knaben von 14 und Männer von 35 Jahren drücken nebeneinander die Schulbank. Mit grosser Begeisterung ist die Schule 1882 eröffnet worden; am gamlárskveld beim Silvesterfeuer und Elfentanz gelobten sich die Schüler feierlich, nach 20 Jahren wieder zum Feste zusammenzukommen. Und das ist auch geschehen. Lehrer und Schüler arbeiteten freudig zusammen. Es wurde ein Leseverein gegründet und ein paar Jahre lang eine von den Schülern geschriebene Zeitschrift „der Schüler" herausgegeben. Theater wurde zu Weihnachten gespielt. Ob der Herr Rektor mit dem immer wiederholten Verbote des Ringens und Prügelns durchgedrungen ist, weiss ich nicht; gegenüber dem unbezwinglichen Bedürfnis der Isländer zu kauen und zu spucken ist er machtlos gewesen: jeder Schüler hat neben seinem Tintenfass seinen in die Bank eingelassenen Spucknapf. Im letzten Jahre ist ein neues Schulgrundgesetz erlassen worden. Soweit ich sehe, ist die Einführung der mündlichen Prüfung neben der bisher allein üblichen schriftlichen die wesentlichste Änderung; es soll hier deutscher Einfluss vorliegen.

Wissenschaftliche Bildung will dagegen die Lateinschule in Reykjavík geben. Ihr Lehrplan entsprach bis 1904 etwa dem des deutschen Gymnasiums, doch ist meines Wissens seit diesem Jahre das Griechische weggelassen, so dass sie also als Realgymnasium fortgeführt wird. Den Unterricht bis Quarta muss sich jeder privatim suchen; wer dann die sechs Klassen durchlaufen hat, kann die Universität in Kopenhagen oder die Theologen- und Ärzteschule in Reykjavík besuchen. Philologen und Juristen finden auf Island noch keine Ausbildung, die Ärzte müssen ein oder zwei Semester in den Kliniken in Kopenhagen gearbeitet haben, ehe sie in der Heimat praktizieren dürfen [1]).

[1]) Über Islands höheres Schulwesen und das isländische Universitätsprojekt hat Küchler in der Akademischen Revue Januar 1895 gehandelt.

Digitized by Google

Man will aber nicht nur aufnehmen, sondern auch produzieren. Von dem Schaffen der Gelehrten und Künstler soll hier nicht die Rede sein. Bauern und kleine Beamte schreiben und drucken auch gerne. Jón Bogfirðingur der Verfasser eines Schriftstellerverzeichnisses vom Jahre 1400 an war Polizist. Der Kinderlehrer, der sich im Winter in einem Hause niederlässt, gibt gewöhnlich sofort eine geschriebene Zeitschrift heraus, die von Gut zu Gut getragen wird. Da schreiben denn die Bauern in Prosa und Versen tapfer mit. „Jeder zweite Mann in meinem Bezirk ist ein Dichter", sagte mir der Landrat des Húnavatnbezirkes. Der Bauer in Selfoss zeigte mir mit Stolz eine kleine Geschichte, die er für eine Zeitschrift beigesteuert hatte, und Sveinn von Mælifelsá holte sich auf zwei Packpferden seinen grossen Roman aus Akureyri, wohl um ihn bei Bekannten zu vertreiben. Eine schnurrige Szene erlebte ich mit einem alten Bauern in Eyjafjörður: „Aus was für einem Geschlecht stammen Sie?" fragte er mich; da ich ihm leider nur von meinen Urgrossvätern etwas sagen konnte, sah er mich sehr verächtlich an: „Ich stamme von Egill Skallagrímsson". Das ist der berühmteste Dichter der Sagazeit. Da war ich sehr niedergeschlagen. Nach einem Weilchen fragte er: „Sind sie Dichter?" Um mich nun nicht wieder so unsterblich zu blamieren, sagte ich: „O ja, ich hab wohl auch manchmal Gedichte gemacht". „Haben Sie welche gedruckt?" In diesem Augenblicke tat mir's leid, dass ich nein sagen musste. „Aber ich hab ein Drama gedichtet und drucken lassen: Sigridur Eyjafjardarsól [1]). Das ist auch schon aufgeführt worden!" Das Schauspiel behandelt eine Volkserzählung vom verschmähten Liebhaber, der die Tochter der Geliebten stiehlt, um ihr Ebenbild zu besitzen. Selbstverständlich kann ein isländischer Bauer, der nicht aus seinem Fjord herausgekommen ist, aus diesem Thema kein Drama machen, das uns einigermassen befriedigen könnte; einzelne Szenen schildern übrigens recht hübsch.

Diese Freude an geistiger Beschäftigung — hierher sind auch die beliebten Reimspiele, die Poestion, Isländische Dichter S. 11 ff., beschreibt, zu ziehen — ist ein hervorstechender Charakterzug des ganzen Volkes. Auf diesem Boden verstehen sich alle, und den allen gemeinsamen Stoff geben die Sagas. Tritt die ausländische

---

[1]) Sigrid die Sonne des Eyjafjördur. Küchler, Gesch. der isl. Dichtung der Neuzeit, Heft II Dramatik S. 36 f.

Digitized by Google

Bildung dazu, so hebt sie den Menschen nicht auf eine andere Bildungsstufe; und wie die Bildungsunterschiede, so werden auch Standesunterschiede nicht beachtet: Der Student, der Künstler arbeitet auf dem Lande mit dem Knecht; Schüler, Studenten und Lehrer bieten sich als Führer den Fremden an; die Töchter eines mir bekannten Geistlichen sind Mägde bei Bauern der Umgegend, der Sohn ist jener Kellnerjunge in Akureyri. Der Sohn eines anderen Pastors war Wegearbeiter vor seines Vaters Hause und ist jetzt Knecht in Dänemark. Die Pastoren selber und ihre Frauen arbeiten fleissig im Heu mit, und auch die Frau eines hochgestellten Beamten sah ich mit ihren Mägden bei der Erntearbeit.

So haben wir hier das Beispiel eines Volkes von wesentlich einheitlicher Kultur, gleichem, aufs Theoretische gerichtetem Interesse, gleicher Bildungsgrundlage, ohne Gliederung in Stände.

Die Kehrseite von dieser Richtung aufs Geistige ist die Vernachlässigung der praktischen Angelegenheiten. Freilich ist ja Island zum allergrössten Teil schlechthin unbebaubar; aber wenn man die Täler entlang reitet, überall die Pflege vermisst und die verschwindend kleinen Grasgärten sieht, so muss man doch sagen: Island ist ein vernachlässigtes Land. Guðmundsson (-Palleske S. 111) meint sogar, es sei jetzt in einem weit schlechteren Zustande als zur Zeit seiner Besiedelung vor tausend Jahren. Norwegische Landwirte sagten, hier liesse sich ganz anderes leisten — freilich, das kostet Arbeit. Aber die Arbeit schätzt man nicht so besonders. Zur Erntezeit wird allerdings ordentlich angefasst, aber sonst hat man den Eindruck, dass die Leute müssig gehen. Heusler redet von der Unlust des Volkes zu neuen Unternehmungen; wie bei der Fischerei, von der er spricht, steht's auch bei anderen Erwerbszweigen; die Wolle wird getreulich ins Ausland geschickt, damit sie als Tuch zurückkomme; erst seit kurzem gründet man Fabriken.

Die Arbeiter, sagte man mir, sind schlecht zu gebrauchen; sie sind bequem und kennen keine Unterordnung; sie wollen zu allem gebeten sein, und wenn ihnen die Arbeit nicht passt, so gehen sie weg. Das sind die Worte des Bauern und Kaufmanns in Grund im Eyjafjörður. In der letzten Nummer der Zeitschrift Eimreidin (XII 1 S. 9) wird über denselben Übelstand geklagt. Mit dem ungebildeten Führer, den wir bei einer Reise im Südlande hatten,

Digitized by Google

war gar nicht auszukommen; eigenwillig war er, disziplinlos, unzuverlässig und faul. Natürlich war das unsere Schuld. Der Dienstherr dieses Knechtes, einer der grössten Kaufherren der Insel, sagte uns: „Wir wollen gar nicht Deutsche ins Land haben, die verstehen unser freies Leben nicht; wir wollen nicht bloss gehorchen". Und derselbe Mann meinte: „Wir beziehen von niemandem so gerne Waren wie von Deutschen, denn die sind immer ganz zuverlässig; aber wir verkaufen an niemanden weniger gern als an Deutsche, denn die verlangen dieselbe Zuverlässigkeit". Deutlicher kann die Art und Weise, wie der Isländer das praktische Leben ansieht, nicht bezeichnet werden.

Die modernen Isländer sind im allgemeinen keine tätigen Menschen, die ein Werk mit fester Hand beginnen und entschlossen durchführen; ihr Interesse liegt auf geistigem Gebiet; es ist etwas Spielerisches in ihnen.

Für diesen merkwürdigen Zustand ist die Erklärung wohl in der Geschichte der letzten Jahrhunderte zu suchen. Nach dem Heroenzeitalter der Besiedelung des Landes und der aristokratisch geleiteten Republik mit der herrlichen Blüte der Dichtung und Wissenschaft griff König Hákon von Norwegen geschickt in die Händel der Grossen ein, spielte den einen gegen den anderen aus und brachte Island 1264 unter seine Krone. 1380 kam die Insel mit Norwegen an Dänemark und wurde ihm auch 1814 gelassen. Zum letzten Male hat sich der kräftige Geist der Vikinger in seiner Wildheit bei der Einführung der Reformation gezeigt, als sich die beiden Bischöfe, Jón Arason und Augmundur Pálsson, die einander bisher bitter befehdet hatten, vereinten und mit List und Gewalt gegen die neue Kirchenordnung stritten — die Lehre war gleichgültig; tatsächlich handelte es sich in diesen Kämpfen um die endgültige Unterwerfung Islands. Bischof Augmundur galt den Dänen als die katholische Kirche in Person, der andere, Jón, als das isländische Volk selbst. Deshalb mussten beide aus dem Wege geräumt werden. Ihr Tod — der eine starb in der Gefangenschaft, der andere endete auf dem Schafott am 7. November 1550 — bedeutete den Tod des isländischen Freiheitsgeistes. So denken die Isländer selbst über diese Zeit[1]). Zwar bleibt das Land ja

[1]) Vgl. Jón Jónsson, Islenzkt Þjóðerni. Reykjavik 1903, S. 152. Das ist eine mit warmem Herzen geschriebene, allgemein verständliche Geschichte Islands; etwas rhethorisch.

Digitized by Google

noch Republik, aber es ist doch entschieden, dass der dänische König durchsetzen kann, was er will, und 1662 schwören die Isländer Friedrich dem Dritten als ihrem absoluten König. Das Althingi, der Reichstag, verliert immer mehr seine gesetzgebende Gewalt, ja seine richterliche Funktion, alle Rechtsfragen werden vor den dänischen Bevollmächtigten oder nach Kopenhagen gezogen, und 1800 wird das Althingi überhaupt aufgehoben; Island hatte keine staatsrechtliche Vertretung mehr.

Mit diesem Verfall des Staatslebens ging der des Wohlstandes Hand in Hand. Die dänischen Könige behandelten Island nicht ohne Wohlwollen; aber sie sahen nicht, dass es besondere Forderungen stellen konnte. Der Monopolhandel, damals gar nichts Ungewöhnliches, wurde 1602 für die Insel eingeführt: nur Kopenhagen, Malmö und Helsingör durften nach Island handeln. So konnte den armen Isländern jede Ware zu jedem Preise geboten werden. So gierig setzten die Händler ein, dass nach Þorkell Bjarnason [1]) in den ersten Jahren 9000 Menschen Hungers starben. Erst 1786 wurde der Handel für alle Dänen, 1854 (!) für die Welt freigegeben.

Zu diesem Unglück kam gerade in diesen Jahrhunderten die furchtbar verheerende Wirkung der Naturgewalten: harte Winter, Stürme, Einschliessung der Insel durch Packeis, Seuchen unter Menschen und Tieren drückten die Bewohner unsäglich. 1707 raffte eine Blatternepidemie 18000 Menschen, ein Drittel der Bevölkerung, dahin. Endlich 1783 die Ausbrüche des Kraters Laki und des Skaftafells; ein Fünftel des Volkes fand den Tod in den Jahren des Elends, die diesen Eruptionen folgten [2]). Damals wollte die dänische Regierung die Isländer auf die jütischen Heiden verpflanzen. Als 1807 der Abenteurer Jürgensen mit einem leicht armierten englischen Kaufschiffe das Land in Besitz nahm, unter englischen Schutz stellte und sich selbst zum Regenten mit dem Titel Exzellenz machte, konnte keiner die Hand gegen ihn erheben.

Aber in diesen Jahrhunderten des politischen und sozialen Niederganges brachte Island Männer von grosser geistiger Bedeutung hervor. A'rngrímur Jónsson Víðalín gab die erste wissen-

---

[1]) A'grip af sögu Islands 1880.

[2]) Vgl. Jónas Jónassons Novellen Lebenslügen in Küchlers Übersetzung bei Reklam.

schaftliche Beschreibung der Insel, Brynjólfur Sveinsson und A'rni Magnússon sammelten die handschriftlichen Schätze des Landes, Þórmóður Torfason schrieb eine Geschichte Norwegens, Dänemarks, Amerikas und Grönlands, Finnur Jónsson die Kirchengeschichte Islands, und der arme Pastor Hallgrímur Pjetursson stellte das Leiden und Sterben Christi in Liedern dar, die jetzt noch vom Volke lieber als die Bibel selbst gelesen werden. Eine lebhafte Freude an Reimereien, an Ritterdichtungen und Märchen, endlich an den Sagas erhielt sich lebendig und wuchs.

Das Volk, das im Mittelalter durch Tatenkühnheit und Heldenkraft, durch Dichtersinn und Wissenschaftlichkeit vor anderen geleuchtet hat, ist durch den langen vergeblichen Kampf gegen fremde Menschen und Naturgewalten müde geworden, die Hände zu regen. Es handelt nicht mehr gerne, es hat sich zurückgezogen auf das Gebiet des geistigen Lebens. So erklärt sich am ersten die merkwürdige Richtung des Interesses auf das Theoretische, die Abkehr vom Praktischen.

Aber mit dem neunzehnten Jahrhundert hat für Island eine neue Zeit begonnen. Auf dem Boden der literarischen Beschäftigung mit der Geschichte der Vorzeit erspriesst ein starkes Vaterlandsgefühl. Schon im achtzehnten Jahrhundert mahnt Eggert Olafsson, und dann erinnern die Dichter des anbrechenden neuen an die grosse Vergangenheit, weisen auf die Schönheit der Heimat hin, zeigen auf den Tiefstand der Kultur und fordern frische Tätigkeit. Mit ernstem Vorwurf eröffnete Jónas Hallgrímsson in dem schönen Gedicht Island[1]) die Zeitschrift Fjölnir 1847. In der Arbeit an diesem Blatte und dem Ný Félagrit sammelten sich die jungen vaterländisch gesinnten Männer. Baldvin Einarsson forderte eine selbständige Vertretung Islands neben den dänischen Provinzialständen; 1843 wurde der isländische Reichstag als ratgebende Versammlung wieder aufgerichtet. Jón Sigurdsson studierte die Geschichte des Landes, um Material für den Kampf mit der Regierung zu finden, und Konrad Maurers Arbeiten über die staatsrechtlichen Verhältnisse der Insel waren demselben Zwecke dienstbar. Island soll eine gesetzgebende Versammlung haben und einen Minister, der dieser voll verantwortlich ist. Endlich im Festjahre

[1]) Übersetzt bei Poestion, Isländische Dichter S. 343, und Gudmundsson-Palleske S. 170.

Digitized by Google

der tausendjährigen Besiedelung der Insel, als zum ersten Male ein König, Christian IX., das Land betrat und zum Althing ritt, ward den Isländern eine Verfassung gegeben, 1874. Die inneren Angelegenheiten sollen vom Althing und dem König gesetzgeberisch geordnet werden; was Island mit Dänemark gemein hat, wird von der dänischen Volksvertretung bestimmt. Der Minister für Island ist dem Althing nur für die Aufrechterhaltung der Verfassung verantwortlich, er ist ein Däne und residiert in Kopenhagen.

Gegen diesen Übelstand musste in den folgenden Jahren angekämpft werden, und nachdem der Regierung die Durchsicht der Verfassung anheimgestellt worden war, erlangte Island am 1. April 1904, was es forderte: der Minister muss mit der Sprache und den Verhältnissen der Insel vertraut sein, er residiert in Reykjavík und ist dem Althing für die gesamte Haltung der Regierung verantwortlich. Gleichzeitig ward das alte Wappen Islands, der kopflose Dorsch, ersetzt durch den weissen Jagdfalken im blauen Felde.

In der Zeit dieser Kämpfe ist wieder Sinn für Politik im Volke erwacht. Die Verhandlungen des Reichstages werden mit grossem Interesse verfolgt. Als ich im Südland reiste, handelte es sich gerade um die Telegraphenvorlage: Die deutsche allgemeine Elektrizitätsgesellschaft (?) und die englische Marconigesellschaft kämpften zuerst getrennt, dann vereint für die Funkentelegraphie gegen den Minister Hannes Hafsteinn, der Kabel legen wollte. Allerorten wurde ich im Südlande gefragt: „Was halten Sie von der Funkentelegraphie?“ Minister und Althing entschieden für Kabel, das Volk war zum grössten Teil dagegen. Da sammelten sich eines Tages gegen 250 Geistliche und Bauern zu einer Protestversammlung gegen Minister und Althing in Reykjavík. In geordnetem Zuge gingen sie vor das Haus des Ministers und forderten Änderung des Beschlusses. Als aber Hafsteinn fest blieb, riefen sie: „Nieder mit dem Minister, nieder mit dem Althing“. Dann sangen sie den isländischen Text der Marseillaise und zerstreuten sich schliesslich wieder. Besonnenen Leuten war diese Demonstration natürlich sehr unangenehm: nun haben wir eine Verfassung und wissen nicht damit umzugehen.

Auch auf praktischem Gebiete haben die letzten Jahrzehnte neues Leben gebracht. In den Küstenorten legen unternehmende

Männer kräftig Hand an, um Geld zu verdienen, und in Reykjavik sind Grossbetriebe von amerikanischem Gepräge entstanden: ich nenne nur das Geschäft des deutschen Konsuls Thomsen, ein Warenhaus, in dem man alles bekommt, von der Sardine bis zum Ponny. Die Summe der Ein- und Ausfuhr ist von 3341000 Kronen im Jahre 1849 auf 18783000 Kronen im Jahre 1900 gestiegen (Gudmundsson-Palleske S. 139). Auch auf dem Lande regt es sich; Landwirtschaftsvereine und Schulen bestehen schon seit längerer Zeit; in Akureyri ist eine Versuchsstation eingerichtet worden: die Züchtung von Getreide, ausser vielleicht Hafer, scheint nach den Erfahrungen doch ausgeschlossen. Der Mechaniker Olafur Hjaltested — ein Mann, der, theoretisch ungebildet, aus Versehen statt des Perpetuum mobile eine sehr leistungsfähige Pumpe erfunden hat — bereiste diesen Sommer das Land, um Pflüge, Heumaschinen und Eggen, die den isländischen Verhältnissen angemessen sind, einzuführen. In Reykjavík wird auch eine Tuchfabrik eingerichtet, und zwar von einem deutschen Herrn; die Zentrifuge wurde fast in allen Häusern, in denen ich einkehrte, zum Buttern gebraucht, und Genossenschaften lassen in Meiereien zum Teil sogar mit Benutzung der Wasserkraft die Milch verarbeiten; die Ausfuhr ist aber noch dadurch erschwert, dass die Landwege so schlecht sind und — so liess ich mir sagen — die Güte der Ware auf Schiffen, die zugleich Fische und Tran führen, leidet; besondere Butterschiffe hat man noch nicht. Der grosse Fortschritt, den Island gemacht hat, wird recht deutlich aus dem Vergleich der eigenen Einnahmen des Landes für die Staatskasse vom Jahre 1874/75 gleich 243047 Kronen mit denen vom Jahre 1904/05 gleich 1548570 Kronen (Gudmundsson-Palleske S. 114).

Ergebnis.

Fasse ich nun zusammen, so ist mir folgendes als eigentümlich an den vielen Isländern, die ich kennen gelernt habe, aufgefallen. Sie sind leicht beweglichen Temperamentes, sie nehmen leicht auf und kommen freundlich entgegen; aber diese Freundlichkeit ist oberflächlich, das Interesse flaut so schnell ab, wie es entsteht. Vom inneren Leben zeigen sie dem Fremden nicht leicht etwas, und die grosse Liebenswürdigkeit verbirgt wohl öfters tiefere Bewegungen. Sie scheint mir zu einem guten Teil blosse gesellschaftliche Form zu sein. Valtýr Gudmundsson nennt die Isländer

Digitized by Google

Sanguiniker; dem kann ich nicht ganz beistimmen, denn dazu fehlt ihnen doch die Intensität der Bewegung. Neben diesen Leuten zeigen sich schwerfällige mit offenbarer Tiefe des Gefühls, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit. — Wie die Isländer selbst im allgemeinen liebenswürdig sind, so erwarten sie auch für sich eine sehr rücksichtsvolle Behandlung: „alle Isländer sind Herren". Widerspruch stösst leicht auf Rechthaberei.

Als Volk werden die Isländer charakterisiert durch die gemeinsame nationale geistige Kultur, die sich aufbaut auf der allgemeinen Richtung des Interesses auf das Theoretische. Sehr bedeutende Leistungen der Gelehrten, tüchtiges wissenschaftliches Arbeiten der Studenten, Freude am Disput; allgemeine Lust am Lesen, besonders der Sagas, die die Märchen und Ritterromane verdrängt haben und nun für alle den Bildungsstoff darstellen; reger Trieb zum Lernen auf allen Gebieten; Freude an der Produktion, die allerdings viel Spielerisches hat: man dichtet und schriftstellert sehr gerne, und die mannigfachen Reimspiele mögen wohl an die Stelle des Volksgesanges getreten sein, während die alten Tänze von den europäischen verdrängt worden sind. Neben aller dieser geistigen Interessiertheit steht auffallende praktische Gleichgültigkeit, Mangel an Tatkraft und Z..ht.

Da das Volk eine einheitliche Bildung hat, so fehlen ihm auch die Standesunterschiede, es ist noch nicht in Klassen gespalten, und ein starkes Heimats- und Volksgefühl schliesst alle eng zusammen. Vom Nationalbewusstsein, dem Stolz auf die grosse Vergangenheit, scheint die Wiedergeburt des Volkes im 19. Jahrhundert ausgegangen zu sein. Im langen Kampfe um die Verfassung ist weithin der politische Sinn erweckt worden, und die durch den Staat geschaffenen günstigeren Bedingungen für den wirtschaftlichen Fortschritt beleben den Unternehmungsgeist der Kaufleute und auch der Bauern.

Digitized by Google

Die plastische Auffassung der Gebärmutter in der Volksmedizin.

Von Dr. Hugo Magnus.

§ 1. Die Entstehung der anatomischen Votivgaben.

Eine jede auf Dogmen beruhende Religion ist gezwungen, das göttliche Wesen in mehr oder minder ausgesprochenem Umfang anthropomorphisch aufzufassen. Denn erst hierdurch wird die göttliche Gestalt zu einer Person, welche dem Fassungsvermögen des Menschen näher rückt. Ohne die anthropomorphe Ausstattung verflüchtigt sich der Begriff Gott in einen wesenlosen Nebel. Indem wir nun Gott als persönliches Wesen denken, schaffen wir zwar für den Begriff Gott eine Hypothese, welche uns das Wesen des Schöpfers weder erklärt noch verstehen lehrt, sondern unserem Vorstellungsvermögen nur näherbringt. Aber damit ist schon genug gewonnen, denn wir sind nun doch in die Lage versetzt, mit dem Schöpfer in einen unser Gemüt wie unser Begriffsvermögen befriedigenden Verkehr zu treten. Dass dieser Verkehr nun aber sich unter Formen vollziehen muss, welche dem anthropomorphisierten Gott entsprechen, ist ja doch wohl selbstverständlich. Deshalb finden wir denn auch seit den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart in allen dogmatischen Religionen eine Reihe von Kultformen, welche nicht dem Göttlichen des Schöpfers, sondern dem ihm zugeschriebenen Menschlichen zu dienen bestimmt sind. Dahin gehören unter anderem auch die Opfer mit all ihren verschiedenen Formen, unter denen einige die Aufmerksamkeit des medizinischen Historikers in ganz besonderem Grade erregen. Es sind dies die anatomischen Votivgaben.

Unter anatomischen Votivgaben verstehen wir die aus den mannigfachsten Stoffen hergestellten Nachbildungen einzelner Körperteile, welche von Kranken an heiliger Stätte dargebracht werden. Es ist das ein Gebrauch, der uralt sein dürfte und auch heute beim Volk ebenso beliebt ist, wie er es vor Jahrtausenden bereits war.

Der Patient schenkte derartige plastische Darstellungen seines Leidens nun entweder gerade zur Zeit seines Krankseins in die Heilig-

tümer, oder er legte sie dort erst nieder, wenn er bereits geheilt war. Im ersten Fall bringen die Bildwerke oft die Natur der Erkrankungsform in charakteristischer Weise zur Darstellung, so Frakturen der Extremitäten, Unterleibsbrüche, Verfälle der Gebärmutter, Geschwülste u. dgl. m., während die nach Beendigung der Krankheit aufgestellten Votivgaben meist nur den Körperteil, welchen das Leiden ergriffen hatte, schlechthin nachbilden, ohne auf die plastische Wiedergabe der pathologischen Erscheinungen Rücksicht zu nehmen.

Während die zur Zeit der Erkrankung dargebrachten Votivgaben wohl zunächst das Mitleid der Gottheit erwecken und sie dadurch hilfsbereiter machen sollten, ist mir nicht recht verständlich, was der Genesene beabsichtigt haben mag, wenn er das krank gewesene Organ hinterdrein in bildlicher Wiedergabe darbringt. Der Wiedergesundete hat es ja doch eigentlich gar nicht mehr nötig, die Stimmung der Gottheit in günstigem Sinne beeinflussen zu wollen, und dass er dem Schöpfer eine besondere Freude bereiten würde, wenn er ihm die wertlose Nachbildung irgend eines Körperteiles schenkt, kann doch das naivste Kindergemüt kaum voraussetzen. Aber welche Gründe nun auch immer den Genesenen dazu veranlasst haben mögen, den Himmlischen eine plastische Nachbildung seines krank gewesenen Körperteiles zu weihen, das ändert an dem hohen Alter und der allgemeinen Verbreitung dieses Gebrauches gar nichts. Denn in allen Perioden der Kultur brachte die Menschheit plastische Darstellungen kranker oder krank gewesener Körperglieder in die Heiligtümer. So kennen wir solche aus den Zeiten der Phönizier, der Ägypter usw. Auch die heilige Schrift[1]) weiss von solchen Votivgaben zu erzählen. Als nämlich die Philister den Zorn Jehovahs durch die Fortführung der Bundeslade erregt und infolgedessen allerlei Ungemach zu erleiden hatten, da beschlossen sie, die Gunst Jahves durch Geschenke wiederzugewinnen. Dass zu diesem Zweck die Gaben aber einen beträchtlichen materiellen Wert haben, d. h. aus Gold sein mussten, das war den geängsteten Philistern von Haus aus gewiss klar. Doch sie wollten aus solch kostbarem Geschenk auch möglichst viel Nutzen ziehen, und so kamen sie denn auf den schlauen Gedanken, das geopferte Gold in die Form des Körperteiles zu

[1]) 1. Buch Samuelis Kap. 6 Vers 4, 5, 11.

Digitized by Google

bringen, der — so scheint es — zurzeit gerade in epidemischer Weise bei ihren Stammesgenossen erkrankt war. Und da das nun zufällig das Gesäss war, so erhielt Jehovah fünf aus Gold geformte menschliche Podices. Der Wert der Gabe und der plastische Hinweis auf die Richtung, in welcher die göttliche Hilfe sich zu bewegen hatte, konnte ja bei Jehovah — so werden die Philister wohl gemeint haben — gar keinen Zweifel darüber walten lassen, wie er sich nach Entgegennahme der kostbaren Gabe zu verhalten habe.

§ 2. Die Beschaffenheit der anatomischen Votivgaben.

Nun bringen aber die fraglichen Votivgaben den anatomischen Charakter durchaus nicht immer in so klarer und verständlicher Form zum Ausdruck, dass man ohne weiteres zu verstehen vermag, auf welche Körperorgane sie sich wohl beziehen dürften. Besonders gilt dies von jenen Donarien, welche mit den weiblichen Geschlechtsorganen in Verbindung stehen. In einzelnen Fällen sind dieselben ja allerdings in ihrer plastischen Form so klar und einleuchtend, dass ihre Deutung keinerlei Schwierigkeiten unterliegt, so ist dies z. B. der Fall bei der aus der Sambonschen Sammlung stammenden plastischen Darstellung der äusseren weiblichen Genitalien[2]). Für andere Weihegaben ist es aber wiederum sehr schwierig, eine nach allen Seiten befriedigende Erklärung zu geben. So trifft dies bei gewissen altitalischen Votivgeschenken zu, von denen man mit Sicherheit eigentlich nur sagen kann, dass sie auf die inneren weiblichen Geschlechtsteile Bezug nehmen, ohne dass man ein bestimmtes Organ dieses vielgliedrigen Apparates klar und in einwandsfreier Deutung zu erkennen vermöchte. Es bedarf bei ihnen erst einer gelehrten kritischen Analyse, ehe man zu einer Erklärung zu kommen vermag, und selbst diese fällt bei den einzelnen Untersuchern gar verschieden aus. So werden manche dieser uralten italischen Donarien von einigen Forschern[3]) als Gebärmutter, von anderen[4]) als Blase mit Scheide und Anhang

[2]) Aschoff, Die Sambonsche Sammlung römischer Donarien. Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften Bd. II Nr. 1 S. 5, Hamburg und Leipzig 1903.

[3]) Sambon, vgl. bei Aschoff a. a. O. S. 5 Figur 8.

[4]) Stieda, Anatomisch-archäologische Studien. II. Anatomisches über alt-italische Weihgeschenke. Wiesbaden 1901 S. 108 ff. Tafel IV/V Figur 20—25. Die Stiedasche Deutung dürfte wohl die richtige sein.

gedeutet. Wer die Abbildungen dieser Dinge beschauen will[5]), der wird gewiss sich nicht weiter wundern, wenn über die Deutung der fraglichen Gebilde selbst die gelehrtesten Forscher sich nicht einigen können. Doch mag die Deutung nun sein wie sie will, jedenfalls zeigen die in Rede stehenden Votivgaben das Bestreben, Teile des weiblichen Geschlechtsapparates möglichst naturgetreu zur Darstellung zu bringen; so naturähnlich, als dies dem betreffenden Künstler eben möglich gewesen ist.

§ 3. Die Darstellungsformen der auf die Gebärmutter bezugnehmenden Votivgaben.

Den auf eine Wiedergabe der natürlichen Formen bedachten Votivgaben stehen nun andere gegenüber, bei denen auf eine plastische Nachahmung der natürlichen Form vollständig verzichtet wird. Es sind dies vornehmlich Weihegaben, welche auf die Gebärmutter Bezug nehmen. Höchst auffallend ist an diesen Donarien die Tatsache, dass sie die Gestalt eines Kriechtieres darstellen. Und zwar begegnen wir da den verschiedensten Vertretern dieser Tiergruppe: Fröschen, Kröten, Eidechsen, zu denen sich dann noch Schildkröten und Tiergestalten gesellen, welche mit einer bestimmten Tiergattung überhaupt eigentlich nicht mehr sicher identifiziert werden können.

Man könnte zunächst einmal fragen: woher man denn überhaupt wissen will, dass diese Tiergestalten grade plastische Verkörperungen der Gebärmutter bedeuten sollen? Nun die Beantwortung dieser Frage ist schnell gegeben. Der Umstand, dass noch heutzutage die Frauen des Volkes allenthalben in Deutschland, Tyrol, Kärnthen usw. derartige Votivgaben in Tierform den Kirchen zuführen, um in Kindesnöten oder in Krankheiten der inneren Geschlechtsteile Hilfe zu erlangen, lässt daran keinen Zweifel aufkommen, dass diese wächsernen oder eisernen Kriechtiere mit der Gebärmutter identisch sein sollen.

Die Sitte, Kriechtiere aus Wachs, Holz, Eisen, Kupfer, Silber der Gottheit darzubringen in der ausgesprochenen Absicht, dafür deren Hilfe in allerlei gynäkologischen Bedrängnissen zu erlangen,

[5]) Man vgl. auch Ploss-Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 8. Aufl. Leipzig 1905 Bd. II S. 292, und die daraus reproduzierte Abbildung von Blind, Gynäkologisch interessante „Ex-voto". Globus Bd. 82 Nr. 3. Braunschweig 1902, S. 10 Abbid. 4.

Digitized by Google

scheint schon eine sehr alte. Wenigstens berichtet Höfler[6]), dass sich bereits in den griechischen Tempeln Weihetafeln mit dem Bild eines Kriechtieres (Schildkröte) fänden: eine solche Darstellung ist in dem Kirchnerschen Museum zu sehen, sowie auch in dem Museum in Palermo. Ob die genannten beiden uralten antiken Donarien nun wirklich von Frauen behufs Abwehr irgendwelcher weiblicher Leiden dargebracht worden sind, vermag ich natürlich nicht zu sagen, da ich ja nicht in der Lage gewesen bin, das betreffende Material an der Quelle zu prüfen, aber ich habe durchaus nicht das mindeste Recht, in die Aussagen eines so gewiegten Forschers, wie Höfler, auch nur den geringsten Zweifel zu setzen. Übrigens wird die Ansicht, dass bereits die antiken Frauen Uterus-Votivtiere den Göttern dargebracht haben, durch den Umstand erheblich gestützt, dass man in der Tat schon in frühen Perioden des Altertums, wenn auch nur in irrtümlicher Deutung einer Stelle des Plato — wir kommen darauf im Lauf unserer Untersuchung noch eingehender zurück — die Gebärmutter für ein wirkliches Tier gehalten hat; doch dürfte diese Annahme nur eine dem Volke und nicht den Ärzten eigene gewesen sein.

Beschäftigen wir uns zunächst einmal etwas eingehender mit der Form, in welcher uns diese den Uterus repräsentierenden Kriechtiere entgegentreten. Es sind solche an den verschiedensten Orten gefunden worden, und können wir an ihnen die mannigfachsten Gestalten wahrnehmen. Der besseren Übersicht halber wollen wir dieselben in 7 Gruppen trennen.

Zunächst sind da in der ersten Gruppe Bildungen zu sehen, welche überhaupt kaum noch an das Äussere irgendeines tatsächlich existierenden Kriechtieres erinnern. Es sind das Tierformen mit einem plumpen dicken Leib, vier wohl abgesetzten gleich grossen, kleinen Füssen resp. Beinen, welche in vier bis fünf Zacken, offenbar Andeutungen der Zehen, auslaufen. Es sind diese Beinchen im Verhältnis zu dem dicken Leib oft so klein, dass sie fast an Flossen erinnern; wenigstens haben sie mit solchen mehr Ähnlichkeit, als mit den Extremitäten irgendeines der jetzt

[6]) Höfler, Votivgaben beim St. Leonhardskult in Oberbayern, Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Bayerns Bd. IX 1891 S. 127.

Digitized by Google

lebenden Kriechtiere, doch zeigen andere, in diese Gruppe der Votivtiere gehörende Wesen wieder lange dünne, teils grade, teils gebogene Beine, so z. B. das von Höfler[7]) Figur 10 abgebildete Geschöpf. Der plumpe Leib ist auf seiner breiten Oberfläche entweder glatt oder warzig. Der Kopf wächst entweder ohne Andeutung eines Halses unmittelbar aus dem breiten ungefügen Leib heraus oder er ist mittelst eines wohl ausgearbeiteten Halses vom Leib abgesetzt. Dabei ist die Form des Kopfes ganz verschieden; bald ähnelt er einem Frosch- und Krötenhaupt, bald dem einer Eidechse. Bisweilen ist er auch so wenig ausgearbeitet, dass er überhaupt nicht mehr dem Kopf eines lebenden Tieres gleicht, wie dies z. B. von dem aus Ganacker in Niederbayern stammenden und von Andree[8]) abgebildeten und von mir[9]) reproduzierten Votivtier gilt.

So kommen denn Gestalten zutage, welche einem lebenden Tier überhaupt nicht mehr gleichen, wie das mit langen, dünnen Füssen, plumpem dicken Leib und Eidechsenkopf ausgestattete von Höfler[10]) abgebildete Wesen.

Das Zustandekommen dieser Gruppe von Votivtieren, welche durch die von Andree, Höfler und mir abgebildeten repräsentiert werden[11]), kann auf zweierlei Weise erfolgt sein.

Entweder hat der Fabrikant der betreffenden Plastiken ein so geringes künstlerisches Können besessen, dass er, trotzdem er vielleicht irgendein lebendes Kriechtier als Vorbild genommen hatte, doch nur eine so unvollkommene Reproduktion dieses seines Originals zustande bringen konnte. Und das ist gewiss öfter der Fall; denn man darf nicht vergessen, dass die Erzeuger der frag-

[7]) Vgl. unser Zitat Nr. 6 Figur 10.

[8]) Andree, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Braunschweig 1904. Tafel XXII.

[9]) Magnus, Die Volksmedizin, ihre geschichtliche Entwickelung und ihre Beziehungen zur Kultur. In Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. Heft 15. Breslau 1905. S. 85. Figur 1.

[10]) Vgl. unser Zitat Nr. 6 Figur 10 S. 127. Wenn Höfler diese Figur 10 auf eine Schildkröte bezieht, so vermag ich ihm in dieser Deutung nicht zu folgen, denn sowohl der Kopf wie die Beine, sowie überhaupt der ganze Habitus des in Rede stehenden Tieres haben mit der Schildkröte auch nicht das geringste gemein. Fig. 10 ist aber ein Phantasietier, entsprechend der Vorstellung, welche der betreffende Erzeuger des Gebildes sich von dem Uterustier gebildet hatte.

[11]) Siehe unser Zitat 8.

Digitized by Google

lichen Votivgaben keine Künstler, sondern Leute aus dem Volk, Schmiede, Schlosser u. dgl. m. sind.

Oder es kann auch geschehen sein, dass der Verfertiger jener unförmlichen Votivbilder gar nicht daran gedacht hat, mit seinen Produkten ein wirklich vorhandenes Tier nachzuformen, vielmehr nur ein Gebilde seiner Phantasie geschaffen habe. Und diese Voraussetzung hat in der Tat sogar viel für sich. Denn wenn ein Mann aus dem Volke, der den Uterus auch heut noch für ein im Frauenleib sein Wesen treibendes lebendiges Tier hält, sich an die plastische Wiedergabe dieses undefinierbaren Tieres macht, so ist es doch sehr leicht möglich, dass er, ohne sich an ein wirklich existierendes tierisches Vorbild zu halten, nun einfach ein Wesen schafft, wie es in seiner Phantasie lebt. Und so können dann solche Votivgaben entstehen, von denen man sagen muss, sie seien weder Frosch noch Kröte, weder Molch noch Schildkröte.

An diese, wenn man so sagen darf, wesenlosen Gebilde schliesst sich nun eine andere, die zweite Gruppe von Votivtieren an, welche die Absicht, ein bestimmtes lebendes kriechendes Geschöpf nachzubilden, deutlich verraten. Es sind das Gestalten mit langem, schmalem, schlankem Leib; langem, schmalem Kopf; mässig langen Beinen und einem mehr oder weniger langen, meist recht plump geformten Schwanz. Wenn auch bei ihnen die Darstellung eine sehr mangelhafte ist, so verraten sie doch auf das klarste den Wunsch ihres Erzeugers, eine Eidechse oder einen Salamander darzustellen. Andree[11]) hat derartige aus Bayern stammende Votivtiere abgebildet, und ich habe dieselben gleichfalls reproduziert.

Wenn man nun auf diese Gruppe der Votivtiere einen prüfenden Blick werfen will, so wird man ohne weiteres zu der Einsicht gelangen, dass es ganz falsch ist, dieselben als „Opferkröte“ zu bezeichnen, wie dies z. B. Andree und auch andere Autoren tun. Höchstens könnte man ihnen gegenüber von „Opfereidechse oder Opfersalamander“ reden, aber niemals von „Opferkröte“. Die Wahl dieser Bezeichnung ist um so unstatthafter, weil man mit dem Ausdruck „Opferkröte“ die ganze Frage: „was die plastische Wiedergabe der Gebärmutter durch ein Tier zu bedeuten habe und wie sie entstanden sei“ verschiebt und mit allerlei fremden Beiwerk belastet. Doch werden wir auf diesen Punkt bald noch eingehender zu sprechen kommen.

Digitized by Google

Die dritte Gruppe der hier in Frage kommenden tierischen Donarien bilden Geschöpfe, von denen es zweifelhaft sein kann, ob sie Frosch oder Kröte sein sollen. Es sind das Tiere, deren Kopf und Leib ähnlich gestaltet sind wie bei der Kröte oder dem Frosch, während dagegen die Längenverhältnisse der vier Extremitäten mehr an die der Kröte als des Frosches erinnern. Ist die Rückenoberfläche warzig dargestellt, wie dies Thilenius[12]) an zwei Tieren und Höfler[13]) in einem Fall zeigen, so dürfte das betreffende Votivgeschenk wohl als Kröte aufzufassen sein. Bei vielen Angehörigen dieser dritten Gruppe läuft das hintere Ende des plumpen ungeschlachteten Leibes in einen breiten fächerförmigen Fortsatz aus, welcher, wie Höfler[14]) sehr richtig bemerkt, wohl als Postament aufzufassen ist. Sodann zeigen verschiedene Uterustiere dieser Gruppe auch noch allerlei Arabesken in Form von Leisten, stilisierten Blättern[15]), Sternen u. dgl. m. Zu bemerken ist bei den Gebilden dieser Gruppe noch, dass dieselben auch als Amulett, und zwar schon in frühen Zeiten getragen worden sind. So bildet Höfler[16]) ein solches Tier-Amulett ab, welches in dem Grabe eines römischen Provinzialen in der Oberpfalz gefunden worden ist. Ob aber derartige Amulette nur von Frauen als Schutz gegen weibliche Erkrankungen getragen worden sein mögen, ist mir sehr fraglich. Denn Frosch und Kröte galten im Altertum und Mittelalter für vortreffliche Gegengifte. Man trug dieselben deshalb getrocknet in ganzer Gestalt oder pulverisiert oder sonst in einer Form stets bei sich in der Tasche oder auf der Brust, um gegen Vergiftung geschützt zu sein. Besonders in Pestzeiten galt solch eine Frosch- oder Krötenmumie als höchst wirksamer Schutz. Es ist nun wohl denkbar, dass man solch eines Schutzes sich auch zu versichern glaubte, wenn man ein Bild des giftschützenden Tieres als Amulett trug.

Die vierte Gruppe des Uterustieres bilden die in engem Anschluss an die natürlichen Formen gehaltenen Nachbildungen

---

[12]) Thilenius, Kröte und Gebärmutter. Globus Bd. 87 Nr. 7 S. 107 Abb. 2.

[13]) Unser Zitat 6 Figur 26.

[14]) Unser Zitat 6 S. 130.

[15]) Unser Zitat 12 Abb. 1.

[16]) Höfler, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. München 1893. Tafel 1 Abb. B.

Digitized by Google

des Frosches. Mögen dieselben oft auch noch so roh sein, wie z. B. die aus St. Leonhard [17]) im Lavanttale stammende, so werden doch die charakteristische Länge der Hinterbeine und die kurzen Vorderextremitäten eine deutliche Kennzeichnung des Gebildes als Frosch ergeben.

Die fünfte Gruppe des Uterustieres bringt in möglichster Anlehnung an die natürlichen Formen gehaltene Figuren von Kröten; Thilenius [18]) hat solche Darstellungen, welche in der Tat den für die anderen Uterustiere missbräuchlich verwandten Namen „Votivkröte" verdienen, in sehr charakteristischen Proben abgebildet.

Die sechste Gruppe des Uterustieres endlich umfasst Gebilde, welche man nur für Schildkröten ansprechen kann. Es sind das breite, plumpe Geschöpfe mit kurzen Extremitäten, kleinem Kopf, einem mehr oder minder langen Schwanz und einem deutlichen Rückenpanzer, auf dem man sogar die einzelnen Hornplatten bequem unterscheiden kann. Höfler [19]) bringt die Bilder zweier solcher Votivtiere und meint, dass diese Tierrepräsentation der Gebärmutter hauptsächlich den südlichen Völkern, bei denen die Schildkröte heimisch sei, eigen sein dürfte. Eine Ansicht, die entschieden viel für sich hat.

Die siebente Gruppe des Uterustieres zeigt krebsähnliche Tiere. Wenigstens erwähnt Panzer [20]) das Vorkommen derartiger Votivtiere in Bayern. Mir war es nicht beschieden, ein so gestaltetes Votivtier zu Gesicht zu bekommen.

Diese sieben Gruppen, in welche wir die Votiv-Uterustiere geschieden haben, sind von uns keineswegs willkürlich angenommen worden, vielmehr zwingt das vorliegende Material dazu. Wer die bekannt gewordenen Votivtiere mit Aufmerksamkeit durchmustert, der wird gewiss zu der Anschauung gedrängt werden, dass von einem einheitlichen Typus in der Bildung dieser Votive gar nicht die Rede sein kann. Will man deshalb in die Formenfülle, die uns hier vor Augen tritt, ein wenig Ordnung und Übersicht hineinbringen, so kann es ohne Einteilung nun einmal nicht abgehen. Das wird auch dem abgesagtesten Feind aller

[17]) Unser Zitat 8 Tafel XXII und Zitat 9 S. 85 Figur 2.

[18]) Unser Zitat 12 S. 107 Abb. 2.

[19]) Unser Zitat 6 Figur 17 und 18.

[20]) Panzer, Bayerische Sagen und Gebräuche. Zweiter Band S. 478. München 1848/55.

Digitized by Google

Klassifikationen klar werden müssen. Aber nicht bloss der Übersichtlichkeit halber haben wir die Uterus-Votivtiere in sieben grosse Gruppen geteilt, sondern wir bedürfen einer derartigen systematisierenden Betrachtung auch noch aus einem anderen Grunde. Wollen wir nämlich feststellen — und das ist doch die eigentliche Aufgabe der vorliegenden Arbeit — warum der fromme Glaube bei weiblichen Leiden gerade ein Tier als Weihegabe darbringt, und wollen wir ermitteln, welcher Beschaffenheit und Art dieses Votivtier zu sein pflegt, so werden wir diese beiden Fragen nur dann erschöpfend zu beantworten vermögen, wenn wir das vorhandene Material an solchen auf die weiblichen Leiden Bezug nehmenden Votivtieren auf Form und Wesenheit einer sichtenden und ordnenden Betrachtung unterzogen haben. Da wir dieser Pflicht im vorstehenden nachgekommen sind, haben wir uns nunmehr die Möglichkeit geschafft, jene beiden Fragen beantworten zu können.

§ 4. Wir beginnen also zunächst mit der ersten Frage, die lautet: Warum bringt der Volksglaube bei weiblichen Leiden ein Tier als Weihegabe dar? Trotzdem diese Frage wiederholt von namhaften Untersuchern betrachtet worden ist, so besitzen wir doch bis heut noch keine allgemein anerkannte Erklärung. Während einzelne Forscher[21]) unter Hinweis auf die zur Zeit des Plato und Hippokrates herrschende Annahme, nach welcher die Gebärmutter ein im Frauenleib lebendes Tier sein sollte, meinen, diese Vorstellung sei es gewesen, welche den Volksglauben veranlasst habe, den Uterus in Tierform zur Darstellung zu bringen, widersprechen andere dieser Auffassung, indem sie aus allerlei folkloristischen Momenten die Entstehung des Votiv-Uterustieres ableiten wollen; so hat sich noch Höfler[22]) mit seiner neuesten Arbeit auf diesen Standpunkt gestellt. Noch andere Gelehrte verwerfen die genannten beiden Erklärungsversuche, indem sie sagen: die Verknüpfung der Gebärmutter mit Frosch oder Kröte sei durch eine gewisse Ähnlichkeit zwischen diesem Organ und den genannten Tieren geschehen. So lässt sich z. B. Thilenius[23]) vernehmen wie folgt: „So geschah die Verknüpfung sehr wahrschein-

[21]) Unser Zitat 5. Blind S. 72.
[22]) Höfler, Kröte und Gebärmutter. Globus Bd. 83 Nr. 2 S. 25 ff.
[23]) Unser Zitat 12 S. 109.

Digitized by Google

lich nicht auf Grund dämonologischer Überlegungen, sondern als Folge einer naiv gesehenen äusserlichen Ähnlichkeit, die so oft in der Volksmedizin massgebend ist". Und einige Zeilen weiter lesen wir noch bei diesem so bewährten Forscher: „Form und Gliederung des Tieres (des zu Küchenzwecken enthäuteten Frosches) und des Organs ähneln einander hinreichend".

Von einzelnen Forschern, so z. B. von Panzer[24]), wird wohl auch die Vermutung ausgesprochen, dass der Glaube an die tierische Natur der Gebärmutter auf die lebhaften Bewegungen zurückzuführen sei, welche Hysterische nicht selten im Unterleib verspüren.

Angesichts dieser Uneinigkeit verzichten nun manche Untersucher überhaupt auf jede Erklärung, indem sie resigniert sich mit der blossen Tatsache begnügen, dass eben schon seit undenklichen Zeiten die Volksmedizin die Gebärmutter als Tier darstelle. So sagen z. B. Ploss-Bartels[25]): „Es bleibt uns für das erste nichts anderes übrig, als die Tatsache hinzunehmen und eine befriedigende Erklärung der Zukunft zu überlassen".

Wenn ich mir nun auf Grund meiner eigenen Studien in dieser Frage ein Urteil erlauben darf, so würde ich meinen, dass in allen den genannten Erklärungsversuchen, ausgenommen den Höflers, ein Körnchen Wahrheit steckt. Wenn ich mich gerade gegen einen so bewährten Forscher, wie Höfler es ist, ablehnend verhalte, so geschieht dies aus verschiedenen Gründen. Zunächst will Höfler die Entstehung des Votiv-Uterus-Tieres nur aus folkloristischen Momenten herleiten; eine derartige Bevorzugung der letzteren ist in medizinischen Fragen aber immer recht bedenklich. Denn wir medizinischen Historiker haben unbedingt die Verpflichtung, in medizinischen Dingen in allererster Linie erst das medizinisch-geschichtliche Material gründlichst zu durchforschen. Erst wenn hier jede Auskunft versagt, sind wir berechtigt, noch andere ausserhalb der Medizin liegende Dinge zur Erklärung heranzuziehen. Aber niemals darf es uns gestattet sein, nur mit folkloristischen Tatsachen zu arbeiten und die Medizin ganz beiseite zu schieben. Tut man dies, so kann es gar leicht geschehen, dass man die ganze Frage völlig verschiebt und darum zu unrichtigem Schluss gelangt, wie dies eben Höfler auch getan hat.

---

[24]) Unser Zitat 20.

[25]) Unser Zitat 5 Seite 289.

Digitized by Google

Wenn ich eben gesagt habe, dass eigentlich alle Forscher mit ihren Meinungen über die Entstehung des Uterus-Votivtieres in gewisser Hinsicht Recht haben, so ist das folgendermassen zu verstehen:

Zunächst ist Blind durchaus in seinem Recht, wenn er den ersten Anstoss zu der Identifizierung von Tier und Gebärmutter schon bei Plato[26]) und Aretäus[27]) sucht. Nur darin irrt er, wenn er meint, jene Autoren hätten die Gebärmutter für ein wirkliches, selbständiges, in dem Frauenleibe lebendes Tier angesehen. Das hat Plato sowie Aretäus bestimmt nicht getan. Plato hat die Geschlechtsteile, die männlichen wie die weiblichen, wegen der von ihnen ausgehenden starken Begierden für unlenksam und keiner Vernunft zugänglich bezeichnet, in ihrem Wesen sich „wie ein Tier" geberdend. Ich lasse die einschlägige Stelle zunächst im Text und dann in der deutschen Übersetzung folgen. Der Text lautet:

„διὸ δὴ τῶν μὲν ἀνδρῶν τὸ περὶ τὴν τῶν αἰδοίων φύσιν ἀπειθές τε καὶ αὐτοκρατὲς γεγονός, οἷον ζῶον ἀνυπήκοον τοῦ λόγου, πάντων δι' ἐπιθυμίας οἰστρώδεις ἐπιχειρεῖ κρατεῖν αἱ δ' ἐν ταῖς γυναιξὶν αὖ μῆτραί τε καὶ ὑστεραι λεγόμεναι διὰ τὰ αὐτὰ ταῦτα, ζῶον ἐπιθυμητικὸν ἐνὸν τῆς παιδοποιίας ὅταν ἄκαρπον παρὰ τὴν ὥραν χρόνον πολὺν γίγνηται, χαλεπῶς ἀγανακτοῦν φέρει, πλανώμενον πάντη κατὰ τὸ σῶμα".

Übersetzt[28]) würde die Stelle lauten: „Daher sind denn auch bei den Männern die Schamteile etwas Unlenksames und Eigenmächtiges, wie ein Tier, welches nicht auf Vernunft hört, und suchen mit ihren rasenden Begierden alles zu beherrschen, und ganz aus denselben Gründen geht es bei den Weibern ebenso mit der sogenannten Scheide und Gebärmutter: auch diese ist ein ihnen innewohnendes lebendiges Gebilde, welches die Begierde nach Kinderzeugung in sich trägt und daher, wenn es, zur Reife gelangt, lange Zeit ohne Frucht bleibt, in Aufregung und Ungeduld versetzt wird, überall im Körper umherschweift".

---

[26]) Platonis Dialogi. Ex Recog. Hermanni. Timäus. Vol. IV Seite 405 Cap. 44 § 91. Lipsiae 1896.

[27]) Aretaei Cappadocis opera omnia. Ed. Kühn, Lipsiae 1828. Acutorum morborum liber II Cap. XI Seite 60 ff.

[28]) Platons Werke. Timaios. Übersetzt von Susemihl. Stuttgart 1856. Erstes Bändchen Seite 844.

Digitized by Google

Auch die lateinische Übersetzung[29]) nennt die Geschlechtsteile nicht Tier schlechthin, sondern sagt: „velut animal rationi non parens".

Genau dasselbe gilt auch von Aretäus[30]). Auch dieser Autor denkt gar nicht daran, den Uterus für ein wirkliches Tier zu halten, sondern er sagt nur von ihm: „οἰκοῦόν τι ζῶον ἐν ζώῳ"; was Kühn übersetzt mit: „in animali aliud quoddam animal". Und in der deutschen Übersetzung von Mann[31]) lautet die fragliche Stelle: „Im ganzen verhält sich der Uterus beim Weibe wie ein Wesen im Wesen".

Blind ist zu seiner irrigen Annahme, Plato und Aretäus hätten den Uterus für ein wirkliches und wahrhaftiges im Frauenleib lebendes Tier gehalten, wohl durch die falschen Angaben von Jenks-Kleinwächter[32]) verleitet worden. Diese beiden Autoren behaupten nämlich, dass sowohl Plato wie auch Aretäus die Gebärmutter für ein Tier gehalten hätten; ja sie belegen diese ihre Anschauung sogar durch ein Zitat aus Aretäus, allerdings nur durch ein deutsches Zitat, welches lautet: „Sie (die Gebärmutter) gleicht daher einem Tier und ist auch ein solches". Nun steht aber in dem Text des Aretäus kein Wort, welches man auf die letzte Hälfte des Kleinwächterschen Satzes beziehen könnte. Der griechische Text schliesst einfach mit dem Wort ζώῳ, wie wir oben auch schon angegeben haben, und von dem Kleinwächterschen Schluss findet sich nichts. Ebenso ist auch in den früher lateinischen Ausgaben des Aretäus[33]) von dieser Kleinwächterschen Angabe nichts zu finden. Mir ist es deshalb unverständlich, wie Kleinwächter zu seinem falschen Zitat gekommen sein mag.

Aber mag Kleinwächter zu seiner unzutreffenden Angabe gekommen sein wie er will, ich habe durch die textliche Vergleichung gefunden, dass sowohl Plato wie auch Aretäus nicht

---

[29]) Platonis quae exstant opera. Rec. Astius. Tomus V. Lipsiae 1822. Seite 275.

[30]) Unser Zitat 27.

[31]) Mann, Aretaeus Cappadox. Aus dem Griechischen übersetzt. Halle 1858. Seite 40 Cap. 11.

[32]) Jenks-Kleinwächter, Die Gynäkologie des Altertums. Deutsches Archiv für Geschichte der Medizin und med. Geographie. Band 6. Leipzig 1883. Seite 50.

[33]) Medicae artis principes. Excud. Stephanus. 1567 Seite 18.

daran gedacht haben, die Gebärmutter für ein wirkliches und wahrhaftiges Tier zu halten, sondern dass sie dieselbe nur für ein Körperglied angesprochen haben, das zeitweise ein viel lebhafteres funktionelles Leben betätigt als die andern Organe, und vermöge dieser seiner starken Existenzbetätigung sich wesentlich bemerklicher macht, als anderen Körperteile. Das ist doch aber etwas erheblich anderes, als die Plato und Aretäus nachgesagte Ansicht von der Tiernatur des Uterus.

Ich habe mich gerade bei diesem Punkte etwas länger aufgehalten und denselben klar zu legen gesucht, weil selbst in den neuesten medizingeschichtlichen Werken[34]) die Lehre von dem Uterustier der alten Griechen zu Unrecht immer wiederkehrt.

Diese sehr feinsinnige Bemerkung Platos, dass gerade bei den Geschlechtsteilen — und zwar bei den männlichen genau so wie bei den weiblichen — das Tierische besonders stark in Erscheinung träte, ist dann von den Späteren missverstanden worden. Man hat einfach das, was Plato nur in bildlichem Sinne ausdrücken wollte, buchstäblich aufgefasst und so aus der Gebärmutter ein wirkliches und wahrhaftiges Tier gemacht. Übrigens wurde diese missverständliche Umdeutung der Bemerkung Platos durch verschiedene physiologische wie pathologische Erscheinungen unterstützt. Zunächst werden die schon von Panzer[35]) erwähnten abdominellen Bewegungserscheinungen wohl ganz geeignet gewesen sein, die Vorstellung von einem im Unterleib hausenden Tier hervorzurufen; besonders wenn man bedenkt, dass Bewegungen des Uterus schon sehr früh in der Ärzte- wie Frauenwelt bekannt waren. Vorfälle, Vor- und Rückwärtslegungen der Gebärmutter werden im Corpus hippocraticum[36]) nicht allein schon ganz genau beschrieben, sondern bereits auch zum Ausgangspunkt von allerlei Spekulationen über die Beweglichkeit der Gebärmutter gemacht. Man glaubte nämlich, dass die Gebärmutter eine ausgedehnte Bewegungsfreiheit innerhalb des Frauenkörpers habe und ungehindert bald in der Brust, bald im Bauche, bald im Becken umherschweifen

---

[34]) Fuchs, Geschichte der Heilkunde bei den Griechen. In: Puschmanns Handbuch der Geschichte der Medizin, Band 1 Seite 264.

[35]) Unser Zitat 20.

[36]) Hippokrates De morbis mulierum II Cap. 110, 123 ff. In: Oeuvres complètes. Par Littré. Paris 1839/61.

Digitized by Google

könne[87]). Doch ziehen die Autoren des Corpus hippocraticum aus diesem Vagantentum des Uterus keineswegs den Schluss, dass die Gebärmutter ein sich bewegendes Tier sei; wenigstens konnte ich bei ihnen nirgends die klare und unverblümte Erklärung der Tiernatur jenes Organes finden. Man scheint ärztlicherseits damals die Gebärmutter nicht für ein Tier im wirklichen Sinne des Wortes gehalten, sondern ihr nur eine besonders gesteigerte Lebensfähigkeit und Lebenstätigkeit zuerkannt zu haben, ähnlich wie das Plato ja auch bereits getan hatte. Und diese gesteigerte Lebenstätigkeit suchte man sich dann therapeutisch nutzbar zu machen, indem man glaubte, durch Anwendung scharfer Gerüche den Uterus in seinen Wanderungen beschränken und ihn an seinen vorschriftsmässigen Ort zurückweisen zu können. So sollte z. B. beim Aufsteigen der Gebärmutter die Applikation schlechter Gerüche auf die Nase und wohlriechender Essenzen auf die Vulva die richtige vorschriftsmässige Stellung des allzu bewegungslustigen Organes vermitteln.

So waren es denn gar mancherlei Bewegungserscheinungen, abdominelle wie uterine, welche die Aufmerksamkeit des Volkes erregten und der Missdeutung jener Platoschen Bemerkung über das Tierische der Geschlechtsorgane Vorschub leisteten, bis dass schliesslich im Volksglauben aus dem mit tierischen Trieben behafteten und sich demgemäss oft genug auch tierisch aufführenden Uterus ein wirkliches und wahrhaftiges Tier wurde.

War die medizinische Urteilsfähigkeit des Volkes aber erst einmal so gründlich entgleist, dass sie die Gebärmutter als wirkliches Tier auffasste, so hatte der Aberglaube nunmehr freies Spiel. Und so sehen wir denn auch jetzt, wie gar mancherlei Sagen und Märchen sich an die Tiernatur des weiblichen Geschlechtsapparates knüpfen. Doch kann es nicht unsere Sache sein, auf diesen Punkt näher einzugehen, vielmehr werden wir nur noch die Frage zu erledigen haben:

[87]) Derartige Vorstellungen von im Körper herumwandernden krankmachenden Substanzen waren dem Altertum auf Grund seines humoralen Krankheitsbegriffes ganz geläufig. Ich erinnere z. B. an die Lehre von den im Körper herumziehenden, bald hier bald da auftretenden Hämorrhoiden. Noch die Mitte des 19. Jahrhunderts kannte die Vorstellung von den sogenannten versetzten Hämorrhoiden, und im Volk kann man noch heut oft genug hören, dass sich Hämorrhoiden oder sonst irgendein abnormes Etwas auf diesen oder jenen Körperteil gesetzt habe.

Digitized by Google

§ 5. In welcher Tiergestalt hat der Volksglaube seine Auffassung von dem tierischen Wesen der Gebärmutter zum Ausdruck gebracht?

Hätte man sich erst einmal dazu verleiten lassen, die Gebärmutter als ein wirkliches, im Frauenleib ein selbständiges Leben führendes Tier zu halten, so musste sich schliesslich doch das Bedürfnis fühlbar machen, für dieses Lebewesen nun auch eine ihm eigene Tiergestalt zu schaffen. Das liess sich aber ohne sonderliche Beschwerde tun. Denn genau dieselben Faktoren, die bereits geholfen hatten, den Glauben an die Tiernatur des Uterus zu schaffen, sie verhalfen diesem Uterustier nun auch zu einer charakteristischen Tierform. Hatten nämlich — wie wir dies in § 4 soeben erst nachgewiesen haben — die uterinen und abdominellen Bewegungen den Glauben an ein im Unterleib sein Wesen treibendes Tier geweckt und gestärkt, so konnte dieses Tier schliesslich nur ein kriechendes sein, denn zu ausgiebigeren Bewegungen bot das Körperinnere ja doch keinen Raum. Ein hier lebendes Tier vermochte nur in sehr langsamer Weise sich kriechend fortzubewegen; es musste also zunächst ein Kriechtier sein. Über die Leibesbeschaffenheit dieses kriechenden Lebewesens konnte nun aber das tägliche Leben hinlänglich Aufschluss geben. Denn bei den Opfertieren, beim Schlachten wie auf der Jagd, gewann man oft genug einen Einblick in die Unterleibshöhle und war in der Lage, sich über die Gestalt der dort gelagerten Gebärmutter zu unterrichten. Natürlich wird es sich dabei nicht um genaue anatomische Studien gehandelt haben; solche würden ja sofort die Haltlosigkeit der Tiernatur des Uterus hinlänglich nachgewiesen haben. Man wird sich vielmehr mit flüchtigen Einblicken in die anatomischen Einzelheiten des Opfer-, Schlacht- und Jagdtieres begnügt haben, wie ja dies vom Volke bekanntermassen noch heut geschieht. Eine derartige oberflächliche Kenntnisnahme seitens eines medizinischen Laien konnte aber sehr wohl in der platt gedrückten, plumpen, mit allerlei Fortsätzen und Anhängen versehenen Gebärmutter ein tierisches Wesen erblicken, welches mit den in der Welt da draussen herumkriechenden Lurchen eine gewisse Ähnlichkeit erkennen liess. Es war dies ja ganz gewiss eine naiv gesehene Ähnlichkeit, wie Thilenius[38]) sich sehr treffend ausdrückt; aber eine solche hat im Volksglauben

[38]) Unser Zitat 12 S. 109.

Digitized by Google

wie in der Volksmedizin noch jederzeit zu den kühnsten Annahmen vollauf genügt. So hielt man denn auf Grund dieser Ähnlichkeit die Gebärmutter für ein zu der grossen Familie der Lurche gehörendes Wesen. Und wie in der Naturgeschichte der Lurch eine formenreiche Tierart ist, so trifft dasselbe auch für den Uteruslurch zu. Auch er zeigt eine reiche Fülle der Formen; konnten wir doch in der vorstehenden Arbeit 7 verschiedene Formen des Uteruslurchs namhaft machen. Jedermann nahm eben, je nachdem ihm die Ähnlichkeit der Gebärmutter mit diesem oder jenem Vertreter der Lurche besonders stark ausgeprägt schien, auch dieses oder jenes Lurchtier für den Uterus in Anspruch. Und so haben wir denn Uteruskröten, Uterusfrösche, Uteruseidechsen, Uterussalamander, Uterusschildkröten, ja selbst Uteruskrebse, wie sie Panzer[39]) gesehen hat. Dass unter dieser reichen Vertreterschar der Uteruslurche eine Tierform besonders häufig vorkommt, wie dies z. B. Thilenius[40]) von der Kröte annimmt, ist nur bedingt richtig. Es kommt nämlich zwar ein Uteruslurch weit öfter vor als all die anderen; aber man kann diese häufigere Form nun doch nicht so ohne weiteres immer nur als Kröte, als wohl konditioniertes, nicht zu verkennendes Krötentier ansprechen. Höchstens kann man sagen, dass es sich um Tierformen handelt, welche mit der Kröte wohl eine gewisse Ähnlichkeit haben können; doch darf man mit demselben Recht auch eine Ähnlichkeit mit dem Frosch konstruieren, oder man kann wohl gar auch von jeder Ähnlichkeit absehen und in der betreffenden Darstellung ein Tier erblicken, in welchem irgendein berufener oder unberufener Darsteller nur seine phantasievollen Vorstellungen von der Beschaffenheit des Uterustieres, ohne genaue Nachahmung natürlicher Tierformen, hat zum Ausdruck bringen wollen. Gruppe 1 und 4 dieser unserer Untersuchung haben uns hinlänglich Gelegenheit gegeben, die Beschaffenheit derartiger, mehr der Dichtung als der Wahrheit entsprechender Uterustiere kennen zu lernen.

So müssen wir denn also feststellen, dass das Gebärmutter-Votivtier durchaus nicht als der Repräsentant nur einer einzigen bestimmten Tierspezies auftritt, vielmehr in recht verschiedenen, teils phantastischen, teils naturgetreuen Tiernachbildungen sich zeigt.

---

[39]) Unser Zitat 20.

[40]) Unser Zitat 12 S. 108.

Digitized by Google

Dabei soll nicht unbedingt in Abrede gestellt werden, dass recht viele dieser Donarien an gewisse Tiergestalten erinnern, doch ist diese Ähnlichkeit meist nicht so zwingend, dass sie grade nur auf ein einziges Tier bezogen werden müsste. Im Gegenteil! Die Ähnlichkeit bewegt sich grösstenteils in so weit gesteckten Grenzen, dass sie recht wohl für verschiedene Tiere gelten kann. Sie wird durch die Phantasie des Darstellers eben so sehr beeinflusst, dass man in auffallend vielen Fällen ganz deutlich wahrnimmt, wie es den betreffenden Erzeugern dieses Weihegeschenkes weniger darauf angekommen ist, gerade nur ein bestimmtes Tier zur Darstellung zu bringen, dass er vielmehr hauptsächlich darauf bedacht war, den Uterus nur in allgemeinen Umrissen als einen Lurch zu bilden.

Angesichts dieser Tatsache sollte man endlich aufhören von „Votivkröte" zu sprechen. Denn was hat es eigentlich für einen Sinn, da von Votivkröte zu reden, wo das betreffende Weihegeschenk eine Schildkröte, eine Eidechse, einen Salamander, einen Frosch oder gar ein krebsartiges Tier darstellt, aber ganz und gar nicht eine Kröte? Will man sich an das Tatsachenmaterial halten und nur an dieses, nicht aber an allerlei willkürliche Hypothesen, so darf man nur von einem Gebärmutter-Votivtier schlechthin oder höchstens von einem Gebärmutter-Votivlurch reden.

Man könnte nun vielleicht meinen, dass es ja im Grunde genommen ziemlich gleichgültig sei, ob man von einem Gebärmutter-Votivtier schlechthin oder von einer Gebärmutter-Votivkröte spreche. Doch ist das schliesslich durchaus nicht so gleichgültig. Denn mit der Bezeichnung „Votivkröte" hat man die medizinisch wie kulturgeschichtlich so ausserordentlich interessante Frage ganz beträchtlich geschädigt. Man hat mit der Wendung „Votivkröte" die Untersuchung über die Entstehung des Uterustieres ganz erheblich erschwert. Denn indem man sich an die Wendung „Kröte" geklammert hat, hat man allerlei folkloristische Dinge in die Frage hineingezerrt, die ganz und gar nicht in dieselbe hinein gehören. Man hat gemeint, man müsse nun alle die Beziehungen, welche die Kröte zu der Sage, zu dem Aberglauben, kurz zu all dem folkloristischen Beiwerk unterhält, das sich im Lauf der Jahrtausende allmählich an den Begriff Kröte angegliedert hat, auch für die Bewährung dieses Tieres als Votivgabe heranziehen. Eine derartige ausschliesslich folkloristische Auffassung des Uterus-Votivtieres, wie sie jüngst erst noch wieder im Gegensatz zu Thilenius

Digitized by Google

Höfler[41]) vertreten hat, hätte doch nur dann Anspruch auf Berechtigung, wenn die Votivgabe in Tiergestalt, wirklich nur immer und einwandsfrei eine Kröte wäre. Dann dürfte man sagen: der Volksglaube wolle mit der immer wiederkehrenden Figur der Kröte eben auch immer nur die Kröte zum Ausdruck bringen; er wolle nur sie und kein anderes Tier als Träger seiner Bitten ansehen und darum gerade nur die Kröte als Votivgabe darbringen. Da nun aber die Kröte durchaus nicht immer, ja nicht einmal in besonders bevorzugter Weise als Votivtier auftritt, vielmehr andere Lurche neben ihr in reichlicher Menge auch als Votivgeschenke eine bedeutsame Rolle spielen, so beweist das einwandsfrei, dass es dem Volksglauben mit seinen Votiv-Uterustieren durchaus nicht darauf ankommt, nur eine einzige bestimmte Tierspezies zum Ausdruck zu bringen, sondern dass er alle Lurchtiere als gleich geeignet erachtet, die Rolle als Votiv-Gebärmuttertier zu spielen. Deshalb haben alle die folkloristischen Mitteilungen, welche jüngst erst wieder Höfler[41]) beigebracht hat, wohl ganz gewiss ein allgemeines Interesse für die Figur der Kröte schlechthin, aber für die Frage: warum und in welcher Form bringt das Volk bei Erkrankungen des weiblichen Geschlechtsapparates Tiergestalten als Votive dar? haben sie auch nicht die geringste Bedeutung. Hier kamen, wie wir gezeigt haben, ganz andere Dinge, und zwar vornehmlich solche medizinischer Natur in Betracht. Räumen wir nur der Medizin, wie man dies in medizingeschichtlichen Dingen in erster Linie doch nun einmal soll, den ihr gebührenden Platz ein, so verliert die Frage nach der Entstehung und Gestalt des Uterus-Votivtieres alle die Schwierigkeiten, welche sich bei der vorwiegend folkloristischen Betrachtung des Gegenstandes allmählich eingefunden haben, ja sogar einfinden mussten.

[41]) Unser Zitat 22 S. 25.

Digitized by Google

Die Freimaurer im deutschen Volksglauben.

Nachträge.

Von Dr. Karl Olbrich.

Mein Aufsatz über „Die Freimaurer im deutschen Volksglauben“ (Heft XII 62—78) hat nicht nur Professor Knoop-Rogasen veranlasst, interessante Mitteilungen über ähnliche Volksmeinungen aus Kujawien zu machen (Heft XIV 58), sondern auch aus Breslau sind mir eine Anzahl interessanter Nachträge zugegangen. So hörte ich eine eigenartige Erklärung, weshalb die Freimaurer nie völlig verarmen können. Sie knüpft an ihr vermeintliches rastloses „Arbeiten“ an (XII 63): „Ein Mühlenbesitzer in Breslau schloss sich jeden Abend, wenn alle anderen zu Bett gegangen waren, in seiner Stube ein. Dort hörte man ihn bis morgens früh vier Uhr angestrengt arbeiten. Ein Dienstmädchen war neugierig und lauschte einst nachts am Schlüsselloche; da vernahm sie Geräusche wie von Sägen, Hämmern, Pochen“. Der Institutsdiener, dem ich diese Mitteilung verdanke, meinte auf die Frage, was denn dieses sonderbare Treiben zu bedeuten hatte, „alle Freimaurer müssen ein Handwerk neben ihrem Berufe treiben. So sind sie, wenn ihr anderes Geschäft zusammenbricht, immer imstande, sich wieder emporzuarbeiten“. Über die Ausstattung ihrer Loge erfuhr ich aus Breslau folgende Ansicht: „In dem Raume, wo die Freimaurer zusammen arbeiten, gibt es einen grossen Vorhang; hinter den darf niemand gehen, denn da steckt das Geheimnis“; dies hat einen realen Hintergrund in gewissen symbolischen Bräuchen der Freimaurer und erinnert an „das verschleierte Bild zu Sais“. Die Auffassung der Freimaurer als Zauberer und die Übertragung von Anschauungen, die von diesen im Volke gelten, auf jene kann ich jetzt durch neue Beispiele bestätigen. Schon die noch heute vereinzelt sich findende Meinung, sie könnten „Gold machen“, streift zum mindesten hart an Zauberei. Um 1789 war in Schlesien übelberüchtigt ein gewisser Masius, der unter Benutzung alter Venezianersagen eine „gedruckte, wohlversiegelte, nur von einem Freimaurer zu erbrechende Anweisung zum Goldmachen für zwei Taler verkaufte“ (Breslauischer Erzähler 1801, 170). In der Tat waren damals Alchymisten und

Goldmacher in die Logen eingedrungen und hatten viele Köpfe verwirrt (vgl. Findel, „Das Zeitalter der Verirrungen im Maurerbunde", Leipzig 1892, S. 50 und 61). Auch dass die Freimaurer einen Zauberspiegel besitzen, wird noch vielfach geglaubt. Benutzt hat diesen Glauben H. Bandlow in seiner Novelle: „Ernst Spilleboom", wo es (S. 53) heisst: „Weil er den Leuten eine Freude machen wollte, log er eine Geschichte zusammen, eine greuliche Geschichte von einem Freimaurer, der morgens die ganze Begebenheit in seinem Spiegel gesehen, von dem Geldraube an bis zu der Stelle, wo der Spitzbube war, da habe der Freimaurer einen Studenten von weither verschrieben, der den Kerl hätte greifen müssen". Zedlers Universallexikon bietet ss. vv. „Zauberspiegel" und „Spiegelsehen": „Z. heissen solche Spiegel, daraus man durch Zauberei von zukünftigen Dingen weissaget oder verborgene Sachen entdecket, — Sp. werden diejenigen abergläubischen Bemühungen genennet, da man durch einen gewissen Spiegel oder Glas zukünftige oder auch verborgene Dinge zu offenbaren vorgibt" (Bd. 38 und 61). Goethe hat dieses Glassehen in seinem Lustspiel: „Der Grosskophta" (III 9), das viel Freimaurerisches karikiert, verwendet; das Spiegelsehen und Dieberkennen findet sich ja auch im Faust in der Hexenküche. Aber auch hier liegt der Volksmeinung vielleicht ein missverstandener, heute wohl veralteter Logenbrauch zugrunde, den z. B. Daiber in seinem durch marktschreierische Reklame über Gebühr angepriesenen „Verräterbuche": „Elf Jahre Freimaurer" (Stuttgart 1905) noch erwähnt: Der Lehrling öffnet hier bei der Aufnahme in den Gesellengrad auf Befehl des Meisters ein Buch mit der Aufschrift: „Erkenne dich selbst" und erblickt sein eigenes Bild in einem Doppelspiegel. Weitere Belege ergänzen die Mitteilungen über die Freimaurer als Diener einer geheimnisvollen Macht. So schildert eine mir mitgeteilte Breslauer Sage ihr Verfahren beim Auslosen des Bruders, der im nächsten Jahre als Opfer sterben muss (vgl. XII 72): „Da kommen sie zusammen und stecken die Lose mit den Namen in einen hohen schwarzen Hut; alsbald kommt eine grosse, schwarze Katze und zieht mit ihrer Pfote das Todeslos heraus". Dass der Teufel in Katzengestalt erscheint, trat bereits bei einigen früher erwähnten Sagen hervor (a. a. O. 71, 76)[1]. In dieser Gestalt

[1]) So gesellt sich der Teufel in Gestalt eines grossen schwarzen Katers

Digitized by Google

holt er denn auch die ihm verfallenen Freimaurer oder — als es diese noch nicht gab — Zauberer. Charakteristisch hierfür ist die im schlesischen historischen Labyrinth (Breslau, Leipzig 1737 S. 363 ff.) erzählte Geschichte von Johann Cuntze aus Bendschin im Fürstentume Jägerndorf vom Jahre 1592: „Glock drei Uhr ist er gestorben. Vorher aber hat ein grosser schwarzer Kater von aussen ganz künstlich mit der Pfote das zugemachte Fenster aufgewirbelt, ist jählings in die Stube gekommen, auf des Kranken Bett gesprungen und hat das Hauptkissen und Gesicht desselben mit solcher Heftigkeit angefallen, als wenn er den ganzen Mann mit Gewalt fortschleppen wollte. Darauf ist der Kater wieder verschwunden, Cuntze aber ist gestorben". In einer anderen Tiergestalt erschien der Teufel bei der Beerdigung eines Freimaurers in einem Posenschen Städtchen (Mitteilung eines Logenbruders): „Als die Träger den Sarg vor der Haustüre auf die Schultern hoben, flog plötzlich ein grosser schwarzer Hahn auf den Deckel. Das war, meinten die Leute, gewiss der Teufel, der die arme Seele holen wollte" [1]). In Schlangengestalt (vgl. XII 76) erscheint der satanische Geist in einer dritten Sage, von deren Weiterverbreitung in den Gesprächen der Dienstboten eine Breslauer Familie mir zu berichten wusste. Da war ein „Selbstmaurer" (seltsam gebildetes Wort; etwa zusammengeschweisst aus „Selbstmörder" und „Freimaurer"?) eines plötzlichen Todes gestorben. Ein Dienstmädchen aber hatte durch das Schlüsselloch geschaut und deutlich gesehen, wie eine grosse Schlange langsam auf ihn zukroch, ihn mit ihren Ringen umstrickte und erwürgte. Darauf aber ist etwas an die Tür gekommen, vor der sie lauschend stand, und hat so furchtbar daran geschlagen, dass sie voller Entsetzen floh. Der Teufel in Schlangengestalt ist ja alte volkstümliche, durch die Bibel geschaffene Überlieferung; dass in deutschen Sagen die Schlangen nicht selten als höllische Dämonen erscheinen, die den Verbrecher strafen, habe ich an anderer Stelle nachgewiesen [2]).

---

auch zu der Tochter des reichen Bauern in Mönchsgut (Fr. Worm. „Mönchsguter Bilder" S. 37). und die Hexen haben nach dänischem Volksglauben stets eine schwarze Katze als Ratgeber bei sich (vgl. Kahle, „Dänischer Volksglauben in Holbergs Schriften" in Ilberg-Gerths Neuen Jahrbüchern usw. 1905 10 S. 717).

[1]) Über den schwarzen Hahn als Teufelsvogel vgl. Drechsler, „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen" II 225. Geister als schwarze Hennen s. Mitt. IV 45 und 59. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde III 382.

[2]) Vgl. meinen Vortrag über „Deutsche Schlangensagen" Mitt. V 43 f.

Digitized by Google

Auch der Volksglaube, dass ein plötzlicher Sturm mit dem Tode eines Freimaurers in geheimnisvollem Zusammenhange stehe (a. a. O. 76), ist nur Übertragung einer allgemeinen Anschauung auf einen besonderen Fall. So heisst es in der oben erwähnten Geschichte von dem rätselhaften Johann Cuntze (1592): „Kaum war Cuntze tot, so entstand ein greuliches Gewitter, und bei dem Leichenkondukt hat es so gewaltig gestürmt und geschneit, dass es die Leichenbegleiter kaum ausstehen mögen; sobald aber der tote Körper unter die Erde gebracht war, wurde es wiederum ganz helle, und der rasende Wind legte sich". Desgleichen berichtet Fülleborn (Erzähler 1801 S. 82, vgl. Mitt. XIII 30 ff.): „Zeiten des Sturmes veranlassen mancherlei Aberglauben; Selbstmorde oder todeswerte Verbrechen [1]), wähnt der Unkundige, sind die vorzüglichsten Ursachen dieser Erscheinung". Hier tritt auch wieder die schon früher beobachtete Gleichsetzung von Freimaurern und Juden (XII 65, 73) auf: „Wenn ein grosser Sturm ausbricht, hat sich gewiss ein Jude erhängt" (Mitt. XIV 74 Nr. 56 und 55; vgl. auch I 5). Schliesslich habe ich für meine Vermutung (a. a. O. 73), dass dem seltsamen Volksglauben, ein Freimaurer könne nicht in seinem Bette sterben, eine altheidnische von der Kirche verfluchte Vorstellung zugrunde liegen müsse, eine Bestätigung gefunden in Samters Aufsatze: „Antike und moderne Totenbräuche" (1905 S. 36). Dort wird nämlich, wenn auch teilweise mit anderer Begründung, an einer Reihe von Totenbräuchen aus den verschiedensten Gegenden, Zeiten und Völkern als Grundanschauung nachgewiesen: „Der Arier darf nicht in seinem Bette sterben". So will auch der streitbare Herzog Boleslaus IV. von Oppeln in einer von August Kopisch besungenen schlesischen Sage [2]) von geistlichem Troste nichts wissen und erwartet, als es zum Sterben kommt, in voller Rüstung hoch zu Ross den Tod:

„Drauf setzet er die Sporen ein
Und jaget über Stock und Stein! —
Doch hinter ihm ward eine Schar
Von schwarzen Reutern offenbar".

Und ebenso ruft der von Edmond Rostand gefeierte ritterliche

[1]) Auch Shakespeare hat diesen Volksglauben wiederholt wirksam benutzt, vgl. z. B. Marbeth II 3.

[2]) J. Kern, „Schlesiens Sagen, Legenden und Geschichten" 1867 S. 471.

Digitized by Google

Cyrano de Bergerac sterbend aus: pas là, pas dans ce fauteuil!" und stehend, den Degen in der Faust, bietet er dem unbezwingbaren Gegner Trotz[1]).

Aus orientalischen Quellen.

Von Dr. S. Fraenkel.

1. Bleigiessen.

In dem hebräisch-arabischen Wörterbuch des Sa'dja ibn Danan aus Fez (12. Jahrh.)[2]) findet sich für das hebr. Wort kâbêd (Ezechiel 21, 26), das alle Exegeten da wie auch sonst als *„Leber"* erklären, die Bedeutung *„Blei"* verzeichnet mit folgender Bemerkung: *„Dies giessen die Zauberer auf Wasser und benutzen es zur Wahrsagung und Bezauberung"*. — Wenn ein Kind vom „bösen Auge" getroffen ist, *giesst man Blei auf ein Gefäss mit Wasser*. Die so entstehende menschliche Figur, die den Besitzer des bösen Auges darstellt, wird dann mit dem Gefäss an einen Kreuzweg geworfen. (Zeitschr. des Deutsch. Paläst.-Ver. XVIII 49 Nr. 15.)

2. Menschliche Glieder als Weihgeschenke.

Die noch in unserer Zeit weitverbreitete Sitte, plastische Nachbildungen erkrankter Gliedmassen in der Hoffnung auf ihre Heilung einem Heiligtume zu weihen, reicht bekanntlich in eine sehr alte Zeit zurück.

Einen Beleg dafür bietet schon das A. T. I. Samuel Cap. VI v. 4 ff.; auch auf attischen Reliefs finden wir Darstellungen, die dieselbe Vorstellung bezeugen.

Hier kommt nun auch, wie es scheint, eine Nachricht der hebräischen Tosephtâ (cca. 250 n. Chr.) in Betracht, die allerdings, so wie sie überliefert ist, nicht notwendig auf diese Sitte bezogen zu werden braucht.

Es heisst da[3]): „Die Mutter der Rimatjâ tat, als diese erkrankte, das Gelübde: Wenn meine Tochter von ihrer Krankheit

[1]) Wie es denn auch nach germanischer, besonders nordischer Auffassung als wenig heldenhaft, ja schimpflich gilt, den „Strohtod" (d. h. den Tod auf dem Stroh des Lagers) zu sterben. Ss.

[2]) The book of hebrew roots by Abulwalid (ed. Neubauer) S. 790 Z. 25.

[3]) Cap. III 1.

Digitized by Google

geheilt wird, will ich soviel Gold, als sie wiegt, [dem Heiligtume] spenden[1]). Als die Tochter nun gesund geworden war, zog sie nach Jerusalem und erfüllte ihr Gelübde[2]).

Wenn nun unmittelbar nach dieser Erzählung fortgefahren wird: „Jemand, der das Gewicht seiner Hand gelobt, hat soviel zu opfern, als sie bis zum Gelenke wiegt", so liegt es wohl nahe, auch diese Bestimmung, wie die folgende, die sich auf den Fuss bezieht, in denselben Zusammenhang einzureihen und anzunehmen, dass es sich auch hier um Gelübde bei Krankheiten handelt, die, der Entwickelung des religiösen Bewusstseins entsprechend, bei den Hebräern eine veränderte Form angenommen hatten.

3. Zum Schwertklingengelübde.

A. F. Stenzler hat (Zeitschrift der Deutsch. Morgenl. Gesellschaft Bd. 40 S. 523 ff.) die von Jak. Grimm, Dtsch. Rechtsaltertümer I[4] 232, behandelte Sitte („Im Altertum war es Sitte, wenn ein Mann bei einer Frau schlief, die er nicht berühren wollte, dass er ein Schwert zwischen sich und sie legte") mit einem indischen Brauche kombiniert.

Hier sei noch darauf hingewiesen, dass auch in einem mittelalterlichen hebräischen Buche eine Erinnerung an diese Sitte erhalten ist.

In der apokryphen Chronik des Propheten Moses[3]), die die Geschichte des Propheten während seines Aufenthalts in Äthiopien in Übereinstimmung mit Artapanos[4]) erzählt, heisst es an der Stelle, wo seine Verheiratung mit der Witwe des äthiopischen Königs berichtet wird: „Da aber gedachte Moses des Bundes mit dem Herrn, seinem Gotte, näherte sich ihr nicht, *sondern legte ein Schwert zwischen sich und sie* und sündigte nicht mit ihr"[5]).

[1]) Auch für ein gesundes Kind spendete eine reiche Frau alljährlich, je nach seinem Gewichte, Gold für den Tempel Sifrâ, 112 a col. 1 l. 14.

[2]) Wörtlich: „wog sie mit Gold auf".

[3]) Bet hamidrasch ed. Jellinek II S. 6 l. 25.

[4]) Freudenthal, Hellenist. Stud. II 172.

[5]) Der Freundlichkeit von J. Löw verdanke ich noch den Hinweis auf einen viel älteren Beleg Sanhedrin 19 b 5 a. f. zum Buche Ruth 3, 8. Korrekturbem.

Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen.

(Schluss zu XIV 77.)

Von Professor O. Knoop in Rogasen.

71. Wenn ein eben Gestorbener noch einmal die Augen aufmacht und einen der Anwesenden ansieht, so wird dieser bald sterben (Czerleino).

72. Wenn die Augen des Verstorbenen nicht ganz zugeschlossen sind, so stirbt jemand; der Verstorbene sieht jemand voraus, wypatrzy kogoś (Pakosch).

73. Die Augen des Toten müssen zugemacht werden, sonst ziehen sie mehrere zum Sterben nach.

74. Wenn der Leichnam nicht steif wird, sondern geschmeidig bleibt, so stirbt in kurzer Zeit der nächste Verwandte (Czerleino).

75. Wenn ein Verwandter des Verstorbenen mit dem Sargdeckel angestossen wird, so muss er bald darauf sterben (Lissa).

76. Wenn sich an einem frischen Grabe der Boden senkt, so wird in derselben Familie bald wieder eine Leiche sein (Kr. Rawitsch).

77. Wenn bei einer Beerdigung das Grab an den Seiten einfällt, so soll in der Verwandtschaft des Verstorbenen bald ein neuer Todesfall eintreten.

78. Wenn ein Leichenzug einem mit Dung beladenen Wagen begegnet, so wird aus der Familie des Verstorbenen bald noch jemand sterben (Czerleino).

79. Wenn eine Leiche aus dem Hause getragen ist, so müssen die Stühle und Bänke, auf welchen der Sarg gestanden hat, umgelegt werden, damit nicht noch mehrere aus dem Hause sterben.

80. Verwandte dürfen den Sarg nicht auf den Kirchhof tragen, denn sonst würden sie dem Toten bald nachfolgen. Dasselbe gilt von dem Missionskreuz, das am Schlusse einer Mission in Prozession herumgetragen und dann aufgestellt wird: wer dasselbe getragen, stirbt bald. Doch glauben nicht alle Leute daran, und wer es erst angefasst hat, der trägt es auch. Es wird erzählt: Nach Schluss einer Mission sollte das Kreuz getragen werden. Der

Bruder eines anwesenden Geistlichen wollte es tragen helfen, doch der Geistliche gestattete es ihm nicht (Kujawien).

81. Der Tote gibt seinen ausserhalb wohnenden Verwandten durch Klopfen das Zeichen, dass er gestorben ist (Kujawien).

82. Im Besitze einer gräflichen Familie in der Provinz Posen befand sich eine Uhr, ein Kunstwerk des 16. Jahrhunderts. Diese Uhr ging nicht mehr, hatte aber die Eigentümlichkeit, vor dem Tode eines jeden Mitgliedes der Familie zu schlagen. Einmal sass die ganze Familie zu Tisch, da fing plötzlich die Uhr an zu schlagen und ein Musikstück zu spielen. Die Hausfrau forderte die Anwesenden auf, sie in die Kapelle zu begleiten und für den Verstorbenen zu beten. Als sie sich dem Altar näherten, bemerkten sie auf den Altarstufen eine betende Vision (mara), die dem Bruder des Grafen glich und alsbald verschwand. Am andern Tage traf die Kunde von dem Tode des gräflichen Bruders ein (polnisch).

83. Als einst ein junger polnischer Mann in einer deutschen Gesellschaft beim Kartenspiel sass, platzte plötzlich der Tisch. Der junge Mann sprang auf und sagte, es sei 11 Uhr und er könne nicht länger spielen, weil eben sein Vater gestorben sei. Die Deutschen lachten ihn aus und sagten: „Was ihr Polen doch abergläubisch seid!“ Nach einer Weile aber bekam der Pole eine Depesche, welche in der Tat meldete, dass sein Vater um 11 Uhr gestorben sei.

84. Als im Jahre 1866 die Cholera herrschte, sass eines Abends in Birnbaum ein Mann mit seiner Frau am Tisch, während ihre beiden Knaben im Alter von 9 und 6 Jahren sich auf die Ofenbank gesetzt hatten. Auf einmal hörten die Kinder ein ächzendes Gewimmer, das wie „ähi ähi ähähähähi“ klang. Erschreckt sprangen sie auf, weinten und klammerten sich an den Knien der Eltern fest und fragten sie, ob sie nichts gehört hätten. Die Eltern bejahten es. Am nächsten Tage kam die Nachricht, dass um die Zeit des Vaters bester Freund gestorben war.

85. Zwei alte Leute hatten ihre einzige Tochter verheiratet. Als sie eines Abends am Tische sassen und die Zeitung lasen, hörten sie, dass jemand in ihrer Kammer das Getreide schaufelte. Die Frau stand auf, um nachzusehen, aber da sie nichts bemerkte, kehrte sie wieder in das Zimmer zurück. Nach einer Weile schaufelte es wieder. Nun ging der Mann hin, fand aber auch

Digitized by Google

nichts. Da trat der Briefträger ins Zimmer und brachte die Nachricht von dem Tode der Tochter, und die alten Leute wussten jetzt, dass der Geist der Tochter in der Kammer gewesen, um den Eltern ihren Tod anzumelden.

86. In Marcinkowo górne bei Tremessen wurde im 13. Jahrhundert ein polnischer König, mit Namen Leszek, von dem Pommernherzog Swiatopełek überfallen und ermordet. An dem Tage dieses Ereignisses hört man noch jetzt das Kampfgeschrei des Pommernfürsten und das Röcheln des sterbenden Königs. Jeder jedoch, der es hört, muss noch in demselben Jahre sterben (Marcinkowo).

87. An dem Wege von Margonin nach Samotschin befindet sich eine uralte grosse Buche. Hier wurde einst um Mitternacht ein Mann von Räubern überfallen, ermordet und unter dem Baum verscharrt. Alljährlich an seinem Todestage, so geht die Sage, erhebt sich um Mitternacht der Tote aus seinem Grabe. Trifft ihn jemand, so stirbt er noch in demselben Jahre. Einige wollen auch um Mitternacht an der Stelle ein eigentümliches Seufzen gehört haben, das einige Zeit dauerte und dann plötzlich aufhörte.

88. Als der Domherr Simon in Gnesen starb, wussten die Leute geraume Zeit vorher, dass jemand von den Domherrn sterben werde, denn die Domuhr blieb stehen. Dieser Glaube scheint alt zu sein und erklärt sich aus der Wichtigkeit, welche die Domuhr früher hatte, als Uhren noch selten waren. Ein ähnlicher Glaube herrscht in Koldromb (Kr. Znin). Dort war auf einem Ecktürmchen der vor einigen Jahren abgebrannten Kirche ein Kreuz angebracht. Das Volk erzählt, dass vor dem Tode eines jeden Pfarrers dieser Kirche das Kreuz eine schiefe Stellung eingenommen habe (Mitteilung des Lehrers A. Szulczewski in Brudzyn).

89. In Wongrowitz lebte vorzeiten ein geschickter Böttcher. Einstmals hatte er in Siernik eine grössere Arbeit und verweilte daselbst, um sie auszuführen, einige Wochen. Während seiner Abwesenheit von Hause erkrankte seine Nachbarin, mit welcher wegen ihres zänkischen Wesens kein guter Vertrag war. Noch bei seinem Weggange hatte sie um einer geringfügigen Ursache willen tüchtig mit ihm gekeift. Als er nach Beendigung seiner Arbeit auf dem Heimwege begriffen war und an dem Kirchhofe seines Städtleins vorbeikam, stand an der Pforte eine schöngekleidete Frau, welche ihn anhielt und bat, er möchte ihr doch einen Schuh festbinden. Er war dazu gern bereit; als er aber der Frau in

das Gesicht schauen wollte, um zu sehen, wer sie sei, erhielt er von ihr einen kräftigen Fusstritt in die Magengegend, so dass er die Besinnung verlor und ohnmächtig liegen blieb. In solcher Verfassung fanden ihn am folgenden Tage einige Bekannte. Sie brachten ihn nach Hause. Daselbst erfuhr er zu seinem Erstaunen, dass zu derselben Stunde, wo ihm das erzählte Ereignis widerfahren war, seine Nachbarin des Todes verblichen war. Da ward er denn inne, wer ihn mit dem unerwarteten Fusstritte bedacht hatte; und weil er an der Stelle, wo er getroffen war, einen blauen Fleck behielt, der sich nicht wollte vertreiben lassen, so bewahrte er die Nachbarin zeitlebens in gutem Gedächtnis (Rogasen).

90. Ein junges Mädchen wettete, dass es in der Nacht um 12 Uhr auf den Kirchhof gehen und einen Blumenstrauss auf ein bestimmtes Grab stecken werde. Sie führte das auch aus, aber als sie aufstehen wollte, konnte sie nicht. In dem Glauben, der Tote hielte sie fest, erschrak sie heftig und fiel dann selbst tot hin. Es war aber nicht der Tote, der sie festhielt, sondern als sie den Blumenstrauss in das Grab steckte, hatte sie zugleich auch den Zipfel ihres Rockes hineingesteckt.

91. Es lebte einst ein sehr frommer Mann, welcher Gott jeden Tag bat, ihm den Tag seines Todes zu zeigen. Und als er nicht aufhörte, Gott immer wieder darum zu bitten, da erschien bei ihm eines Tages ein Jüngling und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Der Jüngling führte den Mann in eine Höhle, in welcher viele Talglichter brannten. Einige waren erst angesteckt, andere brannten schon zu Ende, und diese letzteren hat dann immer eine Frau ausgelöscht. Der Jüngling zeigte dem Manne ein Licht, das schon sehr klein war, und sagte zu ihm: „Dieses Licht bedeutet dein Leben. So lange es brennen wird, so lange wirst du leben“. Darauf verschwand der Jüngling, und der Mann befand sich wieder in seinem Zimmer (Czerleino, Kr. Schroda).

92. In der Todesstunde erscheint bei einem Sterbenden der Tod. Den Anwesenden gibt er sich durch ein Klopfen auf dem Boden zu erkennen (Kujawien).

93. In Bożejewice lebte vor Jahren ein Gutsverwalter. Eines Tages sass er mit seiner Frau in der Stube; da tat sich die Tür auf, und der Tod trat herein. Der Mann sah ihn nicht, wohl aber die Frau. Der Tod kam auf sie zu, fasste sie am Arm und wollte sie mit sich fortziehen. Die Frau schrie laut auf und bat ihren

Digitized by Google

Mann um Hilfe; sie zeigte immer auf den Tod und sagte, der Tod wolle sie mitnehmen. Da der Mann aber nichts sah, wurde er starr vor Schrecken und wusste nicht, was er tun sollte. Nach einigen Minuten starb die Frau in seinen Armen (Kujawien).

94. Bei dem Tode muss möglichst Ruhe herrschen, denn wird der Tod unterbrochen, so dauert der Todeskampf noch einen Tag länger (Kujawien).

95. In dem Zimmer, in welchem ein Sterbender liegt, müssen die Spiegel verdeckt werden; sieht der Sterbende hinein, so muss er noch einen Tag weiter leben und sich im Todeskampfe quälen (Kujawien).

96. In der Schönlanker Gegend glaubt man: Wenn ein Kind im Sterben liegt, aber nicht erlöst werden kann, so muss man, um seine Qual abzukürzen, ihm das Hemdchen ausziehen und damit über einen Kreuzweg gehen; dann kann es bald sterben (deutsch).

97. In Ciencisko lebte eine Frau, die allgemein für eine Hexe gehalten wurde. Als diese auf dem Sterbebette lag, zeigte sich im Flur des Hauses ein grosser schwarzer Hund, der regelmässig verschwand, wenn sich jemand näherte. Es war der Teufel, der auf die Seele der Frau wartete. Als sie starb, hörte man hinter dem Ofen einen Hahn schreien (Kujawien; vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 158).

98. Wer beim Nähen des Totenkleides den Faden abbeisst, dem fallen die Zähne aus (Kujawien).

99. Wenn beim Nähen des Totenkleides Knoten in den Zwirn gemacht werden, wird der Tote keine Ruhe im Grabe haben (Kujawien), weil sonst die Seele den Leib nicht verlassen kann (Czerleino).

100. Solange sich die Leiche im Hause befindet, muss der Spiegel verhangen sein. Falls dies unterlassen wird, können die Anwesenden durch den Wiederschein des Sarges im Spiegel erschreckt werden und bedenklich erkranken.

101. Wenn es donnert, stecken die Leute ein Stück Stahl neben den Toten in den Sand, auf welchem er ruht; man glaubt, dass er sonst weiterwachsen werde (Kujawien).

102. Es ist allgemeiner Glaube, dass die Haare und Nägel auch nach dem Tode weiterwachsen (Kujawien).

103. An den Abenden der drei Tage, an denen der Tote sich im Hause befindet, versammeln sich die Leute aus dem Dorfe und

Digitized by Google

singen und beten für den Toten. Am Schlusse wird getrunken. Nach dem Begräbnis wird ein Mahl hergerichtet, das aber nur aus kalten Speisen bestehen darf (Kujawien).

104. Die drei Nächte, in denen der Tote im Hause liegt, heissen die wüsten Nächte, puste noce. An den Abenden versammeln sich die Nachbarn, ohne aufgefordert zu werden, und singen Trauerlieder. Zum Schlusse beten sie für die Seele des Verstorbenen und werden dann von dem Wirte mit Schnaps und Brot bewirtet. Dieser Gebrauch ist allgemein (Gegend von Janowitz).

105. Einem Toten muss man ein Geldstück in die Hand geben, wohl als Eintritt in den Himmel (deutsche Mitteilung aus dem Kreise Kempen).

106. Wenn jemand stirbt, so muss man ihm die Augen zudrücken und zwei Münzen auf dieselben legen, sonst spukt der Tote herum (Gegend von Janowitz).

107. Bei einem Todesfall in einer Familie wird die Uhr angehalten. Diese bleibt so lange stehen, bis der Tote beerdigt ist (Kujawien).

108. In Gruntowitz (Kr. Wongrowitz) ist es Sitte, dass am Tage der Beerdigung eine kleine Puppe in den Häusern herumgetragen wird. Dadurch wird die ganze Familie zum Begräbnis eingeladen.

109. Der Stab, mit dem die Länge des Grabes gemessen wird, wird stets vor dem Einsenken der Leiche zerbrochen und ins Grab geworfen.

110. Särge dürfen nicht mit eisernen Nägeln vernagelt werden (Kujawien).

111. Wird der Sarg nicht ordentlich vernagelt, so muss der Tote fortwährend auf die Erde zurückkehren (Kujawien).

112. Wenn der Tote aus dem Hause getragen wird, so werden die Stühle, auf denen der Sarg stand, umgeworfen, sonst hat der Tote keine Ruhe im Grabe und erscheint immer wieder (Kujawien).

113. Der Tote muss immer mit den Füssen nach der Tür zu liegen, und wenn die Leiche herausgetragen wird, müssen alle Stühle aufeinandergestellt werden, dann kehrt der Tote nicht mehr zurück (Gnesen).

114. Man muss mit dem geforderten Preise für einen Sarg einverstanden sein, sonst hat der Tote im Grabe keine Ruhe (bei Lissa).

115. Der Blitz tötet Leib und Seele (Kujawien).

116. Wenn ein Händler die von den Gebeinen Verstorbener hergestellte Asche in seine Ware streut, so verkauft er dieselbe rasch und gut (Pakosch).

117. Menschen, welche ohne Todsünde sterben, bleiben bis zum kommenden Sonnabend im Fegefeuer (Kujawien).

118. Einst begegnete ein Mann einem Leichenzuge, welchen viele Leute begleiteten. Als er weiter ging, da sah er eine in weisse Leinwand eingehüllte Person hinter dem Leichenzuge hergehen. Diese Person hatte sehr geweint, und die Tränen hatten das ganze Kleid durchnässt. Als der Mann die Person fragte, wer sie sei, da antwortete sie ihm, sie sei die Seele des Verstorbenen; auch weine sie selbst nicht, sondern die Tränen, welche das Kleid nass gemacht hätten, wären die Tränen ihrer Mutter, Da nun das schwere Kleid die Seele beim Gehen hinderte, so konnte sie nicht mit dem Leichenzuge mitkommen (Czerleino, Kr. Schroda).

119. Wenn jemand ohne Hemde begraben wird, so muss er im Jenseits nackt herumlaufen (Kujawien).

120. Einst starb ein reicher Graf, der keine Frau und Kinder hatte. Ein Schwestersohn sollte sein Erbe sein. Man begrub den Grafen. Einige Tage nachher erzählte das Dienstmädchen, sie habe den Grafen gesehen, wie er mit einem hinten aufgeschnittenen Rocke von draussen in sein Schlafzimmer gegangen sei. Anfangs wollte man es nicht glauben, doch das Mädchen sah den Grafen noch einige Male, und sie bekräftigte ihre Aussage dadurch, dass sie den Leuten seine Fussspuren zeigte. Schliesslich öffnete man den Sarg und untersuchte die Leiche, und da stellte es sich heraus, dass der Rock hinten wirklich aufgeschnitten war. Der Erbe war nämlich zu geizig gewesen, um die Leiche, die sehr angeschwollen war, mit einem neuen Rock zu bekleiden, und er hatte deshalb den alten Rock des Grafen hinten aufschneiden lassen, um ihn zuknöpfen zu können. Als man der Leiche einen neuen Rock angezogen hatte, zeigte sich der Graf nicht wieder (Rogasen).

121. In Schneidemühl starb einer Frau die Tochter, ein Mädchen von 21 Jahren. Sobald sie nun die Photographie der Tochter auf den Tisch setzte oder an die Wand hängte, liess sich sowohl bei Tage als auch bei Nacht ein lautes Ticken hören. Dies Ticken

Digitized by Google

nannten die Leute die Totenuhr. Man erzählte, dass die Tote im Grabe keine Ruhe habe, und darum höre man die Totenuhr.

122. Ein gottloser Waidmann wollte an seinem Totenbette lieber seinen Jagdhund als einen Geistlichen haben; darum soll nach seinem Tode sein Geist in den Wäldern herumgeirrt sein (Rogasen).

123. In einem Dorfe des Kreises Meseritz wohnte ein armer Schuhmacher, der ein ganz verloddertes Leben führte und schliesslich seinem Dasein durch Erhängen ein Ende machte. Sein Schatten soll noch heute in dem Hause herumspuken.

124. Geht man in der Neujahrsnacht an einem Kirchhofe vorüber, so wird man dort die Toten auf dem Kirchhofe wandeln sehen.

125. Unter dem Volke herrscht der Glaube, dass, wenn ein Glied aus der Familie stirbt, der Geist des Verstorbenen am dritten Tage komme und irgend einen Dienst verrichte, z. B. die Lampe auslösche, die Tür zuschliesse, im Sommer die Fenster öffne, das Haus vor Dieben schütze u. a. m. (Jaraczewo).

126. Wenn die Frau zuerst aus dem Leben geschieden ist, so erscheint sie kurz vor dem Tode ihres Mannes noch einmal und macht ihn auf seinen Tod aufmerksam (Jaraczewo).

127. Der Mörder oder auch derjenige, der bei der Ermordung jemandes zugegen gewesen ist, sieht den Geist des Ermordeten sich als einen Schatten folgen (Gnesen).

128. In der Stärkefabrik zu Pawlowitz bei Lissa geriet einst ein daselbst beschäftigter Arbeiter in die Maschinerie des Werkes und verlor dabei sein Leben. Seit dieser Zeit werden immer an dem Tage seines Todes in der Nacht von 11—1 Uhr die vorübergehenden Leute mit Kartoffeln beworfen (Pawlowitz).

129. In einer grossen Stadt der Provinz Posen wurde vor vielen Jahren in einer der belebtesten Strassen in der Nacht ein Mädchen von einem Manne ermordet. Am Jahrestage des Mordes soll das Mädchen mit einem Dolch in der rechten Hand auf der Strasse auf- und abgehen und den Namen des Mannes rufen (Rogasen).

130. Als ein Tischler sterben wollte, bat ihn seine Frau, dass er nicht spuken komme. In der ersten Nacht nach seinem Begräbnis hörte sie Tritte. Sie erschrak sehr darüber und erzählte auch anderen Leuten davon. Diese kamen und hörten ebenfalls

Digitized by Google

Schritte auf der Treppe; doch als sie nachsahen, war nichts zu finden. Ebenso war es in der folgenden Nacht. In der dritten endlich gingen sie dem Geräusch der Schritte nach, und da fanden sie unter der Treppe ein Versteck, in dem Geld verwahrt war.

131. Das Volk glaubt, dass derjenige, der bei seinen Lebzeiten die Prozession versäumt hat, dies nach seinem Tode nachholen muss, und zwar muss er dies so oft tun, als er die Prozession versäumt hat. Um Mitternacht wollen Leute solche Geisterprozessionen um die Kirche herumgehen gesehen haben (Kujawien).

132. Das Volk erzählt sich, dass die Seelen derjenigen Kinder, die ungetauft verstorben sind, in der Gestalt von weissen Tauben umherirren und die Vorübergehenden um die Taufe anflehen. Eines Abends ging eine Frau an der Figur bei Żerniki vorbei. Da bemerkte sie auf derselben eine weisse Taube, welche „krtu“ (poln. chrtu Taufe) rief. Hätte die Frau das Kreuzeszeichen gemacht und die Taube auf den Namen Adam oder Eva getauft, so wäre die Seele erlöst gewesen. Die Frau aber wunderte sich nur über den seltenen Vogel und blieb vor der Figur stehen. Da flog die Taube weg (Kujawien).

133. In einem Dorfe bei Hohensalza lebte vor Jahren eine Magd, die ihre neun unehelichen Kinder gleich nach der Geburt ermordet hatte. Als sie nun Aussichten hatte, wieder zu gebären, stellte man eine alte Frau als Wächterin bei ihr an, die dann auch bei der Geburt zugegen war. Doch auch diesmal gelang es der unnatürlichen Mutter, ihr Kind zu erwürgen, während die Wächterin auf einen Augenblick eingeschlafen war. Plötzlich wurde es hell in der Stube; die Wärterin erwachte und sah alle zehn ermordeten Kinder vor der Rabenmutter stehen. Alle klagten sie die Mutter an, sie hätte es verschuldet, dass sie nicht getauft wären und darum nicht selig werden könnten. Sie erzählten auch, was aus ihnen geworden wäre, wenn sie am Leben geblieben wären; das erste Kind wäre ein Priester geworden, der für die Seele der Mutter gebetet hätte, das andere ein Räuber, der sich aber auch bekehrt haben würde, und so erzählten sie alle der Reihe nach ihr Schicksal, und dann fluchten sie der Mutter, ganz besonders aber das eben ermordete Kind, welches sagte, sie solle zehn Klafter tief in die Hölle versinken und das Licht nicht mehr schauen. Am Ende riefen alle mit einer Stimme „chrtu“ und verschwanden. Am nächsten Morgen ging die Frau zu dem Geist-

Digitized by Google

lichen und erzählte ihm den Vorfall. Der Geistliche schalt sie, dass sie nicht das Kreuzeszeichen gemacht hätte, denn dann wären die Seelen erlöst gewesen (Kujawien; vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 463, 553, 554 und Rog. Familienblatt IV, 11).

134. In Santomischel befindet sich eine schöne, grosse Kirche, an die sich folgende Sage knüpft: Der alte Probst der Kirche war gestorben. Seit seinem Tode fand man an jedem Morgen alle Wachslichte auf den Altären zerbrochen. Um sich zu überzeugen, wer das tue, ging der Nachfolger des Verstorbenen mit dem Kirchendiener in die Kirche, und sie verbargen sich auf der Kanzel. Um Mitternacht erschien an dem Altare der verstorbene Probst und begann die Wachslichte zu zerbrechen. Nun kam der Nachfolger aus seinem Versteck hervor und fragte ihn, weshalb er das tue. Der Probst antwortete, dass er hundert Messen ungültig gelesen habe und dass er nicht eher Ruhe finden könne, bis hundert Messen für ihn gelesen seien. Dann verschwand er. Nun wurden tagtäglich für den verstorbenen Probst Messen gelesen, und als die hundertste gelesen war, erschien er nicht wieder (Santomischel).

135. Wenn man einen Toten sprechen will, so soll man sich in der Nacht um 12 Uhr, in jeder Hand ein Licht haltend, vor einen Spiegel stellen und den Toten rufen; doch darf man das nicht ohne einen triftigen Grund tun.

136. In einem Dorfe der Provinz Posen lud einst eine Edelfrau ihre Schwester zu sich ein, um ihren Geburtstag zu feiern. Diese erschien auch mit ihren beiden Kindern und deren Bonne. Da für die Bonne kein Platz in dem Schlosse war, wurde ihr eine Dachstube in einem Hofhause angewiesen, und man sagte ihr, da es ein strenger Winter war, eine Frau werde das Zimmer heizen. Die Bonne begab sich in ihre Stube und legte sich zur Ruhe. Um Mitternacht wurde sie durch ein Geräusch aufgeweckt, das eine Frau verursachte, die mit Holz eintrat und sich anschickte, den Ofen zu heizen. Bald merkte die Bonne aber, dass die Frau an einem Kolben, der aus der Tür herauswuchs, zu drehen anfing, und sie erkannte sogleich, dass sie es mit einem Geiste zu tun habe, und redete ihn also an: „Geist, was begehrst du?“ „Drei Messen und nichts weiter“, war die Antwort. Darauf verschwand der Geist. Am anderen Tage erzählte die Bonne ihrer Herrin das Erlebnis der Nacht, und die Beschreibung der Er-

Digitized by Google

scheinung stimmte mit der Mutter der beiden Edelfrauen überein. Die drei Messen wurden sogleich gelesen, und die Erscheinung wiederholte sich nicht mehr. Die Bonne wurde gut belohnt, da sie die Mutter der Edelfrauen aus den Qualen des Fegefeuers erlöst hatte.

137. An der Ecke des Marktes zu Gnesen stand ein Haus — jetzt ist es umgebaut —, das drei Schwestern gehörte. Von diesen starb die jüngste. Eines Abends gegen 11 Uhr, als sie noch auf der Bahre lag, umgeben von flammenden Kerzen, ging ein Bekannter der Familie quer über den Markt nach Hause. Er warf einen Blick auf die hell erleuchteten Fenster und sprach ein Gebet für die Verstorbene. Als er das Gesicht wieder abgewandt hatte, sah er eine Gestalt vor sich, die sich in der Richtung nach der Franziskanerkirche zu bewegte. Zu seinem Schrecken erkannte er die Verstorbene. Sie war in ein weisses Kleid gekleidet, und der lang herabhängende Schleier bewegte sich wellenartig, wie vom Winde getragen. Erschreckt lief er zur Schildwache (eine solche stand damals am Markte) und machte den wachehaltenden Soldaten auf die Gestalt aufmerksam; und auch der sah, wie die Gestalt nach der Franziskanerkirche zu ging, das Eisengitter, das verschlossen war, öffnete und im Portale der Kirche verschwand (Gnesen).

138. In dem letzten polnischen Aufstande hatte ein Jude eine polnische Abteilung verraten, wofür er als Belohnung die konfiszierten Güter eines reichen Polen erhielt. Der Jude wollte nun die Goldknöpfe der verstorbenen Magnaten abreissen und begab sich in die Gruft des Schlosses. In einem Sarge lag ein Toter mit einem reich mit Gold verzierten Żupan. Als nun der Jude das Gold rauben wollte, da fasste ihn der Tote am Kragen, so dass der Jude vor Angst starb (Kr. Schroda).

139. In früherer Zeit war es Gewohnheit, dass die Leute auf dem Lande zueinander gingen, um Federn zu streifen. Einst gingen mehrere junge Mädchen zu einem Besitzer, welcher ungefähr eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt wohnte. Der Weg führte über den Kirchhof. Als sie spät in der Nacht zurückkehrten, sahen sie ein Hemd auf einem Grabe liegen. Das eine Mädchen, das sehr dreist war, ging hin und nahm das Hemde mit sich nach Hause. In der nächsten Nacht um 12 Uhr hörte sie, wie es an die Fensterscheibe klopfte und wie eine Stimme das Hemde

Digitized by Google

zurückforderte. Das Mädchen erschrak, sagte aber aus Angst ihren Eltern nichts. In der nächsten Nacht klopfte es wieder, und wieder forderte eine Stimme das Hemd zurück. Da erzählte sie es den Eltern, die in der dritten Nacht in das Zimmer kamen und nun dasselbe hörten. Am nächsten Tage holte der Vater den Priester aus der Stadt. Dieser liess sich alles erzählen, und nun ging er in der Nacht zu der Stunde, wo das Mädchen das Hemde von dem Grabe genommen hatte, mit den Eltern und dem Mädchen zum Grabe. Unter mehreren Gebeten legte das Mädchen das Hemde auf das Grab zurück, und sie hatte von der Zeit an Ruhe.

140. In dem Dorfe Lubasch bei Czarnikau befindet sich ein Kirchhof, von dem die Sage geht, dass jeder, der in der Nacht um 12 Uhr an ihm vorbeigeht, ohne für die Verstorbenen ein Gebet zu sprechen, von den Geistern derselben verfolgt werde. Ein Mann wollte probieren, ob das wahr wäre, und ging deshalb in einer Nacht dort vorbei, ohne ein Gebet für die Verstorbenen zu beten. Da erschien ihm ein Geist in weissem Gewande, der ihm so lange keine Ruhe liess, bis er anfing, ein Gebet zu sprechen. Nun verschwand der Geist, und der Mann konnte ruhig weitergehen (Czarnikau).

141. Um 12 Uhr in der Nacht auf Allerseelen kommen die Geister der Toten aus den Gräbern hervor und gehen in die Kirche. Dort wird, wenn sich ein Priester unter ihnen befindet, die Messe gehalten, gesungen, gespielt und gebetet. Eine Frau ging am Allerseelentage früh Morgens, ehe noch die Sonne aufgegangen war, am Strelnoer Kirchhofe vorbei. Sie hörte das Knarren der Kirchhofspforte und erblickte darauf einen langen Zug von Geistern um die Kirche wallen. Der Kirchendiener in Chelmce hatte einmal vergessen, Öl in das ewige Lämpchen zu schütten. Er ging deshalb um Mitternacht in die Kirche. Da sah er in der Kirche die Geister die Messe hören; die Orgel spielte dazu. Er machte kehrt und lief weg (Kujawien).

142. Am Allerseelentage kommen die im Fegefeuer befindlichen Seelen auf die Erde und gehen in die Kirche, halten hier eine Messe ab und verschwinden am Morgen wieder. Einst hörte eine Frau, welche sich an diesem Tage in der Kirche befand, um für ihren verstorbenen Gatten zu beten, und welche dann, von Müdigkeit überwältigt, in der Kirche eingeschlafen war, Orgelspiel. Weiter sah sie viele weissgekleidete Gestalten eifrig beten. Dann

Digitized by Google

sah sie auf einmal, wie der Priester mit dem Messbuche zum Altar ging und die Messe las. Sie erschrak noch mehr, als sie ihren verstorbenen Mann auch unter den betenden Gestalten bemerkte. Doch bald krähte der Hahn, und alles verschwand. Am anderen Morgen fand man das Messbuch offen auf dem Altar liegen (Czerleino).

143. Eine Frau aus Wischin (Kr. Kolmar) erzählte, was ihr einmal am Allerseelentage passiert war: Ich war neugierig, ob wirklich die verstorbenen Seelen am Allerseelentage in der Kirche erschienen. Ich begab mich zur Vesperandacht dorthin und gedachte die ganze Nacht in der Kirche zu bleiben. Um Mitternacht kamen wirklich die Seelen in die Kirche und beteten. Um 1 Uhr begannen sie aufzubrechen. Zu meinem grössten Erstaunen erkannte ich in der einen Gestalt meine verstorbene Freundin, die unter dem Halse ein Bündel Flachs hatte. Ich fragte sie, warum sie das trage, und sie gab mir zur Antwort, sie hätte in ihrem Leben einmal Flachs gestohlen, und zur Strafe müsse sie das Bündel Flachs tragen. Dann bemerkte sie mir noch, ich solle nicht mit den Seelen zusammen mit dem Angesicht nach vorn aus der Kirche gehen, sondern rückwärts, sonst würde ich von ihnen zerrissen werden (Rogasen).

144. Bei den Polen herrscht die Sitte, wenn einer niest, zu sagen: Boże daj zdrowie, Gott gebe Gesundheit. Die Person, die geniest hat, antwortet dann: Bog zapłac, Gott vergelts. In Powidz lebte nun im Jahre 1849 ein alter Mann, der nie nach dem Niesen dankte, wenn ihm jemand den frommen Spruch sagte. Er starb, und es verbreitete sich bald das Gerücht, dass immer in der Nacht am See eine Person sitze und fortwährend niese. Jeder mied deshalb den Platz, bis ein einsamer Wanderer dort zufällig vorbeiging. Er hörte das Niesen und dachte, es wäre wohl ein Mensch, der sich verirrt hätte, und er rief ihm den gewohnten Spruch zu. Da hörte er von der geheimnisvollen Gestalt die Worte: „Bog ci zapłac, und auch ich danke dir, dass du mich von der Qual erlöst hast, die ich erdulden musste. Denn ich bin nicht von dieser Welt“. Seitdem hat sich der Geist nicht wieder gezeigt (Powidz).

145. Am Ufer des Goplosees soll sich ein Massengrab der im Schwedenkriege gefallenen polnischen Soldaten befinden. Nicht weit davon kennzeichnet ein grosser Stein ein einsames Grab.

Digitized by Google

Darin soll die Geliebte eines der Gefallenen ruhen. Sein Tod brach ihr das Herz. In Nächten nun, wenn der Mond sein mattes Licht in den Fluten des Goplo spiegelt, steigt der Held aus dem Grabe und wandelt am Ufer entlang. Dann steigt auch seine Geliebte aus dem Grabe, bleibt eine Zeitlang auf dem Stein sitzen und folgt dann ihrem Geliebten. Arm in Arm wandeln sie am Ufer weiter. Punkt 12 Uhr entsteigt dem Wassergrab der Trompeter. Dann verschwinden die beiden Gestalten, die sich nur in den Mondnächten sehen dürfen.

Schlesische Hirten-Rufe, -Sprüche und -Lieder.

Von Dr. P. Klemenz in Strehlen.

Die von Prof. Dr. Siebs in den Mitteilungen (Heft XII S. 97 ff.) unter der Überschrift „Ruf, Sang und Spruch beim Aus- und Eintreiben des Viehs“ mitgeteilten „Kleinigkeiten“ dürften bei vielen in ländlicher Umgebung aufgewachsenen Schlesiern bekannte Erinnerungen wachgerufen haben. Diese aus der Gegend von Seidorf im Riesengebirge gesammelten Sprüche und Rufe sind mir aus meiner in der Frankensteiner Gegend verlebten Kindheit durchaus vertraut, sie waren auch in der Reichenbacher Gegend und in der Grafschaft Glatz üblich; ja man darf wohl behaupten, dass solche zu formelhaften Wendungen gewordene Hirtenrufe in Schlesien längs der Sudeten bis zur polnischen Sprachgrenze und nördlich bis an die Oder — vielleicht auch darüber hinaus — überall da heimisch waren und vereinzelt noch sind, wo mit beginnendem Herbste das Vieh, insbesondere die Kühe, im Freien geweidet wurden bzw. werden. In den letzten 20 bis 30 Jahren ist dieser Brauch aus verschiedenen Gründen (zunehmende ‚Leutenot‘, Verschleppung des Düngers, der sonst im Stalle bleibt, Zunehmen der gefahrbringenden Eisenbahnlinien u. a.) zugunsten der sowohl auf grösseren Dominien als kleineren Wirtschaften fast allein üblichen Stallfütterung immer mehr geschwunden, und mit ihr jene Art von volkstümlicher Hirtendichtung, die in den sechziger und siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts in vielen schlesischen Gauen noch blühte. Bei unwesentlichen Abweichungen lauteten diese Hirtenrufe und Sprüche, wie sie mir zunächst aus der Franken-

Digitized by Google

stein-Silberberg-Reichenbacher Gegend bekannt sind und wie sie auch für die Grafschaft Glatz verbürgt sind [1]), etwa folgendermassen.

Rufe beim Austreiben, und zwar entweder gesprochen: hōraús, hōraús; auch mit Betonung der ersten Silbe hóraus, hóraus, hó; oder gesungen: $\overset{\frown}{e\,d}$ c $\overset{\frown}{e\,d}$ c d / hô-raus, hô-raus, hô. Entsprechend beim Eintreiben hōreí, hōrei, bzw. hórei, hórei, hó; oder in derselben Tonfolge wie oben gesungen. Daneben auch, aber seltener, die schon von Weinhold angemerkten Formen mit n: hōnei und hōnaus, oder getrennt: hō naus, zum tôre naus; hō nei, zum tôre nei. Als ermunternde Zurufe beim Weiden sang der „Kühprinz“: $\overset{\frown}{e\,d}$ c c $\overset{\frown}{e\,d}$ c c d / hô wê-da, hô wê-da, hô, oder er rief: hó wêda, hó wêda, hó. Dr. Volkmer (a. a. O. S. 12) teilt folgenden (gesungenen?) Spruch mit [2]):

Wêda, Kîla, wêda,
Off da derra hêda (dürre Heide),
Wû de gâla blîmlan stîn,
Dô wan (werden) dî Kîla stelle (still) stîn.

Eine grosse Rolle spielten die auf das sogenannte „Zuschadengehn“ des Viehs bezüglichen Zurufe an die Kühe. Um zu verhindern, dass sie an noch stehenden Feldfrüchten (Hafer, Rüben u. a.) Schaden anrichteten, rief man ihnen zu:

hella, hella lōda,
git ock ni zu schōda
ei N.'s (Name) hōwer!

oder als aufmerksam machenden Zuruf an einen anderen in der Nähe weidenden Kühjungen:

hella, hella lōda,
dî kîe gîn zu schōda
ei nuppers (Nachbars) rîba.

Was die drei ersten Worte bedeuten sollen, ist mir durchaus

[1]) Vgl. J. Exner, „Gesänge der Glätzer Kuhhirten“ im 2. Bande S. 162—166, und Dr. Volkmer „Kinderreime, -Lieder und -Spiele aus der Grafschaft Glatz“ im 9. Bande der Vierteljahrsschr. für Gesch. u. Heimatkunde der Grafsch. Glatz. Habelschwerdt 1883 bzw. 1890.

[2]) Ich gebe die Texte möglichst in der von Prof. Siebs (Mitteil. Heft XII S. 98) empfohlenen Schreibung wieder, also ō = langes offenes o; bei honaus und honei schwankt bisweilen die Aussprache zwischen ō und ô, dagegen immer hôrei. Das im Grafschafter Dialekt häufige e für gemeindeutsches i (Melch, stell) ist geschlossen zu sprechen, desgl. o für u (Soppe).

Digitized by Google

rätselhaft; etwa auch bloss imperativische Zurufe? (vgl. Siebs a. a. O. S. 98/99). Gerade hierbei sind auch Anrufe einzelner nach äusseren Kennzeichen, besonders der Farbe, benannter Kühe nicht selten: gist'e rim, rûte, schworze, plesse, schecke (beide letzteren = gefleckt), waiskôp, brêtschâdel, ichsla (Öchslein).

Im Anschluss hieran sei einer vor 20 bis 30 Jahren in der Frankensteiner Gegend (Tarnau, Baumgarten, Olbersdorf, Heinersdorf u. a.), aber auch wohl sonst verbreiteten, heutzutage, wie es scheint, fast ganz geschwundenen Sitte gedacht. Um dieses erwähnte „Zuschadengehn" beim Vorbeitreiben an noch stehenden Feldfrüchten von vornherein zu verhindern, band man den Kühen vor dem Aus- und Eintreiben eine Art Maulkorb (aus Korbgeflecht oder eisernen, kreuzweise verschlungenen Bändern hergestellt) vor, die ihnen auf der Weide bzw. im Stalle wieder abgenommen wurden. Man lockte sie dazu mit dem Rufe: stî Kerbaln, stî, oder lôlô, lôlô ôkerbaln (= stehe zum Ankörbeln). Heute werden an einzelnen Orten (so z. B. in der Strehlener-Ohlauer Gegend) Kühen und Ochsen beim Pflügen solche Maulkörbe angebunden.

Die folgenden zunächst für die Grafschaft Glatz (vgl. Volkmer a. a. O. p. 11) verbürgten Liedchen tragen schon mehr den Charakter von „Tschenscherliedern".

A ruft seinem Nachbarn zu:

Kihala leiba, (Sinn?)
Kôn ich ne bâle hôreitreiba?

B antwortet: Hônei treiba is verbôta
Und . . . (Name) is a decker knôta.

Oder:

brî, feuerla brî.
ich hitt ne ganne (gerne) dî ki.
ich hitt liber dî faula ziga,
doss ich kôn beim feuerla liga.
brî, feuerla brî.

brî feuerla brî.
ich hitt ne ganne dî ki.
ich hitt liber dî faula schôfe,
doss ich kôn beim feuerla schlôfa.
brî, feuerla brî.

Nach der Bemerkung von Volkmer werden diese Strophen mit eingeschaltetem Terzen-Tonfall auf einen Ton rezitiert. Derselbe teilt auch folgendes Grafschafter Hirtenliedchen mit (auch hier habe ich die Schreibung entsprechend umgestaltet):

G-dur ($^3/_4$ Takt)

Achtel-Note = gewöhnl. Buchstaben unterstrichen, Viertelnote — gewöhnl. Buchstaben, Halbe-Note — fette Buchstaben.

h c | d h a | g r h c | d h a | g r h |
Me-che - hel is ver - bei, dôs Hit - ta is frei, dô

Digitized by Google

c a a | d h h | c a a | d r h | c a a |
hitt ich dô non-der, dô hitt ich do naus, dô hitt ich dan

d h g | c a fis | g |
Pau-ern die Wi-sa vollt aus.

Von den von Exner a. a. O. zusammengestellten Liedern und Sprüchen, die sich zum grossen Teile mit den oben erwähnten ganz oder teilweise decken, scheint mir folgender Zwiegesang zweier Hirten bemerkenswert, der freilich zunächst durch die vielen, meist durch den Reim veranlassten Erweiterungen des Zurufes ahô mehrfach unverständlich erscheint.

Erster Hirt: Inu, ahô liba, | Doa daa doa driba, doa driba
Hôlonge | Schuster Dixa Kuherta Jonge
Ahô lōt, | Wōs host'n off a Marja gehōt? hola lô!

Zweiter Hirt: Inu ahô lōt, | Of a Marja hō ich gehōt, hō ich gehōt
Ahô loppe, | Wossersoppe,
Ahô läppel, | Ôngekochte Adäppel.
Ahô lōt, | Wōs host'n dû of a Marja gehōt? hola lô!

Erster Hirt: Inu ahô lōt, | Of a Marja hō ich gehōt, hō ich gehōt
Ahô loppe, | Puttermelchsoppe
Ahô lisla, | On Gerstaklîsla.
Ahô lelle, | Gîn denn deine Kîe stelle?

Zweiter Hirt: Inu, ahô lelle, | Meine Kîe gin woll stelle.
Ahô leiba, | Wenn werst'n hōrei treiba?

Erster Hirt: Inu ahô leiba, | Hōrei, hōrei war ich treiba,
Ahô lîn, | Wenn de Sonne werd ei gole gin,
Ahô lacha, | Könnt mer ne vōr a Feuerla macha?

Ins Hochdeutsche übertragen mit Weglassung der sinnlosen Flickwörter: Du da drüben, Schuster Dick's Kuhhirtenjunge, was hast du denn zum Morgen gehabt? Zum Morgen habe ich gehabt Wassersuppe und [1]) gekochte Erdäpfel; wa hast du zum Morgen gehabt? Zum Morgen hab' ich gehabt Buttermilchsuppe und Gerstenklösschen. Gehen denn deine Kühe still? Meine Kühe gehen wohl still; wann wirst du horei (herein) treiben? Horei werd' ich treiben, wenn die Sonne wird in Golde stehn [2]); könnten wir nicht ein Feuerchen machen?

Nach Exner verbreitet sich dieser Zwiegesang oft noch weiter über die guten und schlechten Eigenschaften des Herrn und der Frau, über Kost, Lohn und dgl. und schliesst meist mit der Einladung, an einem gemeinschaftlichen Feuer Kartoffeln zu braten, wobei man sich nicht gern stören lässt; vgl. das obige Lied: brî, feuerla, brî usw.

[1]) Ich lese on gekochte statt des etwas unverständlichen ôngekochte = angekocht? vgl. on Gerstaklîsla.

[2]) Nach Exner ein sehr gebräuchlicher, mir ganz unbekannter, schöner Ausdruck für ‚untergehn'.

Digitized by Google

Ob diese zuletzt mitgeteilten Liedchen heute noch gesungen werden, ist mir unbekannt. Die eingangs erwähnten Rufe scheinen selbst da, wo das Vieh noch auf die Weide getrieben wird, wie z. B. in der Ohlauer und Strehlener Gegend, nach meinen Beobachtungen ganz geschwunden zu sein.

Was endlich das von Herrn Prof. Siebs aus Seidorf i. R. mitgeteilte Lied vom dummen ‚Kühjungen' betrifft, so bin ich in der Lage, eine aus der Habelschwerdter Gegend stammende volkstümliche Weiterbearbeitung wiederzugeben, die sich zwar auch nur wie jenes als eine Entstellung des Heft XII S. 102 abgedruckten Tschampelschen Textes[1]) erweist, immerhin — bei metrischer Verschlechterung — einige selbständige Abweichungen enthält, die auf grössere Verbreitung schliessen lassen.

1. Es dint amôl a Kiprinz bei em Pauer,
Und, wi's da orma Junga git,
Dōs Leben wōrd ihm gōr erschrecklich sauer,
A krigt uft Prîgel, dî a ni verdînt.
Korz, worde wōs zerschlōn oder zerbrucha,
Dî Schuld, dî wōrd dam Junga zugesprucha.

2. Zerschlug di Mäd[2]) an Tôp, an rechta grûssa, —
Denn kleene Tiplan[3]) worda ni gerecht[4]) —
Dô hiss'[5]): „Dan hôt dar Junge imgestûssa!"
Dô ging's dam Junga wieder schlecht.
[6]) — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

3. Und dô geschō's, dos mit em liba Kinde
Der Storch gefloin kōm ei dōs Pauerhaus.
Dô frēte sich a jegliches Gesinde,
Doch mit Frieda's Frēde dô wōrs wider aus:
A musst ufs Feld dî Kî und Kelber treiba
Und über Mittich dasse[7]) bleiba.

4. Und wî dar Friede ôbends spät und mide
Mit der Klêmäd[8]) dî Kî ō de Krippa bind't,

[1]) H. Tschampel, Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart 1. Aufl., Schweidnitz 1843.

[2]) Grafsch.-Dial. für schles. mōd = Magd.

[3]) Desgl. für schles. tipla Töpfchen. [4]) gerechnet. [5]) hiess es.

[6]) Mein Gewährsmann konnte sich auf den Text der beiden folgenden Verse nicht mehr besinnen, bei Tschampel lauten sie:

Ging wōs verlurn, sōte jede Zunge,
Kê Mensch is schuld, als dar gotlûse Junge.

[7]) Grafsch.-Dial. für draussen. [8]) Kleinmagd.

Digitized by Google

Dô sôt se: „Nû, wesste denn schun, Friede,
Inse Pauern hôt a libes klênes Kind;
Dô mags' de der a Schnôbel wetza,
Dô ward's gôr tichtig Kindlakucha setza".

5. Dô fing dar Junge ôn zu lamentirn:
„Och Gôt, och Gôt, wôs is denn dô geschân?
Bei ins dô mûs a immer a sû wôs possirn,
Dô ward ma mir dî Schuld wul wider gân;
A ward [1]) mer dî Pauern uf a Hôls mir hetza,
Dô ward's wul wider tichtig Prîgel setza".

Die Flurnamen von Mollwitz, Kreis Brieg.

Von Pastor Heyn in Mollwitz.

Mollwitz, eine alte polnische Siedlung, hat in der ältesten vorhandenen Urkunde des Ortes von 1288 (einer Wiederholung der verloren gegangenen Lokationsurkunde, nach welcher Herzog Heinrich III. Mitte des 13. Jahrhunderts durch Dietrich den Sachsen das Dorf auf deutsches Recht gesetzt hatte) den Namen Malewicz, entstanden aus Malejowice, d. i. Bewohner (-ice) der Siedlung (-ow) des Klein (Maly). Zu den 52 Hufen des alten polnischen Dorfes hatte Heinrich III. 15 Hufen seiner villa Gnipolsdorf geschenkt, deren übrige Hufen zu dem auf der Gnipolsdorfer Flur erbauten Nachbardorfe Hermsdorf geschlagen wurden.

Das alte fast kreisförmige Areal von 52 Hufen wird durch die im Dorfe sich kreuzenden Strassen von Brieg—Grüningen nach Laugwitz—Strehlen und von Löwen—Pampitz nach Hünern—Ohlau in vier Quadranten zerschnitten, welche die vier Flurnamen „Fünfrutenfeld", „Vierrutenfeld" (nach der Breite der vor der Separation den einzelnen Besitzern gehörigen Ackerparzellen), „Saie- oder Mühlfeld" (nach der unter ihm am Bach gelegenen Saiewiese und einstigen Wassermühle) und „Stakbornfeld" (nach der unter ihm gelegenen Stakbornwiese) haben. Die zugeschenkten 15 Hufen, ein Auswuchs des alten Flurkreises nach Hermsdorf hin, heissen nach ihrem Stammdorfe Gnipolsdorf „das Gneipel"; die entsprechenden Hermsdorfer Hufen werden das Kneupel genannt. Der Namen „Gnipolsdorf" scheint kein ursprünglicher zu

[1]) er wird.

Digitized by Google

sein; er ist in der Urkunde von 1288 an Stelle eines weggewischten Namens nachgetragen, um Übereinstimmung zu schaffen mit den auf die 15 Hufen Bezug nehmenden Urkunden des 14. Jahrhunderts. Wir vermuten, dass der im Liber fundationis erwähnte vordeutsche Namen Hermsdorfs „Lepilstretz" der ursprüngliche gewesen ist, von den deutschen Schreibern der Urkunden des 14. Jahrhunderts in Gnepilsdorf, Gnipolsdorf, Gneipulsdorf umgewandelt; das Breslauer Vincenzstift, welches von 1347—1375 ganz Mollwitz erwarb, sorgte für nachträgliche Übereinstimmung der Namensschreibung in der ältesten Urkunde.

Ausser diesen fünf Hauptflurnamen, welche das gesamte Ackerareal umfassen, gibt es noch viele Parzellennamen, die seit der Gemeinheits-Auseinandersetzung nicht mehr der Wirklichkeit entsprechen und sich langsam verlieren, z. B. Scholzenstück, Schreiberstück, Pfarrstück, Kretschemgraben etc. An der Grenze nach Hünern, auf dessen Flur übergreifend, erheben sich über den Saiewiesen die „Königsberge", 150 m hohe steinreiche Schotterhügel, die ihrem klangvollen Namen wenig Ehre machen. Viele meinen, dass sie so heissen, weil nach der Schlacht bei Mollwitz das Zelt des grossen Königs dort gestanden habe; aber ihr Namen kommt schon in den Schöffenbüchern um 1600 vor und ist wohl aus dem polnischen Kemnig entstanden, welcher Namen mit vielen ähnlichen Flur- und Ortsnamen Schlesiens auf Kamien zurückzuführen ist und auf die steinige Bodenbeschaffenheit hinweist. Der Hügel, auf welchem durch mehrere Wochen nach dem 10. April 1741 das Zelt Friedrichs des Grossen stand, ist nach Ausweis der in einer Mollwitzer Familienbibel befindlichen Beschreibung der Schlacht und der folgenden Wochen der an der Grenze von Grüningen liegende „Krähberg". Dieser, nach der Tradition einst mit Lärchen- und Kiefernwald bedeckt, aus dem das Holz zum Bau der Mollwitzer und Brieger Nikolaikirche genommen wurde, hat seinen Namen von den dort einst horstenden Krähenscharen.

Der längs der Laugwitzer Grenze fliessende Bach, im Rezess der „Olben" genannt, heisst jetzt der „kleine Bach" von der Pampitzer Grenze bis zur Laugwitzer Brücke und von dieser bis zur Hünernschen Grenze der „Hünerbach"; im Schöffenbuch führt der kleine Bach auch den Namen „Korzbach", also der kurze Bach. Der ganze Bachlauf ist eingebettet in sumpfige Wiesen mit Raseneisensteinunterlage: Reste von Schmelzöfen und viele

Digitized by Google

zugehauene Stücke in der sehr alten Kirchhofsmauer weisen auf die frühere Ausnutzung des Eisensteins zurück.

Die Flurnamen längs des Baches sind folgende: An der Pampitzer Grenze liegen die „Hälterdämme", nicht — wie die Tradition erzählt — von einem eingedämmten Fischhälter der Brieger Herzöge herrührend, denn diese hatten ihre grossen Fischteiche bei Grüningen und Briesen, sondern laut Kopialbuch des Brieger Hedwigsstiftes von dem Staubecken einer im Jahre 1464 durch die Brieger Domherrn, denen Pampitz gehörte, dort angelegten Wassermühle stammend, die, 1510 zum letzten Male erwähnt, wahrscheinlich mit dem Domkapitel im Anfang der Reformation eingegangen ist. Bei niedrigem Wasserstand sieht man noch Pfahlreste, auch ist die Schleusenöffnung im Damme noch vorhanden; der grösste Teil desselben ist bei Rückbildung des Teichs in Wiese zur Ausfüllung benutzt worden. Die benachbarten Wiesen heissen die „Hälterdammwiesen". An sie schliessen sich die „Stakbornwiesen" an, auch „Stegborn" genannt. Da weder Born noch Steg vorhanden ist, erklärt sich der Namen zufolge ihrer sehr sumpfigen Beschaffenheit vielleicht aus dem Polnischen: stac = stehen, nicht fliessen, und bahna, bajor = Sumpf. Am Hünerbach liegen: der „grosse Winkel", auch Kuhwinkel genannt, der „kleine Winkel" oder Schafwinkel, der „Gänsewinkel", die drei gemeinsamen Weideplätze der Gemeinde für die betreffenden Tiere bis zur Separation; der Hopfengarten oder Huppegarten, vor der Verteilung der Wiesen zu Hopfenanpflanzung benutzt; der Hajn oder Hain, ein grosses ganz von Wasser und Gebüsch eingeschlossenes Wiesenstück, vielleicht in alter unruhiger Zeit der durch Sumpf und Wald geschützte Verhau des Dorfs, die Zufluchtsstätte für Weiber, Kinder und Vieh. Hier führt eine Furt durch den Bach, Schwedenfurt genannt, wohl ein im 30jährigen Kriege umstrittner Übergangspunkt. In ihrer Nähe stand bis Mitte vorigen Jahrhunderts die Wassermühle des Orts, in ihrer ersten Anlage laut Lokationsurkunde die Freimühle des Sachsen Dieterich: die über ihr liegenden Wiesen- und Ackerparzellen heissen die „Mühlstücke", der zugehörige Bachteil die „Mühlbache". An den Hajn grenzt das sumpfige buschreiche Wiesenstück der „Hundskirchen", abzuleiten aus dem polnischen „huste kerki" = dichtes Gebüsch, nicht [1]) ein Spott-

[1]) Frühere Auslegung.

Digitized by Google

namen der christlichen Einwohner für den nach Einführung des Christentums dort im Sumpfwald versteckten Kultusort der noch heidnischen Bewohner. Hinter den Hundskirchen befindet sich im Bachbett eine besonders breite und tiefe Stelle, das „Silberloch", wo im 30jährigen Kriege eine Kriegskasse der flüchtenden Schweden (cfr. Schwedenfurt) versunken sein soll. Die weiteren bis an den Hünernschen Wald reichenden Wiesen heissen „Saiewiesen", auch bloss Saie genannt. Im benachbarten Walde, der fraglos früher sich über diese Wiesen ausdehnte, gibt's noch alte Eichen; vermutlich dienten auch diese Wiesen, wie die drei oben erwähnten, zum Viehtrieb, und zwar der Eichelmast der Schweine. Für den Ortsbewohner enthält die Vorsilbe eine kräftige Verurteilung des schlechten Grases und des unsichern moorigen Bodens. Ein von den Königsbergen herunterkommender Graben heisst der Saiegraben, der unterste Teil der Saiewiesen an der Grenze der „Radesumpf".

Orts- und Flurnamen der Leobschützer Gegend.

Von P. Dittrich.

Badewitz *Bätz*; Babitz *Bōbs*; Sabschütz *Sōsch*; Königsdorf *Kinnsdorf*; Kittelwitz *Kittels*; Wernersdorf *Wärschdorf*; Steubendorf *Steindorf*; Leisnitz *Leiss*; Kreisewitz *Kreiss*; Schönbrunn *Schieburne*; Zauchwitz *Zauchza*; Bleischwitz *Bleisch*; Wanowitz *Wänz*, auch *Wärnawänz*, weil von dort viel Mohrrüben kommen. Gröbnig hiess die *Kommende*, weil es früher eine Malteserkommende war. Soppau *Soppe*; Bladen *Bloda*; Roben *Roba*; Trenkau *Tränke*.

Die *Kotschke-Lusche*, ein kleiner Teich, später nur sumpfige Stelle am Westrande des Leobschützer Stadtforstes an der Stelle, wo die Eisenbahn in denselben eintritt; wohl abzuleiten von *kaczka* Ente, also Ententeich (*Katschke* findet sich auch als Personenname in älterer Zeit in Leobschütz).

Die *Metzenäcker*, lange, zwischen Zinna und Straduna sich hinziehende Ackerstreifen; jede Metze (ein germanisches Wort, vgl. ahd. *mëzzo*, altengl. *mitta*) umfasste zwölf Scheffel.

Die *Schäferkeule* und der *Fleischeracker* sind Bezeichnungen aus einer Zeit, wo die Stadt noch ihren Gemeindehirten und das Hirtehäusel, die Fleischerinnung noch ihre besonderen Äcker be-

Digitized by Google

sass. Jedenfalls hat auch die am Ende der langen Strasse stehende Ochsenkapelle von einer Beziehung zu diesem Acker bzw. der Fleischerinnung ihren Namen.

Östlich von Schlegenberg, da, wo heut der grosse Exerzierplatz gelegen ist, hiess früher eine Stelle des Waldes bzw. eine Lichtung die *Hölle,* besser wohl Helle; es ist ein über ganz Deutschland verbreiteter Name, teils für abseits oder tief gelegene Gegenden, teils für Lichtungen im Forst, vgl. Deutsches Wörterbuch IV 2, 969; 1747.

Die *Walkmühle* und der *Walkteich* an der Zinna auf Gröbnig zu und bei Kaltenhausen erinnern an die Zeit, in der hier Strumpfwirker und Tuchweber die Erzeugnisse ihrer Handfertigkeit walkten.

Bäuerliche Hochzeitsbräuche im Kirchspiel Klein-Ellguth, Kr. Oels,

um Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Von Dr. T. Stäsche in Tarnowitz.

Die Hochzeiten in den Dörfern Klein-Ellguth, Kaltvorwerk und Kritschen, die, wenn nicht schon früher, doch seit etwa 1540 ein evangelisches Kirchspiel bilden [1]), dessen Kirche und Pfarrhaus in Klein-Ellguth stehen, wurden meist grossartig gefeiert und dauerten zwei bis drei Tage. Es wurden 50 bis 60 Personen geladen. Die folgende Darstellung, die sich auf die 50er und 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts bezieht, beruht auf den Aufzeichnungen meiner in K.-E. aufgewachsenen Schwester; die Angaben über Schmollen verdanke ich einer älteren Bernstädter Frau, die in Schm. geboren ist und dort ihre Jugendjahre bis zu ihrer Verheiratung nach B. verbrachte.

1. Die Vorbereitungen.

Die Einladung erfolgte durch das Brautpaar selbst. Dieses ging an dem Sonntage, an dem in der Kirche das erste Aufgebot statt-

[1]) Vgl. Zeitschr. f. Gesch. Schles. Bd. 40, wo ich über die Geschichte des Kirchspiels ausführlicher spreche.

Digitized by Google

fand, zur Hochzeit bitten. Wurde es an diesem Tage nicht fertig, so setzte es am folgenden Sonntage die Einladungen fort, und das war oft nötig. Denn die Sitte brachte es mit sich, dass die Geladenen, namentlich die jungen Leute, nicht sofort zusagten, sondern die Einladung erst dann annahmen, wenn sie wiederholt gebeten waren. So musste das Brautpaar am folgenden Sonntage nochmals einladen und sich endgültigen Bescheid holen.

Der Tag der Hochzeit war der Sonntag des dritten Aufgebots oder der darauffolgende Dienstag. Am Freitag[1]) vor diesem letzten Aufgebot gingen die Brautleute zur Kommunion. Beide waren schwarz gekleidet. Die Braut trug auf dem Kopfe einen Kranz von natürlicher oder weit häufiger und lieber von nachgemachter Myrte, der Bräutigam hatte an der linken Brustseite ein ebensolches Sträusschen angeheftet. In noch früheren Jahren trugen die Bräute am Kommuniontage weisse Kleider und Kränze von Rosen, aber diese Sitte verschwand schon in den 40er Jahren.

Eine Braut, die keine Jungfer mehr war, trug eine Haube von weisser Spitze und solchem Bande und etwa weissen Rosen und grünen Zweigen. Diejenige, die etwas voraus haben wollte, trug einen „Aufsatz", eine Art Kranz, von weisser Spitze, solchem Band und weissen Rosen mit grünen Blättern oder Zweigen, auch mitunter einen Schleier, der etwa bis zur Taille reichte. Solchen Aufsatz nannte man auch 'Gehänge'.

Zwei Tage vor der Hochzeit wurde Kuchen gebacken, mit dem die Nachbaren und Freunde, vor allem aber die Geladenen beschenkt wurden. Die Braut trug den Kuchen selber ins Haus und bekam dafür als Geschenk ein Trinkgeld, auf das sie auch schon vorher gerechnet hatte, denn sie kaufte sich dafür später zwei Bezüge Ziechen.

2. Der Trautag.

a) In der Kirche.

Am Vormittage des Hochzeitstages wurde der Braut von den Dorfmusikanten ein Ständchen gebracht. Zuerst spielten sie 'Nun danket alle Gott', dann folgte das eigentliche 'Ständerlied':

Raus, Mädel, raus, die gute Zeit ist aus,
Ach, wärst du bei Vater und Mutter geblieben

[1]) An jedem Freitag fand in der Kirche das sogenannte Wochengebet mit Predigt und Abendmahl statt.

Digitized by Google

Und hättest die gute Zeit erliden (so!)
Raus, Mädel, raus, die gute Zeit ist aus [1]).

Die Trauung fand nachmittags gegen 3 Uhr statt. Vor der langen Reihe Wagen, die das Brautpaar und die Gäste zur Kirche brachten, fuhren im offenen und geschmückten Wagen die Musikanten und spielten, bis sie an der Kirche angelangt waren.

Der Bräutigam führte selbst die Braut in die Kirche, ihm folgten die übrigen Paare. Nur in besonderen Fällen, d. h. wenn dies bestellt wurde oder der Bräutigam dem Gesangverein [2]) oder den Posaunenbläsern angehörte, wurden die Posaunen geblasen und die Kesselpauken geschlagen.

In der Kirche sassen das Brautpaar und die Gäste nicht um den Altar auf Stühlen, sondern in den Bänken vor dem Altar, und zwar die Braut nebst den Brautjungfern in der vordersten Bank (1) rechts vom Mittelgange, die auch die Brautbank hiess, links vom Gange dagegen in der vordersten Bank (2) die Brautfrauen. Die Männer sassen in den Querbänken, die rechts vom Altar rechtwinklich zu den übrigen Bänken standen, jedoch stand in der ersten Bank (3) vorn der Bräutigam, hinter ihm in derselben Bank sassen die Junggesellen, in der folgenden Bank (4) die Verheirateten. Die beifolgende Skizze kann die Verteilung besser veranschaulichen.

Als Brautlied wurde gewöhnlich gesungen 'Wie Gott mich führt, so will ich gehen', Nr. 1327 des Alten Breslauer Gesangbuches. Wenn die vorletzte Strophe begonnen war, trat der Bräutigam an die Braut heran, verbeugte sich vor ihr und führte

[1]) Auch in Schmollen ist dieses Lied bekannt.

[2]) Ihn hatte der tüchtigste Kantor August († 1856) gegründet.

Digitized by Google

sie zum Altar, wo der Geistliche schon wartete. Das Brautpaar sass nicht, sondern stand während der ganzen Traurede; nur, wenn es den Segen empfing, kniete es. Ringe zu wechseln, war nicht üblich.

Die Braut trug auch keinen Schleier, sondern nur den Myrtenkranz[1]). In der Hand hielt sie ein neues Exemplar des Alten Breslauer Gesangbuchs von J. Fr. Burg, das nach überlieferter Sitte ein Geschenk des Bräutigams war. Das Kleid war von schwarzem Woll- oder Seidenstoff; helle und bunte Stoffe wurden selten gewählt. Um die Schultern hatte sie ein türkisches Tuch, das ihr die erste Brautjungfer abnahm, wenn sie zum Altar ging, und erst wieder umlegte, wenn sie die Kirche verliess. Der Goldschmuck bestand aus Ohrringen, die meist aus Dukatengold waren, und einer dazu passenden Halskette. Zuweilen trug auch die Braut am Halse einen Dukaten, der an schwarzem Sammetbande hing und in einer Goldverzierung eingefasst war. Der Bräutigam trug schwarzen Tuchanzug, Zylinder und um den linken Arm ein Kränzchen von natürlicher oder meist nachgemachter Myrte, je nachdem der Kranz der Braut war.

Die Brautjungfern trugen Kränze von grossen oder kleinen, aber nur nachgemachten Rosen, die rosa oder dunkelrot, selten von anderer Farbe waren. Die Kleider waren von bunter, meist greller Farbe. Die Frauen trugen, gleichviel ob jung oder alt, Hauben von weisser Spitze, die noch mit bunten Blumen und Bändern garniert waren. Die Enden hingen auf dem Rücken in der Länge von etwa einem Meter herunter, und das Bindeband war gleichfalls auffallend lang und breit. Je grösser die Schleife unter dem Kinn war, desto schöner fand man sie. Jede der geladenen Frauen trug ihr Brautkleid und ebenfalls das türkische Tuch. Fehlte dieses, so trug sie meist ein schwarzseidenes. Ebenso trug jede ihren Goldschmuck, den nicht selten schon die Grossmutter getragen hatte, und in dieser Wertschätzung des von den Vorfahren vererbten Schmuckes bekundete sich der gesunde Sinn alter Zeit im Gegensatz zu dem Hang nach allem Neumodischen, der den hohlen, oberflächlichen Sinn unserer Tage leider auch auf dem Lande verkündet.

Die Junggesellen trugen dunkle Anzüge und hatten an der

[1]) Auch hier meist nachgemachte Myrte.

Digitized by Google

linken Brustseite des Rockes ein Sträusschen angeheftet, ebenso die jüngeren verheirateten Männer.

Wenn das Brautpaar eingesegnet war, fand der Opfergang statt: das Brautpaar ging um den Altar und legte in die bereitstehenden Teller Geldgeschenke für den Pastor, Organisten und Küster. Ebenso die Hochzeitsgäste. Dann ordneten sich diese wieder paarweise und verliessen unter dem Klange der Orgel und dem Gesange des letzten Verses des Brautliedes die Kirche. Von hier fuhr man, die Musikanten auf dem vordersten Wagen voran, in das Hochzeitshaus.

b) Im Hochzeitshause.

War der Hochzeitszug im Hochzeitshause, d. i. dem des Vaters der Braut, angekommen, so wurde Kaffee getrunken und Kuchen gegessen. Darauf vertauschten die Braut, die Brautjungfern und Frauen die Kleider, die sie in der Kirche anhatten, mit einfacheren, meist Waschkleidern, um jene beim Hochzeitsschmause und später beim Tanzen nicht zu beschädigen oder zu beschmutzen. Auch ein Teil der männlichen Gäste wechselte die Kleider, nur der Bräutigam behielt den Anzug, den er in der Kirche trug.

Der Hochzeitsschmaus begann gegen 7 Uhr. Servietten, Löffel, Messer und Gabeln, mitunter auch Teller brachte ein Teil der Gäste selbst mit. Denn der Vorrat an Geschirr reichte auch im wohlhabenden Bauernhause nicht über die täglichen Bedürfnisse hinaus. Die Bedienung bei Tisch besorgte der Brautdiener, ein geschickter und redegewandter Mann aus dem Dorfe, der noch von zwei bis drei Frauen, je nach der Zahl der Gäste, unterstützt wurde. Zunächst wurde die Suppe aus Rindsbrühe mit Nudeln aufgetragen. Wenn sie der Brautdiener den Gästen vorsetzte, sprach er folgenden Reim:

Hier bringe ich die Suppe,
Das Fleisch steckt noch im Tuppe,
Und wenn ihr werdt haben die Suppe gesuppt,
Hat die Köchin schon wieder was anders erducht.

Dann folgte gekochtes Rindfleisch und Meerrettichtunke, dazu noch Salat oder Sauerkraut je nach der Jahreszeit. Nachdem kam der erste Braten, meist Schweinebraten, dazu Hefenklösse und gekochtes Backobst und wieder nach der Jahreszeit Salat oder Kraut.

Digitized by Google

Wenn der Brautdiener den ersten Braten brachte, sagte er:

Hier bringe ich den Braten,
Er ist sehr gut geraten;
Ich hoffe, er wird so gut schmecken,
Dass ihr euch werdet belecken.

Auf den ersten Braten folgte ein zweiter, meist Kalbsbraten, oder, wenn es hoch herging, Gänsebraten, dazu wieder Backobst und Salat, selten Preiselbeeren und Apfelmus.

Zuletzt, zum Nachtisch, kam Gallert nebst Butterbrot und Kuhkäse. Als Getränk wurde nur einfaches Bier und guter Schnaps gereicht, bayrisches Bier (Lagerbier) war noch sehr selten.

Sobald das Essen seinen Anfang nahm, fanden sich draussen an den Fenstern, die bei dem Schmause geöffnet gehalten wurden, wohl um in der engen, niedrigen Bauernstube frische Luft zu erhalten, zahlreiche Zuschauer ein, meist gute Bekannte oder Verwandte der Gäste, die am Feste auch Anteil beanspruchten. Ihnen wurden von den Gästen durch die Fenster Fleisch und andere Esswaren reichlich gereicht, so dass sie zuweilen ganze Töpfe voll nach Hause trugen. In dieser etwas rücksichtslosen Freigebigkeit der Gäste mit dem, was die Brauteltern für sie selbst bestimmt hatten, lag wohl der Gedanke, dass man an diesem festlichen Tage möglichst viele im Dorfe an der Freude teilnehmen lassen wollte. Aber zuweilen wurden die Grenzen des Ziemlichen doch überschritten, so dass die Spender fremden Gutes daran erinnert werden mussten, dass die Speisen von ihnen selbst genossen, nicht verschenkt werden sollten.

Während des Essens fand das Zutrinken statt, d. h. es wurden dem Brautpaar durch den Brautdiener die Hochzeitsgeschenke überreicht.

Das Brautpaar sass im sogenannten Brautwinkel, d. h. der Ecke, die die Seiten- und die Giebelwand des Hauses (und der Wohnstube) miteinander bilden. Der Brautdiener stellte sich vor das Paar hin, hielt das Geschenk hoch in den Händen und redete es also an:

> Wertgeschätztes Hochzeitspaar! Ich bitt' ein wenig aufgeschaut. So lässt die zweite Hochzeitsjungfer als die N. N. (folgt der Name) ein schönes Präsent anmelden und lässt auch bald um Bescheid bitten.

Digitized by Google

Hierauf wendet sich die Braut an die neben ihr sitzende erste Jungfer und sagt zu dieser:

Wir lassen uns zum allerschönsten bedanken.

Diese übermittelt den Dank der Braut dem Brautdiener, und der wendet sich nunmehr an die Spenderin mit den Worten:

Sie lassen sich zum allerschönsten bedanken. Das Präsent ist ihnen sehr lieb, aber die schöne und wertgeschätzte Hochzeitsjungfer noch viel tausendmal lieber.

So ging es der Reihe nach durch, bis alle ihre Geschenke abgegeben hatten. Die erste Brautjungfer gab in der Regel nicht zuerst das Geschenk ab.

Bei manchen Hochzeiten liessen sich auch die Gäste, besonders die jungen, gegenseitig zutrinken. Die Geschenke bestanden hier aus kleinen Überraschungen. Z. B. wurde ein Christbäumchen, das mit allerlei Süssigkeiten behangen war und auf dem Lichter brannten, einmal einem Junggesellen von einem jungen Mädchen geschenkt.

Die Geschenke für das Brautpaar bestanden stets aus nützlichen Gegenständen, die in der Wirtschaft gebraucht wurden: Waschschäffer, Eimer, Wasserkannen, Milchgefässe, Kochtöpfe und Schüsseln von Eisen, Kinderwagen, Wiegen nebst Kinderwäsche u. dgl. mehr. Besseres Porzellan oder Glassachen wurden im Bauernstande als unnötiger Luxus betrachtet und nur sehr spärlich geschenkt.

Trinkgelder wurden nicht einzeln gegeben, sondern es wurde ein Teller herumgereicht und für jede Person besonders aufgelegt. Zunächst kam der Brautdiener, dann die Köchin und Abwäscherin, dann die Frauen, die bei Tische bedienten.

Zuletzt wurde Kaffee getrunken, und darauf — gewöhnlich war es 12 Uhr in der Nacht geworden — ging es ins Wirtshaus zum Tanze; dieser dauerte, bis der Morgen anbrach.

3. Der zweite Hochzeitstag.

Am folgenden Tage Vormittag gegen 10 Uhr versammelten sich wieder sämtliche Gäste im Hochzeitshause. Wohnten der Bräutigam oder dessen Eltern am Orte selbst, so wurde der zweite Tag bei diesen gefeiert[1]). Zunächst wurde das zweite Frühstück,

[1]) Wohnt der Bräutigam an einem anderen Orte, so fuhr man am folgenden Tage dorthin, so z. B. von Bernstadt nach Kraschen.

Digitized by Google

das aus kaltem Fleisch und Wurst, auch Gallert und Butterbrot mit Kuhkäse bestand, eingenommen. Getrunken wurde Bier und Schnaps. Das Mittagmahl bestand aus denselben Gerichten wie am ersten Tage. Eine Stunde nach dem Essen, etwa gegen drei Uhr, wurde Kaffee getrunken, und dann begab sich der ganze Hochzeitszug wieder ins Wirtshaus, wo flott getanzt wurde.

In den Zwischenpausen wurde die Braut gehaubt, d. h. es wurde ihr von den Jungfern und Brautfrauen der Kranz abgenommen und die von der ersten Brautfrau gespendete Haube aufgesetzt. Dazu musste eine förmliche Jagd veranstaltet werden. Denn die Braut konnte sich nur schwer entschliessen, das Zeichen der Jungfrauschaft mit dem der Frauenwürde zu vertauschen. Es wurde ein Kreis gebildet, um diesen ging die Braut herum. Nachdem sie das einigemal getan, löste er sich zu einem langen Zuge auf und lief hinter der Braut her. Diese suchte zu entwischen, sah aber bald ein, dass ein Entrinnen unmöglich war und ergab sich [1]). Der Kranz wurde ihr jetzt abgenommen und die Haube aufgesetzt. Von dem Augenblicke an wurde sie als Frau betrachtet, und jeder Mann bat sich noch einen Tanz mit ihr aus. Nachdem nun wieder noch einige Stunden abwechselnd mit Essen und Trinken getanzt worden und Mitternacht herangekommen war, fand der Schluss des zweiten Hochzeitstages statt.

4. Der dritte Hochzeitstag.

Am dritten Tage kam noch ein Teil der Gäste, meist nur junge Leute im Elternhause der jungen Frau zusammen, aber erst am Nachmittag. Es wurde gegessen und getrunken und dann wieder getanzt, aber nur nach einer Harmonika oder Klarinette oder Pfeife, und es wurde dazu gesungen. Besonders beliebte Lieder waren folgende:

Meine wertgeschätzten Hochzeitsgäste,
Tanzt doch mit der alden Schrumpelmeste,
Tanzt auch hübsch gefirre (zierlich, geräuschlos),
Sie hat Runzeln auf der Stirne,
Sie ist eine alde Knuche
Und sitzt nicht ruhig ufm Luche [2]).

[1]) Auch von Schmollen wird bezeugt, dass die Haube in der Nacht um 12 Uhr aufgesetzt wurde und die Braut sich den Kranz nicht abnehmen lassen wollte, daher ein paarmal in der Stube herumlief.

[2]) Auch für Schmollen ist das Lied bezeugt.

Digitized by Google

Auch folgendes Lied wurde gern gesungen, und zwar im reinen Dialekt:

Schnuoderniko [1]), schnuoderniko
suosz uf der wêde,
hŏt a glimscho [2]), hŏt a glimscho,
wûlde weitn schnêdn,
a sâ sich im unt uo,
s' hŏte kaine druo,
a sâ sich im unt uo,
s' hŏte kaine druo.

Ferner war noch beliebt:

Eich tanze mit der mûme,
Ai, wuoz wirt der fĕter suoń?
De mûme haut ane blûme,
Der feter weilse huon,
Unt eich auch, unt eich auch,
Mêne schirze hat a lauch.

Nachdem zum Schluss noch der Choral 'Nun danket alle Gott' gesungen war, verabschiedeten sich die Gäste, und zwar an diesem letzten Tage schon am frühen Abend.

5. Der Ziehtag.

Die junge Frau blieb etwa acht Tage [3]) noch im Elternhause. Den Sonntag nach der Hochzeit ging sie das erste Mal als Frau in die Kirche, und zwar im vollen Brautstaat [3]) und der ihr zur Hochzeit geschenkten Haube. Als Zieh- oder Sterztag wurde Montag oder Mittwoch gewählt. Dienstag und Donnerstag waren sogenannte Fleischtage, an denen gewöhnlich Fleisch und Klösse gegessen wurden. So auch heute noch in Bernstadt. An ihnen durfte der Umzug nicht stattfinden, weil dies Unglück bedeutet hätte. Freitag und Sonnabend waren gänzlich ausgeschlossen. Die Sachen zur Aussteuer und die Hochzeitsgaben wurden auf einen, oder wenn dieser nicht ausreichte, zwei Leiterwagen geladen. Die Möbel wurden so darauf gestellt, dass man sie genau sehen konnte. Die Betten wurden bei schönem Wetter gleichfalls neben- und aufeinander aufgebauscht und nicht zuge-

[1]) = Schnader-Nikel = schwatzhafter, gedankenloser Mensch. Nikel = Nikolaus, in Schlesien früher häufiger Name; oft auch halbscherzhaft = nichtsnutziger Mensch, z. B.: Du Nikel!

[2]) glumsch oder glimsch m. Messer, glimscho = dimin. = glimschel.

[3]) So auch in Schmollen.

Digitized by Google

deckt, so dass sehr gut die meist feuerroten, gekästelten Bezüge zu sehen waren. Auf dem Wagen sass vorn auf dem sehr hohen Sitze das junge Ehepaar, der Ehemann als Kutscher. Bekam die junge Frau von ihren Eltern eine oder mehrere Kühe, so wurden diese, mit Kränzen und Blumen geputzt[1]), hinter dem Wagen von einer Manns- oder Frauensperson hergeführt.

Am Schluss mag noch der Hochzeitbitter aus dem Nachbardorfe Klarenkranst, das aber zum Fürstentum bzw. Kreise Breslau gehört, erwähnt werden. Dort ging nur selten das Brautpaar selbst zur Hochzeit bitten, vielmehr wurde damit der Hochzeitbitter[2]) beauftragt, ein gewandter, junger Mann, der im Namen des Brautpaares und dessen Eltern die Gäste persönlich einlud. So erschien ein solcher noch im Oktober 1871 zu Klein-Ellguth. Er war dunkel gekleidet und trug einen Zylinderhut, der mit langen, grellroten Bändern und Blumen geschmückt war. In der Hand hatte er eine lange Gerte, die auch mit Band und Blumen umwickelt war und wie eine Schmakoster aussah. Er hatte eine grosse Latzschürze von rotgekästelter Ziechenleinwand umgebunden (wohl das Zeichen des Brautdieners, als der er am Hochzeitstage verwandt wurde), die aber, da er sie unter dem Rock trug, nur wenig zum Vorschein kam. Nur der Latz war ganz sichtbar, weil der Rock, damit man ihn besser sehen konnte, absichtlich niedrig geknöpft war. Wo es die Verhältnisse gestatteten, wurde dem Hochzeitbitter sogar ein Reitpferd gestellt, das auch reichlich mit Blumen und Bändern von roter Farbe geputzt war.

Zur Volkskunde Oberschlesiens.

Von Dr. J. Klapper in Breslau.

1. Der Alb.

In der Nacht kommt der Alb drücken; da muss man einen Besen in die Ecke stellen. Früh kommt die Person, die als Alb drücken ging, und bettelt um ein Stückchen Brot. Wenn man die Person durchprügelt, kommt der Alb nicht mehr. — Der Alb ver-

[1]) So auch in Schmollen.

[2]) Auch von Schmollen b. Oels wird dieses bezeugt.

wandelt sich in einen Strohhalm, den man früh im Zimmer oder sonstwo findet; den Halm muss man zerreissen. — Der Alb geht auch ins Holz drücken, in einen Balken. — Der Quintaner Cichon erzählt: Der Grossvater ächzte immer in der Nacht; einst wachte er auf, und er wusste was es ist; er griff schnell auf die Brust, da packte er einen Strohhalm. Er zerriss ihn und warf ihn zum Fenster hinaus. Als er früh nachsah, fand er dort seinen Gevatter tot. — Der Quintaner Wrobel wusste folgendes: Ein Mann konnte nie schlafen; es drückte ihn etwas. Da rieten ihm die Leute, er solle danach greifen und das Ding an einen Nagel hängen. In der nächsten Nacht packte er auf der Brust eine Fliege. In der folgenden wurde er wieder gedrückt, da griff er zu und hatte einen alten Schuh in der Hand. Den hängte er am Nagel auf; als er am Morgen hinsah, war es eine durchbohrte Hand.

2. Der Wassermann.

Sein polnischer Name ist Utoplec oder in Galizien Topielec. — Eine Frau hat den roten Wassermann in Königshütte am Hüttenteich gesehen. — Gewöhnlich sitzt er auf den kleinen Holzhäuschen, in denen durch Wasserschützen der Abfluss aus einem Teich in den Graben geregelt wird. — Wenn man baden geht, muss man erst drei Kreuze ins Wasser machen, da ist man sicher vor ihm. — In Schwientochlowitz erzählte man früher, wenn jemand im Teiche ertrunken sei, habe man den Utoplec als rotes Männchen auf dem Teiche sitzen sehen; dann habe er immer gelacht. — Die 60jährige Frau Wieczorek aus Ratibor erzählte: Vor 10 Jahren wollte sie mit einer Anzahl anderer Frauen einen Ausflug machen. Als sie zu einer Brücke kamen, ging der eine Teil hinüber; die anderen sahen in der Mitte auf dem Geländer einen kleinen Mann mit grossem Kopfe und glühenden Augen sitzen. Sie blieben stehen und sahen ihn lange an. Auf einmal lachte das Ding laut auf, überschlug sich und stürzte mit lautem Klatsch ins Wasser.

Auch wirkliche Märchen vom Wassermann sind unter den Kindern zahlreich verbreitet und sehr beliebt. So erzählt der Quintaner Maeusel: Ein Hirt sah in einem Teiche viele goldene Fische. Er angelte nach ihnen, aber keiner biss an. Da zog er sich barfuss aus und ging ins Wasser. Kaum war er drin, da zog ihn etwas in die Tiefe. Am Grunde kam er in eine Stube,

Digitized by Google

darin sass der Wassermann; der rief ihm zu: „Du bleibst hier und bekommst nur Wasser und Brot. Ich habe mich gerächt“. — Der Quintaner Rittau erzählte: Einst sah ein Bauer auf einem Wasser einen Balken, der immer in die Höhe kam und wieder untersank. Er ging darauf zu. Da war es der Wassermann, der zog ihn in die Tiefe. Dort unten führte er ihn in seinen Palast. In einem Zimmer sah der Mann viele umgekehrte Töpfe. Der Wassermann bemerkte seine Verwunderung und erklärte ihm, unter jedem Topfe werde eine Seele gefangen gehalten; wenn er diese Seelen befreien könne, würden sie wieder zu Menschen werden. Dann liess er den Bauer frei, und dieser ging nach Hause und dachte nach, wie er die Seelen befreien könnte. Am andern Tage ging er wieder ans Wasser, und der Wassermann kam. Da sagte ihm der Bauer, er wolle fischen, aber er habe die Angel vergessen. Der Wassermann erbot sich sogleich, die Angel zu holen. Unterdessen aber ging der Bauer in den Palast, drehte alle Töpfe um und kehrte mit den wieder in Menschen verwandelten Seelen auf die Oberwelt zurück. Da kam der Wassermann mit der Angel. Und sie lachten ihn aus, dass er sich so hatte anführen lassen. — Der Quintaner Smolka wusste folgendes Märchen: Ein Bauer ging spazieren. Da sah er an einem Teiche einen Mann auf und ab gehen. Als er ihm näher kam, ging der Mann ins Wasser und kehrte mit Bändern zurück; die gab er dem Bauern; als dieser aber danach griff, zog ihn der Mann ins Wasser; unten brachte er ihn in ein Zimmer und gab ihm zu essen. Da wollte der Bauer nach Hause gehen und lud den Wassermann zu sich ein. Der Wassermann liess ihn gehen und stellte sich am andern Tage als Gast ein. Der Bauer rief aber seine Söhne herbei, und die verprügelten den Gast gründlich. — Eine andere Geschichte berichtete der Quintaner Prokop: Ein Wassermann ging Fleisch einkaufen. Aber der Fleischer erkannte ihn daran, dass er ganz nass war, und gab ihm mit dem Beile einen Hieb über den Finger. Da wurde der Wassermann zornig und rief: „Das sollst du büssen!“ Dem Fleischer wurde Angst, und von da an ging er nicht mehr in die Nähe des Wassers. Eines Tages trieb sein Sohn die Herde auf die Weide. Da sah er über den Teich eine Strasse, die er sonst noch nicht gesehen hatte. Über diese trieb er das Vieh. Als er selbst darauf stand, verschwand sie, und der Geist zog ihn mit den Rindern ins Wasser.

Dann kehrte der Wassermann in den Fleischerladen zurück und sprach zum Fleischer: „Nun hast du gebüsst“. Darauf packte er ihn und schleppte ihn auch ins Wasser.

Es ist meines Wissens noch nicht darauf hingewiesen worden, dass der Wassermann auch in die Kinderspiele Eingang gefunden hat. In Oppeln sah ich, wie Mädchen „Wassermann“ spielten. Das eine setzte sich in die Haustür, und die anderen sprangen um die Tür herum, indem sie sangen:

Wassermändl, zieh mich rein,
In die tiefe Oder rein.

Wurde ein Mädchen vom Wassermanne gepackt, so musste es dafür Wassermann sein.

3. Der Berggeist.

Man erkennt den Berggeist daran, dass in seiner Lampe immer ein blaues Licht brennt; er hat einen Pferdefuss; meist ist er als Steiger angezogen; er kann sich auch in Gold verwandeln. Die Bergleute dürfen unter Tage nicht fluchen; wer pfeift erhält vom Berggeiste eine Ohrfeige. Mäuse dürfen nicht totgeschlagen werden, da sich der Berggeist manchmal in eine Maus verwandelt. Wenn der Berggeist Feuer verlangt, muss man es ihm auf einer Schaufel geben; dem, der es mit der Hand reichen wollte, würde er die Hand abreissen. — Einmal kam der Berggeist ganz weiss zu einem jungen Bergmanne und verlangte Feuer; der hatte aber keine Streichhölzer. Da fragte der Geist, ob er an der Lampe anzünden dürfe. Der Bergmann reichte sie ihm hin, aber da erhielt er eine solche Ohrfeige, dass das Gesicht geschwollen war; der Geist war verschwunden. — Ein Häuer sah einst bei seiner Arbeit ein Stück Gold. Er nahm es mit in die Kantine und trank dort Bier. Das Goldstück wurde aber immer kleiner, und als er es zu Hause seiner Frau zeigen wollte, hatte er nichts mehr in der Tasche (von dem Quintaner Materne). — Als die Bergleute einst ausfahren wollten, bekam der, der zuletzt einstieg, von jemandem, den er nicht sah, Prügel. Am nächsten Tage ging es ihm wieder so, und nun erzählte er es dem Obersteiger. Dieser glaubte es nicht und stieg nach der nächsten Schicht selbst zuletzt ein. Nun bekam er selbst Schläge, und niemand wusste, von wem. Ein anderes Mal sind Bergleute wiederholt gepackt und zurückgezogen worden, wenn sie ausfahren wollten. Sie schrien, aber niemand

Digitized by Google

sah, wer sie zurückzog, und so konnte man ihnen auch nicht helfen (vom Quintaner Cichon). — Ein armer Mann hatte in der Grube die Sprenglöcher zu bohren; aber das Gestein war hart, und er verdiente wenig. Da kam der Berggeist und versprach ihm zu helfen, wenn er den Lohn mit ihm teilen wolle. Der Arbeiter ging darauf ein, und der Geist verwandelte sich in eine Maus und bohrte die Sprenglöcher. Von nun an verdiente der Mann viel (von demselben). — In der Grube war ein Arbeiter, der war sehr arm und verdiente wenig. Da hatte der Berggeist Mitleid mit ihm und half ihm bei der Arbeit. Als der Arbeiter den Lohn brachte, musste er mit seinem Helfer teilen; aber es blieb ein Pfennig übrig; den wollte der dankbare Arbeiter dem Berggeiste geben. Der aber sagte: „Weil du so ehrlich bist, sollst du viel Geld verdienen". Und er schenkte ihm auch seinen Teil und verschwand. Da sah sich der Arbeiter um, und nun erst merkte er, dass er auf einem Strohhalm sass. Hätte er den Pfennig für sich behalten, so wäre er herabgestürzt und tot gewesen (vom Quintaner Prokop). — Als einst die Bergleute arbeiteten, trat ein Markscheider zu ihnen und rief ihnen zu, sie sollten schnell hinauf gehen, es würde ein Unglück geben. Bei ihnen war auch ein Steiger. Der wunderte sich, was der Markscheider jetzt hier zu tun habe. Das kam ihm nicht ganz geheuer vor, und er ging mit den Leuten hinauf. Oben hörten sie ein gurgelndes Geräusch, wie wenn man aus einer Flasche Wasser ausgiesst. Sie liefen zurück und fanden niemanden. Da gingen sie wieder hinauf, und in dem Augenblicke stürzte der Schacht ein. Der Markscheider war der Berggeist gewesen (vom Quintaner Cichon). — Einmal schlugen die Bergleute Kohle los; da hörten sie auf der anderen Seite auch schlagen, als wenn dort auch gearbeitet würde. Sie hörten auf, aber auf der anderen Seite wurde es nicht stille. Da haben sie dort nicht mehr weiter gearbeitet. Ein ander Mal arbeiteten sie in einem Schachte, der dem Einsturze nahe war; sie wollten noch Kohle loshauen, aber die Hacken glitten immer wieder ab; da gingen sie es dem Steiger melden; als sie zurückkamen, war der Schacht eingestürzt (vom Quintaner Thallner). — Ein Bergmann ging einst an einem verfallenen Stollen vorüber; von diesem Stollen erzählten die Bergleute, dort laufe ein Pferd herum, das schlage die Leute tot. Der Bergmann war müde und setzte sich auf einen Balken. Da hörte er im Stollen Leute schimpfen, gerade so als

Digitized by Google

wenn ein Bergmann den Obersteiger geschlagen hätte, und der wollte ihn verklagen. Plötzlich sah er ein kleines Kind herankommen, das sagte: „Vater, komm nach Hause“. Er erschrak, denn das Kind sah aus wie sein eigenes, und er lief nach Hause. Dort fand er sein Kind in der Wiege. In derselben Stunde ist der alte Stollen eingefallen (vom Quintaner Cichon). — Ein Arbeiter bekam seinen Lohn und betrank sich in der Kantine. Als er nach Hause kam, schlug er Frau und Kinder. Am andern Tage kam der Berggeist im Stollen zu ihm und neckte ihn; bald nahm er ihm die Lampe weg, bald die Hacke, dann den Hut. Da wurde der Bergmann ärgerlich und jagte den Berggeist; aber der lief in die Kohle und der Bergmann schlug mit dem Gesicht gegen das Gestein (vom Quintaner Materne). — In der Grube war es gerade Mittag. Da kam der Berggeist als armer Mann zu einem Schlepper und bat ihn um ein wenig Brot. Der Schlepper drohte ihm: „Mach, dass du fort kommst!“ Da nahm der Berggeist seine Gestalt wieder an und sprach: „Hättest du mir Brot gegeben, hätte ich dich verschont“. Dann verschwand er. Am nächsten Tage fand man den Schlepper in der Tiefe tot (vom Quintaner Kollmann). — Einst wurde der Schacht verschüttet, wo drei Bergleute arbeiteten. Die drei hatten nur eine Lampe und wenig Brot. Bald hungerte sie. Da kam der Berggeist als weisser Mann, nahm ihnen die Lampe und das Brot weg und gab jedem ein Stück anderes Brot und eine neue Lampe. Er sagte ihnen, das Brot werde nie zu Ende gehen und die Lampe nie ausbrennen. So blieben sie in dem verschütteten Schacht, aber ihre Sehnsucht nach der Oberwelt wurde immer grösser. Da rief der eine eines Tages aus: „Ich würde gerne sterben, wenn ich das Licht der Sonne noch einmal sähe“. Der andere sagte: „Wenn ich mit meiner Frau noch ein Abendbrot essen könnte, würde ich gerne sterben“. Und der dritte meinte: „Ich würde auch gerne sterben, wenn ich mit meiner Frau nur noch ein Jahr leben könnte“. Kaum hatten sie diese Wünsche ausgesprochen, da krachte es im Gestein, und eine Schlucht tat sich auf nach dem Tageslicht. Froh stiegen sie hinauf. Aber als der erste das Licht der Sonne erblickte, sank er tot hin; der zweite starb, nachdem er zu Hause sein Abendbrot gegessen hatte; der dritte lebte noch ein Jahr mit seiner Frau, dann starben beide (vom Quintaner Rittau). — Vor zwei Jahren ist ein Mann in der Grube spurlos verschwunden. Die Bergleute, die mit ihm

Digitized by Google

gearbeitet haben, erzählen, es habe einen Ton gegeben, wie wenn eine Glocke angeschlagen würde; dabei sei der Mann verschwunden. Um dieselbe Stunde ist auch seine Frau gestorben (vom Quintaner Schuster). — Ein junger Bergmann arbeitete einst bis zur Nacht; er kam immer tiefer, und endlich wollte er aufhören; aber er konnte nicht, die Hacke ging von allein immer weiter. Da wurde es plötzlich ganz hell; der Berggeist erschien für einen Augenblick; dann war es Nacht um ihn. Er wollte zurückgehen, aber er konnte nicht. Die anderen Arbeiter, die ihn vermissten, suchten ihn; als sie ihn fanden, war er tot (vom Quintaner Maeusel).

4. Das Irrlicht.

Ein junger Mann ging einst gegen Abend auf das Land nach Hause. Da erschien ihm ein Licht, das vor ihm her ging bis zu seinem Hause. Vor der Tür blieb es stehen. Der junge Mann ging hinein und erzählte es seinen Eltern. Die fragten sogleich, ob er sich bedankt habe; wenn er das unterlasse, würde ihm etwas Schlimmes zustossen. Da ging er noch einmal hinaus, um sich nach dem Lichte umzusehen; aber er sah es nicht mehr. Plötzlich bekam er vor der Tür eine tüchtige Ohrfeige.

5. Zauber- und Hexenglauben.

Aus Borin, Kreis Pless, wurde erzählt: Wenn eine Flinte keinen Brand hat, d. h. die Schrotkörner nicht durch das Fell gehen, muss man eine Kreuzotter in den Lauf laden und schiessen; dadurch bekommt das Gewehr Brand. — Wer mit dem Gewehr auf ein Kreuz geschossen hat, trifft immer damit.

In Königshütte gibt es eine Frau, die sagt, man könne vor Gericht soviel man wolle, falsch schwören; das schade gar nichts, wenn man nur dabei ein wenig Brot unter der Achsel trägt und es dann, wenn man nach Hause kommt, den Hunden zu fressen gibt.

Das „Königshütter Tageblatt“ vom 14. Januar 1905 berichtet: Zwei Hellseherinnen treiben seit kurzem ihr Wesen in unserem Orte, vor denen um so mehr gewarnt werden muss, als sie drei männliche Trabanten haben, die vor den Häusern stehen bleiben, während die Weiber in die Wohnungen hineingehen, um ihre prophetischen Künste auszuüben. Im Bedarfsfalle werden dann die drei Begleiter herbeigerufen, und was nicht niet- und nagelfest ist, wird mitgenommen. Interessant ist ein Fall, in welchem die

Digitized by Google

„Prophezeiung“ in folgender Weise vollzogen wurde: die das Schicksal befragende Frau musste den Wahrsagerinnen zwei gute Kleidungsstücke, ein Ei und ein Zwanzigmarkstück geben. Ei und Goldstück wurden in die Kleidungsstücke hineingepackt und dann allerlei Hokus pokus gemacht sowie Beschwörungsformeln gesprochen. Schliesslich eskamotierte das Weib einen mit Menschenhaar umwickelten Knochen aus dem Ei heraus und setzte der staunenden „Kundin“ auseinander, das Vorhandensein des Knochens in dem Ei sei ein Zeichen, dass Gott ihr Gebet erhört und eine schwere Krankheit von ihr gewendet habe, der sie sonst in kurzer Zeit unweigerlich zum Opfer gefallen wäre. Als Dank und Opfer dafür müsste das Bündel, also Kleider, Goldstück und die Überreste des Eies um 12 Uhr nachts auf den Kirchhof gebracht und dort verscharrt werden. In vielen Fällen glückte das Manöver ausgezeichnet, und die Geprellten liessen sich beschwatzen, den Weibern das kostbare Bündel zu überlassen, damit diese selbst die Eingrabung vornähmen.

Der „Ratiborer Anzeiger“ schrieb am 10. Januar 1905: Eine raffinierte Schwindlerin treibt in Zabrze OS. ihr Unwesen. Nicht allein, dass sie sich als eine unter behördlicher Aufsicht stehende Kartenlegerin ausgibt, bietet sie Leuten, die in Prozesse verwickelt sind, den „Strick des Erhängten“ und „Brot von der heiligen Agathe“ an, mit dem Bemerken, kein Gericht ist in der Lage, gegen solche Personen, die sich im Besitz der letztgenannten Gegenstände befinden, ein ungünstiges Urteil zu fällen.

Wenn jemand plötzlich Kopfschmerzen bekommt, ist er berufen; da muss er sich mit dem Hemdsaum die Stirne abwischen.

6. Aberglaube und Bräuche aus dem täglichen Leben.

Wenn die Braut im Hause das Regiment führen will, muss sie dem Bräutigam bei der Trauung auf den Frack knien.

Die Windeln der kleinen Kinder darf man nicht in den Wind hängen, sonst schreien die Kinder zu sehr. Wenn die Schwalben ziehen, darf man kein Kind entwöhnen, sonst zieht das Kind einmal in der Welt umher wie die Schwalben.

Über Anzeichen wurde mir viel erzählt. Der Quintaner Lüdke berichtet, der bei seinen Eltern bedienstete Fuhrmann Flach sei einst durch den Wald gefahren; da habe es dreimal seinen Namen gerufen; um dieselbe Zeit sei sein Bruder in der Grube erschlagen worden. — Der Quintaner Cichon erzählt, einst habe es an der Tür dreimal geklopft, aber es sei niemand draussen gewesen; er habe das Klopfen genau gehört; zur selben Stunde sei der Grossvater gestorben.

Digitized by Google

Der Quintaner Maeusel hat gehört, wie es dreimal mit einer Rute ans Fenster schlug, als seine Schwester starb. Ein anderer hat gesehen, wie ein Stein durch das Fenster flog, ohne es zu zerschlagen, als seine Schwester starb. Auch Uhren sind stehen geblieben, während ein Familienmitglied starb; umgekehrt ist auch eine Uhr, die lange entzwei war, plötzlich wieder gegangen; ein Bild ist von der Wand gefallen usw. — In Chorzow sah man einst vor der Kirche einen Wagen ohne Pferde, der immerfort hin und her fuhr. Der Wagen war ganz rot, vor den Fenstern waren rote Vorhänge; darin brannten viele Lichter. Um dieselbe Stunde ist der Pfarrer gestorben.

Den letzten Wunsch der Sterbenden muss man erfüllen, sonst haben sie keine Ruhe. Einst starb ein Mann, der ein bestimmtes Kreuz mit in den Sarg haben wollte. Aber man erfüllte den Wunsch nicht. Da ist das Kreuz fortwährend von der Wand heruntergefallen, bis man es endlich einem anderen mit ins Grab gab (vom Quintaner Cichon). — Ein Sterbender hatte einen Rosenkranz mit in den Sarg haben wollen. Doch man vergass darauf. Da hat sich der Tote im Sarge aufgerichtet und den Rosenkranz zu sich genommen (vom Quintaner Smolka).

Die Leiche wird mit dem Kopfe zuerst hinausgetragen; bei jeder Tür wird sie dreimal gesenkt; dann muss ein Fenster oder die Tür offen bleiben, damit die Seele auch hinaus kann.

Beim Umziehen werden zuerst Brot, Salz und Kupfergeld in die neue Wohnung gebracht; von Möbeln wird zuerst der Tisch umgeräumt.

Brot darf man nie mit der Schnittfläche nach der Tür liegen. Gibt man das Räuftel fort, so gibt man das Glück aus dem Hause.

Wenn es zum erstenmal im Jahre donnert, muss man mit dem Gelde klippern, dann hat man immer Geld. — Eine Fischschuppe vom heiligen Abend ins Portemonnaie gelegt, bringt Geld.

Wenn jemand an Krämpfen leidet, hilft man ihm, indem man ihm einen Brautkranz oder einen Brautschleier gibt, oder einen Trauring auf die Brust legt. — Oder man legt ihm drei Tage hintereinander ein Fenster mit drei Scheiben auf; da vergeht die Krankheit.

Wenn das Wasser beim Kochen auf der Platte singt, weinen die Armen Seelen; da muss man für sie beten.

Wenn der Wind heult, hat sich jemand in der Richtung, aus der der Wind kommt, erhängt.

Wenn ein junger Mann zur Gestellung geht, stecken ihm die Mädchen, die nicht wollen, dass er zum Militär kommt, hinten in den Hemdsattel eine Nähnadel, ohne dass er es merkt; da wird er sicher nicht genommen.

7. Aberglaube und Bräuche an Festtagen.

In Chorzow wurde noch vor 30 Jahren am Sommersonntag von den Kindern ein Strohmann gemacht und durch das Dorf getragen, wobei man polnische Lieder sang; dann wurde er zerrissen und in den Teich geworfen, und die Kinder fassten sich an den Händen und tanzten. — Aus einem Dorfe bei Herby erzählt der Sextaner Rambaum: Vor drei Jahren haben die polnischen Kinder langes Stroh gesammelt und am Sommersonntag eine Strohpuppe gemacht;

Digitized by Google

zuerst haben sie die Beine abgebunden, dann den Kopf, oben wurde das Stroh abgeschnitten, so dass noch ein Büschel für die Haare blieb; dann bekam die Puppe Augen aus Kohle. Als sie fertig war, setzte man sie auf eine Stange und trug sie unter polnischen Gesängen durch das Dorf und warf sie dann in die Malapane hinein.

Am Karfreitag gehen die Leute ohne ein Wort zu sprechen nach Piekar aus der Quelle Wasser schöpfen; das ist gegen alle Krankheiten gut.

An Mariä Himmelfahrt muss man 1000 Ave Maria beten, da geht jede Bitte in Erfüllung.

Wenn man am Allerseelentage um 12 Uhr in der Nacht in der Kirche bleibt, sieht man die Verstorbenen. Der Priester liest die Messe; die Geister hören zu. Wenn man weg geht, muss man aber den Kopf zur Seite wenden, dass man die Geister nicht sieht, sonst kommen sie und reissen einem den Kopf ab.

Wenn man am heiligen Abend den ganzen Tag gefastet hat, sieht man, wenn die Sterne aufgehen, am Himmel lauter goldene Lämmer. — Am heiligen Abende muss man dem Vieh von allem Futter geben. Um Mitternacht sprechen die Kühe; wer das hört, der weiss, wann er stirbt. — Am Weihnachts- und Silvesterabend werden unter vier Teller Erde, Salz, Kohle und Myrte gegeben; wer die Erde aufdeckt, stirbt; Kohle bedeutet auch Tod; Salz bedeutet Tränen; wer die Myrte aufdeckt, wird Braut. — Nussschalen werden zusammengelegt, dann lässt man sie schwimmen; gehen sie auseinander, so geht man im kommenden Jahre auch auseinander. — Abends geht man hinaus an den Zaun und schüttelt ihn; nach der Seite, von der Leute kommen, heiratet man.

Was man in der Silvesternacht oder am ersten Adventsonntage träumt, geht in Erfüllung.

Der „goldene Esel" zu Reichenstein.

Sagen, Ursprung des Namens, der Ausdruck „Eselsfresser" [1]).

Von Dr. Kühnau.

Von den fünf Bergen, die ehemals dem Reichensteiner Bergbau die Golderze zur Verhüttung lieferten, führte einer den Namen Goldener Eselsberg. Der Name rührt davon her, dass die alten Bergleute hier einen Schacht geteuft hatten, den sie „den goldenen Esel" [2]) nannten. Der Schacht ist verfallen, sein Goldreichtum galt

[1]) Den folgenden Ausführungen liegt ein Vortrag zugrunde, den ich beim Sommerausfluge des Vereins für Geschichte Schlesiens am 27. Mai d. J. in Reichenstein gehalten habe. Den Inhalt gebe ich im wesentlichen unverändert wieder, nur füge ich die notwendigen Nachweise bei.

[2]) Es gibt an der Stelle neben dem alten einen neuen goldenen Esel, beides Tagesschächte. Der Name „goldener Esel" wird vielfach auch von dem gang-

Digitized by Google

als erschöpft. Und der Reichensteiner Bergbau hat sich um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts der Arsenikgewinnung zugewandt. Erst neuerdings ist es der Firma Güttler gelungen, die in den Abbränden der Arsenikfabrikation noch enthaltenen Spuren von Gold in gewinnbringender Weise herauszuziehen und damit den alten Ruhm Reichensteins als Goldfundort wieder zu beleben.

Von allen Schächten und Stollen in den Eingeweiden der Reichensteiner Berge erfreute sich „der goldene Esel" einer weit über Schlesiens Grenzen hinausgreifenden Berühmtheit[1]). Es gab in Schlesien ein Sprichwort, wenn man jemandem Erfolg wünschte, namentlich in Geldangelegenheiten, so sagte man: Ich wünsche dir einen goldenen Esel[2]). In der Tat hat der goldene Esel etwa bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts nicht unerheblichen Gewinn abgeworfen, und süddeutsche Handelshäuser, namentlich das der Fugger, haben ihre Aufwendungen, die sie als Teilhaber am Reichensteiner Goldgeschäft für den dortigen Bergbau machten, reichlich belohnt gesehen[3]). Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an sank indessen die Goldförderung langsam herab und geriet gegen Ende des 17. Jahrhunderts ganz ins Stocken, doch blieb der Name „Goldener Esel" noch in aller Munde und ist auch heute noch nicht vergessen. Als Grubenbau freilich gehört der Name bei dem vollständigen Verfall[4]) der goldenen Eselschächte heute der Geschichte an, gefördert wird nur noch im „Reichen Troste", dem einzigen Schachte, der auf dem Goldenen Eselsberge in Betrieb ist. Das Volk aber hält den Namen noch in seinen Sagen fest.

---

führenden Berge gebraucht, jedoch mit Unrecht. Selbst die allgemein gebräuchlich gewesene Bezeichnung der Schächte mit diesem Namen ist schon eine Übertragung. Im eigentlichen Sinne bedeutet „der goldene Esel" einen Teil der verbrochenen Erzlagerstätte (Güttler in Wenkes Führer für Reichenstein und Umgebung S. 50).

Der Name „goldener Esel" findet sich zuerst im 15. Jahrhundert in einer Urkunde Herzog Heinrichs des älteren von Münsterberg (1491).

[1]) Schlesisches histor. Labyrinth (1737) S. 113.

[2]) Volkelt, Nachrichten von schles. Bergwerken 1775 S. 108: „Dass dir Gott einen güldenen Esel beschere".

[3]) Karl Faulhaber, Die ehemalige schlesische Goldproduktion mit besonderer Berücksichtigung des Reichensteiner Bergreviers. Breslauer Inaugural-Dissert. 1896 S. 23 ff.

[4]) Ich höre aber, dass man sie wieder öffnen will.

Digitized by Google

1. Sagen.

Wie überall, wo das Volk einen ihm auffallenden und ihm unerklärlichen Namen findet, hat es auch hier den Namen „Goldener Esel“ durch eine Sage erklärt. Diese hat sogar ihre Dichter gefunden, die manches aus eigener Phantasie hineingetragen haben, was wir, vom volkskundlichen Standpunkte betrachtet, ausschliessen müssen. Bei Kern, Schlesiens Sagen, Legenden und Geschichten, Breslau 1867, S. 227, findet sich ein Gedicht von Ferdinand Schreiber, überschrieben „Der Goldschacht zu Reichenstein“. Der Inhalt ist folgender:

Im Reichensteiner Schachte wuchs das Gold so reichlich, dass stets 100 Mann bei der Arbeit waren, während 100 Mann ruhten, um bei der nächsten Schicht einzufahren. Sie hoffen, den goldenen Esel zu finden, dessen Ohr sie schon freigelegt haben. Aber der Berggeist pfeift, und die schwarzen Zwerge löschen die Grubenlichter aus. Doch die Hundert arbeiten fort, sie stört nicht das Toben des Sturms draussen im Bergwalde, nicht das Schwanken der Häuser und Türme und das Anschlagen der Glocken. Neunundneunzigmal schlagen sie an ihre eherne Gewandung, draussen beben die Menschen vor dem unheilverkündenden Schalle. Die Männer in der Tiefe aber arbeiten, von unheiligem Eifer getrieben, und heben endlich das goldene Tier aus seinem Felsenverliess. Einer eilt nach oben, um Musik zu holen. Kaum ist er zutage gekommen, da bricht die Erde, und neunundneunzig Menschen sind samt dem goldenen Esel begraben — für immer. Seitdem wird statt Gold nur Gift gefördert [1]).

Diese Sage mag volkstümlich gewesen sein, ich selbst habe sie im Volksmunde nicht gefunden. Wenn aber August Uber in seinem Büchlein „Reichenstein und das Schlackental nebst Umgegend“ S. 36, sowie August-Cornese in seinem Epos „Die Bergglocke, Sage in 6 Gesängen aus der Blütezeit des Reichensteiner Bergbaus, Breslau 1896“, das Schicksal zweier Liebenden mit dem Einsturz des Goldenen Eselschachtes verbindet, so freuen wir uns wohl über die dichterische Ausgestaltung eines Sagenmotivs, die uns den poetischen Gehalt der Volkssage aufs neue bestätigt, aber wir scheiden die dichterische Zutat aus, weil wir es hier nur mit den Gebilden der Volksphantasie zu tun haben.

[1]) Ob diese Sage in allen Teilen volkstümlichen Ursprungs ist, ist nicht zu entscheiden. Sie enthält aber nichts, was dieser Annahme widerspräche. Da sie an ein historisches Ereignis anknüpft, nämlich das Niedergehen des goldenen Eselsschachtes im Jahre 1565, wobei 90 Arbeiter durch Verschüttung ihr Leben verloren (Volkelt, Nachrichten von schlesischen Bergwerken (1775) S. 110 und wieder Heintze, Nachrichten über Reichenstein (1817) S. 30), so ist ihr Alter einigermassen bestimmbar.

Digitized by Google

Die Sage, wie ich sie selbst aus dem Volksmunde in Reichenstein und Patschkau vernommen habe, lautet folgendermassen:

Als die Stadt Reichenstein noch nicht bestand, da waren da an den Bergen einzelne Hütten von Bergleuten erbaut worden, die gekommen waren, um in dem Innern der Berge nach Erzen zu suchen. Sie hatten Stollen und Schächte angelegt, aber die Ausbeute war gering. Da hiess es eines Tages, man habe einen goldenen Esel in den Stollen vorbeihuschen sehen. Die Aufregung war gross, und man beschloss Jagd auf ihn zu machen. Die Bergleute gingen von allen Mundlöchern zu gleicher Zeit vor, und man trieb ihn richtig in die Enge. Einer fasste ihn am Ohre, aber er riss sich los, liess das Ohr in den Händen des Angreifers und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Das Ohr hat jedoch ausgereicht, um die Stadt Reichenstein davon zu erbauen.

Es ist klar, dass die Sage erfunden worden ist, um den auffallenden Namen „der goldene Esel" zu erklären. In diesem Sinne hat schon Prof. Regell die gleich nachher zu erwähnenden goldenen Eselsagen vom Kittnerberge und von der Kynsburg (Germanistische Abhandlungen, herausgegeben von Friedrich Vogt XII. Heft, Breslau 1896, S. 135 f.) gedeutet. — Die Reichensteiner Sage war ihm nicht bekannt, sie füllt aber ein Glied in seiner Deutungskette [1]) aus.

Nun ist die Sage von Reichenstein ausgeflogen, sie ist gewandert. Denken wir uns die Sage als ein so leichtes Gut wie das Federkrönchen einer Maiblume, das von seinem mütterlichen Blütenboden durch den Wind erfasst und weit weggetrieben wird. An einer Stelle findet es günstige Lebensbedingungen, schlägt Wurzel und treibt eine neue Pflanze. So finden wir die goldene Eselsage wieder am Kittnerberge bei Fischbach [2]) im Hirschberger Tale. Hier soll, so heisst es, ein goldener Esel begraben sein. Wer ihn finden will, muss Tag und Stunde, sowie die rechte

[1]) Wenn Regell darauf hinweist, dass „Esel" in der Sprache der alten Bergleute einen blinden Schacht bedeutet, so glaube ich, kommen wir damit nicht weiter. Veiths deutsches Bergwörterbuch, Breslau 1871 s. v. blind 7 bezeichnet als „blind" einen solchen Schacht, der nicht von der Erdoberfläche, sondern von einem andern Grubenbaue aus niedergebracht und dessen Mündung daher am Tage nicht sichtbar ist. Das trifft auf Reichenstein nicht zu, beide goldene Eselschächte sind Tagesschächte. Ausserdem nennt Veith s. v. Esel diese Bezeichnung mundartlich und belegt sie aus Siegen, also weit weg von Schlesien. Ich glaube später wahrscheinlich machen zu können, woher die Bezeichnung „Esel" stammt.

[2]) Sie wird z. B. mitgeteilt von Berndt, Wegweiser durch das schlesische Gebirge (1828) S. 294 s. v. Fischbach.

Formel wissen. Der Esel wird einen so grossen Goldwert haben, dass der Finder das Dorf Fischbach reichlich zu einer Stadt wird umwandeln können, und er wird ihr erster Bürgermeister sein[1]). Dieser letzte Zug ist späterer Zusatz. Es fragt sich, warum die Sage hier festen Fuss gefasst hat. Ein Schacht oder Stollen, der den Namen „goldener Esel" trüge, ist hier nicht nachweisbar. Überhaupt ist hier niemals regelrechter Gangbergbau getrieben worden. Wohl aber sind die Spuren ehemaliger Schürftätigkeit erkennbar. Die Namensform „Kütter" (s. u. Anm. 1) legt die Ableitung von kutten[2]) = suchen, schürfen nahe. Geschürft wurde an den verschiedensten Orten bis weit in die Ebene hinein, namentlich im 15. Jahrhundert. Es waren fremde Abenteurer, die der angebliche Goldreichtum unserer deutschen Mittelgebirge angelockt hatte. Das Volk nannte sie Walen (Welsche) oder Venediger und glaubte, dass der gewaltige Reichtum Venedigs von den Goldsuchern in unseren Bergen stamme. Sie zogen als Hausierer im Lande herum, in Schlesien als Hechelmacher, als reisende Ventiner (ich selbst habe den Namen noch gehört). Man betrachtete sie mit abergläubischer Scheu, glaubte man doch, dass sie in einer Nacht auf ihren Mänteln von Venedig bis zu uns oder von uns nach Venedig fliegen könnten[3]). Aber auch die gesamte Bevölkerung des Landes war vom Goldfieber ergriffen, wie es immer geschieht, wenn irgendwelche Goldfunde (wirkliche oder vermeintliche) den Glauben an gewaltige Reichtümer des Erdbodens hervorrufen. Der Bauer schürfte auf seinem Felde. Heimlich gruben Ausländer und Einheimische auf fremdem Grunde. Es war ein wilder regelloser Schürfbetrieb, dem die Sachkenntnis gänzlich fehlte. Wo nur die Erde gelblich oder rötlich leuchtete, wo ein Glimmerblättchen (das sog. Katzengold) am Boden schimmerte, da setzte man die Hacke ein[4]). Mit welchem Erfolge, kann

[1]) K. A. Müller, Vaterländische Bilder, Glogau 1837 S. 425. Kern, Schlesiens Sagen 1867 S. 65, Gedicht von Hugo Rösner, das den Zusatz vom Bürgermeister nicht enthält. Schles. Prov.-Bl. N. F. 1872 S. 519, wo der Berg „Kütter" genannt wird.

[2]) Vgl. Sternberg, Geschichte der böhmischen Bergwerke I 1 S. 48, 49.

[3]) Vgl Steinbeck, Geschichte des schles. Bergbaus Bd. 2 S. 196, 234 Schurtz, Der Seifenbergbau im Erzgebirge und die Walensagen (in Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von A. Kirchhoff Bd. V) S. 120 ff.

[4]) Schurtz, Der Seifenbergbau a. a. O. S. 136. Wie sehr das Volk auch

Digitized by Google

man sich denken. Aber diese Zeit des Goldtaumels ist zugleich die Zeit der Entstehung der Gold- und Venedigersagen. In Reichenstein war die Sage vom goldenen Esel entstanden. Man dachte nicht daran, dass die Bergwerksverständigen unter diesem Namen nur den Schacht oder die Erzlagerstätte verstanden. Für das Volk war an der Stelle ein wirklicher goldener Esel vorhanden, der in Reichenstein sogar lebte, lief und entwischte. Im Kittnerberge gestaltete sich der vermutete Goldreichtum des Berges nach dem Muster von Reichenstein ebenfalls zum wirklichen goldenen Esel. Die Bezeichnung ist keineswegs symbolisch zu fassen, der naiven Gläubigkeit des Volkes liegt eine solche Symbolik fern.

Ferner haftet an der Kynsburg im Schlesiertal die Sage vom goldenen Esel. Ihre Form ist bemerkenswert durch die Vermischung historischer Züge mit den sagenhaften. Büsching in seinen „Sagen und Geschichten aus dem Schlesiertale, Breslau 1824, S. 23 f." erzählt sie nach Martinys Handbuch für Reisende nach dem schlesischen Gebirge, Breslau 1818, S. 384 f., folgendermassen:

Als im Jahre 1476 die Räuber, welche die Kinsburg besetzt hielten, besonders die böhmischen Hussiten, die sie in den hussitischen Unruhen eingenommen hatten, daraus vertrieben wurden, sollen sie einen grossen Schatz in den Gemäuern oder an anderer Stelle verborgen haben, der von den nachfolgenden Bewohnern nicht entdeckt werden konnte. Im dreissigjährigen Kriege, als die Burg bald der einen, bald der andern Abteilung der Heere angehörte, besetzten sie auch die Schweden im Jahre 1633, und ein Obrist derselben — Naso (in seinem Phoenix redivivus der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer 1667) nennt ihn Devour — soll in einem Pfeiler ein goldenes, andere sagen ein mit Gold gefülltes Eselsfüllen gefunden haben, mit der Inschrift: Gold ist mein Futter, nicht weit hiervon steht meine Mutter. Dieser unglückliche Reim hat am meisten zur Zerstörung der Burg beigetragen, da man mit unsäglicher Wut dem noch vorhandenen Schatze nachgespürt hat, den man sich weit reicher und prachtvoller dachte, als der bereits angeblich gefundene gewesen sein sollte. Tiefe Löcher sind deshalb in die Mauern gehackt worden, die jetzt wieder verschlossen werden müssen, heftig wurden die Mauern erschüttert. Noch zeigt man die Stelle in der Burg, wo das Eselsfüllen gefunden sein soll.

---

heute noch in den Bergen metallischen Reichtum in den Gesteinen wittert, beweist das oft gebrauchte Sprichwort: Im Gebirge wirft der Bauer oft mit einem Steine nach der Kuh, der mehr wert ist als die ganze Kuh, Schurtz a. a. O. S. 138, besonders in Tirol, vgl. J. Zingerle, Sagen aus Tirol[2] Nr. 149, 150, 156. Bei Ober-Gostiz im Reichensteiner Gebirge erzählte mir ein Mann, ein „Goldonkel" aus Amerika sei einmal an der Heidelkoppe gewesen, habe mit seinem Stocke auf einen Stein gestossen und gesagt: „Da ist was drin".

Digitized by Google

Im Weistritztale bei Ober-Weistritz, zu Breitenhayn, zu Dittmannsdorf, zu Hohengiersdorf ist regelrechter Bergbau getrieben worden[1]), bei Kynau sind Merkmale unregelmässigen Schürfens vorhanden. Aber ich glaube nicht, dass dieser Bergbau in einer direkten Beziehung zu der Sage auf der Kynsburg steht. Der günstige Boden, den die Sage hier vorfand und zu eigenartiger Ausgestaltung brachte, besteht in dem Vorhandensein der Burg. Es ist eine offenkundige volkskundliche Tatsache, dass das Volk überall mit Burgen, namentlich Burgtrümmern, verborgene Schätze in Verbindung bringt. Der in der Nähe betriebene Bergbau mag nur insofern den aus Reichenstein stammenden Namen des „goldenen Esels" begünstigt haben, als diese Bezeichnung gerade im Munde von Bergleuten oder schürfenden Abenteurern sich forterbte und von der umwohnenden Bevölkerung leicht angenommen wurde. Das ist um so wahrscheinlicher, als im Weistritztale kein Gold, sondern nur silberhaltiges Blei in den Quarzgängen des Gneisgebirges abgebaut wurde, während es dem Volke auf Gold ankam.

Wie das Andenken an eine Burg die goldene Eselsage anzieht, will ich durch ein viertes Auftauchen dieser Sage in Patschkau nachweisen. Im Westen der Stadt befindet sich ein Lehmhügel, der heut Pelkenberg heisst. Man erzählt in Patschkau, der Hügel sei ehemals viel höher und breiter gewesen, nach einer Angabe „zehnmal" höher[2]). Hier hat ehemals eine Burg gestanden, von der allerdings kein Stein mehr redet. Jedoch steht ihr Vorhandensein urkundlich fest[3]), und das Volk hat ihr Andenken festgehalten in dem Namen Burgberg, der neben „Pelkenberg" allerdings im Schwinden begriffen ist. Ein angrenzendes Ackerstück führt in den Grundstücksverzeichnissen den Namen „Burgstück". Früher stand eine Kapelle auf dem Berge, das Volk sagt, vor dieser, zur Zeit des 30jährigen Krieges, habe eine Kirche oben gestanden. Auch dies wohl eine Erinnerung an ein den Berg krönendes Gebäude. Die Sage erzählt nun folgendes:

---

[1]) Steinbeck a. a. O. Bd. 2 S. 69f.

[2]) Tatsache ist, dass der Pelkenberg bei Durchlegung einer Strasse erhebliche Erdmassen eingebüsst hat, die man zur Zuschüttung eines Teiches benutzte.

[3]) Herzog Bolko stellte im Jahre 1301 in der Burg Patschkau eine Urkunde für das Kloster Camenz aus (Schneider, Geschichte der Stadt Patschkau S. 12). Das castrum Paczkow wird 1335 erwähnt (Schneider S. 38).

Digitized by Google

Im Pelkenberge sei unter der Stelle, wo früher die Kapelle stand, ein goldener Esel begraben. Alle Jahre am Karfreitage nachts 12 Uhr stehe der Berg offen. Da habe einmal eine arme Frau, von bitterer Not getrieben, die Zeit abgepasst und sei mit ihrem Kinde auf dem Arme in den offenstehenden Berg eingetreten. Sie habe den goldenen Esel gesehen, habe ihr Kind zur Erde gesetzt und dem Esel das Ohr abgerissen. Sie sei hinausgestürzt mit dem Ohre in der Hand, und der Berg habe sich geschlossen. Nun erst sei sie zur Besinnung gekommen und habe gemerkt, dass sie ihr Kind im Berge vergessen habe. Da sei sie zwar reich gewesen, aber doch eine unglückliche Frau. Ein ganzes Jahr habe sie den Kummer getragen. Und als im nächsten Jahre zur selben Stunde der Berg wieder offen stand, sei sie wieder da gewesen, habe ihr Kind frisch und gesund an der Erde sitzen sehen, habe es an sich gerissen und sei aus dem Berge geflohen. Nun erst sei sie ein wahrhaft glückliche Frau gewesen.

Wenn neben dieser Sage noch erzählt wird, im Pelkenberge sei eine ganze Braupfanne voll Gold und Silber vergraben, wenn man bisweilen ein Licht am Berge erblickt haben will und sagt, wer das Licht sehe, solle schnell an dieser Stelle nachgraben, da werde er einen grossen Schatz finden — so stimmt das ganz zu den zahlreichen Sagen von vergrabenen Schätzen am Orte ehemaliger Burgen. Der Ausdruck „goldener Esel“ ist einfach eine Übertragung aus dem nahen Reichenstein. Die Sage aber, die daran angeknüpft ist, hat nichts mehr mit dem Bergbau zu tun, sie ist ganz dieselbe Sage, die von zahlreichen Burgen und Bergen [1]) in Schlesien erzählt wird, dass eine arme Frau mit dem Kinde auf dem Arme in den offenstehenden Berg eintritt und im Eifer des Schätzeraffens ihr Kind vergisst — ein neuer Beweis dafür, wie das Volk seine Sagen zerpflückt und die gelösten Bestandteile zu neuen Sagengebilden zusammensetzt. Immerhin glaube ich aber auch hier, dass die Übertragung des Namens „goldener Esel“ ähnlich wie auf der Kynsburg irgendwie mit bergbauender Tätigkeit oder wenigstens mit wildem Schürfbetriebe zusammenhängt. Auch um Patschkau ist abgesehen von dem 9 km entfernten Reichenstein Bergbau getrieben worden. Im Stadtwalde unter dem Heidelberge bei dem sogenannten Lauterbrunnen hat einst ein Eisenhammer bestanden, der aber im Jahre 1669 wegen Mangel an Wasser in Stillstand geraten und eingegangen ist [2]). Die Mittelmühle, unterhalb des Pelkenberges gelegen, ist vor alten

[1]) Burg und Berg gehen vielfach ineinander über.

[2]) Schneider, Geschichte der Stadt Patschkau S. 142.

Digitized by Google

Zeiten Hammermühle genannt worden[1]). Der Name des Lauterbaches, der, vom Gebirge kommend, innerhalb der Glatzer Vorstadt in die Kamitz mündet, legt die Ableitung von läutern[2]) = erzhaltigen Sand waschen, nahe. Der im ehemaligen Fürstentum Neisse betriebene Bergbau erstreckte sich auch auf Gruben, die bei Liebenau (eine Stunde nördlich von Patschkau) angelegt waren[3]). Das Andenken daran hat sich in zahlreichen Sagen von den Fenixmännchen in Liebenau erhalten.

2. Name.

Ich gehe über zu der Frage, was wohl die alten Bergleute veranlasst haben mag, dem Reichensteiner Schachte oder vielmehr der durch ihn erschlossenen Goldlagerstätte den merkwürdigen Namen „der goldene Esel" zu geben. Die Frage ist so noch nicht richtig gestellt, wir müssen sie allgemeiner fassen. In Goldberg nämlich, der mit Reichenstein ungefähr gleichaltrigen Stätte schlesischen Goldbergbaus, wird von einem goldenen Ochsen berichtet in einer Urkunde des Liegnitzer Rathausarchivs, mitgeteilt von Bergemann in den Schles. Prov.-Bl. 1832 Bd. 96 S. 249 f. Dort heisst es:

Vor Zeichnüss der Bergwerg Im Golltbergischen wie Ich Bericht worden bien, Ao. 1625 den 5ten July — 3. Hieben ueber der Katzbach kegen Kopisch, wirdt Bericht, dass der guldne Ochse ist gebaudt worden, das Bergkmennisch Zu verstehen, dass goltreiche Gebew gewesen sein, Wie es dann im Thal, kegen Vnd vbrig Kopisch, die grosse Menge der Gruben aussweisen vnd Bezeigen, dass da wass grosses muss gewesen sein, Vnd noch sein müsse, sonderlich (weil gesagt wird), dass man Bein erst gemeldten 7 Bitten (die unter 1 erwähnt werden) den gülden Ochsen Beim Kopfe erwüscht, Im ein Horn abgerissen Vnd sey Ihnen wieder entworden, davon Sich die Stadt Goldtberg gebessert: Vndt die Kirche erbauet worden. Dieser Bericht giebet Bergwerg-Verstendigen, trefflich nachdenken, dass in der teyffe die Reichsten Flez, so da Golt führen, sein müssen usw.[4]).

---

[1]) Schneider a. a. O. S. 532.

[2]) Über den „Läuterhobel" Schurtz, der Seifenbergbau usw. a. a. O. S. 93.

[3]) Über die vom Grafen Stenzel (oder Wenzel) von Roszdrzezow (genannt Pomsdorf) erlassene Bergfreiheit auf seinen im Neisser Fürstentum gelegenen Gütern, vgl. Steinbeck, Geschichte des schles. Bergbaus Bd. 2 S. 122 f.

[4]) Vgl. auch Schles. Prov.-Bl. 1840 Bd. 112 S. 103. Mosch, Zur Geschichte des Bergbaus in Deutschland S. 79: „Von dieser Gegend (auf der Südseite der Katzbach gegen Kopisch) war eine gemeine Rede, dass man hier den gülden Ochsen beim Kopfe erwüscht usw." Die Urkunde wird schon erwähnt von

Digitized by Google

Es gab also im Goldbergischen eine Grube, die man den goldenen Ochsen nannte, und an diesen Namen schliesst sich eine der Reichensteiner ganz entsprechende Sage, dass man dem goldenen Ochsen ein Horn abgebrochen, ihn selbst aber nicht zu fangen vermocht habe, doch habe man von dem Ertrage des goldenen Hornes die Stadt Goldberg „gebessert“ und namentlich die Kirche daselbst erbaut[1]). Eine andere Sage vom „goldenen Ochsen“ berichtet W. Patschovsky, Die Sagen des Kreises Landeshut-Liebau in Schles. 1893 S. 24, die schon Regell in den Breslauer Germ. Abh. 1896 Heft XII S. 136 Anm. 1 mit der goldenen Eselsage zusammenstellt. Wir finden überhaupt nicht selten Tiernamen zur Bezeichnung von Grubenbauen verwendet. In dem berühmten Silberbergwerke zu Kuttenberg (im östl. Böhmen) führte ein „Zug“ (d. i. eine grössere Anzahl nahe zusammenliegender Gänge, Trümmer, Lager und Flötze) am Gange den Namen „Esel“[2]). In Joachimsthal nahm im Jahre 1545 das wegen seines Zinnreichtums nachher so berühmte Grubengebäude „der Hengst“ seinen Anfang[3]). Eine erzreiche Zeche wird im allgemeinen „eine volle Sau“ genannt[4]). In Silberberg kommt unter den verschiedenen Namen der Zechen und Örter auch ein „goldener Adler“ und ein „Einhorn“ vor[5]). „Die Hirschzunge“ heisst eine der drei Gruben an der Lauter, eine Stunde von Suhl, wo früher auchGold geseiffet worden sein soll[6]). Der Name Zunge zur Bezeichnung beginnenden Erzreichtums, wie man „leckmäulig“ sagt, wenn die Gänge

Volkelt, Nachrichten von schlesischen Bergwerken 1775 S. 62 f., wo er auf Gebauerus verweist.

[1]) Die Erbauungszeit der Goldberger Kirche trifft ungefähr 100 Jahre nach der Tartarenschlacht 1241.

[2]) Sternberg, Geschichte des böhmischen Bergbaus I 1 S. 115. Nach den Verherungen der Hussitenkriege war er der einzige Zug, der noch bebaut wurde, muss also wohl der wichtigste aller Züge gewesen sein. Auch von Fibiger in der Silesiogr. renovata 1704 Kap. VI S. 678 Anm. a erwähnt: Auri-argentive fodinas Asinos, imo aureos Asinos fuisse nuncupatos, ex historiis ostendi potest, praesertim ex Libr. I cap. 17 Miscellan. Balbini, ubi scribit, Kuttenbergae in Bohemia in illo loco, in quo hodie celebris S. Barbarae Basilica visitur, fuisse fodinam Asini nomine claram, ex qua Regi sumptus tanti provenerint, quanti Regiae Dignitati tuendae, bellis gerendis urbibusque regiis redimendis sufficerent.

[3]) Mosch, Zur Geschichte des Bergbaus S. 196.

[4]) Ebenda S. 111.

[5]) Ebenda S. 62.

[6]) Ebenda S. 265 f.

Digitized by Google

reich werden und anfangen Ausbeute zu geben[1]). Überhaupt scheint die Wahl des Tieres mit der grösseren oder geringeren Ergiebigkeit des Ganges in Beziehung zu stehen. „Dachslöcher" heissen Gruben am Stahlberge in Schmalkalden, wo auf Eisenstein gebaut wurde[2]). Und im Jahre 1404 verleiht Herzog Ruprecht zu Liegnitz an eine im Bergbau erfahrene Persönlichkeit, um ihn in Schwung zu bringen, die Bergwerke zum Goldberge und Nicolstadt, die unter ihren Kuxen und Örtern folgende Tiernamen enthalten: Fuchswinkel, zum Sperlinge, zu den jungen Mäusen, zu den alten Mäusen[3]).

Wir müssen nun die Frage so stellen: Was veranlasste die alten Bergleute, ihren Grubenbauen die Namen von Tieren zu geben? Wie sehr bei dem Namen „Goldener Esel" der allgemeinere Begriff des Tieres das Volksbewusstsein beschäftigte, geht aus einer anderen Fassung der oben erwähnten Kynsburgsage hervor, in der der Name „Esel" in Vergessenheit geraten ist. Ich habe sie direkt aus dem Volksmunde. Sie heisst: Auf der Kynsburg im Schlesiertale haben einmal die Schweden gehaust und dort ein goldenes Kalb vergraben. Das Kalb hat man gefunden, aber nicht die Kuh dazu. Diese Form konnte die Sage annehmen, nachdem der „goldene Esel" in Reichenstein seine frühere Berühmtheit eingebüsst hatte. Wie kommen nun die Bergleute auf die Tiernamen? Ich denke, die Frage lässt sich beantworten, wenn wir beachten, dass ein so alter Stand wie der der Bergleute viel altes Erbgut aus der Urväterzeit bewahrt hat. Alte Ausdrücke, alte Sitten, Gebräuche und — alter Volksglaube[4]) hat in diesem Stande eine schützende Stätte gefunden. Die Tiernamen gehen auf alte mythische Volksvorstellungen zurück. Wir finden sie wieder in den Walen- oder Venedigersagen, z. B. in folgender:

Ein Bergmann in Hahnenklee belauscht einmal Venediger, die am Blocksberge an einer abgelegenen Stelle den Boden aufgraben, aus dem Loche Erde nehmen und in ihre Beutel füllen. Er macht zweien seiner Kameraden Mitteilung. Und einer ist entschlossen, ihn in der nächsten Nacht an denselben

[1]) Ebenda S. 108.

[2]) Ebenda S. 267.

[3]) Schles. Prov.-Bl. 1840 Bd. 112 S. 7.

[4]) Über den an den Bergbau sich knüpfenden Aberglauben vgl. Sternberg a. a. O. I 1 S. 48 f. und Der Breslauische Erzähler 1801 S. 827 f. Von den Bergleuten ausgehend drangen solche Anschauungen natürlich auch ins Volk und wurden in ihm erhalten.

Digitized by Google

Ort zu begleiten, um nachzugraben, der dritte aber will von dem unheimlichen Treiben nichts wissen und spricht: Was mir zugesagt ist, wird mir von selbst ins Haus gebracht werden. Die Zweie graben nun und finden lange nichts, endlich aber stossen sie auf ein Gerippe, das sie herausziehen, sie konnten nicht erkennen, ob es ein Reh oder eine Ziege sei. Da war die Enttäuschung gross, sie hätten doch so gern reich werden wollen. Schliesslich trösten sie sich und beschliessen, den wertlosen Fund zu einem Scherze zu verwenden. Sie tragen das Gerippe hinunter in die Stube des zurückgebliebenen Genossen, der gesagt hatte, es werde ihm schon von selbst etwas Gutes ins Haus gebracht werden. Nun vergeht die Nacht, und der dritte Bergmann tritt ins Zimmer. Da sieht er und staunt. Ringsum auf den Tischen, auf den Fensterbänken, auf den Kaminbrettern stehen lauter prächtige kleine Figürchen aus purem Golde und Silber: Hirsche, Rehe, Schweine, Kühe, Kälber, Ziegen, Vögel usw. Er war über Nacht ohne sein Zutun ein reicher Mann geworden, aber auch seinen Kameraden gönnt er entsprechenden Anteil. Von der Zeit an ist kein Venediger mehr auf dem Blocksberge gesehen worden. Die Schätze in ihm sind auch so lange verschlossen, bis 100 Jahre kein vierbeiniges Tier den Blocksberg betritt [1]).

Ich will nicht alle Venedigersagen, die von goldenen oder silbernen Tieren handeln, hier anführen. Ich erwähne nur folgendes: Ein armer Teufel erhält von den Venedigern eine blecherne Henne, die er zu Hause mit seinem Weibe untersucht und betastet. Da öffnet sich unten ein Kläppchen, und es fallen lauter Goldstücke heraus, alle wie kleine Küchlein gestaltet [2]). Venediger haben in der Wipse Netze ausgespannt. Ein Jäger stellt sie zur Rede und will sie pfänden. Da wird er nach Venedig entrückt, er steht vor einem prachtvollen Hause, und der, den er zuerst hatte pfänden wollen, führt ihn hinein und zeigt ihm die grossen Schätze, die alle aus dem Bache im Vogtlande stammen. Er darf sich einen goldenen Fisch auswählen und mitnehmen, worauf er in seine Heimat zurückversetzt wird [3]). Ein Bauer, der zu einem ihm bekannten Venediger nach Venedig kommt, wird freundlich aufgenommen und in ein Schlafgemach geführt, wo drei Betten stehen, eins wie ein Bär, ein anderes wie ein Wolf, ein drittes wie ein Schwein gestaltet [4]). Die Schätze des Goldgrundes im Frankenwalde wussten die Venediger wohl auszubeuten. Ein Junge sah einst eine Maus daselbst und warf ihr mit seinem Klapp-

[1]) Ey, Harzmärchenbuch S. 185; Grässe, Sagenbuch des Preuss. Staates Bd. II S. 961; Wrubel, Bergmänn. Sagen S. 91.

[2]) Pröhle, Harzsagen (1886) Nr. 146.

[3]) R. Eisel, Sagenbuch des Vogtlandes (1871) Nr. 594.

[4]) Fr. Gottschalck, Die Sagen und Volksmärchen der Deutschen (1814) S. 142—156.

Digitized by Google

messer ein Auge aus. Maus und Messer verschwanden. Als er nach langer Zeit einmal nach Venedig kam, gab ihm ein einäugiger Herr sein Messer zurück und zugleich einen Schlüssel, mit dem er eine Tür öffnen konnte, die zu kostbaren Schätzen führte. Er ging hinein und wusste nicht, was er sich wählen sollte. Endlich stach ihm ein grosser Hirsch aus purem Golde in die Augen. Während er nun draussen etwas holen wollte, um den schweren Hirsch hinauszuschaffen, schlug die Türe hinter ihm zu, denn nur fünf Minuten lang pflegte sie offen zu stehen[1]). Wie wir diese Tiere zu deuten haben, zeigt eine Venedigersage aus dem Oberharz[2]).

Ein Revierförster geht frühmorgens in sein Revier und sieht sechs Menschen auf sich zukommen, sie waren unscheinbar und hatten keine rechte menschliche Gestalt. Der Förster verwarnt sie, sie sollten ihm sein Revier nicht verruinieren, lässt sie aber im übrigen unbehelligt und geht seines Weges. Als er am andern Morgen wieder hinausgeht, findet er niemanden, setzt sich hin und schläft ein. Als er aufwacht, ist er in ganz fremder Gegend. Er schreitet vorwärts und kommt an ein grosses Wasser (den Unterweltsfluss). Da kommt ein Hund und erbietet sich, ihn hinüberzutragen. Als er drüben ist, findet er einen grossen Garten, darin sind Vögel, die können sprechen (Seelen), und ein Haus, so durchsichtig wie Kristall. Da erscheinen die sechs Männlein (Unterirdische) und führen ihn in das Haus. Hier ist alles von Gold, selbst die Tiere: Hirsche, Hasen, Füchse usw. Die Männlein fordern den Förster auf, sich etwas zu wählen; er wählt einen Zehnender. Nun nötigen sie ihn zum Essen. Die Speisen sind weisse Schlangen. Der Förster sagt zwar anfangs, das könne er nicht essen, aber das hilft ihm nichts. Nun muss er sich in ein Bett legen, und als er erwacht, sitzt er wieder unter dem Baume in seinem Reviere und schaut um und um, ob er denn träume oder wache. Neben ihm sprudelt eine Quelle, aus dieser kommt eine jener Naturen heraus und sagt ihm, dass er nicht schlafe; neben ihm läge der Hirsch, den er sich gewünscht habe. Dann verschwindet das Männlein wieder. Der Förster aber geht mit seinem goldenen Zehnender erfreut und verwundert nach Hause.

Dieselbe Sage wird in abgeschwächter Form aus Altenau vom Schultale erzählt[3]). Die Männlein sind hier Venediger, der Förster wird nach Venedig entrückt. Dort führen ihn die Venediger in ihr Haus und zeigen ihm sehr viele Schränke voll von Gold und Silber. In dem einen Schranke ist eine ganze Jagd: Hirsche, Rehe, wilde Schweine und alle wilden Tiere, entweder von Gold

[1]) R. Eisel a. a. O. Nr. 595.
[2]) Pröhle, Harzsagen Nr. 168 II.
[3]) Ebenda Nr. 168 I.

Digitized by Google

oder von Silber. Er wählt sich einen silbernen Hirsch zum Andenken aus und wird im Schlafe wieder ins Schultal zurückversetzt.

In diesen Venedigersagen sind, wie am besten die Sage aus dem Oberharz zeigt, unverkennbar uralte mythische Vorstellungen enthalten. Der Oberwelt entspricht eine Unterwelt, in der alle Gestalten der Oberwelt wiederkehren, nur dass sie glänzen und gleissen, es ist ja die Welt der unterirdischen Schätze, des Silbers und Goldes. Daher ist auch die Tierwelt da unten von Silber und Gold. Und auf Grund dieser Anschauung suchen die Bergleute in den Eingeweiden der Erde nach goldenen Tieren, und wo ein reiches Flötz von ihnen entdeckt, ein reicheres noch vermutet wird, da ist es verständlich, wenn sie diesem den Namen eines Tieres beilegen. Tiroler Sagen berichten von goldenen Kälbern, denen die Leute nachgraben. Diese Tiere leben sogar bisweilen und lassen sich über der Erde sehen. Auf der Brunnenburg sahen Leute öfters ein goldenes Kalb, das ein rotes Seidenband um den Hals trug. Als sie nachgruben und schon so tief waren, dass sie das goldene Kalb sahen, kamen zwei unbekannte grosse Männer, die ihnen mit dem Finger drohten. Da erschraken sie und liefen fort [1]). An die Stelle der Tiere treten dann in abgeschwächter Sagenform die Rosszähne und Kälberzähne [2]).

Zum regelrechten Bergbau führt uns die Sage von den Bergwerken zu Beraun, Töplitz, Scharfenstein zurück. Diese sollen ihren Anfang genommen haben durch Auffindung eines Klumpens gediegenen Goldes von der Form eines Pferdes [3]). Am Löge, ober-

[1]) Ignaz Zingerle, Sagen aus Tirol Nr. 615 (S. 349). Vgl dazu das goldene Kalb im geschäupten Hügel bei Oberperfuss, ebenda Nr. 620 (S. 351). Über die weite Verbreitung der Sage vom goldenen Kalbe s. die Nachweise bei J. Zingerle a. a. O. Anmerkungen und Nachträge zu Nr. 615, 620 (S. 654) und J. Grimms Bemerkung dazu, ebenda. Diese Bemerkung J. Grimms lautet D. Myth.[3] S. 932: „An der Stelle, wo Schätze glühen, soll auch zuweilen ein Kalb liegen, ich denke nicht als Hüter, sondern als Gegenstand des Schatzes. Denn Schatzgräber geben vor, nach dem goldenen Kalbe und nach der goldenen Glucke mit ihren zwölf Küchlein zu graben, worunter deutlich etwas Mystisches verstanden wird".

[2]) J. Zingerle a. a. O. Nr. 594 (S 335) und Nr. 595 (S. 336), dazu Anm. und Nachträge zu beiden Nr. S. 652 und zu Nr. 544 (S. 647). Die Kälberzähne sind dann bergmännischer Ausdruck geworden für die „in einer Drusen herausstehenden Qvertze", Mineroph. Freiberg. s. v. Vgl. daselbst auch s. v. Zähnlein.

[3]) Wrubel, Bergmännische Sagen S. 25 (I 14) nach Joseph von Sparges' Tirolischer Bergwerksgeschichte (Wien 1765) S. 74.

Digitized by Google

halb Steinbach, wo vormals lebhafter Bergbau betrieben wurde, hat ein goldener Hirsch sich oftmals sehen lassen[1]). Es herrscht überhaupt ein eigenartiges metallisches Leben im Innern der Erde, namentlich der Hügel und Berge, das bisweilen auch über die Oberfläche dringt. Die Erze wachsen, auch Steine und Felsen wachsen. Johann Mathesius (Sarepta S. 30b) sagt: „Gott hat kraft seines Wortes Metallsamen in die tiefsten Abgründe der Erde geworffen, aus dem er durch Sonne, Mond und Sterne und durch der Elemente Krafft ein Ertz nach dem andern wachsen lässt". Und in der Neuen Sammlung merkwürdiger Geschichten von C. E. F., Breslau und Leipzig 1756 S. 183, heisst es, „dass zuweilen Gold und Silber aus der Erde nicht nur wie lange Faden oder Draht, sondern auch als ziemlich grosse Reiser, ja kleine Bäumchen wachsen"[2]). Und wie eine metallische Flora, gibt es auch eine ebensolche Fauna, die lebt und sich fortpflanzt. Daher die silbernen oder goldenen Eier, die in der Erde zu finden sind. Wo jetzt das freundliche Städtchen Annaberg steht, hat einmal ein armer Bergmann im Traume von einem Engel die Aufforderung erhalten, er solle in der tiefsten Tiefe des Waldes den Baum aufsuchen, in dessen Zweigen silberne Eier ruhn. Und als er ihn suchte und nicht fand, erschien der Engel wieder und sagte: „Gott ist hilfreich und wahrhaft, wo du auch keinen Ausweg siehst. Der Baum hat auch Zweige in der Erde". Da grub der Bergmann am Fusse eines hohen, gewaltigen Baumes und fand seine Wurzeln durchflochten von reichen Silberstufen in Menge[3]). In den Ruinen des alten Toster Schlosses bei Gleiwitz sitzt in der Tiefe eine goldene Ente auf sieben goldenen Eiern, die noch niemand hat finden können. In Goldberg wurde um 1840 der Wunsch ausgesprochen, man solle doch einmal nachsehen, ob das Gold nicht wieder gewachsen sei, ob die Nester[4]) nicht wieder gefüllt seien, aus denen die Alten die goldenen Eier genommen[5]). Die zwölf Küchlein unter der goldenen Glucke[6]), das goldene Eselsfüllen

[1]) Wrubel a. a. O. S. 31 (II 6) nach Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 612.

[2]) Zusammenstellung dieser und ähnlicher Anschauungen bei Wrubel a. a. O. S. 154—157: Vom Wachsen der Erze (IV 43).

[3]) Wrubel a. a. O. S. 20 f. (I 3a).

[4]) Bekannter bergmänn. Ausdruck.

[5]) Schles. Prov.-Bl. 1840, 112. Bd. S 3.

[6]) Grimm, Deutsche Myth. S. 932.

Digitized by Google

auf der Kynsburg sind weitere Kennzeichen dieses metallischen Lebens der Unterwelt. Und der goldene Esel ist nur eins der zahlreichen Unterweltstiere, mit denen der bergmännische Volksglaube die Eingeweide der Erde bevölkert hat.

3. Die Eselsfresser.

Wenn ich zum Schlusse noch dem Spottnamen der Schlesier „Eselsfresser" im Zusammenhange mit dem „goldenen Esel" zu Reichenstein einen Abschnitt widme, so geschieht es nicht, um diesen künstlich gemachten Zusammenhang aufrecht zu erhalten, sondern ihn zu zerreissen und den Ausdruck „Eselsfresser" in seine natürlichen Grenzen zu verweisen.

Schickfuss in seiner „New vermehrten Schlesischen Chronica", Breslau 1625[1]), IV 1 S. 2, nennt den Spottnamen „Eselsfresser" neu insofern, als er erst aufgekommen sei, als „die deutsche Sprache schon im richtigen Verstande allhier ist geredet worden"[2]), und wendet sich S. 3 gegen die Meinung, dass die Schlesier Esel nicht gekannt hätten und daher, als sie einen gesehen, ihn für einen Hasen gehalten (nach Henelius für magnam leporum matrem), ihn geschossen hätten zu Crossen, gebraten zu Zobten (Zoten) und gefressen zu Bressel. Er erwähnt dann die Verse eines Poeten, der vernommen habe, wie etliche Königl. Böheimbische Räte die „geschwinden und beredsamen Tugenden der Schlesier" gerühmt, um zu zeigen, dass die Schlesier so dumm nicht seien, und führt dann die nach seiner Meinung einzig richtige Deutung des Spottnamens an. Georgius Tillenus nämlich, Fürstl. Münsterbergischer Rat, habe diese in folgendem Epigramm niedergelegt:

Esores asini quondam dixere Silesos;
Causa rei quae sit quaestio nata fuit:
Mons prope Reichsteinum est, auro divesque fodinis,
Aureus hinc asinus nomine dictus erat.
Has quia Silesi solum tenuere fodinas,
Esores asini sint quasi, nomen habent.

Auf deutsch[3]): **Man pflegt den Schlesiern zum Schimpfe nachzusagen,**
Dass sie vor langer Zeit schon Eselsfresser seyn.

[1]) Eine Neubearbeitung der Gentis Silesiae annales des Cureus, der aber in seiner Ausg. Witebergae 1571 den Namen Eselsfresser nicht nennt.

[2]) Caspar Sommer, De onophagia Silesiorum (1677), deutsch 1703, sagt in den Erläuterungen S. 20—24 unter b: Es ist geschehen zu Zeiten Caroli IV., wie Cureus bezeuget (also seit Entstehen der neuhochdeutschen Schriftsprache).

[3]) Ich habe nicht ermitteln können, wer der Verfasser der deutschen Über-

Digitized by Google

Wofern nun jemand will nach einer Ursach fragen,
So fällt mir dieser Grund und wahre Ursprung ein:
Man hat bey Reichenstein ein Goldbergwerk gegraben,
Dem man die Überschrift des goldnen Esels gab:
Weil's nun die Schlesier für sich behalten haben,
So warff es ihnen auch den schnöden Namen ab.

Dann erwähnt Schickfuss IV 1 S. 4 das Gastmahl zu Frankenstein im Jahre 1610 am 23. August, wo die vornehmen Gäste von dieser Sache geredet und auf Begehren „Valentini Franckii, J. U. D. und beyder Kayser Rudolphi II. und Matthiae I. Hochbestellten Raths" die folgenden Verse ex tempore von einem der Gäste verfertigt worden sind:

Quaeritis inter vos, cur gens antiqua Silesos
Dicat asellivoros condicione pares?
Reichstenidum in terris auro meliore fodina
Dives et haec asini nomine clara fuit,
Illam nostrates, peregrinis undique pulsis,
Cum peterent nisu fervidiore patres,
Inde voratores asini sunt undique dicti,
Tempora quod Slesis nomen ad ista manet.

Auf deutsch: Ihr fraget unter euch, woher die lieben Alten
In unserm Schlesien den Namen her erhalten,
Dass man sie hier und da die Eselsfresser nennet,

setzung ist, weder bei dem Epigramm des Tillenus (Tilenus) noch unten bei dem Frankensteiner Epigramm. Schickfuss führt nur die lateinischen Texte an. Bei Lucae, Schlesiens curiose Denckwürdigkeiten (1689) S. 2181, wird zu des Tilenus Epigramm die Übersetzung des „Fridrich Lichtstein in der Fürsten-Krone" angeführt, er meint sich selbst damit (vgl. dazu Schles. Prov.-Bl N. F. 1874 S. 529 „Friedrich Lichtenstein"). Henelius in seiner Silesiographia 1613 kennt Tillenus und das Frankensteiner Gastmahl noch nicht, wohl aber finden sich beide ohne Übersetzung erwähnt in der Silesiographia renovata (Henelii) des Fibiger 1704 cap. VI S. 677 ff. Sommer 1677, Hanke 1702, Köhler (Schlesische Kern-Chronik) 1710, Stieff (Schles. histor. Labyrinth) 1737, Volkelt (Nachrichten von schlesischen Bergwerken) 1775 und spätere begleiten immer die lateinischen Texte mit den angeführten deutschen Übertragungen, bei Tillenus zwischen den beiden Fassungen wechselnd. Die weniger geschickte Übersetzung des Friedrich Lichtstern (so lautet der Name richtig) oder Lucae in der Schlesischen Fürstenkrone (1685) S. 678 heisst:

Man nannt' die Schlesier vor Zeiten Eselsfresser,
Auch fragt man billich nach, was dessen Ursach' sey.
Bey Reichstein schleusst in sich ein Berg viel göldne Fässer,
Der allzeit wird genannt der goldne Esel frey.
Weil Schlesien allein den Goldberg hat besessen,
So heisst's der Esel ist von ihm allein gefressen.

Digitized by Google

Als ob sie zu der Zeit kein solches Tier gekennet.
Allein die Sach' ist so: Im Reichensteiner Grunde
Geschah es dermaleinst, dass man ein Bergwerk funde,
Das sich mit reichem Erz und vielem Golde wies,
Dahero man es auch den goldnen Esel hiess.
Da wollte jedermann von diesen Gottesgaben
Auch ein bescheiden Teil und reiche Ausbeut' haben,
Man drung mit aller Macht auf unsre Väter zu,
Allein sie gaben nichts und schafften ihnen Ruh.
Drauf nennte man sie bald sehr schimpflich Esels-Fresser,
Und wie es pflegt zu gehn, der Ruf ward immer grösser,
So dass ein Schlesier bei andern in der Welt,
Ob gleich der Esel tot, den Titul noch behält.

Diese Deutung, dass der Name Eselsfresser mit dem Reichensteiner Goldbergwerke zusammenhänge, hat sich in der Literatur bis zum heutigen Tage fortgeerbt. Der Schlesier Caspar Sommer hat auf Grund seiner Schrift De onophagia Silesiorum im Jahre 1677 am 19. Mai zu Wittenberg über den Namen Eselsfresser disputiert und sich derselben Erklärung mit gewissem Vorbehalt angeschlossen. Er sagt a. a. O.: Ob ich nun wohl vor so gantz gewiss nicht ausgeben will, dass diese Fabel daher entstanden, so halte ich doch nicht gar so ungereimt zu sein: ich achte auch, dass die Böhmen selbst Urheber und Erfinder dieses Zunamens sind, als deren Neid gegen die Schlesier zum öftern ist bekannt worden. Denn Reichenstein, welches vor diesem ein Teil von dem Herzogtum Münsterberg gewesen, grenzt mit der Grafschaft Glatz, deren sich die Böhmen annehmen[1]). Bestimmter urteilt Lucae[2]), Schlesiens curiose Denckwürdigkeiten 1689 Teil VII Kap. IV (S. 2181 f.), für ihn ist es ausgemacht, dass der Reichensteiner „Goldene Esel" die Veranlassung zum Namen „Eselsfresser" gewesen ist. Dieses Urteil wird dann wiederholt, mit Berufung auf Schickfuss und Lucae von Hanke[3]) De Silesiorum nominibus 1702

[1]) Deutsche Übersetzung von M. M. 1703 S. 24 f. Schickfuss dachte an die Polen, die über die Absonderung Schlesiens vom polnischen Reiche aufgebracht gewesen seien. Ebenda S. 19.

[2]) Lucae nennt nur das Epigramm des Tilenus, das Frankensteiner Gastmahl erwähnt er nicht.

[3]) Mittlerweile ist der Bericht über das Frankensteiner Gastmahl ungenau geworden. Hanke macht den Valentinus Franckius selbst zum Dichter des obengenannten Epigramms, und dieser Fehler erbt sich ebenfalls fort. Er findet sich bei Fibiger in der Silesiogr. renov. cap. VI S. 678/9 Anm. b, in Köhlers

Digitized by Google

Kap. V § 74 S. 40, von Fibiger in der Silesiographia (Henelii) renovata 1704 Kap. VII § 125 (S. 441), ohne Quellenangabe von Köhler in seiner Schlesischen Kern-Chronik 1710 I. Teil S. 161 ff. Derselben Meinung ist Stieff im Schlesischen historischen Labyrinth 1737[1]) S. 127—136, wo wiederum wie bei Schickfuss die Verse des Tillenus und die des Stegreifdichters vom Frankensteiner Gastmahle angeführt werden. Die Erklärung des Namens aus dem Reichensteiner goldenen Esel war mittlerweile auch ausserhalb Schlesiens zur Geltung gelangt. Denn Minerophilus Freibergensis 1730 s. v. Esel sagt: „Esel oder güldene Esel wird das in Niederschlesien (sic!) befindliche Goldbergwerck bey Reichstein genennet, welches vor Zeiten viel Gold und Silber gegeben, und weil die Schlesier dazumal ein Gesetze gemachet, dass kein fremder solche Bergwercke mit bauen sollte, so erhielten sie von diesen aus Missgunst den Spottnamen Eselsfresser". Neben dieser Deutung freilich taucht noch manche andere Erklärung auf, so bei Fibiger in der Silesiographia (Henelii) renovata 1704, der den Namen Eselsfresser auf eine schlesische Gesandtschaft gedeutet findet[2]), die für die Behörde in Wien oder sonstwo eine „Geburt Christi" in silbernen Figuren mitgenommen, aber so lange habe warten müssen, dass sie genötigt gewesen sei, den silbernen Esel aus der Gruppe zu veräussern, um sich Zehrung zu kaufen. Joh. Gottl. Volkelt in seinen Nachrichten von schlesischen Bergwerken 1775 führt nicht weniger als fünf verschiedene Erklärungen an, ausser den drei genannten die von Hanke mitgeteilte (De Silesiorum nominibus Kap. 5 § 73 S. 40): Weil sich die Schlesier 965 von der Abgötterei zum christlichen Glauben gewendet, so hätte man daher Anlass genommen zu sagen: Die Schlesier wären deswegen von Baccho mit wenig Wein beschenkt worden, weil sie des Sileni Esel gefressen, d. i. weil sie Bacchus und Silenus nicht mehr verehrt hätten[3]), ferner die Meinung etlicher „wie Conradus in Si-

Schles. Kern-Chronik I. Teil cap. V S. 161 f., bei Volkelt, Nachrichten v. schles. Bergw. S. 105.

[1]) Stieff widmet das ganze Kapitel XXIII der „Esels-Fresserey".

[2]) Silesiogr. renov. cap. VI § 2 (S. 674): Novum de fabulae huius origine figmentum nuper audivimus. Es folgt der Bericht von der Gesandtschaft. Doch macht Fibiger diese Deutung nicht zu der seinigen.

[3]) Volkelt Anm. 2 zu S. 102. Diese Deutung ist alt, sie findet sich schon im 16. Jahrh.

Digitized by Google

lesiae Polygraphia vorgibt, als hätte dieses Goldbergwerck, der göldne Esel benahmt, einigen von Adel zugehöret, die durch Panqvetiren und prächtiges Leben, nicht allein andern ihre Nahrung, sondern auch gedachten goldenen Esel verzehret, woher das Sprichwort den Schlesiern, dass sie den Esel gefressen, verblieben" [1]). Schliesslich entscheidet er sich für die obige Deutung, dass der Name Eselsfresser vom goldenen Esel in Reichenstein herrühre, an dem die Schlesier den Fremden keinen Anteil gestattet hätten. Im Breslauischen Erzähler (Fülleborns) 1800 S. 518 f. werden zuerst die genannten beiden Erklärungen von der Verwechselung des Esels mit einem Hasen und die Fibigersche von der Gesandtschaft erwähnt und dann als richtigste die vom Reichensteiner goldenen Esel hergeleitete angeführt. In den Schles. Prov.-Bl. N. F. 1872 S. 643 werden nur die erste und dritte genannt, vom Hasen und von Reichenstein, ohne dass eine Entscheidung getroffen wird [2]). Und Prof. Regell sagt [3]), der Erzreichtum des Reichensteiner Goldbergwerks scheine den Schlesiern zu dem Spitznamen „Eselsfresser" verholfen zu haben, und nennt diese Deutung die allein wahrscheinliche.

Meine Anführungen sind gewiss nicht vollständig, aber sie lassen erkennen, dass die Schickfussische Ansicht, die dem Georgius Tillenus und dem Dichter des Frankensteiner Epigramms sich anschliesst, zur herrschenden geworden ist. Der Name Eselsfresser soll dem Reichensteiner „goldenen Esel" seine Entstehung verdanken, aus Unmut und Neid sollen die Fremden (die Böhmen) diesen Spottnamen den Schlesiern gegeben haben. Sehen wir zu, was sich gegen diese Erklärung einwenden lässt.

Es fällt zunächst auf, dass wir den Namen „Eselsfresser" reichlich ein Jahrhundert früher finden, als Schickfuss die Deutung auf Reichenstein in Umlauf setzt. Markgraf [4]) stellt die älteste

[1]) Volkelt S. 108.

[2]) Wie verschieden noch 1874/75 über den Ausdruck „Eselsfresser" geurteilt wurde, dafür geben die Notizen in den Schles. Prov.-Bl. 1874 S. 528, 529, 626 und 1875 S. 30 Zeugnis.

[3]) Bresl. Germ. Abh. 1896 Heft XII S. 135 u. Anm. 4.

[4]) Descriptio tocius Silesie et civitatis regie Vratislaviensis per M. Bartholomeum Stenum, Breslau 1901 S. 84. Barth. Stein erwähnt den Namen „Eselsfresser" nicht, Anno 1500. Bei dieser Gelegenheit verweise ich noch auf die Nennung des Schlesischen Eselfrasses in der Überschrift einer poetischen Satire, deren Jahreszahl und Druckort leider nicht angegeben sind, die aber wohl dem

Digitized by Google

ihm bekannte Anspielung auf die Eselsfresserei der Schlesier in einem Epigramm des Conrad Celtes ca. 1500 fest (Ausg. Hartfelder I 12):

Quam bene vicinus Slesitae Sarmata fertur!
Ederat hic asinum, dum vorat alter equum.

Prof. Gustav Bauch teilt zu dieser Stelle die Aufschrift eines in der Breslauer Dombibliothek (XXIII 14 F) befindlichen Buches mit. Sie lautet:

Thuringorum noua miseria elegiaco carmine comprensa per Magistrum Casparum Braunerum, que calamitatem Silesitarum semouit et sibi indelibilem (sic) famam de asini comestione comparauit: que quidem res gesta est in opido Nove civitatis sito ad flumen Arle anno domini millesimo quingentesimo primo diebus Januarij (1501 im Januar).

Turingi celerem credentes vendere ceruum,
Sub cute ceruina at durus asellus erat,
Hunc rodunt ciues, emit hunc populusque senator.
O dignam saturis ventribus ecce feram!
Nunc delubra deum cingantur fronde virenti
Leteturque magis Silesius populus,
Nam, que confuso tolerabat probra rubore,
Hunc sibi Turingi surripuere viri.

Dazu bemerkt Stadtbibliothekar Dr. Hippe[1]: Johannes Lange aus Löwenberg erwähnt die Eselsfresserei der Schlesier in einem kleinen lat. Gedicht (Secunda epistolarum medicinalium Miscellanea", Basel 1560[2]) S. 4), das den Titel führt: Langius Schlesita de Atheniensium mula. Das Gedicht lautet:

Schlesia nasutis ridetur scommate vappis,
Quod asini carnem devoret illa pigri.

Inhalte nach von 1525—1550 geschrieben sein mag, in Fülleborns Breslauischem Erzähler 1800 S. 690—693. Es ist ein Bogen in Quarto unter dem Titel: Newer Schlesischer Eselsfrass, die Plutonische Reformation vnd verdamliche Religions-Verkehrung, die Martialische invasion vnd Kriegssichtige Bestürtzung, die Cyclopische Expilation vnd zerrüttliche Plünderung dess Landes Schlesien, vnd dass sich keiner, auch auss der frembde, dess Eselsfrasses entschütten könne, andeutende.

[1]) Herrn Dr. Hippe spreche ich an dieser Stelle meinen besten Dank dafür aus, dass er mich auf Markgrafs Bemerkung und auf diese dem Handexemplar Markgrafs beigefügten Stellen aufmerksam gemacht hat.

[2]) Zu Celtes' Zeit verfasste der Frankfurter Professor Joh. Schosser ein Epigramm Cur Silesiatam parum vini producat, eine Anspielung auf den Esel des Silenus (vgl. S. 132 Anm. 3). Ich verdanke diese Mitteilung Herrn Professor Gustav Bauch. Das Epigramm steht in Otho Melanders Jocorum atque seriorum liber (Jocoseria), Lichae 1504 I S. 138 f. Nr. 179.

Digitized by Google

Visceribus teneri cur non vescar aselli?
Quae curant arida languida membra tabe.
Cecropidum muli mallem collega senilis
Dicier, emeriti praemia digna ferens.
Pro quibus haec *πανάκεια* refert tibi pharmaca, Princeps,
Langius, officii munera digna sui.

Dabei Randbemerkung: De salubri carnis asini esu, haec Aelianus, libr. 17 de histor. animalium Kap. 35. *πανάκεια* morbos universos curantia. Fischart[1]) sagt Ao. 1575: mit dieser weis, wann dis gelten solt, möcht einer einen jeden hautjuckigen vogel für ein gauch ansehen, ein sau für ein Baier, ein nusz für ein Schwaben, ein geisz für ein schneider, ein schlesischen Esel für aller hasen groszmutter. In der Breslauer Stadtbibliothek unter 2433 befindet sich handschriftlich eine Elegia de *Ὀνοφάγοις*[2]), quod scomma Silesiae incolis tanquam probrum maximum a plerisque obijcj solet. Christophorus Wanner Vratisl: Silesius, diebus canicularibus, Syrio ardente, asinij causa faciebat, Anno a Christi incarnatione 1583 pridie calen: Sextiles. Gaudet patientia duris. Hier wird als Kernstück erzählt, wie einst Silenus mit seinem Esel nach Schlesien kam, wie die Schlesier ihn erlegten und zum Mahle bereiteten. Aber zu dem kleinen Mahle strömten Fremde in ungeheurer Menge herbei. Gastfreundlich zogen die Schlesier die prutzelnden Stücke von den Bratspiessen und boten sie den Fremden an. Diese assen, hungrig wie sie waren, fast alles auf,

[1]) Geschichtsklitt. Garg. 122 b, Zitat bei Grimm W. s. v. Eselsfresser.

[2]) Diese Mitteilung verdanke ich ebenfalls der Freundlichkeit des Herrn Dr. Hippe. Auf den Esel des Silenus spielt auch an M. Christian Hoffmann, Berg-Probe, Jena 1674, ein Gedicht auf den Reichensteiner Bergbau, namentlich den goldenen Esel, in Alexandrinern. V. 58 ff. heisst es:

Sie (die Quaden d. i. Schlesier) fragen nichts danach, ob der und jener zürne,
Der Esel stärkt das Herz und mindert kein Gehirne.
Das Wild, wie alt es auch geschlagen, bleibet frisch,
Es steht, ihr gebt es nach, hauptsächlich wohl bei Tisch.
Schertzt immer, wie ihr wollt, ihr frechen Tichter-Geister,
Wir wissen euren Tand von Bacchus Hofemeister (= Silenus).

Dazu Anm. Anspielung auf des Francisci Fabri sinnreiches Gedicht, Sabothus genannt, dass die Schlesier wenig Wein hätten, weil sie dem Silenus seinen Esel erschlagen. Vgl. S. 132. Es ist bemerkenswert, dass Hoffmann 1674 die Ableitung des Namens „Eselsfresser" vom Reichensteiner Goldenen Esel nicht nennt, obwohl die Gelegenheit die günstigste war. Der mit vieler Sachkenntnis arbeitende Verfasser scheint sie also nicht gekannt oder nicht anerkannt zu haben. Eine eingehende Erklärung dieser Schrift gibt Volkelt a. a. O. S. 113—143.

Digitized by Google

nur wenig blieb den Schlesiern übrig. Ferner sagt Fr. von Logau in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts[1]):

> Dasz Schlesier haben den esel gefressen,
> ist entweder nichts oder bleibet vergessen,
> sonst würden die fremden sich eigen gewehnen,
> nach schlesischem Futter sich nimmer zu sehnen.

An allen diesen Stellen, die ausser der Logauschen[2]) dem 16. Jahrhundert angehören, wird nirgends Reichenstein erwähnt. Wäre wirklich der goldene Esel zu Reichenstein der Grund, warum die Schlesier Eselsfresser genannt worden seien, so ist nicht abzusehen, warum Schlesier, wie Lange, Wanner, Logau von dieser für die Schlesier verhältnismässig ehrenvollen Erklärung keine Notiz genommen und sich um andere Deutungen bemüht haben, die dem Spotte die Spitze abbrechen sollten: Lange, indem er auf die Heilsamkeit (*παυάκεια*) des Eselsfleisches hinweist, Wanner durch die Erzählung von dem Esel des Silenus, an dessen Verzehrung die Fremden den Hauptanteil genommen, Logau durch Übergang zur Tagesordnung. Der Name hat offenbar die Schlesier schwer gekränkt und sie immer wieder veranlasst, seine Bedeutung zu mildern. Aber erst durch den glücklichen Gedanken des Georgius Tillenus und des Frankensteiner Anonymus im Anfange des 17. Jahrhunderts wurde wirklich eine Erklärung gefunden, mit der die Schlesier zufrieden sein konnten: Neid und Missgunst der Fremden sei es gewesen, die den Namen den Schlesiern anhängte, weil diese den „goldenen Esel" besassen. Schickfuss hat diese Deutung in weite Kreise verbreitet und sie hat natürlich gerade in Schlesien sich bis in die neueste Zeit behauptet. Aber richtig ist sie nicht.

Sie kann nicht richtig sein, weil sie nicht den Tatsachen entspricht. Wohl hören wir von Streitigkeiten der Gewerke in Reichenstein untereinander. Sie führten zu einer Beschwerde des

---

[1]) Logau 1, 158, 77 (Salomon v. Golaw, Deutscher Sinngedichte drey Tausend, 1654).

[2]) Hierzu kommt noch, dass Henelius in seiner Silesiographia von 1613 die Beziehung auf Reichenstein ebenfalls nicht kennt. Denn nachdem er in Kap. VI § 1 am Ende die Schlesier bezeichnet hat als ohne Falschheit, reinen und einfältigen Herzens, magisque falli quam fallere aptos, nihil, opinor, falsi dixerim, sagt er am Anfange des § 2: Eaque res haud dubie occasionem praebuit fabulae illi vulgo decantatae de asina a Silesiis pro magna leporum matre devorata.

Digitized by Google

Breslauer Rates im Jahre 1501 über Vergewaltigung zweier seiner als Gewerken auf dem Reichensteine tätigen Mitbürger[1]). Aber ein Ausschluss der Fremden (auch nicht anderer (nicht ortsangesessener) Schlesier), was bei unserer Frage gar nicht in Betracht käme, hat trotz langdauernder Misshelligkeiten nicht stattgefunden[2]). Im Gegenteil, Fremde waren vor Aufblühen des Bergbaus beteiligt[3]) und gewannen bei seiner Hebung immer mehr Einfluss. Eine ganze Reihe süddeutscher Handelsfirmen, die Fugger, Welser, Imhoff u. a. waren bei dem Aufschwunge des Goldbergbaus in Reichenstein tätig[4]). Die Fugger insbesondere gewannen immer mehr an Boden und hatten 1529 bereits die kleine Hälfte des ganzen Bergwerks in Händen[5]). Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts sinkt die Goldproduktion, und die Hüttenbesitzer suchten ihre Anteile loszuwerden.

Schliesslich zwingt uns auch die Absicht, die man mit dem Spottnamen „Eselsfresser" im Sinne hatte, von einer Beziehung zu Reichenstein abzusehen. Sicherlich wollte man die Schlesier ärgern, wollte sie verächtlich machen, wie man heute noch in Berlin von den „Usingern" spricht, und diese Absicht ist nur zu gut gelungen. Wie stumpf wäre aber der Pfeil gewesen, den man gegen sie abschoss, wenn man ihnen die Wahrung ihres Besitzrechts zum Vorwurf gemacht hätte, der Pfeil musste schliesslich den Schützen selber treffen. Die Absicht des Namens also gebietet, etwas Übles in ihm zu suchen. Und was ist übler als das Lächerliche? Diese Absicht ist vollkommen erreicht, wenn man die Schlesier für so dumm erklärt, dass sie einen Esel von einem Hasen nicht unterscheiden konnten, ihn für diesen schossen und frassen. Zudem ist diese Deutung viel älter als die von Reichenstein hergenommene. Sie liegt zugrunde der Elegie des Caspar Brauner (S. 134), denn diese ist eine Abwehr des den Schlesiern nachgesagten Schimpfes durch Aufdeckung einer gleichen

[1]) Faulhaber, Die chem. schles. Goldproduktion. Inaugural-Diss. Breslau 1896 S. 17.

[2]) Die von Volkelt a. a. O. S. 118 f. angeführten zwei Privilegia von 1502, die den Punkt enthalten, „die Erze sollen im Lande verbraucht und gemacht und nicht ausser Landes geführet werden", können im Ernste nicht in Betracht kommen.

[3]) 1480 der Prager Keylhau, Faulhaber a. a. O. S. 15.

[4]) Faulhaber a. a. O. S. 18.

[5]) Ebenda S. 22.

Digitized by Google

oder vielmehr grösseren Torheit der Neustädter des Voigtlandes. Sie blickt durch bei Lange, Wanner, Logau. Sie wird immer wieder angeführt in den folgenden Schriften, sie bleibt unvergessen. Aber die Aufregung ist überflüssig. Der Ausdruck „Eselsfresser" ist nicht auf Schlesien beschränkt, wir teilen ihn mit mancher Gemeinde im Deutschen Reiche, haben also zum mindesten Leidensgefährten. Und das ist auch ein Beweis, dass Reichenstein unschuldig ist an seiner Entstehung. In Dransfeld[1]) und Göttingen wird nach alter Volkssage erzählt, dass Spiessbürger einst einen Esel statt eines Hasen gejagt, gefangen und gegessen haben sollen, worüber aus dem 17. Jahrhundert ein plattdeutsches von dem Bürgermeister Grünewald aus Dransfeld „Histohrge von den Hasenmelckers und Asinusfreters" vorhanden ist. Diese ist im Originale verbrannt, indes zu lesen im (hannoverschen) „Neuen vaterländischen Archiv" vom Jahre 1822 und 1825, mitgeteilt durch Hoffmann von Fallersleben und Dr. G. H. Klippel. Eine ähnliche Sage ist 1872 zu Leipzig von dem Schriftsteller der „Gartenlaube" Dr. Fr. Hofmann in Versen herausgegeben: „Die Eselsjagd"[2]). Durch mündliche Mitteilung erfahre ich[3]), dass auch die Bewohner von Unterbach (Landkreis Düsseldorf, Bürgermeisterei Gerresheim) den Namen „Eselsfresser" führen. Schliesslich ist auch die Sage von den Neustädtern im Voigtlande, die Caspar Brauner (oben S. 134) erwähnt, noch immer im Volksmunde. Sie lautet[4]): Wenn eins in Neustadt a. Orla die Leute hänseln will, braucht's nur mit dem Rockzipfel ein Eselsohr zu machen; jedes weiss dann, was man ihnen damit vorwerfen will. Die Sache rührt von einem unglücklichen Schusse eines Neustädters her, der — es mögen 70 Jahre her sein — einen Esel für einen Hirsch angesehen, ihn geschossen und hernach mit seinen Mitbürgern als Hirschbraten verzehrt hat. Das Eselsohr soll an das Eselessen erinnern. Eisel in seinem Sagenbuche des Voigtlandes setzt hinzu: Die Orte, deren Einwohner von den Umwohnern spottweise „Eselsfresser" genannt werden, sind in Deutschland ungemein zahlreich. In Bürgel z. B. dieselbe Rede, und zwar weil Anno

[1]) Auch die Dransfelder selbst wurden „Eselsfresser" gescholten. Grimm W. s. v. Eselsfresser.

[2]) Schles. Prov.-Bl. N. F. 1874 S. 211.

[3]) Von Herrn Bürgermeister Böhmer in Reichenstein.

[4]) Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, Gera 1871 Nr. 790.

Digitized by Google

1597 nach einer grossen Jagd viel Wildbraten zu einer Kindtaufe hatte geliefert werden sollen, statt dessen aber das Fleisch zweier ausrangierter Esel untergeschoben und allseitig verspeist worden sei.

Eine neue Frage ist es nun, wie der Name „Eselsfresser" überhaupt entstanden sei. Denn dass die von ihm betroffenen einen Esel mit einem Hasen oder Hirsch verwechselt hätten, ist ja nur ein Spott. Einen Fingerzeig gibt Conrad Celtes in seinem erwähnten Epigramm:

Ederat hic asinum, dum vorat alter equum.

Der Schlesier isst Eselsfleisch, der Sarmate Pferdefleisch. Ist hier etwa an heidnische Vorstellungen anzuknüpfen?[1]) Pferdeopfer standen bei den alten heidnischen Völkern in hohen Ehren, sie galten nächst dem Menschenopfer als das vornehmste. Als aber das Christentum zur Geltung gelangte, wurden diese ebenso wie jene verboten, und es galt als Zeichen hartnäckigen Festhaltens an einem verpönten Kultus, wenn jemand Pferdefleisch ass, denn jede Mahlzeit war zugleich ein Opfer. In den Augen des Christen mochte es wohl als ein grosser Schimpf gelten, wenn jemand „Pferdefresser" genannt wurde. Wie nun der Esel an die Stelle des Pferdes trat, diese Frage kann ich hier nicht mehr zur Entscheidung bringen, sie setzt eine umständliche Untersuchung voraus, wann und wo diese Stellvertretung aufkam, und wie der Schimpfname „Eselsfresser" statt „Pferdefresser" gewandert ist. Der Esel ist weder in Schlesien noch sonst in Deutschland häufig, er gehört dem Süden an und ist von dort aus in spärlichen Exemplaren bei uns eingewandert. Ist nun etwa auch der Name „Eselsfresser" aus südlichen Gegenden eingeführt? oder hat er sich erst in Deutschland herangebildet? Im Bergbau scheint man den Esel häufiger als in anderen Betrieben verwandt zu haben[2]), aber er hat sich nie recht einbürgern wollen. In Süddeutschland sieht man ihn übrigens öfter als in Schlesien und noch häufiger den Halbesel, das Maultier. Möglich, dass der schlesische Bergbau mit seinen vielfachen Beziehungen zu Süd-

[1]) Eine solche Erklärung versucht auch v. d. Hagen in Karl v. Holteis dreibändigem Roman „Die Eselsfresser" S. 229 ff., ohne mit seiner Berufung auf des Sinapius Olsnographia I 342. 3 die Sache zu fördern.

[2]) Regell sagt in Bresl. Germ. Abh. 1896 Heft XII S. 136 Anm. 1: „Der Esel wurde als Zugtier bei Berg- und Hüttenwerken früher viel benutzt, im Grossaupatal noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts".

deutschland, namentlich zu dem uralten Bergwerke Schwaz in Tirol, auch den Esel von dort her bezogen hat. So mag auch der Name „Eselsfresser" vom Süden her zu uns gekommen sein. Zur Stütze dieser Ansicht teile ich aus einer gütigen Zuschrift von Hofrat Höfler (Bad Tölz) folgendes mit: „Da, wo es Esel gab, trat dieser an die Stelle des Pferdes, auch beim Opfer, Eselopfer = Pferdeopfer. Bei fast allen durch Pferdemittel behandelten Krankheiten trat der Esel stellvertretend ein, Eselfleischessen = Pferdefleischessen[1]). Letzteres ist als heidnische Sitte bald dem Spotte übergeben worden, daher schimpften die Bauern des einen Dorfes die des andern „Eselsfresser", wenn diese Esel statt Pferde assen. Das Herz von einem jungen schwarzen Esel „unterm freien Himmel" mit Brot am Vollmondstag gegessen, sollte für Epilepsie (dämonische Krankheit) helfen". Man braucht nur bei Jühling (Die Tiere in der deutschen Volksmedizin 1900) die beiden Artikel „Esel" S. 14/17 und „Pferd" S. 127/132 miteinander zu vergleichen, so findet man eine auffallende Übereinstimmung der von ihnen stammenden Heilmittel. Wenn aber wohl von Eselblut die Rede ist, dagegen nicht von Pferdeblut, so ist die Erklärung dadurch gegeben, dass das Pferdeessen kirchlich verboten, das Eselessen dagegen erlaubt war. Immerhin aber mag dieses als ein verkapptes Pferdeessen gedeutet worden sein.

Der Hungerturm von Priebus.

Von Dr. Heinrich Berger.

In den Promenadenanlagen des niederschlesischen, durch seine Stadtmauer und schon durch seine ganze Bauart noch recht mittelalterlich wirkenden Städtchens Priebus (Kreis Sagan) liegt auf einem kleinen Hügel ein aus gewaltigen Ziegelsteinen errichteter, ursprünglich zu der jetzt nicht mehr erhaltenen Burg gehörender uralter Turm, der im ganzen Kreise den berüchtigten Namen

[1]) Vgl. die Tieropfer in der Volksmedizin von Dr. M. Höfler (Extrait de „Janus" XIe Année. IVe Livr., Avril 1906) S. 7 unter d: „Die Wahl der Opfertierart hing nicht bloss von dem häuslichen Zuchtvorrate oder der Jahreszeit, sondern auch von dem kirchlichen Einflusse ab, welcher Lamm, Bock und Huhn als Opfer erlaubte, das Pferdeblut aber verbot". Und S. 2 unten: „Das von der Kirche verbotene Pferdeblut wurde durch Eselsblut ersetzt".

Digitized by Google

„Hungerturm“ führt[1]). In den von Arthur Heinrich zusammengestellten „Geschichtlichen Nachrichten über Priebus“ (Sagan 1898 p. 10) findet sich unter dem Monat Mai 1472, welches Datum für jene Benennung allein in Betracht kommt, zwar nur die kurze Notiz: „Herzog Balthasar wird von seinem Bruder Hans im Turme zu Priebus gefangen gesetzt und stirbt daselbst am 15. Juli“, die Phantasie des Volkes hat jedoch im Laufe der Jahrhunderte ihre reichen Fäden um jenes Ereignis gesponnen und von Geschlecht auf Geschlecht hat sich bis auf den heutigen Tag folgende Sage im Volksmunde fortgepflanzt[2]): Als Herzog Hans II. von Priebus mit seinem Bruder Balthasar, dem Herzoge von Sagan, im Sommer des Jahres 1472 in Fehde lag und nach Belagerung und Einäscherung Sagans seinen Bruder zur Unterwerfung gezwungen hatte, liess er ihn nach Priebus bringen und in der dortigen Burg, hoch oben im Turmgemach[3]), das 7 Fuss lang, ebenso hoch und 6 Fuss breit war und Licht und Luft nur durch eine ganz schmale Luke erhielt, gefangen setzen. Der Burgvogt, ein gewisser von Busch, liess nun dem unglücklichen Balthasar, da er ihn aufs tiefste hasste, allmählich Speise und Trank entziehen und soll sogar den Schlüssel zu der eisernen Tür, mit welcher der Eingang zu dem schrecklichen Gefängnis verschlossen war, in den Wallgraben geworfen haben. Unterdes hielt sich Herzog Hans zu Sagan auf. Als er sich eines Tages gerade zu Tisch gesetzt hatte, überfiel ihn eine unheimliche Bangigkeit, das Messer entglitt seiner Hand: er gedachte seines unglücklichen Bruders. Sogleich sprang er auf, liess sich ein Pferd satteln und ritt eilends nach Priebus, um Balthasar in Freiheit zu setzen. Unterwegs stürzte sein Pferd im Dorfe Nieder-Hartmannsdorf — ein Kreuz an der dortigen Kirchhofsmauer bezeichnet noch heute jene Stelle des Unfalls —, aber

[1]) Die Priebuser Gegend ist überhaupt sehr interessant wegen einer Menge von Ortsnamen, welche die bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dort herrschende Unsicherheit recht charakteristisch und volkstümlich zum Ausdruck bringen, wie z. B. die Namen der zwischen Priebus und Freiwaldau dicht nebeneinander liegenden Ortschaften Wärstdubesser, Sichdichfür, Passauf, Traumirnicht u. a. m. Auch wäre hier der bei Wiesau, also gleichfalls in der Nachbarschaft, gelegene Mordkretscham zu nennen.

[2]) Vgl. auch J. G. Worbs, Geschichte des Herzogtums Sagan (1795) S. 128 ff.

[3]) Das Turmzimmerchen ist heute leider nicht mehr erhalten, wie überhaupt von dem oberen Teile des alten Mauerwerks ein Stein nach dem andern losbröckelt.

Digitized by Google

obgleich er rasch ein anderes bestieg und spornstreichs weiterjagte, kam er doch zu spät. Als man die Tür des Gefängnisses gesprengt hatte, bot sich ihm ein entsetzlicher Anblick dar. Sein Bruder lag tot am Boden, das Fleisch war von den Armen gerissen. Und an der Wand standen die mit Blut geschriebenen Worte: „Der Durst quälte mich mehr, denn der Hunger".

Heidenwerfen.

Von Dr. med. G. Lustig.

Oberhalb des Dorfes Striegelmühl am Zobtenberge stand bis vor wenigen Jahren im Walde das alte und vielbesprochene Steinbild, „die Sau" benannt. Sadebeck berichtet in seiner Monographie „Der Zobtenberg" 1855, dass es im Jahre 1853 aus seiner liegenden halb verdeckten Stellung befreit und aufrecht gestellt wurde. Die Bewohner der Umgebung (Striegelmühl) haben die Gewohnheit, auf die Sau unter der Äusserung „Sau, da hast du ein Ferkel!" Steine zu werfen. Sadebeck vermutet, dass diese Gewohnheit nicht blosse Unsitte sei, sondern zu der Figur in irgendwelcher Beziehung stehe. Während die daran geknüpfte Sage von einem Jagdabenteuer des Herzogs Boleslaus III. und Peter Wlast jeder historischen Begründung entbehre, verdiene der Volksbrauch grössere Beachtung.

Dass das Steinbild nicht eine Sau oder einen Eber, sondern einen Bären darstellt [1]), ist einerseits aus der deutlichen Ausbildung der Tatzen und der Andeutung des Schwanzes klar erkennbar, anderseits aus seiner völligen Gleichartigkeit mit dem „Bären" zu schliessen, welcher bei dem Steinbild „Jungfrau mit dem Fisch" im oberen Teil des Berges steht. Der alte Brauch des Steinewerfens hat sich weiter erhalten und nahm mit dem zunehmenden Besuch des Berges so sehr überhand, dass man das alte Steinbild vor 2 Jahren auf den Gipfel des Berges unter die Obhut des Bergwirtes versetzen musste. Die Steine häuften sich immer mehr um die „Sau" herum an, sie wurden aber nicht nur zahlreicher, sondern auch immer grösser, so dass eine langsame Vernichtung

[1]) Vgl. W. Nehring, Die Steinaltertümer auf dem Zobten. Mitteil. II 39 ff.

Digitized by Google

derselben zu befürchten war. Das Bild trug, als es Sadebeck sah, noch ein tief eingemeisseltes Kreuz auf der rechten Seite, das den Kreuzen (Grenzzeichen?) auf den andern Steinbildern genau entspricht. Da dieses Zeichen nicht mehr vorhanden ist, muss angenommen werden, dass durch das Steinwerfen die Oberfläche des Steinbildes seit 50 Jahren um mindestens 1 cm abgenützt worden ist.

Nun berichtet Simrock in der Zeitschr. für dtsch. Mythologie (Göttingen 1855) über einen Volksbrauch in einigen Landschaften, welcher als „Heidenwerfen" bezeichnet wird. In Hildesheim wurden am Sonnabend nach Lätare auf dem Domhof Klötze aufgestellt, auf welche man Kegel setzte, die dann von den Knaben mit Steinwürfen herabgeworfen wurden. Einer dieser Kegel hiess Jupiter. Ähnliches berichtet er aus dem Dorfe Grossalgermissen. Nach Grimm sind „unter diesen Kegeln die heidnischen, teuflischen Götzen zu verstehen, welche die christlich gewordenen Sachsen niedergeworfen haben". Ähnliches wird von Simrock über einen Marmortorso der Venus victrix an der Matthiaskirche in Trier berichtet, welche dort „als Zielscheibe jugendlichen Mutwillens und wallfahrtlichen Glaubenseifers" später trotz ihrer Verstümmelung wieder aufgerichtet wurde. Als weiteres Beispiel des Heidenwerfens wird a. a. O. eine Figur an der Kirche zu Antweiler (Kreis Euskirchen) erwähnt, „welche den Vorfahren für einen Abgott gegolten hatte und deshalb die Spur unzähliger Steinwürfe trug. Unter anderem erzählt man von einem Pfarrer des Ortes, der, so oft er die Kinder zur ersten hl. Kommunion führte, mit ihnen vor den Abgott hinzog und denselben steinigen liess".

Simrock lässt die Frage offen, ob diese Gebräuche auch über den Kreis der erwähnten Orte hinaus Verbreitung hätten. In unserem Falle liegt es allerdings sehr nahe, das „Heidenwerfen" als den Ursprung oder die in Vergessenheit geratene Veranlassung des Striegelmühler Gebrauches anzusehen. Denn die Steinbilder des Zobtenberges werden im Volke als Reste der Heidenzeit ganz allgemein angesehen. Die zähe Kraft der Überlieferung scheint hier einen uralten Brauch erhalten zu haben, über dessen Bedeutung man sich keine andere Rechenschaft mehr ablegt, als dass seine Ausübung „Glück bringe". Von grösstem Interesse aber wäre es festzustellen, ob ähnliche Gebräuche in Schlesien auch an andern Orten beobachtet werden. Weder in Dr. Wuttkes „Deutscher

Digitized by Google

Volksaberglauben der Gegenwart", noch bei P. Drechsler, „Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien", sind Anklänge an den geschilderten Gebrauch des „Heidenwerfens" aufgeführt[1]).

Breslauer Küchenzettel aus dem Jahre 1732.

Von Dr. Paul Drechsler.

Ein anschauliches Bild des Lebens und Treibens im alten Breslau vor beinahe 175 Jahren geben uns einige gereimte Flugschriften, die der Rechtsgelehrte Johann Christian Sanftleben, Secretarius Ihro Gnaden des Hn. Grafen von Berg, in dem langen Holz-Gäszgen am Neumarkt, in des Kleinbinders Hause, 2 Treppen hoch, in den Jahren 1731 und 1732 anonym oder unter dem Decknamen Jocosus Candidus Sincerus veröffentlicht hat. Die Sprache ist die der richtigen Breslauer Klabatschke, anschaulich, grobsinnlich, oft geradezu unflätig, aber immer den Nagel auf den Kopf treffend, schnodderigwitzig. Für die Verbreitung dieser Flugschriften zeugt der Umstand, dass die eine, Breslauischer Schlendrian, wie solcher von einem Tage zu dem andern in den(en) Kretscham- oder Bier-Häusern getrieben wird, in anderer vermehrter und verbesserter Auflage erschien. Es soll hier zunächst die dritte dieser Reimereien, die für die Kenntnis der Lebensmittel und die Mundart unserer Heimatprovinz aus der damaligen Zeit manches Bemerkenswerte enthält, besprochen werden:

Breszlauischer Küchenzettel, Oder: Kurtze Erzehlung Deren meisten und vornehmsten Victualien, welche in Breszlau durch öffentlichen Verkauff / einem jeden der Geld hat / den Appetit zu stillen / dienen; Allen hungrigen Magen zu sonderem Trost und Erbauung Reymweise mitgeteilet:

Von einem DIChter, dem Sein Vers
Bey Wein und guten Braten

[1]) Zu beachten ist wohl auch die Möglichkeit, dass wir es, zumal die Steinaltertümer des Zobten lange als Grenzzeichen gedient haben, mit dem Grenzwurfe, einer Art Grenzweihe zu tun haben, vgl. Jak. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer I 94. Ss.

Digitized by Google

Weit besser als bey Quarg und Brodt
Und Wasser will gerathen.
1732.

Es sind 60 vierzeilige Strophen, nach bekannter Melodie zu singen; in ihnen soll dem Futter- oder Brotsack (dem Magen) sein Recht werden.

Am minsten[1]) kann des Arm- und Reichen Maul das Brot entbehren; das liefert wöchentlich zweimal der Brotmarkt, der unterm Schmetterhause[2]) auf den Brot- und Semmelbänken abgehalten wird. Dahin schicken die Bäcker auf einer grossen Trage den Rest ihrer Ware, der „schimmeln möchte"; hier steht auch der fremde Händler im schönsten Zippelpelz auf seinem Wagen und sucht sein Hausback-Bauerbrot gut zu verschleissen; bisweilen schmeisst er es in die Grapsche, d. h. er wirft es (unverpackt) in die darnach grapschende (greifende) Hand des Käufers. Das Gewicht des Brotes wird alle Ersten gerichtlich festgestellt. Ein brennendes Licht in der Laterne zeigt frische Ware an; die Kuchenbaude bietet zum Frühstück warme Kuchen.

Am St. Mertenstage (11. November) gibt's Mertenshörner bis zu funfzehn Böhmen, am Tage des hl. Thomas (21. Dezember) und zu Weihnachten Strietzel mit Rosin(k)en, in der Fastnacht neugebackene Pretzeln. Ihre Verkaufsstelle weist dir der Altknecht, der dort die buntverzierte Narrenpritsche schwingt. Es finden sich genug Bäckereien. Die Verkäuferin sitzt im Lide[3]); vor ihr liegt Gross-, Klein-, Mittel- und Kreuzerbrot[4]) „bei Haufen". Schickt man den Sonntagsbraten zum Bäcker, auf dass er recht knusprig werde, da schöpft sich der Beckknecht die Hälfte Fett ab,

Und dieses ist ein alter Brauch[5]), drum ist's auch nicht gestohlen /
Und vor das Fett kann man hernach vom Bauer Butter holen.

[1]) Eine schon bei den Schlesiern des 16. und 17. Jahrhunderts rein erhaltene Form.

[2]) Das Schmetterhaus, nach der holländischen Smetterleinwand, die hier verkauft wurde, benannt, lag hinter der Riemerzeile und wurde erst nach 1824 niedergerissen.

[3]) Das schöne Wort Lid, Lied (in Augenlid erhalten) bezeichnete ehedem einen Verschluss am Fenster, wo die Waren feilgeboten wurden.

[4]) Kreuzer, eine frühere Münze im Werte von 3 Pf.

[5]) Man denke an Peterfleck, an den seinen Vorteil wahrnehmenden Müller.

Digitized by Google

Die Schusterjungen essen gern aufgeschnittene Hochzeit-, Kind- und warm gerührte Semmeln. Es schmecken auch lutherischen Magen Kreuzerzeilchen und Hellerbrot. Für die Taufe gibt's Kindelbrot[1]) inmitten abgeschälter Zitronen und mit einem fetten Butterklump aufgetragen. Ferner hält jeder Zunftbäcker Zwei- und Eingeback, Butterpretzeln, Baben[2]) und spanische Kuchen feil.

Im „Schweintschen" Keller findet man gesalzene Kreuzerzeilen und wohlgepfeffert Zweigeback, auch Karbestrietzel[3]) und Splitterkuchen.

Vor dem Tore gibt es eine Menge Kuchenbäudel. Besonders kauft man ums grüne Lid guten Mohn-Kotsch[4]), Pflaumkuchen und Butterherzen[5]).

Beim alten Galgen[6]) verkauft ein Weib Gebacks, namentlich Eier-Titten[7]), fette Kräppel, Kranzkuchen und Butterzöppel. Besucht ist wegen dergleichen Raritäten die Calvinische Capelle (?).

Auf dem Salzring verkaufen alle Sonnabende die Fleischer vom Burgfeld — das ist der Geisler Residenz — in aufgesetzten Schranen (Schragen) Rind-, Kalb-, Schwein-, Lamm- und Schöpsefleisch, Zahlbrätel[8]), Nieren, Geschlinke[9]), Ballen und Schinken, roh und geräuchert.

Auf jeder Fleischbank findet sich auch Sauleder[10]) („das soll mehrenteils die Neue Stadt verspeisen"), guter Leckarsch[10]), Frettendreck[10]), auch Schöpse- und Heekesäcke[11]), die

---

[1]) Bekannter ist der Kindelkuchen, der beim Taufen nicht fehlte: vgl. Drechsler, Sitte, Brauch I 194.

[2]) Babe f., aus dem Slawischen, Napfkuchen, den man der Sechswöchnerin gern zum Geschenk schickt; vgl. Oberschl. Monatschrift 1789, 167 f., Brendel S. 10: Sammeln, Prazeln, Bawa.

[3]) Karbe: Kümmel in Karbebrot, Karbehörndel, Karbestriezel.

[4]) Mohnkôtsch: Mohnstriezel.

[5]) Vgl. heute Liebesknochen.

[6]) Platz gegenüber dem Eingang zum Schweidnitzer Keller, auch der Name des dort liegenden Hauses, durch das ein Durchgang zur Junkernstrasse führt.

[7]) Dütenförmiges Gebäck.

[8]) Braten vom Schwanzteil (zahl = zagel).

[9]) Geschlinge n.: Herz, Leber, Lunge.

[10]) Bestimmte Fleischstücke.

[11]) Kuhmagen.

Digitized by Google

zum Quärgebereiten dienen. Nicht selten sieht man Schweinefleisch,

so durch und durch gesticket,
Woraus man eine grosse Zahl schneeweisser Perlen drücket,

d. h. das finnig oder trichinos ist, und Kaldaunen, „ausgestochnen Austern gleich".

Just im Anlauf sitzen vier Fleischer, die verkaufen grosse und kleine Schweinsdärme, Brat- und Knackwürste.

Bei mancher Fleischerin kann man recht eine warme[1]) kriegen.

Hier können am Markttage die Bauern auch Gallert, Ochsenleber und Grüven[2]) bekommen.

Ein jeder Schuster soll sich das zur Regel lassen dienen,
Dass, wenn ein Kälber-Viertel ist auf seinem Tisch erschienen,
Er seinem ältsten Schuhknecht fein den Bürgermeister gebe,
Damit ihm solcher lange Zeit an seinem Fette klebe,

d. h. den Bürzel. Steiss, das fetteste Stück, den Schwanz[3]).

So oft des Gassen-Schlächters[4]) Hand der Sau ihr letztes gibt, sie absticht, nimmt die Frau die (Schweins-)Blase und die Borsten (weil sie das Bürsten[5]) liebt).

Auch bringt man zu Markte Ferkel oder junge Franzmann, weil sie grunzend Oui sagen, Kuhleder oder -pelze und Kälber-Freude[6]) sie ist gesund mit kaltem Scheiss[6]) gebacken; nicht minder Gekrösse: man kann sich, „wie jetzt Mode ist, die Hemde (!) mit verbrämen".

In der Fastnacht, „wenn die Narren reif und auf den Köpfen stehen", da gehen die Fleischerknechte um Bratwurst betteln.

In Schweidnitz trägt man Würste rum von etlich hundert Ellen.
Wenn alle Würste in der Welt doch also wolten schwellen!

Wenn eine Wurst beim Kochen platzt und das Füllsel fahren lässt, kauft diese Füllselsuppe, heute Wellsuppe, dann das Kübelweib: es kann der Fleischer Reinigkeit nicht Dreck im Hause leiden.

[1]) Sc. Wurst, mit obscönem Nebensinn.

[2]) Griewe f., schon bei Peter von Patschkau (1340): gribe cremium.

[3]) Vgl. wer den Schwanz, gew. Heringsschwanz, kriegt, muss zu Hause bleiben. Drechsler, Wencel Scherffer S. 136: Hering.

[4]) Heute Hausschlächter, der ins Haus zu Privatleuten schlachten geht.

[5]) Bürsten verb., eine bürsten, sie geschlechtlich tüchtig hernehmen, schon 1667 in einer Strehlener Urkunde vom strafbaren Umgang einer Köchin; in der Studentensprache gewöhnlich.

[6]) Auch diese kulinarischen Bezeichnungen weiss ich nicht zu deuten.

Digitized by Google

Auf dem Fischmarkt kriegt man allerlei Fische: Karsch[1]). Perszken[2]), Karpen[3]), auch Aale, die der Landmann weisz mit Kaschern zu erwischen; ferner Schlammpeiszker[4]), Alraupen[5]), Kressen[6]), Gründel[7]); vom Hechte schmeckt die Leber gut, vom Karpen das Gebindel[8]). Weiss- und Sonnenfischel, Schmerlen, Rotaugen, Schleien, letztere nicht zu jeder Zeit tauglich, Forellen, Welsze, gemeine Back- und Bratfische, Barben[9]) hat jeder Händler zu verkaufen, seltener Lachse und Störe.

Von Krebsen „seyn die besten, die in der Ohl' und Oder sich von Apotheeken (d. h. Aborten, Abfällen) mästen.

Schild-Krötten[10]) sehen scheisslich aus und seyn ein Herren-Essen:
Man zieht dem Frosch die Hosen ab, den Hintersten zu fressen[11]).

Damit nun die Frösche im Bauch durch ihr Quarren und Regern nicht das Gehör verletzen, muss man zum Wälschen[12]) gehn und ein Glas Wein drauf setzen. Dort bekommt man auch Immarginirten (marinierten)[13]) Lachs, Maronen[14]), Brücken[15]), Muscheln, Austern in den Schalen, Stinz-Marin[16]) (wornach sich's

[1]) Schwenckfeld (1603): Karas, Karisz, Karutze, Karutzke, lat. charux.

[2]) Perszke, Pars, Perca maior.

[3]) Schlesisch Karp, Karpen.

[4]) Poicilias, Schlammbeiszker, auch Schlammpeitschker, Schlammpatschker (Schweidnitz, Nimptsch).

[5]) Gewöhnlich Ohlruppe, so auch bei Schwenckfeld, aalähnlicher Fisch, Mustela fluviatilis.

[6]) Bachkresse, Gobio fluviatilis.

[7]) Gründel, Gründling, Cobitis.

[8]) Gebindel, Gebündel, die edleren Eingeweide des Karpfens, alter schles. Ausdruck.

[9]) Barbe, Barbel, Barbus saxatilis

[10]) Scherffer Grob. 204 nennt Schildkröten ein Fürstenessen.

[11]) Froschkeulen: beliebtes Gericht.

[12]) Heute: Südfruchthändler.

[13]) Die Verdrehung der Fremdwörter ist in komischer Absicht sehr beliebt, schon Scherffer sagt (S. 41): Das heisst sich hoch verjubilieren (Wil sagen obligirn), darwider brotworstiren (Wil sagen protestieren).

[14]) Eine Fischart, wohl Lamprete, Neunauge, Petromyzon marinus, bei Conrad von Heinrichau (um 1340): Murena: lanprid. Zu derselben Familie gehört:

[15]) Pricke, Bricke.

[16]) Auch ein Fisch? Bei Conrad von Heinrichau findet sich Stintus: sticheline = Stichling. Stachelfisch bei Schwenckfeld, heute: der gemeine Stint, Osmerus.

Digitized by Google

gut auf einem Bein lässt tanzen), auch Datteln, Feigen, Citronen. Bomerantzen, Parmerkäse, Oliven, Kappern, Cervelat-Farcimina (Würste), „die brav vom Schimmel glänzen", Salat vom Bruder Langohr (Esel) und Sardellen, die den Durst reizen und nach Salz und Pöckling[1]) stinken.

Vogelzeug gibt es auf dem Hindermarkt[2]): Rotkätel[3]), Finken, Stiegelitz, Quäcker[4]), Gimpel, Grossvögel, Nusshäher, Laszken[5]), Staare, Goldammern, Zimmern[6]), Wachteln.

Statt fetter Lerchen muss man oft mit Spatzen sich ernähren —
Muss mancher doch wohl gar beim Wein vor Hasen Fuchs verzehren[7]).

Doch kann man auch Seidenschwänze sich zur Lust nach Hause mitnehmen, und Schnepfendreck: der muss was Leckers heissen!

Die Wildbrät-Magdalene verkauft Aur-, Birk-, Reb- und Haselhühner, wunderschöne Phasanen, Hirsch, Reh und Huy-Sau[8]). Ein jeder Hase kann dort auch umbs Geld den andern kaufen!

---

[1]) Pöckling, was sonst Pökel, Salzbrühe.

[2]) Echt schlesisch für Hühnermarkt (forum pullorum), heute in Hintermarkt entstellt.

[3]) Schlesisch für Rotkehlchen.

[4]) Quäcker, Bergfink, in Schlesien bekannt.

[5]) Laske, bei Nemnich Leske, Kernbeisser.

[6]) Bei Scherffer Zimer, heute Ziemer, Drossel.

[7]) Geläufiger Dachhase = Katze verzehren. — Dass man die Hasen „befusst", die Vögel „bekopft" auf den Tisch bringt, hat in einer alten Polizeiverordnung seinen Grund. So steht wenigstens in einem Kochbuche von 1561:

Und ist solches von allerhöchster Obrigkeit anbefohlen, damit nicht, wie von bösen und diebischen Köchen geschehen, anstatt derer Hasen eine Katze möge aufgesetzt werden oder ein anderes Tierlein, so dem Hasen ähnlich und doch keiner.

Dass die Vögel durchaus mit ihren Köpfen aufgetragen werden müssen, leitet dasselbe Kochbuch auch von einer höheren Verordnung her. — In einer alten Breslauischen von 1404 findet sich etwas Ähnliches:

Auch haben wir obereyn getragen mit unsern Eldsten, das nymant keynierleye Vogel zu markte bringen sal zu verkauffen weder in den Mosten (Mesten) noch sust, noch auch veil haben in keynir weysen denn mit den Haupten. Wer daweder tete, deme sal man die Vogil nemen.

Noch erwähnt sei, dass in derselben Verfügung von 1404 die Eichhörner als vorzüglich gangbares Wildbret mit aufgeführt werden — ein gesträuftes Eichhorn vier Heller im Preise. Vgl. Der Breslauische Erzähler 1801 S. 107.

[8]) Die Hui-Sau, Wildschwein.

Digitized by Google

Nicht weit davon kann ein kranker Stentzel[1]) nebst Wurzeln Kräutich haben, auch Himpelbeeren[2]), abkühlende Erdbeeren, Kratzbeeren[3]) (die purgieren) und Heidelbeeren[4]) (damit kannst du dir das ganze Maul beschmieren).

Die Pilzweiber breiten auch ihren Kram in Haufen aus: Reiszken[5]), Morcheln, Champignons.

Zum Grünen Donnerstag lässt man sich hier die (Oster-)Eier malen
Und bringt sie denen Jungfern mit, die sie mit Guschel[6]) zahlen.

Auf dem Kräutermarkt verkauft Frau Basche, der Kräuter-Frauen Krone, Butter, Buttermilch, Sohne[7]), Karviaul, Artschocken, fette Schnecken, Meeren (Möhren), Pasternack, Kohl-, rote und Rosslerrüben (?), Krien, Weiss- und Welschkraut, Braunkohl, Spinat, Petersilien, Zwiebeln, Charlotten, Erdäpfel, Kürbse (Kürbise) (die nicht tumm in süsser Milch gesotten), daumendicken Spargel, Lauch, Gurken, Melonen, Sallat, Rebuntzen (Rapunze), Pöperle[8]), Radiesgen, Schoten, Bohnen, Sellerie ad coitum — scherzhaftschnodderig „zum Trunke“ übersetzt —, Prisselbeeren[9]), die „mit Schüsselchen gemessen“ werden.

Beim „Schweintschen“ kauft man „vor“ wenig Heller „recht appetitlichen“ Sallat, der mit Gewürze, Essig und Öl angemacht und oben drauf gemännert[10]) ist.

An der Staupsäule (da wo des Henkers freche Faust den Staub von Rücken feget) werden Enten, Hühner, Tauben und Gänse feilgehalten, auf dem Naschmarkt castrierte Hähne und Hühner aus Calecut; daneben verkaufen Höckler[11])

[1]) Stenzel (zu Stanislaus) wie Jôkel (zu Jakob), Michel (Michael) u. a. typische Bezeichnung eines dummen Menschen.

[2]) Himpelbeere schles. für Himbeere.

[3]) Kratzbere in Schlesien für Brombeere.

[4]) Heidelbeeren, im Volksmunde gew. schwarze Beeren.

[5]) Reiske, Reisker, bekannte Pilzart; vgl. das Pilzlied in Weinholds Dialektforschung S. 12.

[6]) Kuss.

[7]) Sahne.

[8]) Pöperle schles. für Rübenkerbel, Pöperlesalat.

[9]) Preissel-, Prässel-, Prisselbeeren.

[10]) Mit einem Männchen versehen?

[11]) Höckler, Höker, Kleinverkäufer, Händler.

Digitized by Google

Zwetschken[1]), Spilgen[2]), Feigen (die, wie das Sprichwort sagt, den Bauern durch Pelz und Hosen seigen), Birnen: Feld-, Gräbsche- (?), Muscateller-, Flachs-, Citron-, Wein-, Pöckel-[3]) und Frauenbirnen, Blanken (Blanchen) und Bergemotten, Äpfel: Possemaner, Borsdorffer, Stettiner, Jungfernäpfel, Johannes- und Stachelbeeren, Sauer-, Weiss-, Herz- und Vogelkirschen. Es fehlt auch nicht an Wall-, Ross- und Haselnüssen. Zum Aufknacken bekommt man auch ein Quetschel[4]) geborgt. Ferner kann man hier geniessen Maulbeeren, Weintrauben, Pflaumen nebst Kriecheln[5]) und Marunken[6]).

Vor alte Weiber dient kein Obst so gut als teige Mispeln[7]),
Denn die kann auch ein Viertelzahn gar leicht zusammenknispeln[8]).

Und wer isst nicht gern hübsch rötliche Pfirschken, Morellen[9]) und Aprikosen! Doch der Liebhaber von Wassernüssen, Sprachmeister[10]), warmen Kastanien wird auch befriedigt. Auch findet man Quarg, Käse und Brinse.

Wer sich endlich ein polnisch Gerichte will von Schneider-Karpen[11]) machen, findet dazu alles in den Häringsbauden.

Auch Stockfisch, fast so gross als er, nebst Laberdan[12]), Platteisen[13]).
Der Huren-Himmel-Bette[14]) selbst kann man ihm allhier weisen.

---

[1]) Zwetschken echt schles. Zwetschen, wie Rosinken für Rosinen.

[2]) Spilge f. Pflaume.

[3]) Auch Bickelbirnen, runde Birnen.

[4]) Nussquetschel : Nussknacker, vgl. Quetschlich m. Quargpresse.

[5]) Kriecheln zu Kricche, Pflaume, Schlehe.

[6]) Marunke auch bei Colerus (1656), böhm. Merunken, Aprikosen, s. Bertermann, Gedichte S. 188: Marunkabaum.

[7]) Teig, gemeinschles. für weich, nur so ist die Mispel, die Apfel- oder Birnenmispel schmackhaft.

[8]) Knispeln, eine Arbeit mühsam verrichten.

[9]) Morellen, bei Gryphius Morallen, Aprikosen. Grimm denkt an die sog. Weichselkirsche.

[10]) Sprachmeister heisst auch im Schlesischen (wie im Österreichischen) scherzhaft der Rettig, dessen „barbarischer Accent aus Hals und Podex kriechet". Sanftleben Strophe 57.

[11]) Schneiderkarpe heisst in Schlesien allgemein der Härig, Hering.

[12]) Schellfisch.

[13]) Plateyszle, Halbfisch, Passer, erwähnt Schwenckfeld als eingeführten fremden Fisch.

[14]) Was das für ein Fisch oder eine Delikatesse sei, bei deren Genuss die H. im Himmel zu sein glauben, entgeht mir.

Digitized by Google

Man sieht, der alte Küchenzettel hat sich vom heutigen nur in einem Punkte unterschieden, allerdings dem wichtigsten: der Höhe der Preise für die Lebensmittel.

Der Reimfex schliesst:

> Ich könnte zwar noch allerhand Quelquechoserie anfangen /
> Jedoch vor diesesmal genug / die Lust ist mir vergangen.
> Weil grosse Müh und schlechter Lohn nicht wohl beysammen stehen:
> In Breslau wird die Poesie ohndem bald betteln gehen.

Zum Gebrauche des Artikels vor Ortsnamen.

Von Dr. P. Klemenz in Strehlen.

In Heft XIV der ‚Mitteilungen' habe ich S. 105—107 auf die volkstümliche und, wie es scheint, hauptsächlich Mittelschlesien eigene Verwendung des bestimmten Artikels vor Ortsnamen hingewiesen und diesen meist auf appellativer Auffassung des Ortsnamens beruhenden Gebrauch durch etwa 30 Beispiele belegt. Durch weitere Umfragen und freundliche dankenswerte Mitteilungen bin ich in der Lage, eine Anzahl weiterer Belege zu geben, die wiederum fast durchweg mittelschlesischen Gegenden angehören. Allerdings bemerke ich, dass ich wenig Gelegenheit zu Nachfragen und Umschau in Niederschlesien hatte.

Ich erwähne zunächst die mir aus Stadt und Kreis Münsterberg verbürgten Benennungen: ei dr Kommende, ei oder ûf de Berger, ei der Ohle, drei Bezeichnungen für die Münsterberger Stadtbezirke: Kommende, eine auch anderswo sich findende Benennung eines ehemals dem deutschen Ritterorden gehörigen Gutes (Gutsbezirk eines Komturs), Bürgerbezirk, Ohlgut (Münsterberg liegt an der Ohle); ei dr Êche (Dorf Eichau), ei dr Alze (Dorf Altmannsdorf), eim Glommich (Dorf Glambach). Letzteres Beispiel ist besonders interessant, insofern hier die volkstümliche Ausdrucksweise trotz der dialektischen Umformung der amtlichen Schreibweise Glambach, welche wegen des zweiten, scheinbar deutschen Bestandteiles (Bach) jene Deutung als appellative Verwendung zulassen würde, den Artikel beibehält. Der Name ist natürlich slavisch und geht auf slav. głąboku = tief (also = tief

Digitized by Google

gelegener Ort) zurück[1]). — Ferner: die Wilme, kleiner Gutsbezirk bei Schreibendorf Kr. Strehlen, dr Reichenstein, gleichnamige Stadt im Kr. Frankenstein; die Plomnitz, Dorf Plottnitz bei Reichenstein und Dorf Plomnitz bei Habelschwerdt; die Kalesche, alte volkstümliche Bezeichnung für Klein-Belmsdorf Kr. Frankenstein; man kann kaum annehmen, dass die in den beiden letzten Namen enthaltenen slav. Appellativa błoto Sumpf, Moor, und kaluža Sumpf, Lache den jetzigen Gebrauch des Artikels erklären. — Für ‚nach oder in Habelschwerdt, hört man häufig genug: ei de und ei dr Holbelschwerde. Schriftlich bezeugt sind folgende älteren Belege: von der Glezze = von Glatz, sofern, wie es allerdings scheint, der als Verfasser einer mhd. Erzählung ‚der borte' (der Gürtel) bekannte ritterliche Dichter Dietrich von der Glezze, wie er sich selbst nennt, aus Glatz stammt (vgl. Fr. v. d. Hagen, Gesamtabenteuer Bd. I S. 455 ff.). Es wäre dies zugleich wohl eines des ältesten derartigen Beispiele. Zwei ältere Belege für Öls: 1639 wird der in Frankenstein geborene Magister Melchior Meling als Rektor der Fürstl. Schule „zur Oelsten" bezeichnet, und ein späterer Rektor derselben Schule, der bekannte Sinapius, Verfasser der Olsnographia (Leipz. u. Frankf. 1707) nennt sich Rektor und Bibliothekarius zur Oelße. — Von dem Dorfe Klein-Öls Kr. Ohlau sagt man noch heute: ei der Ölße.

Aus Niederschlesien finde ich als sozusagen literarisches Beispiel bei Goedecke, Grundriss I S. 335 (1. A.) aus dem 16. Jahrh. verzeichnet: Eine newe geistliche Action oder Tragedi, die histori vom gülden Kalb Aaronis durch Henrich Raeteln zum Sagan. Zum Schluss die einzigen mir bekannten nicht-schlesischen Beispiele: in der Pohlnischen Lissa, wie sich auf dem Titelblatt mehrerer in Lissa in Posen — also unweit der schles. Grenze — verlegter Druckwerke findet und zum jungen Bunzel, gleichfalls Angabe des Druckortes Jung-Bunzlau in Böhmen. Übersehe ich die angeführten Beispiele, so ist immerhin auffallend, dass nahezu die Hälfte auf die Kreise Frankenstein-Münsterberg entfallen, sodann eine grössere Anzahl auf die Grafschaft Glatz, während der Rest sich auf vereinzelte mittelschlesische Kreise verteilt; dagegen

[1]) Vgl. die ältere Form des Namens, urkundlich 1303 Glamboca (Grünhagen, Regest. Nr. 2787 u. 3002), sowie Fr. Miklosich, Die slavischen Ortsnamen aus Appellativen, Wien 1872, S. 21.

Digitized by Google

habe ich aus andern mittelschlesischen Kreisen (Strehlen, Breslau, Schweidnitz, Striegau, Ohlau, Brieg) von drei oben genannten abgesehen keine Belege ermitteln können. Etwaige weitere diesbezügliche Mitteilungen würden mich zu Dank verpflichten.

Ein schlesisches Gedicht über die Tiroler in Zillertal.

Mitgeteilt von Friedrich Grachisch.

Das nachstehende Gedicht, das im Frühjahr 1905 entstanden ist, hat zur Verfasserin eine einfache Frau aus dem Volke namens Anna Simon aus Erdmannsdorf, die gegenwärtig ihre fast neunzigjährige Mutter verpflegt und früher durch Nähen und als Dienstbote ihren Unterhalt erwarb. Es ist nicht nur ein anerkennenswerter Beweis für die dichterische Begabung der Verfasserin, sondern auch ein wertvoller Beitrag zur Volkskunde, da es ein wahrheitsgetreues Bild von dem heutigen Besitzstande des tirolischen Elementes in Zillertal entrollt, fast siebzig Jahre nach der Einwanderung. Dass diese Angaben aus dem Munde einer einfachen Frau aus dem schlesischen Landvolke stammen, die inmitten der tiroler Bevölkerung aufgewachsen ist und den tiroler Dialekt wie ihren heimischen, schlesischen beherrscht, erhöht noch den volkskundlichen Wert des — in der Mundart leider nicht ganz konsequent aufgezeichneten — Gedichtes. Es sei noch bemerkt, dass Anna Simon schon häufiger Proben ihres Talentes geliefert hat, jedoch ist sie äusserst schwierig zur Mitteilung ihrer Gedichte zu bewegen [1]).

Ich duchte heut amol im Stilla.
Su ieber de Tiroler noch. —
Noch wing sein iebrig vo da viela,
Es worn an ganze Neege doch!
Ich bien geburn hie ei dam Durfe,
Gewehnlich sorn merr Artendruf,
Der Keenig baute ins de Kerche,
Wie ar nohm de Tiroler uf.
Dar gude Keenig sei gepriesa!
Ar hot viel Guts o ins geton

[1]) Bei Mitteilung dieses durch Inhalt und Sprache interessanten Stückes sei darauf hingewiesen, dass eine wissenschaftliche Untersuchung der heutigen Sprache der Tiroler bei Erdmannsdorf nicht nur für die schlesische Mundartenforschung, sondern für die Sprachwissenschaft überhaupt sehr wertvoll wäre.
Siebs.

Digitized by Google

Un da Tirolarn sich derwiesa,
Wie's wull kee Voter besser kon.
Doch wiel ich do dervo nee sprecha,
Nee. — ich bedenk mer ock de Zohl
Un wiel awing zusomma recha,
Wieviel noch hie im Zillertol.

Nu wiel ich unda ganz om Ende
Ofanga un wiel Imschau haln,
Wieviel ich noch Tiroler fände,
Die noch an Wertschoft innehaln.
Do ies zuerschte Seppel Hotter,
Hernoch der Lechner Pauer glei
Un undarm Kreuzberg wohnt sei Vetter,
Dos wärn err su derweile drei.
Zwee Brieder ieberm Krankahause,
Derr Korle un derr Willem Prem,
Die sein fer sich, ei ihrer Klause,
Kee Weibsbild ies a ogenehm.

Geschwister Rahm im Mitteldurfe
Bewertschofta ihr Pauergutt
Un schräge rieber, bei der Kerche,
Herr Klocker seine Wertschoft hot.

Im Äberdurfe sein noch viere,
Der erschte Innerbichler Jorg
Un zwischer Packs[1]) un Kollands Tire
Flisst blus a Grabla mittadorch.
Hernoch ies blus noch Hechenleitner
Im Durfe wetter kenner meh.

Im Vorbrige[2]), do zehl ich weiter,
Ich weess err derte au blus zwee.
Derr Schönherr Joseph und der Gruber.
Tropmaier ies noch Lomtz[3]) gezurn,
Schiestl un Rieser sein gesturba.
Die andarn sich asu verlurn.

Ei Zillertol — Du meine Gitte! —
('s wor frieher blus an Kulonie,
Doch jitz zehlt's zu a Derfarn mitte)
Wuhn meestens Leute itz vu hie.
Derr Schwiegersuhn vo weiland Fleidl,
Om Kerchhof wohnt ar nohnde dro.
Naber der Miehl' Schnellrieder Veitl
Un Jakob Rahm om Bohnhof o.
Noch sexe sein bis zur Fabrike
Besitzer echt Tiroler Ort.
Die Witwe Kröll zu aller Glicke
Ei zweea ihre Hände riehrt,
Lublasser, Kolland, Fritze Schweiger
Un dann ies noch der Egger Jorg:
Nochher do macht's an richt'ga Neiger
Bis dorch's Fabrikgehöfte dorch.
Dert wohnt zuerschte Rahm der Feine,
Oblasser Honnes wetter nuf,
Andreas Geissler un derbeine
Fankhauser, Schönherr macht a Schluss.

Wos Hohenzillertol tut heessa,
Gehiert noch Seidruf, un ich weess
Vo dorthar wing, drim wiel ich schlissa.
Doch plötzlich fällt mir ei noch ees:
Derr Schneidermeester Wechselberger
Derworb dos Junggesellenhaus,
Macht ihm au moncher Mieter Ärger,
Do kon doch kenner sprecha: „Naus!"
Wenn etwa jemand welde wissa,
Warum dos Haus asu genannt:
Es sullt halt ne Gemeenhaus heessa,
Dos schien Tirolarn anne Schand'.
De Unbemittelta bewohnta
Dos Haus, ob ledig oder nee,
Die Wertschoft treiba nimmeh kunda
Oder wu's sunste hoperte.

Nu sein se olle tut, de Ala,
Gor monche ho ich noch gekannt.
Em Beier[4]) sein merr holbe Meila
Im a wing Horz annoch gerannt.
Der Hanser un der Strasser Peter,
Sie wohnta derte, beede blind,
De Äpel-Line kund ne wetter
Un Huber machte viela Wind.
Un wie der Wind ies fost verschwunda
Tiroler Ort — Tiroler Tracht:
Wos ihre Väter hie gefunda,
De Jugend hot's wull kaum geacht!

[1]) Bagg's. [2]) Im roten Vorwerk [3]) Lomnitz. [4]) Payr.

Digitized by Google

Rübezahl.

Von Dr. Th. Siebs.

Vor kurzem hat Professor Zacher[1]), der uns schon in den „Mitteilungen“ (X 33 ff.) eine ausführliche Darstellung zur Rübezahlforschung gegeben hatte, klar und übersichtlich und gewissenhaft alle Zeugnisse über den vielberufenen Geist zusammengestellt, die wir bis auf das erste Erscheinen von des Johannes Praetorius Daemonologia Rubinzalii (1662) kennen. Eine solche annalistische Sammlung ist sehr dankenswert. Gerade diese älteren Zeugnisse, unter denen bekanntlich Simon Hüttel, Caspar Schwenckfeldt und vor allen Matthias Burgklechner als die wichtigsten erscheinen, kommen meines Erachtens fast allein für die wissenschaftliche Beurteilung des Rübezahl in Betracht. Aus ihnen erkennen wir klar sein Wesen, das festzustellen ich schon früher als wichtige Aufgabe hingestellt hatte (Mitteilungen X 53). Er ist eine ziemlich untergeordnete Gestalt, ein kleiner Berggeist, ein „Bergmänlin“; und mag er auch einstens von auswärts durch fremde Bergleute im Riesengebirge bekannt geworden sein, so hat er doch nur für dieses seine eingeschränkte und örtliche Bedeutung. Dem entspricht die so sehr geringe Kunde von ihm aus früheren Jahrhunderten und auch die Tatsache, dass sich nicht die leiseste Spur von solchem Aberglauben bis heute im Gebirge bewahrt hat. Man darf den Rübezahl ja nicht zu wichtig nehmen, wie phantastische Mythologen es getan haben, und ihn gar mit dem Wodan zusammen nennen. Er ist ein „Bergmänlin“, nichts weiter. Dass er auch als „Münich“ aufgefasst ward, kommt zweifellos — wie auch Regell[1]) in seiner trefflichen Besprechung meint — daher, weil er „mit einer Bergkappen verhaubet“ ist, die doch einer Mönchskutte sehr ähnlich sieht. Darauf aber, dass er auch bisweilen in Tiergestalt erscheinen soll, dass er ferner nicht erkannt sein, d. h. seinen Namen nicht hören will, und dass er hier und da Unwetter erregt, ist äusserst wenig zu geben. Denn das sind alles so weit verbreitete, den meisten Gestalten der deutschen niederen Mytho-

[1]) Zacher, Prof. Dr. Konrad, Rübezahl-Annalen bis Ende des 17. Jahrhunderts. Festschrift der Ortsgruppe Breslau zum 25. Jubiläum des Riesengebirgsvereins. Breslau 1905. Vgl. Regell, Prof. P., im „Wanderer im Riesengebirge“ Nr. 284. Hirschberg 1906.

Digitized by Google

logie beigelegte Züge, dass eher ihr Fehlen auffiele; übrigens würde das Wettermachen dem Wesen eines eigentlich im Berge hausenden Geistes gar nicht einmal widersprechen, wie denn auch der Sturmgott selber in den Bergen seine Statt hat.

Diese wahre Art Rübezahls als eines kleinen Berggeistes tritt uns nun in Zachers Annalen klar entgegen. Von diesem „Bergmänlin", von dem man im Volke früher wenig und — nach Regells Ausführungen — wohl nur in den Kreisen der Bergleute, Holzknechte und Wurzelgräber des Riesengebirges gewusst hat, würden wir heute wahrscheinlich nichts wissen, wenn nicht Praetorius gekommen wäre. Er hat willkürlich alle jene unzähligen ihm aus gedruckten, geschriebenen und mündlichen Quellen bekannten Züge und Geschichten, die sich mit allen nur möglichen anderen Geistern und Gegenständen befassten, auf diesen einen unbedeutenden Rübezahl zusammengeschrieben und zusammengelogen und ihn dadurch zu dem unmöglichen papiernen Literaturgespenste emporgeschwindelt, als welches er heute Gross und Klein bekannt ist. Das ist von vornherein von einem so arbeitenden und nach Lesern begierigen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, wie Praetorius es war, ganz begreiflich, zudem gesteht er seine Machart auch offen zu; im einzelnen aber lässt der Schwindel sich auch Zug um Zug durch Quellenkritik der Rübezahlgeschichten des Praetorius nachweisen, und diese Arbeit ist bereits durch einen hiesigen jungen Gelehrten in Angriff genommen. Es ist auch gar kein Verlust für unseren deutschen Sagenschatz, wenn wir dieses unnatürliche, in den albernsten Variationen vorgetragene Zeug von Rübezahl endgültig loswerden, denn es hat wohl selten einem empfindenden Kinde Freude gemacht, und den Erwachsenen hat sich aus solchem Stoffe — mag auch das eine oder andere der zusammengestohlenen Motive des Praetorius sie interessieren — gewiss niemals eine einheitliche anmutende Sagengestalt Rübezahls gebildet. Mag von einer gedankenarmen und allegoriereichen Kunst (diese beiden Eigenschaften pflegen vereint aufzutreten) auch noch so oft jenes bärenhafte Ungetüm mit Bart und Keule aus Pappe oder edlerem Stoffe gebildet werden — die Gestalt des Rübezahl ist und bleibt unwahr und unmöglich, weil sie eben in fast allen ihren Teilen von Praetorius zusammengelogen ist, und zwar ohne jede Phantasie und dichterische Gestaltungskraft. Echt jedoch ist der

Digitized by Google

Glaube an jenes Bergmännlein, den neckischen Berggeist Riebenzahl oder Ruebzagel, wie ihn uns die älteren, von Zacher zusammengestellten Quellen zeigen, und dieser Rübezahl hat seine Stelle auch in der wissenschaftlichen deutschen Mythologie.

Umfrage über kriminellen Aberglauben.

Der Aberglaube spielt bei zahlreichen Verbrechen eine vielfach noch unterschätzte Rolle. Von Kriminalisten und Volksforschern ist in den letzten Jahren bedeutender Stoff gesammelt. Ich verweise besonders auf Hans Gross, „Handbuch für Untersuchungsrichter" (4. Aufl. 1904), Löwenstimm, „Aberglaube und Strafrecht" (Berlin 1897) und „Aberglaube und Verbrechen" („Zeitschrift für Sozialwissenschaft" 1903 S. 209/231 und 273/286). Zahlreiche Beiträge und Materialien sind auch enthalten in kriminalistischen Zeitschriften, so besonders im „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik" sowie in der „Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform", ferner in den bekannten volkskundlichen Sammelwerken und Zeitschriften.

Wie aber jeder weiss, der sich mit diesen Problemen beschäftigt, harren noch zahlreiche Dinge ihrer Verwertung. Ich habe mir die Erforschung des kriminellen Aberglaubens in seinem ganzen Umfange zur besonderen Aufgabe gemacht. Speziell interessiert er mich aber, soweit er heutzutage noch praktisch wird. Durch die gütige Unterstützung einer grossen Zahl in- und ausländischer Gelehrter, Richter, Polizeibeamten, Staatsanwälte, Pfarrer, Lehrer usw. sowie durch Sammeln der hierher gehörigen Zeitungsausschnitte, wobei mir das Berliner „Zeitungs-Nachrichten-Bureau" von R. Tessmer wesentliche Dienste geleistet hat, ist es mir gelungen, eine grosse Reihe bisher brach liegender Materialien der Forschung zugänglich zu machen. Dieser Erfolg ermutigt mich, alle diejenigen, denen diese Umfrage zu Gesicht kommt, zu bitten, mir ihnen etwa bekannten Stoff freundlichst mitzuteilen. Es interessieren mich nicht nur alle Angaben über Verbrechen aus Aberglauben sowie über abergläubische Vorstellungen, die zu Verbrechen Anlass geben können, sondern auch alle Nachrichten über Aberglauben der Verbrecher, so über Talismane, Himmelsbriefe usw., sowie über abergläubische Prozeduren, durch die man noch heutigen Tages glaubt einen Dieb oder sonstigen Verbrecher entdecken oder bestrafen zu können, so z. B. Bannen, Erbsieb, Erbschlüssel und Erbbibel, Totbeten, envoûtement usw. Jede, auch die kleinste Angabe wird dankbar entgegengenommen und unter Nennung des Gewährsmannes veröffentlicht werden. Nur bitte ich jede Mitteilung möglichst genau zu machen, also wenn möglich mit genauer Angabe des Ortes, der Zeit, der betreffenden Personen sowie der Quelle der Notiz zu versehen.

Über folgende Materien wäre mir eine gütige Mitteilung zurzeit besonders erwünscht.

1) Manche Leute glauben, ein Meineidiger werde nicht entdeckt, wenn er gewisse mystische Mittel anwende, z. B. wenn er beim Schwören den linken

Digitized by Google

Arm auf dem Rücken halte oder das Innere der Schwurhand dem Richter zukehre oder die Eidesformel verstümmele, oder wenn er Sand im Stiefel habe usw. (vgl. meine ausführliche Abhandlung über „Mystische Zeremonien beim Meineid" im „Gerichtssaal" 1905). Ist dem Leser darüber etwas bekannt?

2) Ist darüber etwas bekannt, dass Diebe oft am Tatort ihre Notdurft verrichten? Aus welcher Gegend? Weshalb geschieht das? Auf den Tisch, ins Bett oder wohin? Werden die Exkremente zugedeckt? Tun dies nur Gewohnheitsverbrecher? Kennt man den Ausdruck „Wächter", „Nachtwächter", „Wachtmeister", „Posten", „Schildwache", „Hirt" oder einen analogen deutschen oder ausländischen Ausdruck für menschliche Exkremente? Aus welcher Gegend? Was ist nach Angabe des Volkes, der Verbrecher und des Einsenders der Sinn dieser Bezeichnungen? (vgl. meine Skizze „Einiges über den grumus merdae der Einbrecher" in der „Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform" 1905).

3) Kennt jemand irgend einen Aberglauben, der zu einem Diebstahl Anlass geben könnte? (vgl. meine Skizze „Diebstahl aus Aberglauben" im „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik" 1905).

4) Kennt jemand irgend einen Aberglauben, der einen Diebstahl verhindern könnte, z. B. dass schwangere Frauen nicht stehlen dürfen, weil sonst ihr Kind ein Dieb würde oder dass man an bestimmten Tagen nicht stehlen dürfe oder auch an gewissen Orten nicht, oder nicht gewisse Gegenstände, weil man sonst Unglück hätte? (vgl. hierüber meine demnächst im „Archiv f. Krim." erscheinenden Skizzen „Diebstahl verhindernder Aberglaube").

5) Ist der Verbrecheraberglaube bekannt, dass man etwas am Tatort zurücklassen müsse, wenn man verhindern wolle, dass man entdeckt wird?

6) Ist etwas über die „Religiosität" der Verbrecher bekannt? Fand man bei ihnen Himmelsbriefe, gingen sie zur Kirche, beteten sie, glaubten sie an einen Gott usw.? Vertrauten sie auf den Beistand Gottes bei ihren Taten oder auf den eines bestimmten Heiligen? Hielten sie geweihte Gegenstände für Talismane, z. B. eine geweihte Kerze, eine Hostie usw.? Glaubten sie, durch die Beichte ein leichtes Mittel zu haben, um sich wieder zu entsündigen usw.?

7) Glaubt das Volk, dass die Zigeuner Kinder rauben? In welcher Gegend? Ist so etwas wirklich vorgekommen? (vgl. meine Skizze „Zum Kinderraub durch Zigeuner" in „Die Polizei" 1905).

8) Ist „Das 6. und 7. Buch Moses", „Die geistliche Schildwacht", „Fausts Höllenzwang", „Das Romannsbüchlein" oder ein anderes derartiges „Zauberbuch" im Volke verbreitet? Ist durch den Glauben des Volkes daran schon Unheil angerichtet?

9) Ist irgend etwas darüber bekannt, dass Kaninchenpfote und Bohnen (Fiesolen) als Verbrechertalismane gelten? Oder sonst etwas über ihre abergläubische Verwendung?

10) Welche Heilmittel hat das Volk gegen Epilepsie? Hält man insbesondere das Blut eines Hingerichteten für wirksam? Gilt der Epileptische als vom Teufel besessen?

11) Ist ein konkreter Fall bekannt, wo durch Wahrsager oder Kartenlegerinnen irgend ein Unheil angerichtet ist, z. B. ein Selbstmord, Familienzwistigkeiten, Verbrechen usw. verursacht?

Digitized by Google

12) Ist der Glaube bekannt, dass schwangere Frauen nicht schwören dürfen, weil das zu erwartende Kind sonst viel mit dem Gericht zu tun hätte? Aus welcher Gegend? Sind Fälle bekannt wo aus diesem Grund die Aussage verweigert ist?

13) Glaubt man, dass Päderastie, Sodomie oder Unzucht mit Kindern oder Jungfrauen Geschlechtskrankheiten heilen könne?

Auch jede andere derartige Mitteilung wird mit Dank verwertet werden können. Besonders erwünscht sind Mitteilungen persönlicher Erfahrungen oder mündliche Überlieferungen, namentlich aktenmässiger Fälle; aber auch für Angabe schon gedruckter Notizen, die sich nicht in den allbekannten folkloristischen und juristischen Zeitschriften finden, wäre ich sehr dankbar; auch Übersendung einschlägiger Zeitungsnotizen unter Angabe von Titel, Ort und Datum der Zeitung sind mir erwünscht.

Dem Herausgeber der Zeitschrift spreche ich für die liebenswürdige Veröffentlichung meiner Umfrage meinen verbindlichsten Dank aus.

Cöpenick bei Berlin, November 1905.

Dr. Albert Hellwig, Kammergerichtsreferendar.

Literatur.

Meier, John, Kunstlieder im Volksmunde. Materialien und Untersuchungen Halle a. S., Max Niemeyer 1906. CXLIV, 92 S.

Derselbe, Kunstlied und Volkslied. Vortrag. Halle 1906.

Der uns durch seine Arbeiten auf dem Gebiete des Volksliedes wohlbekannte Verfasser hat in seinem Vortrage ausgeführt, wie das Volkslied, dessen Wesen ja recht eigentlich in den Schicksalen besteht, die es bei der Überlieferung erfährt, nur erforscht werden kann zugleich mit der Erkenntnis seiner Überlieferung, d. h. der Veränderungen, in denen es uns entgegentritt. Methodisch natürlich gewinnen wir besonders viel durch die Beobachtung, wie Kunstlieder, die uns als solche bekannt sind, im Munde des Volkes in Text und Weise variiert oder, wie man auch gesagt hat, „zusammengesungen" und „zersungen" worden sind, und so ist die Zusammenstellung einer ansehnlichen Zahl von solchen Kunstliedern bekannter (336) und unbekannter (230) Verfasser ein grosses Verdienst; private Mitteilungen, besonders aber die Benutzung der Bibliotheken und der Archive volkskundlicher Vereine (auch unserer Gesellschaft) haben des Autors Sammlungen gefördert.

Eine wertvolle und interessante Einleitung äussert sich über grundsätzliche Fragen der Volksliedforschung. Es handelt sich hier zumeist um Prinzipien, in deren Beurteilung wohl alle einsichtigen Forscher einig sind, so z. B. dass die Dichter der im Volke lebenden Lieder durchaus nicht etwa den niederen Ständen anzugehören brauchen, sondern in allen Schichten der Gesellschaft vertreten sind; dass im letzten Grunde die gebildeten Kreise — auch insofern die Auswahl der vom Volke adoptierten Lieder in Betracht kommt — die massgebenden sind; dass die im niederen Volke herrschende Mode in äusseren und inneren Dingen ein Residuum der früheren Mode höherer Kreise ist, d. h. auf das Volkslied angewandt: dass die heute im Volke beliebtesten Lieder solche sind, die dereinst bei höheren Kreisen in Gunst standen usw. Im einzelnen solcher Auf-

Digitized by Google

stellungen geht M. wohl etwas zu weit, z. B. würde ich nicht empfehlen, hier die Zeitunterschiede auf ein Jahrhundert abzumessen. Auch verhalte ich mich weniger ablehnend als M. zur Rekonstruktion des Urtextes aus Varianten. Das treffliche Beispiel, das er mit den Schicksalen des Stamfordschen Liedes „Ein Mädchen holder Mienen" gibt, zeigt freilich unwiderlegbar, dass in diesem Falle die Gewinnung des Urtextes aus der späteren Entwicklung eine Unmöglichkeit gewesen wäre; ebensowohl aber gibt es Fälle, in denen man mit der Rekonstruktion nicht fehl geht, und auf solche werde ich noch gelegentlich zurückkommen. Hier ist also mit einem entscheidenden „ja" oder „nein" als Urteil über die rekonstruierende Methodik nicht gedient.

Übrigens sind wir für die vorsichtige methodische Erörterung dieser und anderer Prinzipienfragen dem Verfasser aufrichtig dankbar und empfehlen den vielen, die sich für das Volkslied und seine Schicksale interessieren, die anregende kleine Schrift aufs wärmste. Siebs.

Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg II. Festgebräuche, von Dr. Rudolf Kapff. Sonderabdruck aus den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde. Jahrgang 1905. Stuttgart.

Sehr erfreulich ist der Fortgang dieser Veröffentlichungen, die wir in den Mitteilungen XII 109 zuerst erwähnt haben. Zunächst werden die Bräuche zu Beginn des Winters, am Allerseelentage, am Martins- und Nikolaustage geschildert; dann folgen die Andreas- und Thomasnacht mit ihrem Loszauber, dann die zwölf Nächte mit der Weihnachtszeit und Neujahr. Sodann Fastnacht, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Sommersonnwend; endlich die Kirbezeit, die unserer schlesischen Kirmes entspricht. Alle diese Bräuche sind auf 20 Quartseiten mitgeteilt. Sehr viel ist es ja nicht, was uns aus den Württemberger Landen hier berichtet wird, aber die knappe Darstellung hat doch wieder etwas Erfreuliches, namentlich im Vergleich zu der Breite und den endlosen Wiederholungen des gleichen Stoffes, die uns oft aus anderen Gegenden geboten werden. Siebs.

Andree, Richard. Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Mit 38 Abbildungen im Text, 140 Abbildungen auf 32 Tafeln und 2 Farbendrucktafeln. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn. 1904. 191 S.

Richard Andree hat aus einem sehr reichen Stoffe, den er vor allem dem unermüdlichen Sammeleifer seiner Gattin dankt, ein in seiner Weise einzigartiges Werk über die Opfergaben des katholischen Volkes herausgearbeitet. Ausgehend von der Bedeutung der Votivgaben bei den Ägyptern, Israeliten, Griechen und Römern bespricht die Einleitung zunächst die heidnischen Bräuche der Germanen und ihre Fortdauer in christlicher Zeit und weist auch für die Deutschen die Votivgaben nach (auf Grund des Indiculus superstitionum et paganiarum um 800, der „de ligneis pedibus vel manibus pagano ritu" nennt). Von alters her aber ist besonders in der christlichen Kirche die Sitte der Opfergaben ausgebildet, und diese werden nun unter den mannigfaltigsten Gesichtspunkten betrachtet. Sie werden besonders den fürbittenden Heiligen und den helfenden Heiligen dargebracht, den Schutzpatronen der einzelnen Gewerbe und Stände (St. Hubertus als dem Patron der Jäger, St. Nikolaus der Schiffer, St. Laurentius der Köche, St. Crispin der Schuhmacher, Sta. Katharina der Wagner und Müller usw.), und manches Streiflicht fällt hier auf die Entwicklung der Funktionen dieser Heiligen. Die am meisten in Unglück und Krankheit Ange-

Digitized by Google

rufenen sind die 14 Nothelfer, und unter ihnen verdanken verschiedene ihr Amt der volksetymologischen Deutung (Valentin — die fallende Sucht, Blasius — Blasenleiden usw.); auch der Entstehung der heiligen Kümmernis aus dem Christusbilde, über die soviel geschrieben ist, ist hier zu gedenken, der heil. Kakukabilla (entstanden aus Colum Cille, dem keltischen Namen des Columba) u. a. m. Nachdem dann der wirkliche heilende Einfluss dieser Heiligen als Helfer durch psychisch-suggestive Einflüsse erwähnt, auch die grosse Bedeutung der Wallfahrten für diese Kulte gewürdigt ist, werden die einzelnen Opfer nach Stoffen und Formen besprochen, und namentlich werden ihre symbolischen Bedeutungen erklärt; über die Gabe der Kröte in Fällen von Krankheit der Gebärmutter wird ausführlich gehandelt, hierauf ist in diesem Hefte schon mehrfach Bezug genommen worden (s. Magnus S. 49 ff.). Ausführlichere Kapitel auch sind dem heiligen Leonhard und den Leonhardiritten und Leonhardskapellen, den mit Ketten umspannten Kirchen gewidmet; ferner ist ein wohl fundiertes Kapitel über die gemalten Votivtafeln zu beachten.

An verschiedenen Stellen werden Fragen der deutschen Mythologie berührt. Auf S. 157 wird die Frage aufgeworfen, ob die kleinen eisernen Hammervotive, wie sie im Donau-, Vils- und Rottale vorkommen, Reste des Donarkultes seien; anerkennenswert ist hier die Zurückhaltung Andrees, der zugleich auf den Hammer als Passionswerkzeug und als Attribut gewisser Heiligen, z. B. des Goldschmiedes St. Eligius, hinweist. Kurzweg abzulehnen scheint mir (mit Andree) die Gleichsetzung von St. Leonhard und dem sogenannten deutschen Gotte Frô; von ihm wissen wir gar nichts, nicht einmal seine Existenz.

Es ist hier nicht der Ort, Einzelheiten des grossen Werkes zu besprechen. Wir empfehlen es unseren Mitgliedern angelegentlich zum eigenen Studium, denn reiche Verbreitung und Anerkennung dieser sorgfältigen, ausgezeichneten Arbeit ist der beste Dank, der dem Verfasser lohnen kann. Siebs.

Mertins, Oskar, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Herausgegeben vom Verein für das Museum schlesischer Altertümer. Mit 352 Abbildungen. Breslau, Preuss & Jünger. 1906. 150 S.

Eine ausgezeichnete klare und kurze Einführung in die Urgeschichtsforschung. Kurze Bemerkungen über die Geschichte der Wissenschaft leiten den Leser ein. Es folgt die Besprechung der Steinzeit. Für Schlesien ist ja erst in neolithischer Periode eine Besiedelung nachzuweisen; der Keramik, namentlich den Jordansmühler Gefässen, der Vase von Bschanz wird eingehende Besprechung zuteil, nicht minder den Werkzeugen und Waffen, die alle durch gute Abbildungen vertreten sind. Und ähnlich werden in den weiteren Kapiteln die älteste Bronzezeit mit den typischen Grabanlagen und Funden behandelt; die ältere Bronzezeit mit ihren charakteristischen Skelettgräbern und sodann den Brandgräbern und Urnenfeldern; die jüngere Bronzezeit mit ihren reicheren Schmuckformen und ihren figürlichen Ornamenten; die verschiedenen Perioden der Eisenzeit werden dargestellt; endlich wird noch ein Blick auf die Völkerwanderungszeit und auf die slawische bzw. polnische Periode geworfen. Überall sind klar die Charakteristika hervorgehoben, die eine Periodisierung ermöglichen; überall sind Grabanlagen, Gefässe, Waffen und Schmuckstücke durch Abbildungen typischer Funde zur Anschauung gebracht; überall ist weitere Literatur sorgfältig angegeben. Wir wünschen dem Büchlein gute Verbreitung in weiten Kreisen. Siebs.

Digitized by Google

Mitteilungen.

Die erste Sitzung des Jahres 1906 fand am 12. Januar im alten Auditorium maximum der Universität statt. Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung mit einem Nachrufe für den soeben gestorbenen Professor Dr. Markgraf, den Direktor der Stadtbibliothek und des städtischen Archivs. Der Verstorbene hat sich nicht eigentlich auf dem Gebiete der Volkskunde betätigt, hat aber Hervorragendes in der Geschichte Schlesiens geleistet und darf als der bedeutendste Forscher und Kenner in der Geschichte der Stadt Breslau gelten; zu grossem Danke ist ihm unsere Gesellschaft verpflichtet als dem stets bereiten Helfer und Förderer wissenschaftlicher Arbeiten. — Sodann gab der Vorsitzende einen Überblick über die Entwicklung der Gesellschaft während des Jahres 1905, über den Stand der Mitglieder, über die Vorträge sowie über die Arbeiten und Veröffentlichungen. — Hofkunsthändler Bruno Richter legte als Schatzmeister den Kassenbericht ab. Die Gesamteinnahmen des Jahres 1905 beliefen sich auf 2210,50 Mark, die Ausgaben auf 2492,61 Mark, so dass sich eine Mehrausgabe von 282,11 Mark ergibt. Der Kassenbestand, der am 1. Januar 1905 M. 949,32 betrug, ist somit am 1. Januar 1906 auf M. 667,21 zurückgegangen. Ausserdem besass der Verein am 1. Januar 1906 an Effekten 3100 Mark, die in der städtischeu Bank niedergelegt sind. Auf Antrag der Rechnungsprüfer Professor Dr. Appel und Professor Dr. O. Hoffmann ward dem Schatzmeister Entlastung erteilt und der Dank der Gesellschaft für seine Mühewaltung ausgesprochen. — Der bisherige Vorstand ward auf Vorschlag wiedergewählt und besteht somit aus den Herren: Professor Dr. Siebs (Vorsitzender), Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Nehring (Stellvertreter), Stadtbibliothekar Dr. Hippe (Schriftführer), Museumsdirektor Dr. Seger (Stellvertreter), Hofkunsthändler Bruno Richter (Schatzmeister), Verlagsbuchhändler Max Woywod (Stellvertreter), Professor Dr. Hulwa, Professor Dr. Körber, Rechtsanwalt und Notar Justizrat Pavel, Kgl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Feit, Professor Dr. Skutsch, Lehrer Johannes Reinelt (Philo vom Walde). — Sodann sprach Oberlehrer Dr. Vogt über das Thema „Die heutigen Isländer"; der Vortrag ist in diesem Hefte gedruckt.

Am 9. Februar fand die vierte Vortragssitzung des Wintersemesters statt. Sie ward eröffnet durch einen Nachruf für unseren allverehrten Philo vom Walde, der nach langer schwerer Krankheit am 16. Januar verschieden ist. Der Vorsitzende würdigte in kurzen Worten seine Verdienste um Dichtung und Volkskunde Schlesiens; im vorvorigen Jahre erst war er in den Vorstand unserer Gesellschaft gewählt worden, und in seiner Schaffensfreude hoffte er damals mit uns, viel Gutes in ihrem Sinne wirken zu können; früh aber hat der Tod dem Leben des treuen und heimatliebenden Mannes ein Ziel gesetzt. — Den Vortrag des Abends hielt Privatdozent Dr. William Stern über „Kind und Volk — psychologische Parallelen". Von der Kindespsychologie ausgehend, wies der Redner zunächst auf die Parallele hin, die zwischen dem Kindeszeitalter des Menschen und dem der Menschheit von Lessing gezogen worden ist, und suchte sie durch verschiedene Erscheinungen zu stützen, z. B. indem er im Leben des Kindes wie der Völker einer im Anfange stehenden Spielzeit eine spätere Schulzeit als höhere Stufe gegenüberstellte. Sodann ging

Digitized by Google

der Redner auf die Entwicklung der Sprache beim Kinde näher ein und versuchte zu zeigen, wie gewisse Erscheinungen der Lautbildung, Wort- und Satzentwicklung in der Kindessprache ähnlich wie in der Geschichte der Sprache überhaupt sich finden; und dann — auf weitere einzelne Gebiete volkskundlicher Arbeit übergehend — zeigte er, wie auch in der Bildung von Aberglauben, Sagen und Mythen Parallelen bei Kind und Volk sich aufstellen lassen. Ein besonderer Teil des Vortrages war sodann der Kunst im Leben der Kinder und der Naturvölker gewidmet: die bei beiden in mancher Hinsicht ähnliche Auffassung des Raumproblems in der Zeichnung ist hier auffallend. Die gleichzeitige Ausstellung von Kinderzeichnungen aus den verschiedenen Altersstufen, die im Museum eingerichtet war, konnte manche der Erörterungen des Vortragenden veranschaulichen.

Die letzte Sitzung des Wintersemesters fand am 2. März statt. Fräulein Dr. phil. Maria Brie sprach „über den germanischen, insbesondere den englischen Zauberspruch". Rednerin gruppierte zunächst die Zaubersprüche nach ihren verschiedenen Zwecken, behandelte dann ihre Schicksale geschichtlich und endlich die verschiedenen typischen Formen, so den Befehl, den epischen Eingang, den eigentlichen Sagenspruch usw. Wir werden auf diesen Vortrag voraussichtlich im nächsten Hefte zurückkommen. An ihn schloss sich eine längere Erörterung an, in der Prof. Siebs besonders vor Fälschungen mit einigen Beispielen aus seiner Erfahrung warnte, Dr. Olbrich besonders auf charakteristische Eingangsformeln von Waffensegen und Himmelsbriefen und ihre Beziehung zum Baldermythus hinwies.

Sämtliche Vorträge erfreuten sich eines sehr starken Besuches, der den früherer Jahre bedeutend übertraf.

Am Himmelfahrtstage, dem 24. Mai, feierte die Gesellschaft ihr zwölftes Stiftungsfest mit einer Wanderversammlung in Brieg, an der sich mehr als 60 Herren und Damen beteiligten. Unter Leitung der Herren Bürgermeister Peppel und Riba, Gymnasinaldirektor Matschky, Schulrat Waeber, Stadtrat Pistorius und anderer Herren hatte sich am Orte ein Festausschuss gebildet, der alles nötige sorgfältig vorbereitet hatte. Nach einer Besichtigung der herrlichen Anlagen, die aus den Stadtwällen erwachsen sind, hielt Herr Bürgermeister Riba einen sehr interessanten knappen Vortrag über die Geschichte und Schicksale der Stadt Brieg, insoweit sie sich in heutigem Bilde der Stadt spiegeln, und gab damit die wertvolle Einleitung zu einem Rundgange durch die Stadt, der die Denkmäler und die wichtigsten Bauten, wie das ehrwürdige Rathaus, die Reste des Piastenschlosses mit seinem prächtigen Portal kennen lehrte. Um 12 Uhr fand in der Aula des ehrwürdigen Gymnasiums die festliche Sitzung statt. Von Herrn ersten Bürgermeister Peppel und sodann vom Lehrerkollegium wurde die zahlreiche Versammlung begrüsst. Sodann dankte der Vorsitzende Prof. Dr. Siebs den Herren und hielt den angekündigten Vortrag „über die Aufgaben und Ziele der Volkskunde". Er gab ein kurzes Bild der Entwicklungsgeschichte dieser Wissenschaft und führte aus, wie man heute in allen Gebieten Deutschlands und anderer Länder um die Sammlung volkskundlicher Schätze bemüht sei; man dürfe freilich nie vergessen, was schon ältere Gelehrte, wie Jakob Grimm, Schmeller, Müllenhoff und für Schlesien Weinhold unserer Sache geleistet hatten; aber neu sei die

geordnete Einrichtung einer Zentralstelle für solche Arbeit, und das sei unsere Gesellschaft. Nach einem Überblicke über ihre bisherigen Leistungen wurde ein besonderes Arbeitsgebiet, das Volkslied, besprochen, und an einem lehrreichen Beispiele gezeigt, wie wichtig für Kunde und Herausgabe des Volksliedes eine reiche Kenntnis der wechselvollen Texte und Melodien ist, wie sie in grosser Menge heut im Volke leben. So ist die Volkskunde auf Mitarbeit weiter Kreise angewiesen und bittet dringend um deren eifrige Hilfe, solange es noch Zeit, d. h. Stoff zum Sammeln vorhanden ist. — Als zweiter Redner sprach Pastor Heyn aus Mollwitz über „Orts- und Flurnamen im Brieger Gebiet". In einleitenden Worten wurde über die Bedeutung der Flurnamen im allgemeinen und die Grundsätze gehandelt, die sich für die Namengebung aufstellen lassen; sodann wurden die wichtigsten Namen des Brieger Gebietes erklärt — dieser Teil ist in der vorliegenden Nummer S. 92 ff. veröffentlicht. — Als dritter Redner sprach sodann Universitätsprofessor Dr. Skutsch „über den Wert der Dichter für die Volkskunde". Von den Werken eines römischen Dichters vom Anfang des 19. Jahrhunderts, Giuseppe Gioacchino Belli, ging der Redner aus und zeigte an kleinen treffenden Beispielen aus dessen Sonetten (mehr als 2000 hat er gedichtet), wie Sitte und Brauch des Volkes geschildert werden und sich oftmals zum Vergleiche mit unseren Volksanschauungen verwerten lassen: wir haben in Belli eine wichtige Quelle für italienische Volkskunde. Auch auf den Stoff, den Shakespeares Dramen bieten, wies der Redner mit interessanten Beispielen hin.

Nach Schluss der festlichen Sitzung trafen sich die Teilnehmer in der Loge zu gemeinsamem Mittagsmahle zusammen; Professor Siebs dankte nochmals für den freundlichen Empfang und brachte mit Worten Friedrichs von Logau, der in den Mauern Briegs erwachsen ist, einen Trinkspruch auf die Stadt aus; Erster Bürgermeister Peppel sprach auf die Gesellschaft und ihren Vorstand, Gymnasialdirektor Feit auf die Redner des Tages. — Der Rest des genussreichen Tages war der Besichtigung einiger Kirchen und der Promenaden gewidmet.

Am 16. Januar starb nach langem Leiden Lehrer Johannes Reinelt (Philo vom Walde), seit 1904 Mitglied unseres Vorstandes; wir haben seiner schon an anderer Stelle gedacht. Am 14. Juni erlitt der Vorstand einen weiteren Verlust durch den Tod seines langjährigen Mitgliedes Rechtsanwalt und Notar Justizrat Pavel; er war ausgezeichnet durch Liebe und Kenntnis seiner schlesischen Heimat und war der Volkskunde ein Freund und Helfer. — In Giessen starb am 16. Juni im Alter von 46 Jahren Professor Dr. Adolf Strack, der erste Vorsitzende des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde — der Tod dieses verdienten Gelehrten ist ein schwerer Verlust für unsere Wissenschaft.

Diesem Hefte ist ein Bild des Professor Nehring beigeheftet. — Die dritte Nummer der „Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde" (Januar 1906) ist diesem Hefte beigelegt.

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen und Mitteilungen von den Herren: A. Bartsch in Kattowitz, Lehrer Fechner in Hirschfeldau bei Sagan, Lehrer Gebhardt in Cantersdorf bei Löwen, Lehrer Eduard Holba in Hermsdorf bei Sagan, Lehrer Kahle in Daubitz OL., Lehrer

Digitized by Google

Nafe in Oberbielau. R. Piernay in Brand, Lehrer Schiemenz in Kottwitz, Rentner Scholz in Herzogswaldau, Lehrer Walter in Puschhau, Lehrer Williger in Schöntal (Kreis Sagan). Besonderen Dank auch den Herren Kgl. Kreisschulinspektoren Nauck in Gross-Krichen, Pastor Kern in Rauscha OL., Schulrat Lochmann in Fischendorf bei Sagan, Handke in Creba OL., Förster in Landeshut u. a. m. — Für jede weitere Mitteilung von volkskundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

Schon öfters haben wir mit Dank hervorgehoben, dass die Kgl. Regierung zu Liegnitz auf Anregung unseres hochverehrten Mitgliedes, des Herrn Oberregierungsrat von Neefe und Obischau Interesse für unsere Arbeiten bei den Kgl. Kreisschulinspektoren zu erwecken gewusst hat. Um Anregung zu planmässigem Sammeln zu geben, beabsichtigen wir, demnächst ausführlichere Fragebogen mit Antwortbeispielen zu versenden; einstweilen verweisen wir auf die in unseren „Mitteilungen" gegebenen Sammlungen und, was Sitte und Brauch anlangt, auf die Arbeiten von Paul Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien, Band I und II, s. Umschlag.

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei: **aus Breslau:** Frau Oberingenieur Minssen, die Herren Buchhändler A. Beyer, Buchhändler P. Hoffmann, Redakteur Carl Müller, Buchhändler P. Frommer, Universitätsprofessor Dr. B. Meissner, Direktor der Augustaschule Dr. Theodor Schmidt, Privatdozent Dr. Lux, Universitätsprofessor Dr Wendland, Universitätsprofessor Dr. Drescher, Buchhändler Paul Rohrmann, Hauptmann Loewe, der Zobten-Gebirgsverein, vertreten durch Herrn Anton Hübner; **von auswärts:** die Herren prakt. Arzt Dr. Hampel in Gogolin, Hauptlehrer Th. May in Bladen, Kr. Leobschütz, Lehrer Paul Auras in Gross-Peterwitz, Kr. Trebnitz, der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag, die Herren Lehrer R Hrubý in Kirchberg bei Sonnenberg i. Schles., Lehrer Göldner in Liegnitz, Pastor Elmer E. S. Johnson in Wolfenbüttel, Erster Bürgermeister Peppel in Brieg, Bürgermeister Riba in Brieg, Major a. D. von Kronhelm in Brieg, Königl. Seminardirektor Schulrat R. Waeber in Brieg, Hauptlehrer A. Pantke in Briesen bei Brieg, Hauptlehrer G. Hoffbauer in Leubusch bei Brieg, Lehrer Gebhardt in Cantersdorf bei Löwen i. Schles., Bankier Boehm in Brieg, Hauptlehrer Weiss in Michelwitz bei Brieg, Professor Dr. Geyer in Brieg, prakt. Arzt Dr. Larisch in Brieg, Stadtbaurat Pistorius in Brieg, Fabrikbesitzer C. Pauly in Brieg, Kassierer Viktor Buchwaldt in Brieg, Augenarzt Dr. Asmus in Düsseldorf.

Die „Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde" erscheinen bis auf weiteres nicht mehr als einzelne Nummern, sondern als vollständige Hefte in zwangloser Folge.

Beiträge für die „Mitteilungen" und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Herausgeber Univ.-Prof. Dr. **Theodor Siebs,** Breslau XIII, Hohenzollernstr. 53, II.

Schluss der Redaktion: 25. Juli 1906.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Digitized by Google

Der germanische, insbesondere der englische Zauberspruch.

Von Dr. Maria Brie.

I. Einleitung.

Wegen der Fülle des überlieferten Materials und der umfangreichen Literatur über den germanischen Zauberspruch habe ich mich auf einen bestimmten Ausschnitt, den englischen Zauberspruch, beschränkt, und auch hier muss ich mich begnügen, einzelne wichtige Punkte hervorzuheben, einzelne bedeutsame Formeln anzuführen. Diese zeigen eine auffallend nahe Verwandtschaft mit den Sprüchen anderer germanischer Völker, insbesondere der Deutschen und Norweger. Solche Ähnlichkeit erklärt sich wohl in der Hauptsache aus den gleichen abergläubischen Vorstellungen, die zugrunde liegen.

Unter diesen ist eine der verbreitetsten bekanntlich die von der zauberischen Gewalt des Wortes. Die richtigen Worte, in der richtigen Folge, auf die richtige Weise angewandt — das ist der Zauberspruch. Er ist seiner ursprünglichen Form nach nichts weiter als ein Befehl an Dinge, Tiere, Menschen oder Geister, der jedoch von einem gewöhnlichen Gebot sich durch die feierliche Vortragsweise (Singen, Rezitieren, Murmeln) und durch die gehobene Sprache (gebundene Rede) unterscheidet. Aber nicht die Art des Sprechens ist ausschlaggebend — die Formel wirkt auch, wenn man sie geschrieben bei sich trägt oder etwas verzehrt, worauf sie geritzt ist — alles Heil liegt in dem überlieferten Wortlaut. Dieser erbt sich daher fort, auch wenn er nicht mehr verstanden wird, wenn er im Laufe der Zeit schier bis zur Sinnlosigkeit entstellt worden ist. Späteren Geschlechtern schien vielleicht in dieser Dunkelheit das Geheimnis der wundertätigen Kraft zu liegen. Aber das steht fest: auch der scheinbare Hokus-

Digitized by Google

pokus, auch das sogenannte Zauberlatein hat bei seinem Ursprung zumeist einmal Sinn und Verstand gehabt.

II. Zauberspruch und Zauberhandlung.

Gewöhnlich steht der Spruch in naher Verbindung mit einer Handlung. Diese soll entweder so wie sie ist die Wirkung des Spruches unterstützen, oder sie hat symbolische Bedeutung. Zu der ersten Klasse gehört die Anwendung bestimmter Kräuter, mehr oder weniger mit Aberglauben versetzter Rezepte und Mittel, geweihten Wassers, das Übertragen der Krankheit auf einen Gegenstand oder ein anderes Wesen. Sehr häufig aber hat der zauberische Brauch nur eine sinnbildliche Bedeutung. Dann wohnt ihm selbst schon magische Kraft inne, und das begleitende Wort wird nicht selten entbehrlich. In England zog man mit einem Bruch behaftete Kinder durch gespaltene Eschen. Dann nahm man den Keil aus dem Baum, verklebte den Spalt sorgfältig mit Lehm und war überzeugt, dass, wenn er heilte, auch das Kind gesund würde [1]). Denselben Brauch berichtet Drechsler aus Schlesien (Band II S. 278). — In Norfolk hängt man gegen Keuchhusten eine Spinne in einem Säckchen über dem Kamin auf und spricht dreimal:

Spider, as you waste away,
Whooping cough no longer stay [2]).

Oder man begrub ein keuchhustenkrankes Kind zum Schein und erwartete, dass es „neugeboren“ aus der Gruft hervorgehen würde. So berichtet Dyer:

„On the border ground of Suffolk and Norfolk a hole is dug in a meadow, and into this the little sufferer from whooping-cough is placed in a bent position, head downwards; the flag cut in making the hole is then placed over him, and there he remains till a cough is heard. It is thought that if the charm be done in the evening, with only the father and the mother as witnesses, the child will soon recover“ [3]).

Dergleichen symbolische Bräuche finden sich bei allen germanischen Völkern: Man zieht beispielsweise ein krankes Kind durch ein Erd- oder Baumloch, wahrscheinlich, um das Leiden auf diese Weise abzustreifen [4]). Zauberinnen knüpfen einen Knoten,

[1]) Deutsche Myth. II[4] S. 977; Kemble, Die Sachsen in England I S. 435/36 (übers. v. H. B. Chr. Brandes, Leipzig 1835).

[2]) Norfolk Garland 31.

[3]) Black, Folk-Medicine, London 1883, S. 101.

[4]) Gaidoz, Un vieux rite médical, Paris 1892.

Digitized by Google

um die Fruchtbarkeit einer Ehe zu hindern. Im alten Griechenland, in Italien, in Schottland fertigte man Rachepuppen, die man, oft unter Flüchen, durchbohrt, um so den qualvollen Tod eines Feindes zu erzielen. Englische Landmädchen durchstechen eine Kerze oder den Schulterknochen eines Lammes und sprechen dabei:

It's not this candle (bone) alone I stick,
But A. B.'s heart I mean to prick;
Wether he be asleep or awake,
I'd have him come to me and speak [1]).

Sie meinen ihr Liebster wird dann, von einer seltsamen Unruhe ergriffen, sie aufsuchen.

III. Zauberspruch und Dämonenglaube. Arten des Zauberspruchs.

Von Wichtigkeit für das Verständnis der Zaubersprüche ist auch der Dämonenglaube. Bei einer Speerwunde, einer Verrenkung, einem Bruch kannte man den Grund des Übels, da wusste man, wie es entstanden war. Anders bei einer Erkrankung der inneren Organe, bei Krämpfen, Gliederreissen, einem bösartigen Ausschlag u. dgl. Wie sollte man sich die nur erklären? Vor kurzem noch war der Kranke gesund gewesen, und nun schüttelte ihn das Fieber, und ebenso plötzlich, wie es gekommen war, verschwand es wieder. Scheinbar ohne Ursache verfiel ein anderer; keine Nahrung, keine Pflege schlug bei ihm an. Wieder einer wand sich in Zuckungen und tat und sprach während des Anfalls Dinge, die in schärfstem Widerspruch zu seinem gewöhnlichen Wesen standen. Es war, als ob nicht er selbst, sondern ein anderer aus ihm handelte. Es musste ein böser Geist in ihn gefahren, er musste besessen sein. Einige Leiden schrieb man wohl einer Vergiftung zu, meist jedoch dachte man: ein Dämon hat seine Wohnung in ihm aufgeschlagen, reitet auf ihm, oder hat seine Pfeile auf ihn geschossen, oder der Ärmste ist bezaubert worden. So unterscheidet der englische Forscher Black [2]) drei Erklärungen, zu welchen die Menschen bei Krankheit und Tod griffen, wenn sie nicht an eine natürliche Ursache glauben wollten:

---

[1]) W. Henderson, Notes on the Folk-Lore of the Northern Counties of England and the Borders, London 1879, S. 173. Vgl. auch Northall, English Folk-Rhymes, London 1892, S. 156/57; Folklore Journal V S. 37.

[2]) Folk-Medicine S. 4.

Digitized by Google

den Zorn eines beleidigten Gottes oder Dämons, die Zauberkraft eines feindlichen Menschen, das Übelwollen eines Toten. Die Zaubersprüche setzen den Dämonenglauben nicht unbedingt voraus, aber er ist der Boden, auf dem sie am üppigsten gedeihen. Ist die Welt von lauter guten und bösen, den Menschen freundlich oder feindlich gesinnten Geistern erfüllt, so bleibt dem einzelnen nichts übrig, als sich mit ihnen zu stellen. Er wird sie durch mächtige Sprüche zu beeinflussen, sich dienstbar zu machen (sie müssen ihm z. B. die Zukunft offenbaren), zu bestechen, zu besiegen und zu vertreiben suchen. Er ruft einen stärkeren Gott zu Hilfe wider den schwächeren Unheilbringer, der zugleich auch dessen Gegner ist. Er macht sich den Segensreichen durch Opfer und wirksames Wort geneigt; er versöhnt dadurch den Erzürnten. Er überredet oder zwingt den Unhold, sich einen andern Aufenthaltsort zu wählen. So lässt Christus (Matth. VIII 32) die Teufel in eine Herde Säue fahren; der angelsächsische Zauberer bannt den Wicht in eine Glaskugel[1]), der deutsche in einen Pfeil, der darauf in den Wald geschossen wird. Der mittelalterliche Ritter verleitet den Teufel, aus dem jungen Mädchen, dessen er sich bemächtigt hat, in den Zipfel seines Mantels zu gehen[2]). Nicht selten wird ein Übel auf einen Baum übertragen, der Krankheitsgeist in die Erde, in den Mist, in fliessendes Wasser verwünscht.

Andere Formeln dienen dazu, einen drohenden Schaden abzuwenden. Wenn man z. B. auf eine Reise geht oder wenn in der Gegend eine Seuche wütet, so befiehlt man sich der besonderen Hut eines mächtigen Gottes resp. Heiligen. Bisweilen trägt man noch zu stetem Schutze einen ihm geweihten Gegenstand (Talisman, Amulett) bei sich. Je nachdem nun ein vorhandenes Leiden entfernt oder einem künftigen vorgebeugt werden soll, unterscheidet man gewöhnlich 2 Hauptarten des Zauberspruchs: die „Beschwörung“ und den „Segen“. Ihnen muss man aber noch eine dritte sich vielfach mit der Beschwörung berührende Gruppe zufügen: den Zauber zum Schaden anderer, das „Behexen“. So wenig Formeln uns auch wegen der darauf stehenden strengen Strafen überliefert sind, so können wir doch aus den zahlreichen Sprüchen und Mitteln, um sich vor bösem Zauber zu schirmen,

[1]) Zs. f. d. A. XIII S. 198 ff.

[2]) Studien z. vergl. Literaturgesch. II S. 345.

Digitized by Google

sowie aus der germanischen Heldensage auf seine beträchtliche Ausdehnung schliessen. Neben dem Mitleid und der Hilfsbereitschaft des natürlichen Menschen findet eben auch im Aberglauben der Eigennutz, die Furcht und besonders die Rachsucht ihren Ausdruck. Ein interessanter Hexenspruch wird uns in einem Bergener Gerichtsprotokoll [1]) vom Jahre 1325 überliefert. Ragnhild Tregagaas hatte ein Verhältnis mit ihrem Vetter im zweiten Grade, Baard, gehabt. Der junge Mann verliess sie und heiratete eine andere. In der Hochzeitsnacht legte sie dem jungen Paar 5 Brote, ebensoviel Erbsen und zu ihren Häupten ein Schwert ins Bett. Darauf sang sie:

„Ritt ek i fra mer | æin þer i bak biti
gondols ondu; | annar i briost [þer] biti,
þridi snui uppa þik hæimt oc ofund".

„Reite ich fort von der Erde auf dem Atem der Gondol". Gondol ist der Name einer Walküre, der Personifikation der geballten Sturmwolke. Also etwa:

„Auf Sturmesfittich fahre ich durch die Luft;
der eine beisse dich in den Rücken,
der zweite beisse dich in die Brust,
der dritte wende dir Hass und Missgunst zu".

Der Sinn dieser Zeilen ist nicht ganz klar. Wahrscheinlich bezog Ragnhild sie auf die ins Bett gelegten Gegenstände. Vor dem Gericht des Bischofs von Bergen sagte sie aus, dass sie den Spruch in ihrer Kindheit gehört und jetzt angewandt habe. Sie wurde mit schwerer Kirchenbusse bestraft; ein Jahrhundert später wäre sie sicher verbrannt worden. Mit ihrem Zauber hatte sie Zwietracht zwischen den Eheleuten säen wollen. In Deutschland heisst es, dass Erbsen, die man ins Bett legt, diese Wirkung haben.

Oft ist mit dem Besitz gewisser Pflanzen und Steine die Macht über die Dämonen und die Natur verknüpft, so dass man seinem Feind ein Übel auf den Hals zu schicken und anderseits ihn zu erlösen vermag. Bei Grimm, Dtsch. Myth. [4] 1016, heisst es:

„Es haben die alten Weiber viel fantasei mit kräutern und sprechen, das rothe steinbrechlin mit den linsenblättlein heisse „abthon". das nacket Jungfrauhaar heisse „Widerthon", und mit beiden können sie nach ihrem gefallen „abthon" und „widerthon", d. h. machen, dass eine Kuh je nach Wunsch keine oder reichliche Milch giebt" [2]).

Mannigfacher Zauber wurde mittelst der Alraune geübt. —

[1]) Diplomatarium Norvegicum IX p. 113; Bang S. 136.
[2]) Dt. M. III [4] S. 359.

Siebenerlei Kräuter brauchte man zu der Hexensalbe, mit der man sich einrieb, um durch die Luft fahren zu können [1]). Dabei sprach man in Deutschland: „Oben aus und nirgends an"; in England: „Tout, Tout, Throughout and about" [2]). Hiermit ist zu vergleichen die saterländische Formel „herûter di tût" usw., vgl. Siebs, Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde 1893 S. 391. In das Gebiet des Hexens gehören auch die zahlreichen Anweisungen, Liebe zu bewirken. Die Rezepte nach dieser Richtung sind meist recht widerlich. Eine ergiebige Quelle für sie sind die Bussordnungen, sowie die Werke geistlicher Schriftsteller. Die heilige Hildegard sagt:

„Wenn ein Mann von einer Frau oder eine Frau von einem Mann durch zauberische Kunst bethört worden ist oder mit irgend welchem Blendwerk dieser Art in Berührung gekommen ist oder durch teuflische Zauberlieder beschworen worden, welcher Mann oder welche Frau auf solche Weise von Liebesleidenschaft ergriffen ward, nehme seine Zuflucht zur Bethonie". Das Kraut wird helfen, „wenn er kein incitamentum amoris im Essen oder im Getränk genossen hat" [3]).

Leider bestand und besteht der Zauber sehr häufig darin, dass man dem Geliebten ein incitamentum, gewöhnlich etwas vom eigenen Körper (Haare, Nägel u. dgl.), in die Nahrung mischte. In dem Bussbuch des Bischofs Egberht heisst es unter anderm:

„Wenn jemand um jemandes Liebe willen zaubert und ihm etwas im Essen oder im Getränk eingiebt oder irgend einen Zauberspruch anwendet, auf dass seine Liebe grösser werde, wenn das ein Laie thut, so faste er ein halbes Jahr, mittwochs und freitags geniesse er nur Wasser und Brot" [4]).

IV. Geschichte des Zauberspruchs in England.

Kemble hat die Bestimmungen der altenglischen Bischöfe und Könige gegen Zauberei zusammengestellt. Ich beschränke mich deshalb darauf, die charakteristischsten derselben anzuführen. Anfänglich verbot die Kirche jegliche Art von Magie [5]). Auf ihre Anwendung standen, je nach der Schwere des Vergehens, 40 Tage bis 7 Jahre Busse [6]). Schlimmer noch für den Schuldigen war es, wenn solche Rückfälle ins Heidentum vor das weltliche Gericht

[1]) Dt. M. III [4] S. 427.

[2]) Northall 158.

[3]) Cockayne, Leechdoms, Wordcunning and Starcraft . . . of Early England, London 1864, Band I S. XLV.

[4]) Kemble I 435/36.

[5]) Martin Müller, Über die Stilform der altdeutschen Zaubersprüche bis 1300, Kieler Dissertation 1901, S. 10 u. a. O.

[6]) Poenitentiale Pseudo-Theodori (Wasserschleben 596/97) u. a. O.

Digitized by Google

kamen. Es heisst, König Alfred habe alle Zauberer von Beruf gleich Mördern und Giftmischern hinrichten lassen. Eine Zauberhandlung, um seinen eigenen oder den Feind eines andern zu töten, erschien im 9. Jahrhundert durchaus nicht als ein Versuch mit unzureichenden Mitteln. Erhalten ist uns aus jener Zeit nur ein Gesetz, nach dem Frauen, die sich mit Hexenmeistern einzulassen, sie zu herbergen und zu unterstützen pflegen, mit dem Tode bestraft werden [1]). In den Gesetzbüchern Eadwards (901—24) und Cnuts (1017—34) aber heisst es:

„Wenn Zauberer oder Wahrsager, Meineidige oder heimliche Mordstifter . . . irgendwo im Lande betroffen werden, dann jage man sie ausser Landes und säubere das Volk, oder man vernichte sie gänzlich im Lande, es sei denn, sie lassen vom Bösen ab und büssen um so tiefer" [2]).

Doch wurde wohl nur der Zauber zum Schaden anderer, das eigentliche maleficium, und der unter Anrufung der alten Götter resp. des Teufels so streng geahndet; denn schon Äđelstan (925-40) verordnet:

„Wir bestimmten über die Zauberkünste und über Verhexungen und über verstohlene Lebensgefährdungen, wenn ein Mensch getötet wird, und der Verklagte es nicht leugnen kann, dass er sein Leben verwirkt habe" [3]),

und Cnut erlässt um 1030 folgende Bestimmung:

„Wir verbieten ernstlich jedes Heidentum. Heidentum ist, wenn man Götzen verehrt, nämlich dass man heidnische Götter verehrt und Sonne oder Mond, Feuer oder Flut, Wasserquellen oder Steine oder Waldbäume irgendwelcher Art, oder Hexenkunst pflegt oder heimliche Mordstiftung übe auf irgend eine Weise, entweder in Opferdienst oder Zukunftschauen oder irgend etwas von solcherlei Trugbildern vollzieht" [4]).

Mit dem harmlosen Volksglauben aber hatten geistliche und weltliche Obrigkeit, da sie ihn nicht ausrotten konnten, ihn wohl auch vielfach teilten, frühzeitig ihren Frieden gemacht. Dies ging um so leichter, als die Kirche in ihre Lehre so viel jüdisch-christliche Dämonologie aufgenommen hatte, dass sie die Existenz der heidnischen Götter nicht zu leugnen brauchte, sondern sie einfach unter die Teufel versetzte; ihre Anrufung war somit Teufelsdienst, Abgötterei. Doch weil die alten Götter die Kraft zu helfen und, was wichtiger, zu schaden behielten, mussten die Anhänger des

[1]) Die Gesetze der Angelsachsen, herausg. v. F. Liebermann, S. 38, 39.
[2]) Liebermann S. 134/35 und S. 310/11.
[3]) Liebermann S. 152/53.
[4]) Liebermann S. 312/13.

Digitized by Google

Christentums auch gegen ihre Angriffe geschützt und, wenn nötig, von ihren Bosheiten befreit werden. Der Name der Dreieinigkeit, das Zeichen des Kreuzes, Bibelsprüche, Weihwasser, Reliquien, christlich gefärbte Formeln traten an die Stelle der hergebrachten Zaubermittel. Bezeichnend ist das etwa im Jahre 990 geäusserte Verlangen Älfrics: „Ne sceal nan man mid galdre wyrte besingan, ac mid Godes wordum hi gebletsian and swa þiegan“ [1]) (Nicht soll man mit einem Zauberspruch ein Kraut besingen, sondern es mit Gottes Worten segnen und so verzehren). Und in Cnuts Gesetzen findet sich folgende Stelle:

„Gross ist die Beschwörung und hehr ist die Weihe, durch welche der Geistliche Teufel austreibt und zur Flucht bringt, so oft wie er einen Menschen tauft oder die Hostie weiht . . .“ [2]).

Es ist verständlich, dass unter diesen Umständen der Priester wieder zum berufensten Beschwörer und Exorzisten wurde, obgleich die Bischöfe nicht immer damit einverstanden waren; aber was half's? Die Gemeinde verlangte solche Wunderkraft von ihrem Pfarrer, und mancher Pfarrer empfand ihr Verlangen nicht als Aufforderung zur Zauberei, sondern zu einem zur Ehre Gottes dienenden Werke. Die Macht des dreieinigen Gottes erwies sich jedenfalls am klarsten, wenn schon sein Name genügte, um die bösen Geister zu verscheuchen. Und das Beispiel der Heiligen sprach für diese Auffassung. Ihr Ruhm beruhte zum Teil auf ihren Teufelsaustreibungen und andern Wundertaten. Einige von ihnen wurden in bestimmten Krankheiten als Nothelfer angerufen, weil sie einmal bei Lebzeiten das selbe Übel geheilt haben sollten, so Antonius von Padua gegen das Fieber, Valentin von Terni gegen die Epilepsie, Antonius der Einsiedler gegen das Antoniusfeuer, eine furchtbare Hautkrankheit [3]). Demnach, glaube ich, darf man behaupten, dass alle Formeln, die zuerst in lateinischer Sprache auftauchen, biblische oder legendarische Grundlage haben und Gemeingut der germanischen und der romanischen Völker sind, ursprünglich von der Geistlichkeit in Umlauf gesetzt wurden. Hierher gehören — nur die bekanntesten seien genannt — der

[1]) The Homilies of the Anglo-Saxon Church ed. B. Thorpe I. Aelfric S. 476, London 1844.

[2]) Liebermann S. 284 85.

[3]) Dietr. H Kerler, Die Patronate der Heiligen, Ulm 1905.

Digitized by Google

Longinussegen, der Dreigutebrüdersegen, der Jordan- und der Apolloniasegen.

Neben dem christlichen Element verschaffte die Geistlichkeit auch dem gelehrt-antiken Eingang in die volkstümliche Magie. Sie übersetzt die Schriften des Plinius, Dioscorides, Sextus Placidus, den Pseudo-Apuleius und andere in die Landessprache; sie wendet ihre Rezepte als Ausfluss höchster Gelehrsamkeit mit naiver Gläubigkeit an. Darum ist es oft schwer, zuweilen unmöglich, im Volksglauben das Fremde von dem Einheimischen zu trennen[1]). In England wurden die ältesten uns überlieferten Zaubersprüche um das Jahr 1000 aufgezeichnet. Aus der gleichen Zeit stammt die (von Cockayne veröffentlichte) Übersetzung des Pseudo-Apuleius. Es ist aber anzunehmen, dass der Einfluss jener antiken Schriftsteller sich schon früher geltend gemacht hat. Jüngeren Datums ist die Einwirkung des Macer Floridus. Dies lateinische Gedicht über die Kräfte und Eigenschaften der Pflanzen ist keinenfalls vor dem Ende des 9. Jahrhunderts entstanden[2]). Doch erscheint das Beiwort „mater herbarum", das bei ihm die artemisia auszeichnet, schon im Neunkräutersegen auf die Wegbreite, den Wegerich, angewendet: „Ond þu, Wegbrâde, wyrta môdor . . ". Bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts stand der Macer in hohem Ansehen, und manches noch gebräuchliche Hausmittel mag aus ihm stammen.

Noch eine Art von Aberglauben hatte die Christenheit, wenigstens in seiner Ausprägung, der Kirche zu verdanken: den Hexenwahn. Er ist eine abenteuerliche Verquickung von gemeingermanischen und antiken Vorstellungen mit scholastischen Hirngespinsten. Im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts nahm der Glaube an menschliche Luftfahrer, die eine förmliche mit dem Teufel verbündete Sekte bildeten, ja in geschlechtlichem Verkehr mit Dämonen standen, feste Gestalt an. Zum Entgelt für ihre völlige Hingabe, meinte man, stattete der Böse sie mit Zauberkräften aus. Als von Gott Abgefallene, Ketzer und bösartige Zauberer zugleich, verdienten sie in den Augen der Kirche zwiefach den Tod. Hatte bis zum 12. Jahrhundert die gebildete

[1]) Siehe Hoops, Über die altenglischen Pflanzennamen. Freiburg 1889.

[2]) Zacher, Macer Floridus und die Entstehung der deutschen Botanik, Zs. f. dt. Philol. XII S. 189 ff.

Digitized by Google

Geistlichkeit den Glauben an menschliche Luftfahrer und -fahrerinnen energisch bekämpft[1]), so breitete sie ihn jetzt, da sie von dem Gedanken der Teufelsbuhlschaft besessen war, aufs eifrigste aus und suchte ihn wissenschaftlich zu begründen. 1487 erscheint in Deutschland der berüchtigte „Hexenhammer", der ihn besonders auf das weibliche Geschlecht zuspitzt[2]). Von da ab grassieren die Hexenverfolgungen wie eine Seuche sowohl in katholischen als in protestantischen Landen. Verhältnismässig lange bleibt England verschont. Nur vereinzelt und fast immer aus politischen Gründen und persönlichem Hass wurden dort im 15. Jahrhundert Anklagen erhoben: 1431 ward auf Betreiben der Engländer die Jungfrau von Orleans verbrannt. Gleichfalls unter Heinrich VI. wurde die Herzogin von Gloucester des Einverständnisses mit Hexen beschuldigt und nach der Insel Man verbannt[3]). Diese beiden berühmten Fälle hat Shakespeare ganz im Geiste seiner Zeit in Heinrich VI. dargestellt; auch die Hexen im Macbeth sind ein Dokument des mit gelehrten, besonders antiken Bestandteilen durchsetzten Aberglaubens. Richard III. endlich verdächtigte — das hat Shakespeare nicht verwertet — die Königin-Witwe und mehrere Anhänger Heinrich Tudors der Zauberei.

Noch im 16. Jahrhundert sind Hexenhinrichtungen in England ziemlich selten. Die Gesetze waren milder[4]); auch wurde, anders als in Schottland, in der Regel nicht die Folter angewandt. Erst nach der Thronbesteigung des fanatisch-bornierten Jakob I. bricht auch in England eine furchtbare Hexenverfolgung aus. Mit übelangebrachter Gelehrsamkeit hatte der eifrige Herrscher in seiner Dämonologie gegen alle aufgeklärten Zweifler „bewiesen", erstens, „quod tales Satanae agressiones possibiles sint; tum, quod talia Satanae eiusdem instrumenta, ut quam severissimè puniantur, digna sint"[5]). In dieser Überzeugung begegnete er sich mit der anglikanischen Geistlichkeit und den Puritanern, so dass seine Zustimmung die wüsten Ausschreitungen eines blinden Zelotismus entfesselte. Man berief sich auf die Bibelstelle Exodus XXII 18:

[1]) Hansen, Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozess im Mittelalter . . ., München und Leipzig 1900 S. 80 ff.

[2]) Hansen S. 481 ff.

[3]) Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse, Stuttgart 1880, I S. 518.

[4]) Soldan-Heppe I 519; Green, History of the English People V S. 105 ff.

[5]) Daemonologia, Hannover 1604, S. 8.

Digitized by Google

„Zauberinnen sollst du nicht leben lassen". Nicht nur der schädigende Zauber, auch die üblichen Heilsprüche und Besegnungen galten jetzt den Richtern als Teufelskunst; dabei pflegten sie selbst geweihtes Salz, Kräuter und Weihrauch zum Schutz gegen ihre Opfer bei sich zu tragen[1]). Noch 1678 erklärte Sir George Mackenzie in seinem Treatise on Witchcraft, es sei ein Irrtum, dass der Teufel bloss Krankheiten erregen, nicht heilen könne, „und nicht allein", fügt er hinzu, „kann er die Krankheiten heilen, die er selbst hervorgerufen hat . . . sondern auch natürliche Erkrankungen, da er die natürlichen Ursachen und den Ursprung solcher Erkrankungen besser kennt als die Ärzte, weil sie nicht dabei sind, wenn sich jemand eine natürliche Krankheit zuzieht und weil sie, da sie jünger als er sind, auch weniger Erfahrung haben müssen"[2]). — Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts, als England politisch und religiös zur Ruhe kam und Naturwissenschaft und Philosophie an Boden gewannen, liessen die Hexenverfolgungen nach. 1712 fand der letzte Hexenprozess statt, er endete mit der Begnadigung der Angeklagten. Seitdem hatten die Gebildeten nur noch Spott und mitleidiges Lächeln für diesen gefährlichen Aberglauben, während sich im Volke die Hexenfurcht bis auf unsere Tage erhielt.

V. Stil der Zaubersprüche.

Wie ich bereits dargelegt habe, unterscheidet man je nach ihrem Zweck drei Arten des Zauberspruchs: die Beschwörung, den Hexenspruch und den Segen. Doch hat diese Einteilung mehr einen theoretischen als einen praktischen Wert, da die Grenzen zwischen diesen einzelnen Klassen flüssig sind. Was die äussere Form der Zaubersprüche anlangt, so fallen stilistisch die beiden ersten Gattungen und ein grosser Teil der Segen zusammen, so dass man sie wohl als „Beschwörung" im weiteren Sinne bezeichnen kann. Es gibt zwei Hauptformen der Beschwörung: den blossen Befehl und den mehr oder minder deutlichen Befehl mit epischem Eingang[3]). Diese zeigen freilich mannigfaltige Umbildungen, Erweiterungen und Verstümmelungen, Übergänge und Vermischungen;

[1]) Byloff, Das Verbrechen der Zauberei, Graz 1902, S. 253.
[2]) Black S. 13.
[3]) Schröder, Über das Spell, Zs. f. dt. Altert. 37 S. 260ff.; Martin Müller S. 27.

Digitized by Google

denn im Laufe der Entwickelung tritt nicht selten ein Spruch von der einen Klasse in die andere über.

1. Der einfache Befehl. Die Form des direkten Befehles ist uralt und bei allen germanischen Völkern verbreitet. Die einfachste denkbare Gestalt zeigt die englische Beschwörung:

„In dockon, out nettle", oder auch: „In dock, out nettle" [1]
(Ampfer rein, Nessel raus).

Man spricht sie, während man die von Nesseln zerstochene Haut mit angefeuchteten Sauerampferblättern reibt. Sie war schon Chaucer bekannt, dem sie vermutlich in folgender Fassung vorlag:

„Nettle in, dock out, dock in, nettle out,
Nettle in, dock out, dock rub nettle out" [2].

Denn in Troylus and Chryseide lässt er seinen Helden zu Pandarus sagen, der ihm rät, sich mit einer neuen Liebe über den Verlust Chryseides zu trösten:

„But canstow pleyen raket, to and fro,
Netle in, dokke out, now this, now that, Pandare?"
(Kannst du in solchen Dingen denn Schleuderball spielen, mal hin, mal her, Nessel rein, Ampfer raus, nun dies, nun das, Pandarus?) [3].

In diesem Spruch wird die Nessel einfach an die Luft gesetzt, und man kümmert sich nicht weiter um sie. Bei einer wirklichen Krankheit ist man in der Regel vorsichtiger: irgendwo muss das Übel bleiben, muss es hausen wie alles Lebendige; da ist es am sichersten, man weist ihm gleich seinen Wohnort an. So bespricht man in Essex den Keuchhusten, indem man unter einem Dornbusch durchkriecht:

„In bramble, out cough, here I leave the whooping cough".
(Dornbusch rein, Husten raus, hier lasse ich den Keuchhusten) [4].

Sehr häufig ist das Übertragen von Krankheiten auf Bäume. In Norddeutschland, und so auch in Schlesien, wird noch jetzt das Fieber zuweilen an „einen Baum gebunden". Dies geschieht, indem man ein Kleidungsstück des Kranken an dem Baum festbindet, und mir wurde von einer alten Eiche in Pommern erzählt, die ganz mit Zeugfetzen behängt war [5]. In Schleswig-Holstein geht

[1] Dt. M. III 507.
[2] Northall 131/32.
[3] Buch IV Vers 460/61.
[4] Black S. 70.
[5] Mündliche Mitteilung des Herrn Prof. Vogt (Marburg).

Digitized by Google

man an den jungen Sprössling einer gefällten Eiche, einen „Ekenhessen“, wie das Volk sagt, und spricht:

„Ekenhessen, i klag Di,
All de riten (reissende) Gicht de plagt mi;
Ik kann daer nich faer gaen,
Du kannst damit bestaen.
Den ersten Vogel, der äwer Di flügt,
Den gif dat mit in de Flucht,
De näem dat mit in de Lucht“ [1].

Anderswo redet man den Holunder an:

„Gôden Abend Herr Flêder! Hier bring ich min Fêber“ [2].

Ähnliche Zaubersprüche finden sich auch in England. Aus Lincolnshire wird uns folgende Anweisung gegen das Wechselfieber überliefert:

„... thou mun tak t' knife and cut off a long lock o' thy heer; and then thou must gan to t' espin-tree, and thou mun tak a greet pin and wrap thy heer around it, and thou mun pin it t' it bark o' t' espin-tree; and while thou'st daeing, thou mun say, „Espin-tree, espin-tree, I prithee to shak an shiver insted o' me“. An it 'll come to pass 'at thou 'lt niver hae t' shakking more, if thou nobbut gans straight home, and niver speaks to naebody till thou gets theer“. — (Nimm ein Messer und schneide eine lange Locke von deinem Haar ab; und dann gehe zu einer Espe und nimm eine grosse Nadel und wickel die Haarlocke darum und stecke sie in die Rinde von der Espe; und während du das thust, sprich: „Espenbaum, ich bitte dich, zitter' und schüttel dich für mich“. Und du wirst nie wieder Schüttelfrost haben, wenn du direkt nach Hause gehst und mit niemandem unterwegs sprichst) [3].

Auf ähnliche Weise überträgt man Warzen und redet dabei die Esche an:

„Ashen tree, Ashen tree, pray buy these warts of me“ [4].

Mannhardt meint, dass hier der Befehl an den Baum ergeht, weil er die Krankheit ausgesandt hat. Dies scheint mir aber nur für seltene Fälle zutreffend. Das Zurückschicken eines Übels an den Urheber begegnet jedoch öfters; es entsteht dann eine merkwürdige Verquickung von Hexenspruch und Beschwörung. So lautet ein lateinisch überliefertes Rezept aus dem 14. Jahrhundert [5] in einer hs. der Marburger Universitätsbibliothek:

„Item ut aliquis febricitet, fac fieri tres clavos, ad modum domini nostri J. Christi, et vade ad arborem quae dicitur lspm (doch wohl lôrespoum Lorbeer)

---

[1] M. Busch, Deutscher Volksglaube, Leipzig 1877, S. 179.

[2] Mannhardt, Wald- und Feldkulte. I. Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme, Berlin 1875, S. 20.

[3] Henderson S. 151.

[4] Northall 136.

[5] Zs. f. dt. A. XIII 214.

Digitized by Google

et imprime hoc clavos dicendo „sic sicut ista lrbrr tremuit, ita ille et illa tremulet et febricitet, quamdiu hi clavi sunt lrbrrn infixi". — (Damit jemand das Fieber kriegt, lass dir drei Nägel machen wie die, mit denen Christus ans Kreuz geschlagen wurde, und geh' zu dem Baum, welcher Lorbeer heisst, und schlage die Nägel ein, indem du sprichst: „Wie dieser Lorbeerbaum zittert, so soll dieser oder jene zittern und fiebern, so lange wie die Nägel in dem Baum stecken)

Alemannia XVII 244 findet sich der folgende Spruch:

Hat dich beschrien ein Mann, | Hat es gethan ein Weib.
So komm es ihm selber an. | So fahr es in ihren Leib,
Das zehl ich dir zur Buss im Namen usw.

Und noch 1876 gab ein englischer Wunderdoktor einem jungen Bauernweib eine Flasche voll Wasser mit ein paar Dornen und einem Stück Papier darin; sie solle das im Garten vergraben, dann würde ihre sieche Mutter binnen 14 Tagen genesen. Als das nicht geschah, nahm sie die Flasche heraus und untersuchte ihren Inhalt. Auf dem Zettel stand:

„As long as the paper and thorns remain in the bottle I hope Satan, the angel of darkness, will pour out his wrath on the person who is the cause of the illness, and will throw him on a bed of sickness, which nobody can cure. and as this water is tormented by the thorns, so may he be tormented by the illness, and as the water dries up in the bottle, so might his flesh dry up on his bones, and he shall not live over nineteen days, when he shall be taken into hell by Satan and his angels" [1]).

Meist aber redet man die Krankeit selbst an, und es gehört zum Wesen einer richtigen Besprechung, dass sie bei ihrem Namen angerufen wird, wie man auch Geister, um ihre Macht zu brechen [2]), bei ihrem Namen nennen muss — ein Zug, der uns auch im Volksmärchen vom Rumpelstilzchen begegnet. In Shropshire vertreibt man Warzen, indem man jede mit je einem Kieselstein berührt. Dann tut man die Kiesel in einen Sack, wirft ihn weg und spricht:

„Warts, warts, go away, in a month, a week and a day" [3]).

Als ein bemerkenswerter Zauberspruch entpuppt sich bei näherem Zusehen ein englisches Kinderlied [4]). Der Stich der Wasserjungfer wird auf der Insel Wight vom Volke sehr gefürchtet. Um die Libelle von sich abzuwehren, singt man:

---

[1]) Black S. 171.

[2]) Vgl. den ahd. Spruch:

Uuola uuiht taz tû ueist taz tû uuiht heizist,
taz tûne uueist noch ne chanst cheden chuospinci (Denkm. II [3] 305).

[3]) Northall 136.

[4]) Northall 139.

Digitized by Google

„Snakestanger, snakestanger, vlee aal about the brooks;
Sting aal the bad bwoys that vor the fish looks,
But let the good bwoys ketch aal the vish they can,
And car 'm away whooam to vry 'em in a pan:
Bread and butter they shall yeat at zupper wi' their vish,
While aal the litull bad bwoys shall only lick the dish".

(Wasserjungfer, Wasserjungfer, fliege an den Bächen umher; stich all die bösen Jungen, die Fische fangen wollen, aber die guten Jungen lass so viel Fische fangen wie sie können und sie nach Hause tragen und in der Pfanne backen usw.)

Dass uns hier wirklich ein Zauberspruch vorliegt, wird durch verwandte nordische Sprüche bestätigt. Dort spricht man, um Wespen zu bannen:

„Hør du Mand i Busken brand med din gule Kjol! | Tag din Bue, tag din Pil, stik i Barg og Træ, men ikke i Kjod og Blod".

(Hör' du Mann, du Feuerbrand in dem Busch, mit deinem gelben Rock! Nimm deinen Bogen, nimm deinen Pfeil, stich in Rinde und Baum, aber nicht in Fleisch und Blut.) [1]).

Mit einem gelbgekleideten Bogenschützen vergleicht dieser noch im 19. Jahrhundert gebräuchliche Spruch die Wespe; kann es da noch befremden, dass der Angelsachse die Bienen Siegjungfrauen (sigewif) nennt?

Durch lockende Versprechungen sucht eine altenglische, textlich ziemlich verderbte Formel einen Geschwulstgeist zum Wechsel des Aufenthaltes zu bewegen:

Wenne, wenne, wenchichenne,
her nescealt þu timbrian ne nenne tun habben
ac þu scealt north eonene to þan nihgân berhge,
þer þu hauest ermig enne broþer:
he þe sceal legge leaf et heafde,
under fot uolmes, under ueþer earnes, [?]
under earnes [?] clea. â þu geweornie:
clinge þu alswa col on heorþe;
scring þu alswä scësne awagë,
and weorne alswä weter on anbre:
swa litel þu gewurþe, alswa linsêtcorn

and miccli lesse; alswa anes handwurmes hupeban, and alswa litel þu gewurþe, þet þu nawiht gewurþe.

Sie lautet in Zupitzas Übersetzung:

„Geschwulst, Geschwulst, Geschwulstküchlein,
hier sollst du nicht bauen und keinen Hof haben,

[1]) Bang S. 25.

Digitized by Google

sondern du sollst nordwärts von hier zu dem nahen Berge,
wo du elendes Wesen einen Bruder hast:
er soll dir legen Laub zu Häupten,
[es folgen zwei unverständliche Zeilen:]
unter den Fuss Hände, unter die Feder Adler,
unter Adler eine Klaue. Immer mögest du schwinden:
du mögest dich zusammenziehn, wie Kohle auf dem Herde!
schrumpfe ein, wie Mist an der Wand,
und schwinde, wie Wasser im Eimer:
so klein mögest du werden wie ein Leinsamenkorn,
und um vieles kleiner; wie eines Handwurmes Hüftbein, und so klein mögest du werden, dass du nichts werdest" [1]).

Zu diesem Spruche ist noch einiges zu bemerken. Wie schon aus der Anrede „Geschwulstküchlein" hervorgeht, wird der Krankheitsgeist hier als ein kleines befiedertes Ungeheuer gedacht, das mit scharfer Kralle das Übel hervorgerufen hat. In einem altengl. Spruch gegen ein ähnliches Leiden hat der Dämon die Gestalt einer Spinne angenommen. „Hier kam herein in der Spinne der Wicht" heisst es. Auch die sogenannten „Würmer" waren ursprünglich elbische Wesen, wenn auch gerade bei ihnen die Vorstellung sich früh vollständig materialisierte und man nur noch an einen leibhaftigen nagenden oder beissenden Wurm dachte. Vielleicht wendet sich auch ein aus unverständlichen Worten bestehendes altes Zauberlied [2]), „wenn man ein Insekt verschluckt hat" gegen die etwaigen bösen Streiche des Wichts. Ferner ist zu der eben angeführten Formel gegen Geschwulst zu bemerken, dass sie eigentlich aus zwei Teilen besteht, von denen jeder als Beschwörung genügte, nur dass dem zweiten die Anrufung des Übels bei seinem Namen fehlt. In der Tat wird wie die Austreibung, so auch der Befehl zu schwinden allein als Besprechung angewandt. Einer bösartigen Flechte, dem ringworm, gebietet man z. B.:

Ringworm! ringworm red!
Never mayest thou either spread or speed:
(sich ausbreiten oder gedeihen)
But aye grow less and less,
And die away among the ase (ashes) [3]).

Zuweilen wird das allmählige Schwinden auf eigentümliche Weise symbolisiert. Man glaubt, dass die Krankheit von einem

[1]) Zs. f. dt. A. XXXI S. 46.
[2]) Cockayne III S. 10.
[3]) Kuhn, Zs. f. vergl. Sprachforschg. XIII 144.

Digitized by Google

grossen Wurm und neun Brüdern oder Kleinen verursacht wird, und beschwört ihn folgendermassen:

„Tetter, tetter (Flechte), thou hast nine brothers,
God bless the flesh and preserve the bone,
Perish thou tetter and be thou gone,
In the name of the Father . . [a].

Und weiter: „Tetter, tetter, thou hast eight brothers . . .“ und so fort, bis die Flechte keinen Bruder mehr hat, und ihr selbst befohlen wird zu verschwinden [1]).

Der selbe Gedanke, aber episch gefasst, liegt einem altengl. Spruch zugrunde:

„Neogone wæran nodþæs sweoster. þa wurdon þa nijgone to VIII and þa VIII to VII and þa VII to VI and þa VI to V and þa V to IIII and þa IIII to III and þa III to II and þa II to I and þa I to nânum“. — (Neun waren Nodþaes Schwestern. Da wurden die 9 zu 8 und die 8 zu 7 und die 7 zu 6 und die 6 zu 5 und die 5 zu 4 und die 4 zu 3 und die 3 zu 2 und die 2 zu einem und der eine zu keinem) [2]).

Das ist, freilich ohne poetische Verbrämung, der gleiche Vorgang wie in dem bekannten scherzhaften Lied von den „ten little niggerboys“, den zehn kleinen Negern.

„Ten little niggerboys went out to dine,
One choked (erstickte) his little self, and then they were nine usw.

Ebenfalls um 10 Schädiger handelt es sich in dem altsächsischen Wurmsegen:

„Gang ût, nesso [3]), mid nigun nessiklinon ût fana themo marge an that bên, fan themo bêne an that flêsg, ût fan themo flêsge an thia hûd, ût fan thera hûd an thesa strâla [4]). drohtin, uuerthe sô!“ [5])

Doch haben wir es hier mit einer regelrechten Austreibung zu tun; der Pfeil wurde dann in den wilden Wald geschossen [6]).

Dies von innen nach aussen Beschwören ist sehr häufig [7]). Eine englische Fassung habe ich freilich nicht gefunden. Dagegen ist uns der Spruch schon ahd. überliefert. In Norwegen war er noch im 19. Jahrhundert in verschiedenen Formen lebendig Eine solche Beschwörung lautet:

---

[1]) Black 123; Northall 129.
[2]) Cockayne III 62.
[3]) Wurm, mit neun kleinen Würmern.
[4]) Pfeil.
[5]) Denkm. I [3] 17.
[6]) Denkm. II [3] 51.
[7]) Kuhn, Zs. f. vergl. Sprachforschung XIII S. 66 ff.

Digitized by Google

„Har du Verk i Foten, min Ven?
E ska mana Verken
oto Beine i Kjote,
oto Kjote i Haale,
oto Haale i Skjinne,
oto Skjinne i Stok aa Stein
saa'n inte ska vera (N. N.) te Mein“ [1]).

(Hast du Gicht im Fusse, mein Freund? Ich werde die Gicht beschwören aus dem Bein in das Fleisch, aus dem Fleisch in die Ferse, aus der Ferse in die Haut, aus der Haut in Stock und Stein, so wird der Schmerz nicht mehr in dir sein.)

Eine andere norwegische Formel „um Sand aus dem Auge zu beschwören“ möchte ich noch anführen als ein Beispiel, wie ein reiner Befehl in die Klasse mit epischem Eingang übertritt:

„Cole Soster gik til Cole Soster, spurgte om hun kunde meta og mana Sand. Cole Soster mante den Sand bort. Ligesaa meta og mana jeg Sand og det af Øiet paa N. N.:

Af det sorte paa det blaa,
af det blaa paa det graa,
af det graa paa det hvide,
af det hvide paa det røde,
af det røde i en Sving
hen i Ver og Vind“ [2]).

(Cole Soster ging zu Cole Soster, fragte, ob sie könnte messen und beschwören den Sand. Cole Soster beschwor den Sand weg. Ebenso messe und beschwöre auch ich den Sand aus dem Auge des N. N.: Aus dem Schwarzen in das Blaue, aus dem Blauen in das Graue, aus dem Grauen in das Weisse, aus dem Weissen in das Rote, aus dem Roten in einem Schwung hin in Wetter und Wind).

Nahe verwandt mit diesem Typus sind die Sprüche, in denen die einzelnen Teile des Körpers aufgezählt werden und die Krankheit aus ihnen beschworen wird, z. B.:

„Huff, blatt, blut, fleisch, bein, mark, nerv, schweinet [schwindet] nicht“ [3]).

Altertümlicher scheinen die interpolierten Verse in dem ags. Spruch gegen Hexenstich:

„Gif du wære on fell scoten odde wære an flæsc scoten
odde wære on blod scoten odde wære on ban scoten
odde wære on lid scoten; næfre nesy din lif atæsed [4]).

(Wenn du in die Haut geschossen warst, oder ins Fleisch geschossen warst, Oder ins Blut geschossen warst, oder ins Bein geschossen warst, Oder ins Glied geschossen warst, nimmer werde dein Leben dadurch geschädigt.)

2. Sprüche mit epischem Eingang. a) Übergänge. Damit hätten wir die hauptsächlichsten Arten des einfachen Befehles betrachtet. Wir haben nun zunächst einige sich zuweilen mit ihm verschmelzende Elemente, gleichsam die unentwickelten Keime

[1]) Bang S. 19.
[2]) Bang S. 51.
[3]) Zs. f. vergl. Sprachforschg. XIII 64 ff. Vgl. die lateinischen Besprechungen Cockayne I 386 und II 344.
[4]) Grein-Wülcker. Bibl. d. ags. Poesie I 318.

Digitized by Google

des epischen Eingangs, kurz zu charakterisieren. Man sucht nämlich den Befehl dringender, nachdrücklicher zu machen, zu verstärken, und man beruft sich dazu entweder auf eine höhere Macht, auf Gott oder die heilige Dreifaltigkeit, das Kreuz Christi u. dgl., wie in dem ahd. Spruch:

„Ih besueren dich. uberbein, bi demo holze dâ der almahtigo got an ersterban wolda durich meneschon sunda, daz dû suinest unde in al suachôst“ [1]),

oder auf die Wahrheit einer religiösen Tatsache, etwa wie in dem anglonorm. Spruch:

(Archedechne seeit en haut et tenoyt virgine verge de coudre entre ses mayns et dyt): „Auxi verrayment come le prestre fist dieux entre ses mayns, et auxi verayment come ly dieu bayse sa tre dowce mere, je vous ses (?) [2]) et cydes cest homme ow femme N. de male fiuere per charite. In nomine . . .“ (Anglia XIX 84). — (Der Archidiakonus sass hoch oben und hielt eine junge Haselrute in den Händen und sprach): „So wahr als der Priester in seinen Händen den Herrn machte (nämlich beim Abendmahl) und so wahr als der Herr seine hochgeliebte Mutter küsst. . . . helfe ich diesem Mann oder dieser Frau vom bösen Fieber durch Barmherzigkeit“.

Besonders dieser Typus artet häufig in Sammelsegen [3]) aus, in denen eine Menge Heilswahrheiten der Reihe nach aufmarschieren. Nicht selten wird der ganze zweite Artikel des Glaubensbekenntnisses durch eingeschobene „so wahr als“ zum Zauberspruch umgewandelt.

An Stelle des „Ich beschwöre dich bei . . .“ stösst man in heidnischer Zeit gelegentlich auf einen Eingang, in welchem der Besprecher sagt, das und das habe er angewandt; nun möge das Übel, oder um was es sich gerade handelt, sich gefälligst danach richten. Ein altengl. Wundsegen lautet z. B.:

Ic binne awrat betest beado-wræda, | ne wund-waco sian, ne dolh diopian,
swa benne ne burnon, ne burston, | ac him self healde hale-wæge,
ne fundian, ne feologan, ne hoppetan, | ne ace þe þou mâ, þe eorþan on eare ace.
Sing þis manegum siþum: „Eorþe þe on bere eallum hire mihtum and mægenum“ [4]).

(Mit der besten der Kampfbinden umband ich die Wunden,
Dass sie nicht brennen noch aufbrechen mögen,
Nicht weiter gehn, nicht wund werden, nicht weh thun,
Nicht faulen, noch tief fressen;
Sondern auf dem Heilweg mögen sie sich halten:
Nicht schmerze es dich mehr als in der Erde das Ohr schmerzt

[1]) Denkm. II 304/5.
[2]) Dunkel: je vousses (?) biege (?), zu ergänzen: die Haselrute.
[3]) Siehe Heinrich S. 163 ff., Carmen Sancte Susanne; Anglia XIX 82.
[4]) Cockayne II 350.

(d. h. im Grabe, meint Cockayne (?). — Darauf singe man mehrmals: „Erde wirke auf dich mit all ihrer Kraft und Macht.)

Dergleichen alliterierende Gebote finden sich in zahlreichen deutschen und englischen Heilsprüchen. Gewöhnlich lautet die Formel, dass die Wunde „nicht schwären und nicht schwellen" soll usw. Manchmal geht ihr ein ausführliches: „Ich beschwöre dich bei . . ." voran; manchmal heisst es auch: Christi Wunden schworen und schwollen nicht, so soll auch diese Wunde nicht schwären und nicht schwellen, so in einem alemannischen Segen des 16. Jahrhunderts:

„Vnsers herren gebenedeiten wunden die heilt vff von grund. Die entschwerent noch enfaulent noch enhar (hehren = brennend schmerzen) noch enschwar noch enschosse noch enflos noch geschwall noch entschwall noch schlug kein vnglück dorzu; also müs es der wunden thun in gottes namen" [1]).

Erde hat wohl bei allen europäischen Völkern zauberische Wirkung. Vor allem schreibt man ihr stärkende heilende Kraft zu, aber sie schirmt auch vor bösem Zauber und gefährlichen Geistern. Eine lateinische Beschwörung:

„terra pestem teneto, salus hic maneto" [2])
(Die Erde halte die Krankheit fest, die Gesundheit bleibe hier)

ist uns überliefert. In einigen Gegenden Schlesiens legt man noch heutigentags das neugeborene Kind auf die blosse Erde, damit es kräftig und stark werde [3]). Vor der wilden Jagd schützt man sich, indem man sich auf die Erde legt [4]). Der Angelsachse glaubte überdies an ihre festhaltende Gewalt. Um schwärmende Bienen auf seinem Grund und Boden festzuhalten, nahm er Erde in seine rechte Hand, warf sie unter seinen rechten Fuss und sprach:

„Fo ic under fot, funde ic hit.
Hwæt, eorde mæg wið ealra wihta gehwilce
and wið andan and wið æminde
and wið þa micelan mannes tungan".
(Finde ich es, fange ich's unter dem Fuss
[d.h. wenn ich meine ausgeschwärmten Bienen finde, ergreife ich Besitz von ihnen].
Wohlan! Erde ist mächtig gegen jegliches Wesen,
Gegen Zorn und gegen Vergesslichkeit (der Bienen, versteht sich)
Und gegen die zauberkräftige Zunge des Menschen.)

[1]) Alemannia XXVII 105.
[2]) Koegel, Gesch. d. dt. Lit. I 78.
[3]) Drechsler II S. 152.
[4]) ebenda.

Digitized by Google

und darauf warf er Kies über die schwärmenden und sprach:

„Sitte ge, sigewif, sigad to eorþan!
næfre ge wilde to wudu fleogan!
Beo ge swa gemindige mines godes,
swa bid manna gehwilc metes and eþeles[1]).
(Setzet euch, Siegfrauen, sinket zur Erde!
Nimmer möget ihr wild zum Walde fliegen!
Seid so eingedenk meines Besitzes
Wie ein Mensch der Speise und Heimat.)

b) Sprüche mit echtem epischen Eingang. Wenden wir uns nun den Formeln mit echtem epischen Eingang zu, so stossen wir zunächst in dem ags. Spruch gegen Hexenstich[2]) auf eine sehr altertümliche und seltsame Gestaltung. Es wird nämlich ausführlich erzählt, wie der Kranke zu seinem Leiden gekommen ist, der zweite Teil bringt dann den zur Abwehr dienenden Zauberspruch. Aber der Besprecher, und das unterscheidet diese Beschwörung von andern derselben Art, sagt uns nicht, wann sein Gegenzauber zum ersten Male erprobt worden. Gleichsam von sich aus nimmt er den Kampf mit der schädigenden Gewalt der Walküren auf. Ich gebe Übersetzung und Erklärung des Liedes nach Koegel:

1) „Laut waren sie, ja laut, als sie über den Hügel ritten, sie waren hochgemut, als sie überland, d. h. durch die Lüfte, ritten. Schütze du dich nun, wenn du ihrer Feindschaft entgehen willst: heraus, kleiner Speer, wenn du drinnen bist". Wie man sich ihrer erwehren könne, erzählt nun die zweite Strophe. 2) „Ich stand unter der Linde unter dem lichten Schilde, als die mächtigen Frauen ihr Heer ordneten und sausende Gere sendeten. Ich will ihnen ein anderes zurücksenden, ein fliegendes Geschoss von vorn entgegen: heraus, kleiner Speer, wenn er drin ist". Mit diesem Geschoss ist das seax gemeint, das zuletzt die Krankheit mit sich fort nehmen soll. Es wurde ursprünglich, wie der Pfeil in dem altdeutschen Spruch contra vermes in die Wildnis hinausgeschossen. In der dritten und vierten Strophe wird nun weiter berichtet, wie die Gegenwaffen geschmiedet werden. 3) „Es sass ein Schmied, schlug ein kleines seax, ein Schwert stark im Verwunden. Heraus, kleiner Speer, wenn du drinnen bist". Für den Fall, dass dieses kleine Messer seinen Zweck verfehlt, werden noch andere Waffen geschmiedet; dass es gerade sechs Speere sind, mag darin seinen Grund haben, dass man noch sechs weitere Arten von Hexenschuss unterschied. Das kleine Messer scheint nach v. 28 nur in Anwendung gekommen zu sein, wenn die Krankheit im Kopfe sass". (Die nächsten sechs Verse sind interpoliert; ich lasse sie hier nach Koegels Beispiel fort.)

[1]) Cockayne I 384; Grein-Wülcker I S. 319, vgl. Zupitza, Anglia I 190.
[2]) Grein-Wülcker I 317.

Digitized by Google

4) „Sechs Schmiede sassen, Todesspeere schafften sie: heraus Speer, sei nicht drin, Speer". Nun folgt die eigentliche Beschwörung: „Wenn hier innen ist Eisens Teil, der Hexen Werk, es soll schmelzen. Fliege hin in die Wildnis. Sei im Haupte Heil" [1]).

Dass die in dem Spruch hervortretenden Vorstellungen den Germanen überhaupt geläufig waren, beweisen zwei von Grimm angeführte Formeln: „Wer mich scheusst, den schiess ich wieder" und „Du hast mich geschossen, ich schiesse dich wieder" [2]). Das ganze Gedicht trägt noch vollkommen heidnischen Charakter.

Völlig unberührt von christlichen Anschauungen ist auch der schon gelegentlich erwähnte Spruch wið weorh, d. h. gegen Geschwulst. Die dazu gehörige Anweisung freilich ist jüngeren Ursprungs:

„Gegen Geschwulst muss man sieben kleine Oblaten nehmen, solche wie man sie sonst beim Abendmahl braucht, und folgende Namen auf jede schreiben: Maximianus, Malchus, Johannes, Martinianus, Dionisius, Constantinus, Serafion. (Dies sind die heiligen Siebenschläfer, die besonders gegen Fieber [3]) angerufen wurden. Die Legende berichtet, dass während der Christenverfolgung im Jahre 251 sieben christliche Jünglinge in einer Höhle bei Ephesus einschliefen und erst 446 unter Theodosius II. wieder aufwachten, worauf sie starben.) Dann singe man wieder den nachfolgenden Spruch: erst in das linke Ohr, dann in das rechte Ohr, dann über des Mannes Schädel. Und darauf gehe eine Jungfrau zu ihm und hänge ihm die Oblaten um den Hals. Das tue man drei Tage, so wird es bald besser werden". — Dies aber ist der Spruch:

Her com in gangan, in spider wiht, | cwæd þæt þu his hæncgest wære,
hæfde him his haman on handa; | lege þe his teage an sweoran [4]).
Ongunnan him of þæm lande liþan:
sona swa hy of þæm lande coman, þa ongunnan him þa colian.
þa com ingangan deores sweostar, þa gemændade heo
and aþas swor, ðæt næfre þis ðæm adlegan derian ne moste
ne þæm þe þis galdor begytan mihte | oðde þe þis galdor ongalan cuþe [5]).

(Hier kam herein in der Spinne der Wicht, —
Hätte seine Hülle zu Handen (= bereit), —
Sagte, dass du sein Reitpferd wärest,
Dass er dir seinen Strick um den Hals lege.
Sie begannen von dem Lande zu fahren: (wahrscheinlich durch die Luft)
Sobald sie von dem Lande kamen, da begannen sie zu kühlen.
Da kam herzu des Tieres Schwester, die machte dem ein Ende

[1]) Koegel, Gesch. d. dt. Lit. I, 1 S. 93 ff.

[2]) Dt. M. III [4] S. 508.

[3]) Vgl. die (lat.) Sprüche Cockayne III 294; Anglia XIX 79.

[4]) Diese Lesung schlage ich für die bisher übliche: „Lege þe his teagean sweoran" (Lege dich gegen seinen Hals [?]) vor.

[5]) Cockayne II 42, Grein-Wülcker I 326.

Digitized by Google

Und schwor Eide, dass das niemals dem Kranken schaden sollte,
Noch dem, der diesen Zauberspruch erlangen möchte
Oder der diesen Zauberspruch singen könnte.)

Eine Spinne sühnt also, was eine Spinne verschuldet hat. Man darf annehmen, dass man ursprünglich sich zur Unterstützung der Beschwörung eine Spinne um den Hals hängte. Die Anwendung dieses Mittels war noch im 17. Jahrhundert unter den Gebildeten gebräuchlich. In einem engl. Tagebuch aus dem Jahre 1681 findet sich folgende Eintragung:

„I took, early in the morning, a good dose of elixir, and hung three spiders about my neck, and they drove my ague away. Deo Gratias!" [1]).

Doch noch in anderer Hinsicht ist die altenglische Beschwörung bemerkenswert: Sie eröffnet die Reihe von Sprüchen, in denen ein übermenschliches Wesen durch seine übermenschliche Weisheit ein Übel heilt. In der Regel ist es ein Gott oder ein besonders gottbegnadeter Mensch, der die Formel zum ersten Male, natürlich erfolgreich, angewandt hat. Die Geschichte dieser ersten Anwendung wird nun in dem Spruche erzählt; eine Mythe oder Legende bildet also den epischen Eingang. Wie nun in jenem Falle die Beschwörung wirkte, wird sie auch jetzt nicht versagen, sind es doch die selben Worte, denen noch immer die gleiche Kraft innewohnt. Deutlich liegt dieser Gedankengang den beiden Merseburger Zaubersprüchen zugrunde. Betrachten wir den auch nach England gedrungenen zweiten:

Phol ende Uuodan vuorun zi holza.
dû uuart demo balderes volon sin vuoz birenkit.
thû biguolen Sinthgunt, Sunna era suister,
thû biguolen Frija, Volla era suister,
thû biguolen Uuodan, sô hê uuola conda,
sôse bênrenkî, sôse bluotrenkî,
sôse lidirenkî:
bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sôse gelimida sîn! [2])

Der Spruch findet sich mehr oder minder vollständig bei allen germanischen Völkern. Wenn ich es auch versuche, seine Entwickelung zu skizzieren, möchte ich doch betonen, dass ein durchgehender geschichtlicher Zusammenhang der verschiedenen Fassungen nicht bewiesen ist. Man darf eben nicht vergessen, dass gemein-

[1]) Black S. 60.
[2]) Denkm. I [8] S. 16.

Digitized by Google

samen abergläubischen Vorstellungen einander ähnliche Gestaltungen dieser Vorstellungen, hier also nah verwandte Zaubersprüche, entspringen müssen. Es kann uns daher nicht wundern, dass man schon im alten Indien den Bruch folgendermassen besprach:

„Wenn dir zerrissen, dir zerbrochen
ein Knochen in dem Leibe ist,
das leg' zum Heile wieder,
Dhātar [1]), zusammen Glied zum Glied.
Zusammen sei mit Mark dein Mark,
zusammen sei mit Glied dein Glied,
zusammen wachs' dein altes Fleisch
und auch der Knochen wachs' dazu!
Zusammen füg' sich Mark mit Mark,
und mit der Haut verwachs' die Haut!
So wachs' dein Blut und auch das Bein
(Knochen),
das Fleisch verwachse mit dem Fleisch!
Das Haar verein' sich mit dem Haar,
die Haut verein' sich mit der Haut!
So wachs' dein Blut und auch das Bein,
zusammenleg' Zerbrochnes, Kraut!" [2]).

Hier soll zwar der Gott durch das ihm geweihte Kraut die Heilung herbeiführen, er wird solches schon mehrfach getan haben, noch aber wird dies nicht ausdrücklich erzählt. Erst im Merseburger Zauberspruch findet sich der epische Eingang. Ihm am nächsten steht eine schwedische Formel, in der jedoch Wodan allein ausreitet:

„Oden rider äfver sten och bärg,
han rider sin häst ur vred och i led,
ur olag och i lag, ben till ben,
led till led, som det bäst var,
när det helt var" [3]).

(Odin reitet über Stein und Berg, er reitet sein Pferd aus der Verrenkung und ins Glied, aus der Unordnung und in Ordnung, Bein zu Bein, Glied zu Glied, wie es am besten war, als es geheilt war.)

Hier verschmilzt die Beschwörung bereits mit der Erzählung. In christlicher Zeit wird dann der heilende Gott durch Jesus, Balder gewöhnlich durch Petrus ersetzt, so in einem norwegischen Spruch des 17. Jahrhunderts:

„Jesus og St. Peder over Bjergene red,
saa faldt Folen
og vrengede Foden sin.
Saa bandt han
Kjod til Kjod
og Ben til Ben.
I Navn Gud Fader, Guds Son og Gud den Helligaand" [4]).

(Jesus und St. Peter ritten über die Berge. Da fiel das Fohlen und verrenkte seinen Fuss. Da band er (Jesus) Fleisch zu Fleisch und Bein zu Bein. Im Namen Gottes des Vaters usw.)

---

[1]) Name eines Gottes = Bildner, Ordner.

[2]) Hardy, Indische Religionsgeschichte, Leipzig 1898, S. 44; siehe auch die ältere Übersetzung Zs. f. vergl. Sprachforschung XIII 58.

[3]) Ebermann, Blut- und Wundsegen in ihrer Entwickelung dargestellt, Berlin 1903, S. 2.

[4]) Bang S. 2.

Digitized by Google

Und ein etwa gleichzeitiger englischer Spruch lautet:

„Our lord rade,
his foal's foot slade;
down he lighted,
his foal's foot righted,
bone to bone, sinew to sinew,
blood to blood, flesh to flesh“ [1]).

Aus Devonshire stammt folgende Variante:

„As our blessed Lord and Saviour Jesus Christ was riding into Jerusalem, his horse tripped (strauchelte) and sprained (verrenkte) his leg. Our blessed Lord and Saviour blessed it and said: Bone to bone and vein to vein, o vein turn to thy rest again!“ [2]) (Ader, schliesse dich wieder zusammen).

Daneben sprach man in England schon im 16. Jahrhundert zuweilen nur noch:

„joynt to joynt, sinewe to sinewe, and bone to bone“ [3]).
(Glied zu Glied, Sehne zu Sehne und Bein zu Bein.)

Auch in Thüringen sagt man, ohne den alten epischen Eingang:

„Blut zu Blut, Bein zu Bein, Ader zu Ader. Im Namen Gottes“ [4]).

Bleibt der epische Eingang erhalten, so macht er doch allerlei Wandlungen durch; so wird nicht selten berichtet, dass sich das Pferd seinen Fuss an einem Marmorstein beschädigt habe. Besonders auffallend aber ist ein englischer Segen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts:

„Our Saviour Jesus Christ roate on a marbel Stone:
Senow to Senow, Joint to Joint, Bone to Bone,
he roat thes wordes every one“ [5]).

(Unser Herr Jesus Christus schrieb auf einen Marmelstein: Sehne zu Sehne, Glied zu Glied, Bein zu Bein. Er schrieb diese Worte für jedermann.)

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass in der ersten Zeile eine Verwechselung von „*wrote* schrieb“ und „*rode* ritt“ vorliegt und dass die dritte Zeile nach dem Muster anderer Sprüche hinzugedichtet wurde. Der Marmorstein aber stammt aus einem weitverbreiteten Zahnsegen, der uns schon um das Jahr 1100 lateinisch bei Cockayne begegnet. Da heisst es [6]):

Christus super marmoreum [7]) sedebat — vermutlich weil er gesagt hat: „Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam“ (Matth. XVI 18)

[1]) Zs. f. vergl. Sprachforschg. XIII 53; Köh'er, Kleinere Schriften III S. 544.
[2]) Zs. f. vergl. Spr. XIII 54; Ebermann S. 5.
[3]) Ebermann S. 23.
[4]) Ebermann S. 23.
[5]) Ebermann S. 5 u. 19; doch hat er den Spruch missverstanden.
[6]) Cockayne III 64.
[7]) „Supra petram marmoream“, Aufzeichnung des 15. Jhs., Heinrich, Ein mittelengl. Medizinbuch S. 102/3.

Digitized by Google

— Petrus tristis ante eum stabat, manum ad maxillam tenebat et interrogabat eum dominus dicens: „Quare tristis es, Petre?“ Respondit Petrus et dixit: „Domine, dentes mei dolent“, et dominus dixit: „Adiuro te, migranea vel gutta maligna, per patrem et filium et spiritum sanctum et per coelum et terram“ etc. — (Christus sass auf einem Marmelstein. Petrus stand traurig vor ihm, hatte die Hand am Kinnbacken, und der Herr fragte ihn und sprach: „Warum bist du traurig, Petrus?“ Petrus antwortete und sprach: „Herr, die Zähne tun mir weh“, und der Herr sagte: „Ich beschwöre dich, verderbliches Reissen, beim Vater, beim Sohne und beim hl. Geiste, bei Himmel und Erde“ usw.)

In andern Fassungen sitzt Petrus selbst auf dem Stein:

„As Peter sat weeping on a marvel stone, Christ came by and said unto him, Peter, what aileth thou? Peter answered and said unto him, My Lord and my God, my tooth eaketh. Jesus unto him, Arise, Peter, and be thou hole, and not the only but all them that carry these lines for my sake shall never have the tooth ake“ [1].

Den selben Aufbau zeigen in lateinischer Sprache überlieferte Fiebersegen um 1400: Petrus liegt krank vor dem Tore Jerusalems, Christus kommt vorbei, und nun entspinnt sich fast wörtlich das gleiche Gespräch wie im Zahnsegen [2]). Weit seltener hingegen knüpfen die Sprüche gegen Fieber an die von der Bibel berichtete Heilung von Petri Schwiegermutter (Matth. VIII 14, 15, Mark. I 30, 31, Luk. IV 38, 39) an. Mir ist nur eine lateinische Formel aus Süddeutschland [3]) und eine englische, beide aus dem 16. Jahrhundert, bekannt geworden. Die englische lautet:

„Feuer was great of Peters wyffs mother | Christ it rebukt, and away it went
And burnt her full sore, | And vext her no more.
So do the [feuer of N. N.] [4]).

Ebenfalls an biblische Überlieferung (Matth. VIII 28—32) schliesst sich der folgende Spruch an:

„Jesus of Nazaret, thy presence forst (= forced)
The foule spirits for fear to cry,
Thow them rebukt, their mouth shott vp,
Commanding them out to hy.
So in the powre of Jesus, whom I profess,
Command I this spirit to depart
And never to vex this party aga[i]ne“ [5]).

[1]) Henderson, Notes on the Folk-Lore of the Northern Counties of England and the Borders, 1879, S. 172. Vgl. Köhler, Kl. Schriften III S. 546/47; Black S. 77; Northall S. 135 usw.

[2]) Anglia XIX S. 79 ff.; Heinrich S. 166/7; Zs. f. d. A. XXXVIII S. 16.

[3]) Alemannia XXVII 114.

[4]) Anglia XIX 87.

[5]) Anglia XIX 88.

Digitized by Google

(Jesus von Nazaret, deine Gegenwart zwang, die bösen Geister vor Furcht zu schrein; du schaltest sie, sie mussten schweigen, und befahlst ihnen herauszufahren. So mit der Kraft Jesu, den ich bekenne, gebiete ich diesem Geist, zu weichen und nie wieder diese Person zu belästigen.)

Eine grosse Anzahl von Formeln hängt mit der Leidensgeschichte Christi zusammen, sei es nun, dass eine Legende, wie die von Longinus, dem römischen Kriegsknecht, oder eine eigens zu diesem Zwecke erfundene Erzählung den epischen Eingang bildet. Alle diese Formeln verraten den geistlichen Ursprung. Meist ist die Verknüpfung zwischen Erzählung und Befehl eine losere, als wir bisher angetroffen. Ich gehe hier nur auf die wichtigsten dieser Zaubersprüche ein; wer sich näher unterrichten will, findet eine ausführliche Darstellung in Ebermanns Buch über Blut- und Wundsegen. Die älteste dieser Beschwörungen ist der sogenannte Longinussegen. Er geht auf Ev. Joh. XIX 34 zurück: „Sondern der Kriegsknechte einer öffnete seine Seite mit einem Speer, und alsobald ging Blut und Wasser heraus". Während nun die früheste Niederschrift des Segens einfach lautete: „Mache das Zeichen des Kreuzes und singe dies dreimal darüber und Pater noster:

„Longinus miles lancea ponxit dominum et restitit sanguis et recessit dolor [1]),

weisen Fassungen des 15. Jhs. deutlich gelehrten Einfluss auf:

„Longius miles lancea latus domini perforavit, ocius exivit sanguis et aqua, sanguis redemptionis, et aqua baptismatis [2]). In nomine patris restat sanguis. In nomine . . ." [3])

Aber nach dem Volksempfinden hatte die Legende keine rechte Beziehung zu der am Schluss befohlenen Heilung. Das Longinusmotiv zeigt daher eine starke Neigung, sich mit anderen Sprüchen zu verbinden, um diesen Mangel zu ersetzen. Es wird z. B. von der Seitenwunde Christi erzählt, dass sie nicht schwor und nicht schwoll, oder der Jordansegen wird ganz lose angehängt, oder gar ein neuer epischer Eingang hinzugefügt. Da wird denn erzählt:

„Drei gute Brüder gingen des Wegs und begegneten dem Herrn Jesus Christus usw."

Der Segen ist uns in zahlreichen lateinischen Aufzeichnungen erhalten [4]). Später wurde er in die verschiedenen Landessprachen

[1]) Cockayne I 393.

[2]) Vgl. E. H. Meyer, Mythologie der Germanen, Strassburg 1903, S. 20, wo er den Inhalt der Dicta abbatis Priminii wiedergibt.

[3]) Heinrich S. 212.

[4]) Siehe Ebermann S. 37; Köhler, Kl. Schriften III S. 553; Heinrich S. 162.

Digitized by Google

übersetzt. So haben wir unter anderm eine mittelhochdeutsche, recht getreue Übertragung:

„In nomine patris et filii et spiritus [sancti
Dirre segen gesprochen sî.
Drî guote bruoder giengen,
Einen wec sie geviengen.
Crist der widergienc in.
Er sprach „ir drî, wâ gêt ir hin?“
Ze disem berge wir gên,
Ob wir dâ vinden wurze stên
Für aller slahte wunden“.
Er sprach die hât ir funden.
Nu swert per crucifixum,
Des vil guoten gotes sun,
Unt bî der milche der frien,
Sîner muoter sante Merien.
Daz irz inhelt noch intuot
Umme keiner slahte guot.
Ich gebiute iu, daz ir gêt
Hin ze Montolivêt.
Dâ nemt des boumôles sân.
Ir sult der schâfes wollen hân,
Die ich dar zuo hân irkorn:
Sie sol wesen niweschorn.
Daz olei troufet in die wunden,
Diu wolle si dar ûf gebunden.
Unde sprechet alsus:
Rehte alse, dô Longinus
Christum in die siten stach,
Dô er in ame crûce sach,
Des al diu christenheit genôz,
Lûtzel bluotes dar ûz flôz,
Und daz infûlte noch inswar
Noch geschôz quam dar,
Alse intuo disiu wunde,
Diu von minem munde
Mit disen worten ist beschrit:
Unt daz urkunde gît,
Daz sie hie mite besworn ist.
Des helfe uns der heilige Crist.
Amen die ze himele sint
Sprechen alliu gotes kint“ [1]).

Die ungewöhnliche Länge dieses Spruches hatte zur Folge, dass er bei der Anwendung häufig verkürzt und verstümmelt wurde. Eine solche zusammengeschrumpfte, lateinische Form findet sich schon in einem mittelengl. Medizinbuch des 15. Jahrhunderts [2]).

Während der Longinussegen und der Drei gute Brüdersegen sich bei allen germanischen Völkern nachweisen lassen, hat der folgende Spruch gegen das Wechselfieber nur beschränkte Verbreitung. Die Formel ist uns für das 18. und 19. Jahrhundert in England bezeugt, sie tritt aber auch in einer Heidelberger hs. des 16. Jahrhunderts in mehreren Fassungen auf:

„When Jesus went up to the Cross to be crucified, the Jews asked him, saying, Art thou afraid, or hast Thou the ague? Jesus answered and said, I am not afraid, neither have I the ague All those which bear the name of Jesus about them shall not be afraid, nor yet have the ague“ (1708) [3]).

Ursprünglicher heisst es in dem deutschen Spruch:

Do vnser lieber Herr Jhesus Cristus an das kreucz dradt, do erbiedemt alles das do was. Do sprach ein Jüde durch seinen spodt: „Cristus, host du

[1]) Ebermann S. 35 36.
[2]) Heinrich S. 220.
[3]) Henderson S. 169.

Digitized by Google

den ritten noch?“ Cristus sprach: „Ich habe den ritten nit vnd auch ihe[1]) gewan; wer die wordt sprechen kan Den kumme der ridt ab vnd nümmer mere an“.

Dazu ist noch bemerkt:

Sölch kunst ist probiert worden an frantziskus von sickingen, do er wieder die von wurms gezogen; hordt im gleich vff, als balde es im gegeben[2]).

Die Entwickelung des Spruches liegt klar vor unsern Augen. In der Bibel (Matth. XXVII 51, 52) wird uns berichtet, dass, als Christus verschied, ein furchtbares Erdbeben stattfand. Dieses Erdbeben verlegt der Zauberspruch in den Augenblick, da Jesus ans Kreuz geschlagen wurde. Das Erdbeben wird von dem frechen Spötter auf das Beben des Heilands zurückgeführt. Allmählich tritt das Naturereignis zurück, das Zittern Christi in den Vordergrund. In dem eben angeführten englischen Spruch ist der epische Eingang bereits ganz verblasst, eine englische Formel des 19. Jahrhunderts aber lautet gar:

„When Jesus Christ came upon the Cross for the redemption of mankind, He shook, and His Rood trembled. The Cheaf Preast said unto him, Art thou afraid, or as thou an ague?“ usw.[3]).

Die Beschwörung geht vermutlich auf ein lateinisches Original zurück. Dadurch erklärt sich auch das sporadische Vorkommen an so weit auseinanderliegenden Orten. Ähnlich begegnen wir auch in England ums Jahr 1000 und in Skandinavien noch im 16. Jahrhundert einem sonst nirgends überlieferten Spruch, um ein verlorenes Stück Vieh oder einen entlaufenen Knecht wieder zu erlangen. In diesem Falle sprach man nämlich:

„Crux Christi ab oriente reducat; Crux Christi ab occidente reducat; Crux Christi ab austro reducat; Crux Christi ab aquilone reducat“[4]).

Wie das Kreuz Christi zu dieser Kraft kommt, teilen uns die altenglischen Sprüche mit:

„Crux Christi abscondita est et inuenta est. Iudeas Crist ahengon, dydon dæda þa wyrrestan; hælon þæt hy forhelan ne mihtan: swa þeos dæd nænige þinga forholen ne wurþe þurh þa haligan Cristes rode“[5]). — (Das Kreuz Christi

[1]) Andere Fassungen haben: „noch ihe“ oder „noch nie“; vgl. die verwandten Sprüche Alemannia XXV 266/67.

[2]) Alemannia XXV 267.

[3]) Henderson S. 169.

[4]) Bang S. 569; Klemming, Läke- och örte-böcker fra Sveriges medeltid S. 207; Cockayne I 390 ff., III 60.

[5]) Cockayne III 60; vgl. Cynewulf, Elene (Bibl. d. ags. Poesie II 116 ff.), u. þe Holy Rode u. Hou þe Holy Cros was y-founde v. 185 ff. (Legends of the Holy Rood etc. ed. Morris, London 1871, S. 34 ff., sowie andere Gedichte ebenda.

Digitized by Google

war verborgen und wurde wiedergefunden [nämlich durch die heil. Helena, die Mutter Konstantins des Grossen]. Die Juden hingen Christus ans Kreuz, taten aller Taten die schlimmste, verhehlten dann, was sie verhehlen nicht konnten: so bleibe auch diese Tat keineswegs verborgen durch das hl. Kreuz Christi.)

Man beachte, wie künstlich und scheinbar abliegend die Beziehung hier ist. Man erwartet, es würde heissen, wie das Kreuz Christi nicht verborgen blieb, sondern wiedergefunden wurde, so soll auch mein Stück Vieh sich wiederfinden. Statt dessen heisst es: Wie durch das Kreuz Christi die Tat der Juden offenbar ward, so soll sich durch das selbige Kreuz offenbaren, wo mein Vieh sich befindet.

Solche äusserliche, ich möchte fast sagen scholastische Verknüpfungen stören jedoch das Volksbewusstsein durchaus nicht. So lautet ein englischer Spruch:

„Cramp, be thou faintless
As our lady was sinless
When she bore Jesus“ [1]).

Dieser Spruch erinnert schon an die mit einem „so wahr als“ eingeleiteten Besegnungen. Und in einer zuerst lateinisch auftretenden Formel wird dem Blut befohlen, es solle stille stehn, wie Christus in seiner Marter stille stand [2]). Auf einem, freilich begründeteren Vergleich, nämlich zwischen dem Stillstehen des Blutes und des Wassers, beruht der weitverbreitete Jordansegen. Diese Analogie bildet den Kern des Spruches, der erzählte Vorgang jedoch wechselt, und je mehr derselbe als allgemein bekannt gilt, desto mehr begnügt sich der Zauberspruch mit einer blossen Andeutung, einem Verweis auf das wunderbare Geschehnis, wie z. B. eine norwegische Beschwörung aus dem Jahre 1871:

I Jesu Navn	In Jesu Namen
støgge Blo	steh still, Blut,
som Vatne sto	wie das Wasser stand
i Jordans Flo [3]).	im Jordanfluss.

Hier kann man sogar zweifelhaft sein, wie der epische Eingang ursprünglich gelautet hat; denn die Beziehung auf die Taufe Jesu im Jordan ist zwar die häufigste, aber durchaus nicht die älteste. Oft ist auch von einem Überschreiten des Jordans durch

[1]) Northall 130.
[2]) Ebermann S. 75 ff.
[3]) Bang S. 552.

Digitized by Google

Christus die Rede. Diese Überlieferung ist beeinflusst, wenn nicht entstanden, durch die Erzählung Josua III 15, 16, wie die Kinder Israel über den Jordan gingen. Sie spiegelt sich, mit dem Durchzug durchs rote Meer vermischt, in folgendem norwegischen Spruch:

„Stat stille Blod,
og stilles Blod,
ligesaa stille som det røde Hav stille stod
for Josva Børn,
da de gik over med tørre Fødder [1]).

(Steh stille, Blut, und lasse nach,
Blut, steh so stille, wie das rote Meer
stille stand für die Kinder Josua, da
sie mit trockenen Füssen hinübergingen.)

Vereinzelt tauchen auch sonst Sprüche auf, die auf den Zug der Israeliten durch das rote Meer oder den Jordan Bezug nehmen. Hingegen findet sich das Überschreiten des Jordans durch Christus schon im 10. Jahrhundert und erhält sich mit grosser Zähigkeit bis in die Neuzeit. So ist uns ein norwegischer Spruch ums Jahr 1800 überliefert:

„Stat stille, Blodflod,
paa N. N.
ligesom Strømmen stille stod,
der Jesus med sine 12 Disciple over for" [2]).

(Steh still, Blutfluss, bei N. N., wie der Strom still stand, da Jesus mit seinen zwölf Jüngern hinüberging.)

In jener frühesten (lat.) Fassung aber ist es Johannes — es bleibt unklar, ob der Apostel oder der Täufer —, mit dem Jesus am Jordan wandert:

Christus et sanctus Johannes ambelans ad flumen Jordane, dixit Christus ad sancto Johanne „restans flumen Jordane". Commode restans flumen Jordane: sic restet vena ista in homine isto [3]).

Vielleicht ist hier der Lieblingsjünger gemeint, wahrscheinlicher aber der Täufer, oder man nahm später an, dass er gemeint sei. Dann hätten wir hier einen Übergang zu dem deutschen Spruch:

Do sprach Jesus Christus: Worumb dauffstu nit? Da sprach der gudt Sant Johannes baptist: Sie, lieber herre meinster mein; Nun fleust der Jordan. Uff hub unser lieber herre Jhesus Cristus sein gödtlich handt und thet sein segen über den Jordan, dass er gestünde. — Also gestand dir N. dein ungerechtes bluet [4]).

In dem Milstätter Blutsegen und seinen Verwandten findet sich ein anderer Eingang:

Der hêligo Christ wart geboren ce Betlehem,
dannen quam er wider ce Jerusalem.

[1]) Bang S. 556.
[2]) Bang S. 555; vgl. auch den Spruch S. 551 Nr. 1245.
[3]) Denkm. II [3] 275; Ebermann S. 24.
[4]) Ebermann S. 25.

Digitized by Google

dâ ward er getoufet vone Jôhanne
in demo Jordâne . . .[1]).

Ähnlich lautet ein mittelenglischer Spruch:

Christ was of þe wirgine Marie born and cristenid in þe flum Jordan: also þe flum stood, also stawnche þis blood of N. (um 1400)[2]).

Eine derartige Formel, jedoch ohne epischen Eingang, ist noch heutigentags im Osten Englands im Gebrauch, nämlich als Segen gegen Feinde. Man trägt den Spruch auf einen Zettel geschrieben in die Kleidung genäht:

Whoever thou art that meanest me ill
Stand thou still
As the river Jordan did

When our Lord and Saviour, Jesus,
Was baptized therein,
In the name of the Father . . .[3]).

Es zeigt sich hier, wie viel näher, als man gemeinhin annimmt, die meisten Segen den Beschwörungen stehen[4]). Dieser Spruch und die sogenannten „Diebsstellungen" streifen schon ans Behexen. Wenn man nämlich abends sein Haus oder Feld durch einen Diebssegen schützt, so bleiben alle Diebe, die sich in der Nacht heranschleichen, an der Grenze festgebannt stehen und können nicht von der Stelle, bis die Sonne aufgegangen ist[5]) oder der Eigentümer sie durch einen lösenden Zauberspruch befreit hat. Englische Diebsstellungen haben manchmal sogar einen vollständigen epischen Eingang, so dass sie sich äusserlich kaum von einer regelrechten Beschwörung unterscheiden. So lautet ein Spruch aus dem 15. Jahrhundert:

In bedlehem god was y bore, betwene too bestes. to rest he was leyde. in þat stede was noþer þef ne mon, but þe holy trinyte. þat ilke selue god, þat þer was y bore, defende oure bodyes and our cateles from þeues, and alle maner myscheves and harmes, where euer we wendeþ, by lond, by water, by nygt or by day, by tide or by time[6]). -- (In Bedlehem ward der Herr geboren zwischen zwei Tieren. Dort ward er gebettet In dem Stall war weder ein Dieb noch sonst ein Mensch, nur die hl. Dreieinigkeit. Der selbe Herr, der dort geboren ward, beschütze uns und unser Vieh vor Dieben und allen Arten von Unglück und Unheil, wo immer wir gehen, zu Lande, zu Wasser, bei Tag und bei Nacht, zu jeglicher Zeit.)

---

[1]) Denkm. I 8. 180.

[2]) Anglia XIX 81.

[3]) Northall 140.

[4]) Siehe auch die Beziehungen zwischen dem Longinussegen und gewissen Waffenstellungen, Ebermann 51-52.

[5]) Northall 141.

[6]) Heinrich S. 170.

Digitized by Google

Er zeigt im Aufbau grosse Ähnlichkeit mit dem altsächsischen Heilspruch:

Visc flôt aftar uuatare, verbrustun sina vetherûn: tho gihêlda ina ûse druhtîn, thê selvo druhtîn, thie thena visc gihêlda, gihêle that hers theru spurihelti[1]).

Beide zerfallen in einen epischen Eingang und einen segenähnlichen Bestandteil, in den von Christus in der dritten Person die Rede ist.

Auch bei den früher erwähnten Sprüchen, um Wespen oder Libellen zu bannen, kann man zweifelhaft sein, ob man es mit einem Segen oder einer Beschwörung zu tun hat. Das Übel, der Stich des Insektes, ist zwar ein drohendes, noch nicht wirklich vorhandenes, die Form aber ist völlig die einer Austreibung.

In anderen Sprüchen lässt sich ein Unterschied in der Tonart, jedoch kaum im Stile erkennen, da man dem vorhandenen Übel zu imponieren sucht, ihm kategorisch gebietet, es unter Drohungen beschwört; im Segen jedoch die Gunst des Übels, häufiger noch einer schirmenden Gewalt, erringen will; so fleht man, schmeichelt man, bringt Opfer dar — ich erinnere an die Spenden bei dem berühmten altengl. Ackersegen[2]). Heilbringende Kräuter redet man beim Brechen mit grüssenden und beschwörenden Worten an, damit sie ihre edle Kraft entfalten. So wird in dem ags. Neunkräutersegen[3]) jede der zur Salbe dienenden Pflanzen einzeln besegnet. Aus späterer Zeit sind uns Sprüche an die Verbene überliefert. Da heisst es z. B.:

Hallowed be thou, Vervain,
As thou growest on the ground,
For in the mount of Calvary[4]),
There thou was first found.
Thou healedst our Saviour Jesus Christ[5]),
And stanchedst his bleeding wound;

[1]) Denkm. I S. 17.

[2]) Siehe Elard Hugo Meyer, Indogermanische Pflügebräuche, Zs. f. Volkskunde XIV S. 1—18, 129—151.

[3]) Vgl. Hoops, Über die altenglischen Pflanzennamen, Freiburg 1889.

[4]) Im Drei gute Brüdersegen wird zwar Öl vom Ölberg als Heilmittel gegen Wunden empfohlen, vorher aber heisst es, dass die drei guten Brüder ein wirksames Kraut suchen. Als gut für jede Art von Wunden galt besonders die Verbene (Eisenkraut), s. Macer: Glutinat herba recens vulnus super addita trita und den englischen Kräutersegen, Ebermann S. 41.

(Thou helpest many a grief
And stanchest many a wound.)

[5]) Vgl. die eigentümliche engl. Fassung des Drei gute Brüdersegens (anno 1430—1440), Ebermann S. 38, in der Christus sagt:

Digitized by Google

In the name of the Father, Son and Holy Ghost.
I take thee from the ground [1]).

(Heil sei dir, Verbene, die du hier auf dem Boden wächst, denn auf dem Kalvarienberg wurdest du zuerst gefunden. Du heiltest unsern Heiland Jesus Christus und stilltest seine blutende Wunde. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, nehme ich dich vom Boden.)

Auch das Kraut Pimpernell, welches bösen Zauber abhalten soll, bespricht man mit ähnlicher Grussrede [2]). In Deutschland dienten Rauten und Benediktenkraut [3]) dem selben Zweck. Man sagte, indem man sie pflückte:

Ich brich euch edle Kreuter schon
durch des himelischen vatters Kron,
und durch den heilligen Geist,
dass du behaltest dein Kraft und Tugent mit gantzem fleiss,
dass du mir seyest ein Sicherheit
vor dem Teiffel und allen Zauberleuthen [4]).

Eine Anrufung des hl. Kreuzes endlich, ein Ausfahrtsegen, ums Jahr 1400 streift schon an den Hymnus. Man beachte die kunstreichen, mit Allitteration geschmückten Reimzeilen. Das Gedicht ist höchstens insofern ein Zauberspruch, dass man sich auf die Gewalt des gesprochenen Wortes verlässt und sich nicht an Christus selbst, sondern an das wunderkräftige Kreuz wendet:

Helpe, crosse, fayrest of tymbris three,
In braunches berynge bothe frute and flour;
Helpe, banere beste, my fon to doo flee [5]),
Staf and strencthynge full of socowr;
On londe, on see, where þat I be,
Fro fyir brenninge be me by-forne,

As the Jewis wondide me,
Thay wende to wonde me fra the grounde,
I helyd my selfe bathe hale and sounde.

[1]) Northall 137/38.
[2]) Northall 143/44.
[3]) Der hl. Benedikt schützt vor Zauber.
[4]) Mone, Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit, 6. Jahrg. (1837) S. 460.
[5]) Konstantin liess in der Schlacht ein Kreuz als Banner vorantragen und siegte dadurch, s. Legends of the Holy Rood S. 36/37. Vgl. auch die Verse auf das hl. Kreuz S. 108:

we agn to buxumli (gehorsam) hit bere,
for hit of bote is our banere,
baþ on bodi and in hert,
againe all our care hit is our quert (Freude).

Digitized by Google

Now, Cristis tree, sygne of pyte,
Helpe me euir, I be nowght lorne![1])

(Hilf, hl. Kreuz, herrlichstes von drei Hölzern (Anspielung auf die drei Kreuze auf Golgatha), welches in seinen Zweigen Frucht und Blume zugleich trägt. Hilf du, der Banner bestes, meine Feinde in die Flucht zu jagen, Stab und Stärkung, reich an Heil. Zu Lande, zu Wasser, wo immer ich weile, schwebe mir von Flammen umleuchtet voran. Nun, Christi Baum, Zeichen der Gnade, hilf du mir immer, so bin ich nie verloren.)

Stärker tritt das abergläubische Element in folgender aus Chaucers Canterbury Tales entnommener Formel hervor:

Jesu Crist and seynt Benedight,
Blesse this hous from every wikked wight,
For nightes verye, the white Paternoster!
Where wentestow, seynt Petres soster?[2]).

(Herr Jesus und hl. Benedict, bewahret dieses Haus vor jedem bösen Geist; für die Nachtmahre das weisse Paternoster! Wohin gingst du, St. Petri Schwester?) — Gemeint ist die hl. Petronella.

Dieser Nachtsegen wird in des Müllers Erzählung zur Austreibung des bösen Geistes aus einem scheinbar Besessenen, also als Beschwörung gebraucht. Eine verwandte Formel ist uns in einer Komödie[3]) von Cartwright aus dem 17. Jahrhundert erhalten:

Saint Francis and Saint Benedight,
Blesse this house from wicked wight;
From the night-mare and the goblin,
That is hight Good-fellow Robin;
Keep it from all evil spirits,
Fairies, weazels, rats and ferrets
From curfew-time
To the next prime.

St. Franziskus und St. Benedikt, bewahrt dies Haus vor jedem bösen Wicht, vor der Nachtmahre und dem Kobold, dem sogen. Goodfellow Robin. Behütet es vor allen bösen Geistern, vor Elfen, Wieseln, Ratten und Frettchen vom Abendläuten bis zur Prime.

Und noch heute spricht man:

„From witches and wizards and longtail'd buzzards,
And creeping things that run in hedge bottoms,
Good Lord deliver us"[4]).

(Vor Hexen und Zauberern und langschwänzigen Bussarden und Wesen, die auf dem Grunde der Hecken herumkriechen, errette uns, lieber Gott.)

3. Echte Segen. Neben diesen Sprüchen, welche bereits an das Gebet grenzen, gibt es andere, die den Übergang zu den

[1]) Anglia XIX 85; vgl. das Gebet der Constance, Chaucer ed. Skeat IV. Tale of the Man of Lawe, v. 452 ff.

[2]) The Milleres Tale, v. 3483 ff.; vgl. Folk-Lore Record I 145 ff.

[3]) The Ordinary Akt III Sc. 1, s. Köhler III 591.

[4]) Northall 144.

Digitized by Google

kirchlich sanktionierten Segen wie „Der Herr segne und behüte euch“ usw. bilden. In ihnen wird die schirmende Macht nicht in direkter Rede angerufen, sondern nur in dritter Person von ihr gesprochen, so dass ich diese Gruppe stilistisch als die eigentlichen Segen bezeichnen möchte. Sie haben meistens nicht den Zweck, vor einem bestimmten Übel zu bewahren, sondern sollen den Besprochenen vor jedem erdenklichen Unheil behüten[1]). Aber wie nach dem Gebet und dem kirchlichen Segen hin ist auch die Grenze gegen die echte Beschwörung eine durchaus flüssige, was sich wohl am besten durch ein Beispiel, den Anfang des ältesten englischen Reisesegens beweisen lässt:

Ic me on þisse gyrde beluce and on godes helde bebeode
wiþ þane sara stice, wid þane sara slege,
wiþ þane grymman gryre,
wid ðane micelan egsan, þe bid eghwam lad,
and wid eal þæt lad, þe in to land fare.
Sygegealdor ic begale, sigegyrd ic me wege,
wordsige and worcsige, se me dege;
ne me merra gemyrre ne me maga ne geswence
ne me næfre minum feore forht ne gewurþe:
ac gehæle me ælmihtig and sunu and frofregast,
ealles wuldres wyrdig dryhten,
swa swa ic gehyrde heofna scyppende[2]) . . .

(Ich umgürte mich mit dieser Gerte und befehle mich in Gottes Hut
gegen den schmerzlichen Stich, gegen den schmerzlichen Schlag,
gegen den grimmen Schrecken,
gegen das grosse Grauen, das jedem feindlich ist
und gegen jedes Übel, das in das Land fährt.
Siegsang singe ich, Siegrute trage ich,
Wordsieg und Werksieg, der falle mir reichlich zu;
weder störe mich die Mahre, noch peinige mich mein Magen.
noch stehe ich Furcht um mein Leben aus:
sondern der Allmächtige erhalte mich gesund und der Sohn
und der hl. Geist (Tröster),
aller Herrlichkeit würdiger Herr,
wie ich gehört habe: Schöpfer der Himmel.)

[1]) Mart. Müller, Über d. Stilform d. altdeutschen Zaubersprüche bis 1300 S. 55.
[2]) Bibl. d. ags. Poesie I 328 ff.; Cockayne I 388 ff.

Digitized by Google

Das deutsche Volksrätsel.

Nachtrag.

Von Dr. P. Feit.

Zu dem im XIV. Heft S. 1 ff. abgedruckten Vortrage wurden in der sich anschliessenden Besprechung und später schriftlich folgende Mitteilungen gemacht, die ich nebst einigen Zusätzen zur Kenntnis bringe.

1. **Das Kuh-Rätsel** S. 4 f. Herr Dr. Schlauch in Dohna bei Kotzenau sandte eine an seinem Wohnorte gehörte Fassung ein:

> Vier kommen gegangen, vier hangen, zwei mit Spiessen, zwei mit Laternen, einer mit einer Fliegenklappe.

2. **Das Schnee-Rätsel** S. 5 f. Christian Gryphius, Rektor des Breslauer Magdalenen-Gymnasiums, lässt im ersten Teile seiner 'Rätzelweisheit' (1692) den Ödipus eine griechische Form anführen:

> *Ἄπτερον εἰς δένδρον πτηνόν ποτ' ἄφυλλον ἑζέπτη,*
> *καὐτόθ' ἐφιζάνον καὶ' ἄρ' ἄσιομος αὐτὶ πέπωκε,*
> *ἄσιομος ὀξυπρόσωπος, ἐρυθρογένειος, ἄνανδος.*

Dazu wird eine Übersetzung in deutschen Reimen gegeben, wie sie im 16. Jahrhundert gebräuchlich gewesen:

> Es flog ein Vogel federlos — Da kam die Frau mundlos
> Auf einen Baum blattlos, — Und frass den Vogel federlos.

Beide Rätsel sind jedoch aus der Aenigmatographia von Reusner 1599 S. 106 und 1602 S. 94 entlehnt; das griechische stammt von Joachim Camerarius, und das deutsche ist nicht etwa eine in Schlesien umgehende Fassung; eine solche ist mir bisher noch nicht bekannt geworden.

Betreffs der Rätselweisheit verweise ich auf einen Aufsatz in der Ztschr. d. V. f. d. Gesch. Schlesiens Band 41 S. 241 ff.

3. **Rätsellieder** S. 8 f. In Streit's Schlesischen Provinzialblättern 1828 S. 153 ff., S. 603 ff., 1829 S. 49 ff., Ergänzungsbogen 1829 S. 1 ff. sind schlesische Gebräuche aus den Kreisen Brieg, Ohlau, Grottkau, Strehlen, Wohlau, Guhrau, Trachenberg, Trebnitz, Namslau und Kreuzburg gesammelt. Unter den Hochzeitsbräuchen findet sich (Ergänzungsbogen 1829 S. 19 ff.) ein Zwiegespräch der Hochzeitsjungfern und ihrer Begleiter, die sich von den Mädchen ein Kränzlein erbitten.

Digitized by Google

Jungfer: Mein vielgeliebter ehrbarer Junggesell!
Es ist in unsern Landen nicht Sitten,
dass die Junggesellen um das Kränzlein bitten.

Junggeselle: Meine vielgeliebte, tugendsame Jungfer!
Darum sind die Jungfern also frechen,
Dass sie tun den Junggesellen das Kränzlein versprechen.

Jgf.: Ich sass auf einem Raine, ich machte mir ein Kränzlein alleine;
es half mir weder Reiter noch Knecht; mein Kränzlein ist noch nicht gerecht.

Jgg.: Ich setzte mich wohl gar nahe dabein, ich machte der Gesässe schöne zwein;
ich hoffe, das Kränzlein wird mein eigen sein.

Jgf.: In meines Vaters Garten da stehen zwo Wieten (Weiden),
davon habe ich die schönste gebogen, die Nachtigall ist durchgeflogen;
werdet ihr sie mir wieder zurück durchjagen,
so sollt ihr mein Kränzlein von hinnen tragen.

Jgg.: Ich will mich machen zu einem kleinen Waldvögelein,
ich will mich schwingen in die Luft hinein;
ich will sie wieder zurückjagen und werde das Kränzlein von hinnen tragen.

Jgf.: In meines Vaters Garten da steht eine Pappel, daran hangen drei goldene
werdet ihr mir den untersten und obersten rühren an, [Tropfen;
den mittelst lassen stille stahn.
so könnt ihr mit meinem Kränzlein von hinnen gahn.

Jgg.: In meines Vaters Stalle da steht ein Rappen,
denselben will ich satteln, ich will reiten unter die Pappeln;
ich will den obern rütteln, den untersten schütteln —
ich hoff', das Kränzlein wird stehn auf meinem Hütteln.

Jgf.: Was ist weisser als der Schnee? was ist grüner als der Klee?
was ist schwärzer als die Raben? was ist tiefer als die Graben?
was ist stolzer als die Knaben?

Jgg.: Der Tag ist weisser als der Schnee, die Raute ist grüner als der Klee,
die Feder ist schwärzer als die Raben, das Ross ist stolzer als die Knaben —
jetzt will ich das Kränzlein haben.

Jgf.: Schwarze Saat auf weissem Acker, steht bisweilen dick und wacker;
rat mir das, und noch so viel, so steht das Kränzlein nach euerm Will.

Jgg.: Wenn ich wär' ein gelehrter Mann und sollte über denselben Acker gahn,
so wollt' ich wissen, was drauf stahn, und will gleichwohl das Kränzlein han.

Jgf.: Ich ging spazieren über grune Au, ich wand mir ein Kränzlein grün und blau;
Ich wand es mir um, ich wand es mir ein —
drum muss das Kränzlein ja meine sein.

Jgg.: Ich ging spazieren nicht weit vorbein,
das Kränzlein gefiel mir von Herzen fein;
ich hoffe, es wird bald meine sein.

Jgf.: Werdet ihr mir erschwingen, wie die kleinen Waldvögelein singen,
so sollt ihr mein Kränzlein von hinnen bringen.

Jgg.: Einer singt grob, der andre singt klein; (mhd. kleine = zierlich, fein)
ich hoff', das Kränzlein ist mein.

Jgf.: Was ist härter als ein Stein? was ist geschwinder als ein Pfeil?

Digitized by Google

Jgg.: Das Menschenherz ist härter als ein Stein,
und die Gedanken sind schneller als ein Pfeil;
gebt mir das Kränzlein in aller Eil.
Jgf.: Was ist heisser als der Brand? was ist grösser als die Schand?
was ist schwerer als der Sand?
Jgg.: Das Blei ist schwerer als der Sand, die Wahrheit ist heisser als der Brand,
die Gnade Gottes ist grösser als die Schand.
Schenket das Kränzlein dem Junggesellen zu Ehren dem ganzen Vaterland.
Jgf.: Mein Kränzlein ist euch viel zu schlecht, und noch dazu auch nicht gerecht.
Jgg.: Mein Haupt ist mir gar glatt und schlecht; das Kränzlein ist mir schon gerecht.
Jgf.: Da habt ihr die Kränzlein beide, und traget sie mit grosser Freude.
Ihr habt sie wohl von mir erbeten und kommt so sauber hergetreten.
Gott gebe dazu seinen Segen, daran das meiste ist gelegen.
Jgg.: Also meine vielgeliebte Jungfer!
ich tu mich freundlich bedanken mit den Schwaben und Franken;
und wenn ihr werdet kommen in mein Vaterland,
so will ich mich machen mit euch bekannt;
will lassen decken Tisch und Bänken,
den Met und kuhlen Wein will ich euch schenken,
dass ihr sollt meiner gedenken —
wird es gleich aus einem kleinen Wasserbörnlein
mit meiner Hand geschöpfet sein.

Vgl. hierzu die Beschreibung einer Bauerhochzeit in der Niederlausitz in 'Idunna und Hermode' 1813 S. 33 ff.

4. **Das Ilo-Rätsel** S. 24 f. H. von Wlislocki, Aus dem Volksleben der Magyaren, München 1893, S. 141 f., bringt folgendes: Gegen die Pest soll man als Schutzmittel ein Stück Iltisfell tragen. Im Kalotaszeger Bezirk wird erzählt: Zur Pestzeit kam eine schwarze Frau und sagte, sie wolle alle schonen, die klüger seien als sie. Sie hatte aber auf alle Fragen eine Antwort. Da kam ein Bursche und sagte:

Sag mir, was ist das? Auf G stehe ich, auf G sitze ich, G ist über mir, G ist unter mir, und G geht durch meine Kehle (gége).

Sie konnte es nicht raten. Er hatte aber Iltisfelle um die Füsse gewickelt, Hosenboden und Mütze damit gefüttert und ein Stückchen verschluckt (görény Iltis).

A. Treichel, Armetill, Bibernell und andere Pestpflanzen, Hoch-Palischken, Selbstverlag, S. 15:

Der Hundename in einem Verbrecherrätsel ist Bibernellchen, auch Pompernellchen in Ostpreussen, Pompinellen und Pupenellchen in Westpreussen. Das Rätsel lautet:

Auf P geh ich, auf P steh ich, auf P bin ich hübsch und fein.
Nun ratet, meine Herren, was soll das sein?

Digitized by Google

Die Frau trägt Schuhe aus dem Fell ihres Lieblingshündchens dieses Namens. 'Möglich (!) kam der Ausdruck deshalb hierher, weil schon der Name Pimpinella hier zur Erlösung vom Tode führen soll'. Andere Namen des Hundes sind Idel, Elias, Perl.

Über Wirkung der Pimpinella lese man nach im Grossen vollständigen Universal-Lexikon, Leipzig und Halle (Johann Heinrich Zedler) 1791, Band 28 S. 334—342 unter Pimpernell. Die medizinische Verwendung geht bis in das 15. Jahrhundert zurück. Vgl. das Arstedyge Boeck von 1483 (beschrieben in Lappenberg, Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg S. 115) fol. 11: bevenellen wortele ghekouwet edder gegheten is gud deme, de eyn losich, amechtich herte hefft (Schiller-Lübben 1, 309).

5. **Das Schnee-Rätsel in kürzerer Fassung** S. 32. Es wird als schlesisch-polnisches Rätsel in den Schlesischen Provinzialblättern, neue Folge, Band 6, Breslau 1867, S. 217 angeführt.

Leci, leci, skrzydło nie miał.
Siadło, siadło, zadka nie miał.
Es fliegt, es fliegt und hatte keine Flügel.
Es setzt sich, es setzt sich und hatte kein Gesäss.

Wirtshausschilder.

Von Dr. P. Feit.

Die ältesten Häusernamen finden sich zur Bezeichnung von Wirtshäusern. Von Breslau sagt Markgraf in seinem Buche über die Strassen Breslaus, Breslau 1896, S. 16: 'Im allgemeinen gehen hier in Breslau die Schilder der Kretschmerhäuser und deren Bezeichnungen nicht bis in das Mittelalter zurück'. Ich habe in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, Band 36, 1901, S. 121 ff., und in der Schlesischen Zeitung 1902, Nr. 60, 67 und 76 nachgewiesen, dass sie sich vereinzelt von der Mitte des 14. Jahrhunderts an finden; in grösserer Zahl kommen sie allerdings erst gegen Ende des 16. vor. Weit verbreiteter war schon vordem die Sitte der Wirtshausbenennung in Süddeutschland, wo sie noch jetzt wie überhaupt die Namengebung für Häuser im Schwange ist.

Eine scherzhafte Deutung gibt diesen Schildernamen Nikodemus Frischlin in seinem Drama Susanna, das 1577 verfasst wurde. Er überträgt den heimischen Brauch mit Dichterfreiheit

Digitized by Google

auf den Orient. Ein Bauer Sichar kommt in die Stadt Babylon, um seinen Landsmann Hiram aufzusuchen. Er trifft ihn, wie er aus einer Schenke kommt, wo es ihm übel ergangen ist, und belauscht den Monolog, den ihm der Zorn auspresst, II 5, 69 ff.:

Hiramus. Sed quid opus est verbis? ipsimet quales sint, insignibus
Hederarum, quas vino suspendunt, appositissime docent.
Nam rapidos corvos alii, aut aquilas in scutis ostentant suis,
Ut sese aquilinis unguibus et corvinis digitis praeditos,
Pecuniasque ad se hospitum rapere ostendant: alii lupos,
Leones atque ursos, et porcos in clypeis suis gerunt:
Ut se voraces, et rapaces, et spurcos esse doceant.
Alii cervos et tauros praefigunt tabernis: ut suos
Praemoneant hospites, quo caveant a malignis cornibus.
Quidam olidos hircos et petulcos unicornes proferunt:
Ut ita immunditiem, et foetorem, et petulantiam prodant suam.
Quidam superbi pavones ostentant: nonnulli anseres,
Olores, gallinas, columbas: ut talibus emblematis
Se quasi quosdam aucupes esse moneant: qui loculos hospitum
Deplumare queant, non secus, ac gallinam aut anserem cocus.

Sichar. Deum immortalem, quam probe hic homo tenet hieroglyphicas notas!

Hiramus. Alii pretiosos pisces, anguillas, salmones et lupos,
Cancrosque praefigunt tabernis, ut faciant fucum advenis:
Quasi intus lautitias istas reperturi sient. at hi
Meo consilio rectius pisa et lentes et rapula
Atque alia, et spiras inibi suspenderent: ut hi solent
Facere, qui vili lolio suos excipiunt hospites.
Nam in istis cauponis, ubi antacei[1]) scutis adhaeserint,
Raro ii culinam intrant: ut sit satis monstrasse extrinsecus:
Multi coronas, et regum diademata suspendunt, quibus
Significant, insidias se struere coronatis Regalibus.
Sunt, qui crucem extendant: qua digniores sunt ipsi fere
Quam fures thesaurarii, et praedones quidam maritimi.
Non pauci gladios, pugiones, hastas, cultros, frameolas
Et consimilia arma exerunt: quibus crumenas hospitum
Jugulant. Solem nonnulli proferunt, quo loculos turgidos
Exiccant, urunt, torrefaciunt: alii oves et Angelos
Fenestris porrigunt: ut nequitiam suam larva tegant
Honesta: pelle nitidi, introrsum turpes. Atque hi polypos
Imitantur, qui, ut piscatores decipiant, se affigunt petris:
Et quibus adhaerent, illorum colorem corpore induunt.
Sane ego novi istos polypos, qui ubi quicquam tetigerint, tenent:
Ipsi lupi, hospites ovium loco habentes, quas tondent probe:
Nec lucis angeli sunt, sed tenebrarum fraudumque omnium.

[1]) *ἀνταχαῖοι*.

Digitized by Google

Sichar. Pictorem hunc esse conveniebat: ut cauponibus hederam
Suspenderet.

Hiramus. Postremo (nam quis omnia hic percenseat)
Equos quidam protendunt, quos olim male nummati advenae
Pro symbolo suo in stabulis coacti sunt relinquere:
Cum iniquis cauponum istorum non sufficerent rationibus.
Placrique cantharos et vitra popinis appingunt suis:
Quibus in locis prope semper poculorum maior copia est,
Quam forte poculentorum esse aut esculentorum solet.
Quin imo quosdam non pudet infernum ipsum scutis indere,
Ut se vivos et corporeos declarent esse diabolos.
Quae quidem ego, si huius exemplo cauponis, cuius domo
Egressum vidistis, commonstrare velim: citius me-dies
Quam verba deficient.

Auf deutsch etwa:

Kurzum man sieht schon an dem Wirtshausschild
und an dem Weinkranz deutlich, was sie sind.
Mit Raben und mit Adlern prangen sie
zum Zeichen, dass mit Krallen und mit Klau'n
sie's Geld der Gäste sich erraffen. Wölfe,
auch Löwen, Bären, Eber auf dem Schild,
das weist auf Beutelust und schmutz'gen Sinn.
Sie hängen Hirsch und Stier als Zeichen aus,
das heisst, man hüte sich vor ihren Stössen.
Ein stink'ger Bock, ein wildes Einhorn lehrt
ihr unrein Herz und ihre Gierigkeit.
Sie prunken mit dem Pfauen, mit der Gans,
mit Schwan, mit Huhn, mit Tauben zum Beweis,
dass sie den Vogelfängern gleich die Börsen
gern rupfen wie die Köche Gans und Huhn.
'Fürwahr der deutet recht die Rätselbilder'.
Auch teure Fische zeigt manch Schild, 'nen Hecht,
Aal, Lachs und Krebse; das ist blauer Dunst,
als ob man dort die leckern Speisen fände!
Sie sollten lieber Erbsen, Linsen, Rüben
und Brezeln sich zum Aushangzeichen wählen,
weil sie den Gast zu schlechten Wicken laden.
In Schenken, wo der Stör im Schilde steht,
Kennt ihn die Küche nicht, es ist nur Schein.
Wohl sieht man Kränze da, ja Kronen gar,
dann gehn den Kronentalern sie zu Leibe.
Die führen Kreuze: schlag man sie daran,
die schlimmer sind als Diebsvolk und Piraten.
Sie stecken Schwerter, Dolche, Lanzen aus,
Spiess oder Messer, doch dem Beutel gilt's.
Und zeigt sich eine Sonne, nun so dörrt

Digitized by Google

die Börsen sie. Das Lamm, der Engel sind
ehrbare Masken ihrer Bosheit nur.
Schön aussen, innen arg. Polypen sind's,
die Fischer fangen an den Felsen hängend,
um mit der Beute Blut sich vollzusaugen.
Ich kenne die Polypen, Haltefeste
und Wölfe, die die Schäflein weidlich schinden,
die Engel, nicht des Lichts, des dunklen Trugs.
'Ein guter Maler solcher Aushangzeichen
wär' der geworden'.
Schliesslich denk' ich noch
der Rössel. Ja die nahmen sie
als Unterpfand für schuld'ge Zeche fort,
wenn sie mit ihrer Rechnung uns geprellt.
Man sieht auch Krüg' und Gläser abgebildet;
dort pflegt es dann der Krüge mehr zu geben,
als ess- und trinkbar Gut vorhanden ist.
Ja selbst die Hölle muss als Zeichen dienen,
dass sie den Teufeln gleich die Gäste fangen.
Wollt' ich den Wirt, aus dessen Haus ich komme,
recht schildern zum Beweis — es würde Nacht,
eh' ich zu Rande käme!

Alle genannten Insignien sind in Breslau wohlbekannt bis auf Rabe, Aal, Dolch, Lanze, Spiess und Messer. Dem Eber steht der Saukopf (Schuhbrücke 27) gegenüber, dem Fisch der Schwertfisch (Bischofstrasse 9), dem Glas der Becher oder die Kanne, die mehrmals vorkommen.

Flurnamen, Familiennamen und Torsaulen in Boyadel, Kreis Grünberg.

Von M. Hellmich in Glogau.

Das Dorf Boyadel liegt im Kreise Grünberg am rechten Ufer der Oder zwischen dieser und einem grösseren, geschlossenen Waldkomplex, der von Carolath her bis an die Obra sich erstreckt. Der Name, dessen ältere Form von Adamy mit Poyadel angegeben wird, ist wahrscheinlich (statt als „Fährort“) als „Ort in den Tannen“ vgl. poln. jodła „Tanne“ zu deuten. Die abgeschlossene Lage erklärt es, dass sich hier noch vieles erhalten hat, was anderwärts bereits unserer ausgleichenden Zeit zum Opfer gefallen ist.

Digitized by Google

Auf einer gelegentlichen volkskundlichen Streife fielen mir zwei Schöppenbücher in die Hände, die neben anderen Schriften in einer altertümlichen Lade im Gewahrsam des Gemeindevorstehers ruhten. Bei einer ganz flüchtigen Durchsicht bemerkte ich eine grosse Menge von Namen zur Bezeichnung der Lage der zu den einzelnen Wirtschaften gehörigen Grundstücke. Eine nähere Vergleichung ergab, dass sich aus ihnen bei der Zusammenfügung ein fast lückenloses Bild der ganzen Feldmark schaffen liess, und so entstand der Plan zu der vorliegenden Arbeit. Die Verfolgung dieses Gedankens ergab für die Ausführung noch ein weiteres unschätzbares Hilfsmittel in Gestalt eines im Gutsarchiv aufbewahrten Atlas, der — abgesehen von seiner für die Zeit der Entstehung hervorragenden technischen Vollendung — mit einer heute leider nur selten zu findenden Treue und Gründlichkeit die Flurnamen wiedergibt. Dieser Atlas wurde mir mit schätzenswerter Bereitwilligkeit von dem Besitzer der Fideikomissherrschaft Boyadel, Sr. Exzellenz dem General Freiherrn von Scheffer zur Verfügung gestellt; ich spreche hierfür meinen Dank aus. Und in dem Gemeindevorsteher von Boyadel, Herrn Gaile, fand ich eine Persönlichkeit, die nicht nur mit allen Verhältnissen in der Gemeinde genau bekannt, sondern auch bereit war, mir mit dieser Kenntnis jederzeit zur Verfügung zu stehen; das möchte ich ebenfalls hier dankend erwähnen.

I. Flurnamen.

Ehe ich das Ergebnis meiner Sammelarbeit selbst bringe, will ich meine Quellen noch näher beschreiben.

Die beiden Bände der Schöppenbücher sind in ihren alten Einbänden zwar erhalten, haben aber durch Einheften von ganzen Lagen Papier nicht nur arg in der Form gelitten, sondern es ist auch die Reihenfolge der einzelnen beurkundeten Rechtsgeschäfte etwas gestört worden. Dem Inhalte nach sind es fast nur Kaufhandlungen, die kulturgeschichtlich teilweise recht interessant sind, nebst den dazu gehörigen Quittungsleistungen oder Verzichten und Bestätigungsurkunden der Herrschaft.

In dem älteren Bande, welcher Rechtsgeschäfte aus der Zeit von 1594 bis 1692 enthält, findet man nur wenige Flurnamen erwähnt. Es hat ganz den Anschein, als ob damals der Abverkauf einzelner Parzellen ungebräuchlich oder rechtlich nicht zulässig war. Vielleicht lag dies an dem Verhältnis zur Grundherrschaft, welcher die ganze ungeteilte und unteilbare Stelle für die Dienste verpflichtet war.

Mit dem ersten Blatte des jüngeren Bandes, der die Zeit von 1739 bis 1775 umfasst, tritt eine andere, modernere Art der Beurkundung ein. Jedem

Digitized by Google

Kaufvertrage folgte eine „Specification derer zu dem (Name) . . . Gut gehörigen Stücke". Und darin kann der Sammler von Flurnamen eine reiche Lese halten, denn statt der neuzeitlichen Bezeichnungen nach Parzellennummern ist jedes Stück in Feld, Wiese und Wald mit dem Namen des Feldteiles bezeichnet und durch Nennung der Namen der Grenznachbarn bestimmt

Die Aufzählung der einzelnen Stücke ist nach vier grossen Feldabteilungen geordnet, deren jeweils immer wiederkehrende Bezeichnungen lauten: 1. Im grossen Felde, 2. Im Mittelfelde, 3. Im kleinen Felde und 4. Wiesen-Äcker und Wiesen.

Unter diese vier Haupttitel sind dann die einzelnen Parzellen in ziemlich gleichmässig sich wiederholender Reihenfolge der Feldteile untergeordnet. Da im Schöppenbuche sich wenigstens 4 oder 5 Handschriften finden, so ist ohne weiteres klar, dass bei der damals noch im Fluss befindlichen Rechtschreibung und besonders in diesem Falle, wo es sich um aus dem Volksmunde wiedergegebene, einer fremden Sprache entstammende Namen handelte, auch jeder Schreiber sich seine eigene Schreibweise bildete. Die dem Schöppenbuche entnommenen Bezeichnungen sind daher in ihren verschiedenen Formen diplomatisch genau wiedergegeben, um Sprachforschern durch diese Vielgestaltigkeit bessere Anhaltspunkte zu geben. Auffallend ist, dass die jüngste Hand anscheinend am meisten der deutschen Zunge bequeme Formen niederschrieb, wenn man nicht daraus folgern will, dass dieser Schreiber aus rein deutscher Gegend stammte und sein der slavischen Klänge ungewohntes Ohr Schuld an dieser Verdeutschung trägt.

Der Atlas endlich, der eine willkommene Ergänzung der vorbeschriebenen Urkunden bot, ist ein modern eingebundener Band in Querformat von 50 zu 37 cm Grösse und enthält 23 Blätter eines mit Leinwand unterzogenen Papiers. Das Titelblatt enthält in den beiden unteren Ecken recht ansprechend gezeichnete Darstellungen des Baues einer Brücke — nach der Überlieferung ist es die Obra-Brücke bei Kontopp — und einer Oderlandschaft, vielleicht bei den Fährhäusern von Boyadel mit dem linksseitigen Miltziger Steilufer. Der Text des Titels lautet: „Kleiner Atlas derer denen Frey-Herren von Kottwitz gehörigen Güther Boiadel und Kontop. Nach Rheinlandischen Fus, auf das accurateste Vermessen und gezeichnet von Theodor Christian Geislern. 1741". — Hierzu ist zu bemerken, dass einzelne der Blätter mit der Jahreszahl 1740 bezeichnet sind. — Nach diesem folgt ein Blatt Zeichenerklärungen mit gleichfalls gezeichneter Vignette und dann die Karten; als erste derselben und drittes Blatt des ganzen Atlas der „Plan von denen freyherrlichen Herrschaften Boiadel und Kontop", welcher im Massstab von etwa 1 : 37 500 gezeichnet ist, wie sich aus dem darauf gezeichneten sogenannten Balkenmassstab berechnen lässt. Dann folgt als Blatt 4 der „Generalplan der Freyherrlichen Herrschaft Boiadel" (in ungef. 1 : 28 600). Dieses Blatt ist mit einem rechteckigen Netz von Linien in blassbrauner Farbe überzogen; die dadurch entstandenen Längsspalten sind am oberen Rande mit den grossen lateinischen Buchstaben A bis E und die Querspalten am seitlichen Rande mit den römischen Ziffern I bis IV bezeichnet. Jedes dieser durch die Angabe von Buchstabe und Zahl bestimmten Rechtecke mit Ausnahme von A I und E IV, die unbezeichnet sind, ist dann auf den folgenden Blättern vergrössert im Massstab von etwa 1 : 5000 zu finden. — Ausser diesen 18 Blättern

Digitized by Google

in vergrösserter Darstellung enthält der Atlas noch ein Blatt, das die zum Gut gehörigen Teile von Mesche und Schwenten, die schon auf der ersten Übersichtskarte mit dargestellt sind, noch einmal im Massstab 1 : 11 000. und zwar merkwürdigerweise umgekehrt, mit der Nordrichtung nach dem Beschauer zu orientiert wiedergibt.

In dieses Kartenmaterial nun, welches in wirklich „accuratester" Weise gezeichnet und in Anbetracht der Zeit seiner Entstehung geradezu musterhaft zu nennen ist, sind von dem offenbar eines slavischen Idioms mächtigen Verfertiger die Namen mit grosser Gewissenhaftigkeit und Sachkunde eingetragen worden. Nachdem ich, allerdings unter einigen Schwierigkeiten, auf die Messtischblätter ein entsprechendes Netz von Rechtecken gezeichnet hatte, ist es mir unter gleichzeitiger Beachtung der Kulturgrenzen, die noch ziemlich gut mit der alten Darstellung übereinstimmen, gelungen, alle die vielen Flurnamen auf diese Messtischblätter so zu übertragen, dass Stichproben auf die Richtigkeit, die ich mit Ortseingesessenen bezüglich jetzt noch vorhandener Namen anstellte, die Richtigkeit dieser Eintragungen ergaben.

Die Feldteile sind im Laufe der Zeit oft durch Wege zerschnitten worden; solche Abweichungen vom alten Zustande sind durch Geradelegung beim Ausbau von Chausseen oder durch die stattgehabte Landumlegung begründet und bereiten der Auffindung der richtigen Stelle zur Eintragung der Namen oft erhebliche Schwierigkeiten.

Da die von Geisler überlieferten Namen, wie oben gesagt, den Charakter ihrer Herkunft dem Anschein nach besser gewahrt haben als die Bezeichnungen in den Schöppenbüchern, so ist die nachstehende vergleichende Übersicht nach ihnen alphabetisch geordnet worden. Sie enthält also in der ersten Spalte die Formen der Geislerschen Karte, in der zweiten die des jüngeren Schöppenbuches von 1739—1775, in der dritten die des Buches aus dem 17. Jahrhundert oder genauer von 1594—1692 unter gleichzeitiger Angabe der Jahreszahl des Vertrages, in dem sich der Name findet, während die vierte Spalte die heute übliche Form möglichst lautgetreu wiedergibt.

Messtischblätter mit den eingetragenen Flurnamen sollen für das Archiv der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde angefertigt und diesem als Grundstock einer planmässig zusammenzubringenden Karte von Schlesien, welche alle Flurnamen enthält, übergeben werden.

Digitized by Google

1740. 1741	1739—1775	1594—1692	Gegenwart
Babigura	Pabigura, auf der Pawigura, „	—	Babigura
Bache's Grube	—	—	Bache's Grube
Bartelickes's Grube	—	—	Bartlauke's Grube
Beer-Winckel	im Beerwinckel	—	Beerwinkel
—	hinterm Becker	—	hinterm Becker
Beuth-Berge	—	—	Beuth-Berge
„ Horst	—	—	„ Horst
„ Lache	—	—	„ Lache
Biedzine, die	—	—	Bitschine
Bietke's Winckel	bey Bitke's Winckel	—	Betke's Winkel
—	—	—	Birk-Berg
Birk-Horst	—	—	„ Horst
„ Lache	—	—	„ Lache
Bleich-Berg	—	—	Bleich-Berg
Böse Berg, der	—	—	der Böse Berg
Brand-Heide	—	—	die Brand-Heide
Bridzine, die	Prischime(ine) } in der, Pitschime } unter	—	die Britschine
Bschirffen, die Vorder-, Mittel-, Hinter-	Pszchirven } unter Pschirfen(ffen) }	tzschirrwen (1679)	Bschirrwen
—	—	—	Branntwein-Lache
—	—	Bradelß Gruben (1679)	Brudels Gruben
—	Bußenie } Boußenie } auf der Pußinee }	—	auf der Pussinee
—	—	Wehr in der Corjnye (1679)	—
Czernine	Zernine } in der, Zschernine } unter	—	Tschernine
Dalentschine	Dalanschine } in der Dallanschine }	—	Dalanschine
Dambine, die	auf der Dambine	—	Dambine
—	„ „ Dambußenie	—	Dambussenie
Dambuszewen	Dambußeve, auf der Dambußeven, auf den	—	Dambuschewen
Dickstrauch, Vorder-	—	—	Dickstrauch (Vorwerk und Dorf)
„ Mittel-			
„ Hinter-			
Domke, die	Dumcken, in	—	in den Dohmken
Dommerowke	Dommerofke, auf der	Domrofke (1683)	Dommerofke
Dommrowieske, auf der	Dommrowieske, auf der	—	Domrowieske
Druge Luge	Druge Lube, auf der	—	Drubeluge
Duginiwe	Dugeniven, auf den Dugenuven(üven) „	—	Dugeniwe
Dürre Heide	—	—	Dürre Heide
Dürre Eich-Wiese	—	bey der tirren Eichwiese (1685)	Dürre Eich-Wiese
Eichberge	—	—	Eich-Berge
—	—	—	„ Wiese

Digitized by Google

1740, 1741	1739—1775	1594—1692	Gegenwart
Garten, der grosse G.	—	—	der grosse Garten
„ Grase-G.	—	—	„ Grase- „
„ Hampicke's G.	—	—	Hampicke's „
„ Linckes Gärtel	—	—	Lincke's Gärtel
„ Pferde-Garten	beim Pferdegarten	–	der Pferde-Garten
„ Reh-G.	—	—	„ Reh- „
„ Wiese-G.	—	–	„ Wiese- „
„ Zurcke's G.	—	—	Zurcke's „
—	Gerschise, Skerschise Gurschise, Schirschise Gürschise, Scrischise }	auf der, in der —	Gerschitze
—	Gerschambschietze, in	der —	—
Glambine, unter der	Glambine, hinter, unter	vor der Glambine (1689)	Glambine
Glambine-Lache	unterd.Glambine-Lache	—	Glambine-Lache
—	Gourschoulcke, Corsocke, in der	—	—
—	zwischen den Graben	—	zwischen den Graben
—	—	Grenznicke (1679)	Grenznicken
Gronden, die	in denen Grunden	—	die Gronden
	unter den „		
Grsauke, die	—	—	Grschauken
Grube, Bache's Gr.	—	—	Bache's Grube
„ Bartelicke's Gr.	—	—	Bartlauke's Grube
„ Hammer-Gr.	—	—	Hammer-Gruben
—	—	—	Krebs-Gruben
„ Kroilewe-Gr.	—	—	} die neuen Gruben
„ neue Gr.	—	—	
„ schwartze Gr.	—	—	Schwarze Grube
—	zum Grübel	—	—
—	in der Grublee	—	in der Grublee
Grzamben, Lorcke's G.	eine Gerschambe	—	Korschambe
„ Waschke's G.	(im Storchwald) „ (in Moosken) Carsambe		
Haenicht-Horst	—	—	Haenicht-Horst
Hammer-Gruben	—	—	Hammer-Gruben
„ Wiesen	—	Hammerwiesen (1618)	Hammer-Wiesen
Heide, unter der	zur Heyde	—	unter der Heide
„ Brand-H.	—	—	Brand-Heide
„ dürre H.	—	—	Dürre „
„ Hinter-H.	—	—	Finken- „
„ H.-Horst	—	—	Heide-Horst
„ H.-Winckel	—	—	„ Winkel
Heidel, das	—	—	das Heidel
—	—	—	Polkheidel
Holtz, Kohl-H.	—	—	Kohlholz
„ Polam-H.	—	—	Polamholz
Horst, Beuth-H.	—	—	Beuth-Horst

Digitized by Google

1740. 1741	1739—1775	1594—1692	Gegenwart
Horst, Birk-H.	—	—	Birk-H.
„ Drey-H.	—	—	Drei-H.
„ Frauen-H.	—	—	Frauen-H.
„ Gross-Scholtzens H.	—	—	Grossscholzens-H.
„ Gross-H.	auf dem Grossen Horst	—	Gross-H.
„ Haenicht-H.	—	—	Haenicht-H.
„ Heide-H.	—	—	Heide-H.
„ Hunde-Dachs-H.	—	—	Hundack's Berg
„ Jesiorke-H.	—	—	Jeschorke-Horst
„ Kerner-Scholtzens H.	—	—	Kerner-Scholzens-H.
„ der Lange H.	—	—	der Lange H.
„ Prahm-H.	—	—	Prahm-H.
„ SchmiedeMatschkes H.	—	—	—
„ Schuster-H.	—	—	Schuster-Horst
Hörstel, Horch-H.	—	—	Horch-Hörstel
„ Kraut-H.	—	—	Kraut-H.
„ Schütze's H.	—	—	Schütze's H.
Hutung, die kleine	—	—	die kleine Hutung
—	—	—	die grosse „
Jantze's Strauch	—	—	Jointze's Strauch
Jäger-Wiesen	hinterm Jäger hinter dem alten Jäger	—	Jäger-Wiesen hinter dem alten Jager
„ Haus	—	—	Jäger-Haus
Jesiorke-Horst	—	—	Jeschorke's Horst
Izemirsche, die	Schiemirsche, Tschiemierse, Zschimirse, Üsemirsche } in, in der	Fischerey in der Schiemirsche (1683)	Samiersche
Keile, die	auf den Kaylen	—	die Keile
Kenczicke, die	Canschicke, Skanschicke, Skanzize, Skanzschese } auf der, in der	—	Kantschicke
—	unterm Kern	untern Karn (1690)	Kern, Dorf u. abgebranntes Vorwerk
Kerner-Scholtzes Horst	—	—	Kerner-Scholzens Horst
„ „ Winckel	—	—	„ „ Winkel
„ Winckel	—	—	„ Winkel
—	Kienen, Kliemen } auf den	—	(ident. mit: auf den Keilen?)
Kletsch, der grosse K.	auf dem grossen Kletsch	—	der grosse Kletsch
„ der kleine K.			„ kleine „
Klutz, der	auf den Klutz, auf dem, [aufm	—	„ Klutz
Kohl-Holtz, das		—	das Kohlholz
Kopci	Cupzie, Cupsie, in der	in der Copzeel (1689)	Kupßee
Kraut-Hörstel, das	—	—	Kraut-Hörstel
Kroilewe, die K. Grube	Croilieve, Kroyleve } an der	—	Vorwerk, jetzt Alexanderhof
„ die grosse K.	—	—	

Digitized by Google

1740, 1741	1739—1775	1594—1692	Gegenwart
Kroilewe, die kleine K.	—	—	—
„ K.-Strauch	—	—	—
—	—	Kupreße, Zurcke's K.	—
Kziąsitze, die	—	— (1683)	—
Lache, die Beuth-L.	—	—	Beuth-Lache
„ die Birk-L.	—	—	Birk-Lache
„ die grosse kleine Dohnen-L.	—	—	die grosse kleine Dohnen-L.
„ die Mittel-L.	—	—	die Mittel-L.
„ Papke's L.	—	—	Papke's L.
„ Prahm-L.	—	—	Prahm-L.
„ die Schwartze L.	—	—	Schwarze L.
„ die Tieffe L.	—	—	Tiefe L.
—	—	—	Breite L.
Landsknecht's Berg	—	—	Landsknecht's Berg
„ Lug	—	—	„ Lug
—	Landsknecht's Winckel	—	„ Winkel
Lange Bergel, das	—	—	das lange Bergel
„ Horst, der	—	—	der „ Horst
„ Wiese, die	auf denen langen Wiesen	—	die „ Wiese
Lancken, die	in Lancken	—	die Lancken
—	auf den Laschewen in der Loscheve	—	auf den Laschewen
Lese, die	—	an der Läße (1652) Läße (1690)	Lahse
Lincke's Gärtel	—	—	Lincke's Gärtel
Löchel, Queer-L.	—	—	Quer-Löchel
Looske, Kallat's L.	Collotes Lausken (Loske), [in	—	Kallote's Looske
„ Kretschmer's L.	—	—	Kretschmer's „
„ Kuckot's L.	—	—	Kuckot's „
Lowine, die	Luwine (lene), hinter [(der)	—	hinter Lawin
Lug, der grosse saure L.	—	—	der grosse saure Lug
„ der kleine „ L.	—	—	„ kleine „ „
„ Landsknecht's L.	—	—	Landsknecht's „
„ Luschin-L.	—	—	Laschin- „
„ Senden-L.	—	—	Sendenlug
„ Druge Luge	—	—	Drublug
Luschin, die L.-Berge	—	—	Laschin-Berge
„ der L.-Lug	—	—	„ Lug
„ „ L.-Winckel	—	—	„ Winkel
Lustgarten, hinter dem	hinter dem Lustgarten	—	hinter dem Lustgarten
Marausche-Wiesen	—	—	Marausches Wiesen
Matzidel	in der Mutzedel	in der Mazedula (1689)	Matzedel
Messocke's Winckel	—	deß alten Missocke's wieße (1692)	Mezauke's Winkel
Milnicke	Millnicke } in der	—	Millicke
„ hinter der	Millicke }	—	

Digitized by Google

1740, 1741	1739—1775	1594—1692	Gegenwart
Miskalowe	Mizicalle, Mizalle, Matzigalle, Mützkale } in der	—	Miskalo (Ton auf der letzten Silbe)
—	Moroccowo (vo, wa), Morrokowie, Mroukow(i)e } auf der	—	Markowe-Berg
—	Moschicke, in der, hinter	—	—
Mühl-Tannen	—	—	Mühl-Tannen
—	Morowiske, Murowiske } in der, auf der	—	Merwiske
—	Mousten, Mousken, Moosken } in	—	Moosken
Mühl-Feld	beim Mühl-Haus		Mühlfeld
—	hinterm alten Müller	—	hinterm alten Müller
Mutschke's Winckel	—	—	Mutschke's Winkel
—	Nibschine, in der	—	Nibschine
—	Nißeve, Nissevie, Nüßeffe } auf der		Missewe
—	Nowitschaue(n), auf der, Neutschou, Neuschau } auf den, auf der	—	Tschau
Oder-Wald	—	—	Hutung
„ Kutschen	—	—	Fährkutschen, Fährhäuser
—	—	odrsewen (1679)	—
Omny, die	Oumenie(c), Ouminie, Ounomiec } auf der	—	Omenie
Oosken	Ousken, in, in den	—	Oosken
—	Oucrunglitze, in der	—	Krummlitze
—	Oustrofe(n), auf der (den), Oustrofke, in der, Ustrofsze, auf der	—	Ostrawe
Papke Lache	—	—	Papke Lache
—	in Pavel's Garten	—	in Pavel's Garten
Pech-Ofen	—	—	Pechofen
—	—	Piese's Wiese (1683)	—
—	Podrowowunke, Pudriwiunske, Pudrowiese } bei, auf der	—	—
Polam-Holtz	—	—	Polame, Vorwerk und Dorf
Polcke-Feld	an der Polcke, bey der Polcker Hutung	—	Polcke, Vorwerk und Dorf, dabei Feldteil „auf der alten Polcke“
Polck-Wiese	—	—	—
—		—	Polck-Löchel
Popersnicke	—	—	Puttersnicke
	hinter der Poruge	—	—

Digitized by Google

1740. 1741	1739—1775	1594—1692	Gegenwart
Prahm-Horst	—	—	Prahm-Horst
„ Lache	—	—	„ Lache
—	—	—	„ Wiese
—	Prischnitze, Preßschießze } unter der	—	—
—	Prusofske, Prufofsze, Pruschufke } auf der	—	Prosofsken
—	Pschirdime, auf der	—	—
—	Pubowiske, Puwowiske } in der, unter	—	Buwiske
—	—	Przèborzie (1679)	—
Reh-Garten	—	—	Rehgarten
—	bei Rick's Winckel	—	bei Rick's Winkel
Rosoche, die	—	—	—
Sand-förtel, das	—	—	Sandviertel (Abbau von Dickstrauch)
—	hinter der Salaszine	—	Salaschine
Schiltze, die (Pl.)	Schiltz (Schültz), im (in der) kleinen	—	die kleine Schiltz
	„ im (in der) grossen	—	„ grosse „
—	Schirzelline, in der	—	—
Schmiede-Wiese	—	—	—
Schmiede-Jürgens Sand-Winkel	—	—	—
Schosnowke, die	—	—	Schosnofke (Vorwerk und Dorf)
Schuslawe, die	—	—	Schoslawe (desgl.)
Schwartze Grube	—	—	Schwarze Grube
„ Lache	—	—	„ Lache
Schusterwiese	—	Schusterwiese (1683)	Schusterwiese
„ Horst	—	—	„ Horst
Schweinställe	—	—	Soitannen (ob identisch?)
Schwentzitze	Schwen(t)zi(t)ze, in	—	Schwenschitze
See, der Nieder-S.	— [der	—	der Nieder-See
„ der Ober-S.	—	—	der Ober-See
„ der Röst-S.	—	—	der Röst-See
—	Skarschauke, Skourschotke, Skourschoutke } unter der	—	—
Smugen, der	—	—	die Smugen (Pl.)
—	Souwintzke, Suwinze } hinter der	—	—
Storchwald	—	Storchwald (1683)	Storchwald
Struge, hinter der	—	—	Struwe, Strubelug
—	Supenie, unter (hinter) [der	hinter der Supene (1689)	Zupanei
Tannen, die Mühl-T.	—	—	Mühl-Tannen
Teich, der grosse T.	—	—	der grosse Teich
„ „ kleine T.	—	—	der kleine Teich

Digitized by Google

1740, 1741	1739—1775	1594—1692	Gegenwart
Thier, die T.-Berge	—	—	die Tier-Berge
„ das T.-Bruch	—	—	das „ Bruch
„ das kleine T.-Bruch	—	—	das kleine Tier-Bruch
„ die grosse T.-Wiese	—	—	die grosse Tier-Wiese
„ die kleine T.-Wiese	—	—	die kleine „ „
Tocken, die	Toucken, Douken, Tugen } auf den, in	—	Tocken
Tschaue, die	Tschau, Tschou } zur, in der	—	Tschau
Ugen, die	Ougen, ouen, ugen } in, auf den	—	Ugen
Vogt's Acker	—	—	Vogt's Acker
Waldedel	—	—	Waldedel
—	Wascheefen, auf den	—	—
Wetschotken (unter)	Wischautke, Wischoutke, Weschotke, Weschoutke } auf der	—	—
Weinberg, der	unterm Weinberg	—	der Weinberg
Wiese, die dürre Eichw.	—	bey der tirren Eichwiese (1683)	die dürre Eichwiese
„ die grosse W.	—	—	die grosse W.
„ die grosse Thier-W.	—	—	die grosse Tier-W.
„ Hammer-W.	—	—	die Hammer-W.
„ Hampicke's W.	—	—	Hampicke's W.
„ die kleine W.	—	—	die kleine W.
„ die kleine Thier-W.	—	—	die kleine Tier-W.
„ die Lange W.	—	—	die lange W.
„ Marausche's W.	—	—	Marausche's W.
„ die Polck-W.	—	—	die Polck-W.
„ die Prahm-W.	—	—	die Prahm-W.
—	der sogen. Winckel-Acker	—	der Winkelacker
Winckel, der Beer-W.	—	—	der Beerwinkel
„ Bietke's W.	bey Bitke's Winckel	—	Betke's Winkel
„ der Böse W.	—	—	der böse Winkel
„ Gross-Scholtzens W.	—		Grossscholzens W.
„ die Heide-W.	—	—	die Heide-W.
„ die Kerner W.	Winckel unterm Kern	—	die Kerner W.
—	der kleine Winckel	—	der kleine Winkel
„ Kerner-Scholtzens W.	—	—	Kerner Scholzens W.
„ Luschin-W.	—	—	Laschin-W.
„ Messocke's W.	—	—	Mezauke's W.
„ Mutschke's W.	—	—	Mutschke's W.
„ Schmiede Jürgens Sand-W.	—	—	Schmiede Jürgens Sand-W.
„ Scholtze's W.	—	—	Scholtze's W.

Digitized by Google

1740, 1741	1739—1775	1594—1692	Gegenwart
„ Schöltzerei-W.	beym Schöltzerei-Winckel	—	Schölzerei-W.
—	hinter dem 1 ten Windmüller	—	—
—	Winnsken, in	—	—
—	Wüske, auf der	—	auf der Wüske
—	—	—	Wier-Grübel
—	hinterm Wintzker	—	hinterm Winzker
—	hinter Wirschben	—	hinter Wierschben
Zoplave, die	Suplav(i)e / Saplave } auf der	—	Zuplawe
Zwantzige's Eichen	—	—	Zwanschitze
Zurcke's Garten	—	—	Zurcke's Garten
—	hinter der Ziegelscheune	—	hinter der Ziegelscheune
—	„ dem Ziegelstreicher	—	hinterm Ziegelstreicher

Zu einer Reihe der vorstehenden Namen habe ich eine Deutung zu geben versucht. Da Herr Geheimrat Prof. Dr. Nehring gütigst die Durchsicht übernommen und sehr wertvolle Berichtigungen und Erweiterungen dazu gegeben hat, wofür ich ihm besonders zu Dank verpflichtet bin, dürfte ihre Zuverlässigkeit nunmehr ausser Frage stehen [1]).

Babigura = babiagóra „Weiberberg", entweder weil er als Hexenberg oder als kahler Berg bezeichnet war?). N.

Biedzine = biedzina ärmlicher (unfruchtbarer) Boden. N.

Bietke's Winkel; Bietke, Spitzname von biedak (gespr. bidak) = der Arme.

Bridzine (brzezina Birkenholz) Birkenwäldchen.

Bschirffen, vielleicht von przyrwa Durchbruch, „am Durchbruch". N.

Bussenie (pustynia die Wüste? oder von buzu Holunder) der Holunderfleck.

Czernine (czarny schwarz) das schwarze Land.

Corjnye (korzen die Wurzel, plur. korzenie) die Rodung.

Dalentschine (dolny niedrig) niedriges Land (oder dolencina), vgl. Dolenzer bei den Polaben. N.

Dambine (dębina) Eichwald.

Dambuszewen, Feld des Dambosz. N.

Domke, wahrscheinlich „Besitz des Domek". N.

Dommerowke (dąbrowka) kleiner Eichenhain.

[1]) Wo nichts Besonderes vermerkt, ist zur Deutung das Polnische benutzt worden. Beiträge des Herrn Geh.-Rat Nehring sind noch besonders durch N. kenntlich gemacht.

Digitized by Google

Dommrowieske (dąbrowiecko, demin. zu dąbrowiec) Jungeichenhain. N.

Druge Luge, wohl „der andere Sumpf“. N.

Duginive, entweder druginiwe das andere Feld, die zweite Flur N. oder (von długi lang und niwa Acker, Flur) das lange Gewende.

Gerschise (jerzice auch jerzambczice) Ebereschenfeld. N.

Glambine (głębina Tiefe des Wassers) die tiefe Lache.

Gronden (grunt Grund und Boden) der Acker.

Grzamben (poln. grzęb, ein mit Gesträuch bewachsener und mit Feldsteinen beworfener Zwischenacker) etwa: der wüste Fleck.

Jesiorke (jezioro davon demin.) der kleine See.

Kenczicke (kąt der Winkel kącisko) der Winkel, vom Winkel. N.

Kern (meist auf ein altpoln. Wort karń ein ausgeschnittenes Etwas).

Kletsch (kleć elende Wohnung) etwa: beim verfallenen Hause.

Klutz (kłoc Klotz, Block) Rodung?

Kopci (kopa der Haufen) bei, auf dem Hügel.

Kroileve, das dem Kruile (s. Familiennamen) Gehörige, vgl. król „König“ possessiv dazu królew, neutr. kroilewe.

Kziąsitze (książęcy fürstlich, herzoglich) das Herzogsstück.

Kupresse, das dem Koprosz (Name kopr-Dill) Gehörige, von einem PN. Koprosz gebildet wie Gniewosz, Grabosz u. a., die Form ist die eines davon gebildeten adi. poss. im neutrum: Koprosze = das dem Koprosz gehörige Stück. Die Verschiebung der Vokale o zu u und e ist im deutschen Munde nicht auffallend. N.

Lancken (łąka) die Wiesen.

Lese (las Laubwald) im Walde.

Looske (lasek) das Wäldchen.

Lowine (łow das Jagen, Fangen) das Jagdstück.

Lug (wend. łuh) der Sumpf.

Luschin (wend. lučiny) Wiesenflächen.

Marausche, wohl von morsze moorartige Wiese. N.

Matzidel (moczydła) Flachsröste oder Benennung nach einem ehemaligen Besitzer. (Letzteres. N.)

Miskalowe, das dem Myszkal (Stamm mysz Maus) Gehörige. N.

Morowiske (vielleicht nach einem alten Gemäuer benannt).

Moschicke (vielleicht von moscisko verfallene Brücke. N.).

Musten-Musken (vielleicht von muszek Gen. muszča Vogelkraut. N.).

Nisseve, das dem Nisz Gehörige. N.
Nowitschaue = nowy czaw (s. bei Tschau). N.
Odrsewen (unverständlich; Stamm drzewo Holz? N.).
Omny (wend. wumjenk Ausgedinge, poln. wymówić ausdingen) das Auszugsstück.
Oosken (osiekno) ausgehauenes Stück Wald. N.
Oucrunglitze (okrągły rund) das runde Stück.
Oustrofe (ostrow) Insel. N.
Podrowowunke, vielleicht verdorben aus pod rowem wunka = łąka, die Wiese am Graben.
Polke (wohl pole Feld, demin. polko) kleines Feld. N.
Popersnicke (poprzeczniczka) Querstück. N.
Poruge (róg Zipfel; oder verdorben aus poruka Pfand) das Pfandstück? Letzteres. N.
Pubowiske (vielleicht verdorben aus popowisko, Stamm pop, der Geistliche also, vgl. Popowo, Popowice) der Kirche gehöriges Land? N.
Prischnitze (przecznica) Querfeld. N.
Prusofske, das dem Prus gehörige Feld. N.
Przèborzie, am Walde gelegenes Land. N.
Rosocha (hier -che) scheint ein Spitzname zu sein, das Dorf Rososzyce i. P. ist ein Patronymicon von Rosocha = die des Rosocha; das apell. rosocha = gabelförmiger Ast. Sollte auch Reh-G. und Ricks-Winkel damit zusammengehören und ders. Name sein, dann = Zacken am Geweihe, immer als Spitzname. N.
Schiltze (wahrscheinl. sielce für siedlce) Ort der Bienenwärter. N.
Schosnofke (sosnówka) Kiefernwald.
Schwentzitze (swięty heilig; vgl. Swięcie) der Kirche gehöriges Land.
Smugen (smug) ein langer schmaler Wiesenstrich.
Struge (struga) Wiesenbach.
Supenie (zupan Scholze, Richter) das Scholzengut.
Tocken (wend. tok) Auerhahnbalzplatz.
Tschau (von czaw die Dohle oder szczaw der Sauerampfer? N.).
Ugen (ogon) Schwanz.
Wascheefen (waszowe) dem Waszow gehörig. N.
Wischotken (unverständlich; vielleicht wyszota) die Erhebung. N.
Zoplave (wahrscheinlich za Pławą) hinter dem Bache Pława.

Digitized by Google

Wie beständig übrigens die Flurbezeichnungen im allgemeinen sind, geht z. B. aus dem Namen „hinter der Flachsscheune“ hervor, der heute noch gebräuchlich ist, trotzdem die Scheune selbst schon lange einem Brande zum Opfer gefallen ist.

Wozu aber gelehrt sein sollende Etymologie führt, zeigt recht drollig der von Geisler überlieferte Name „Hunde-Dachs-Horst“. Die Form hat mir durch ihre Absonderlichkeit viel Anlass zum Nachforschen gegeben, bis ich endlich ganz zufällig den Namen Hundacks Berg hörte; die Beschreibung lässt es zweifellos erscheinen, dass dies die im Volksmunde noch heut lebende Urform des Hunde-Dachs-Horstes ist.

Von Sagen hoffe ich ein anderes Mal und in anderem Zusammenhange eingehender berichten zu können.

II. Familiennamen und Torsaulen.

In der vorstehenden Zusammenstellung der Flurnamen bemerkt man, dass eine Reihe von Örtlichkeiten nach den damaligen oder vielleicht noch früheren Besitzern benannt worden sind. Dies gab Veranlassung, auch über die Namen dieser alten Besitzer Erhebungen anzustellen. Dabei lernte ich einen Brauch kennen, der so streng durchgebildet und förmlich gesetzmässig angewendet mir trotz langjährigen Verkehrs mit der Landbevölkerung Schlesiens doch ganz neu war. Das System, so kann man es ruhig nennen, ist das der „Torsaulen“. Mit „Torsaule“ bezeichnet man, neben der landläufigen Bedeutung „Torpfosten“, in Boyadel den Namen des ehemaligen Besitzers einer Hofstelle, der an Stelle des Namens des gegenwärtigen Besitzers auf seine Person und die seiner Angehörigen und zur Bezeichnung seines ganzen Eigentums an „Haus und Hof, Äcker, Vieh und alles was sein ist“ angewendet wird. Diese „Torsaulen“ verdrängen die Eigennamen der Besitzer in Boyadel fast vollständig im Gebrauch der Dorfinsassen unter sich, und namentlich Kinder kennen zwar die Torsaule eines Gehöfts und der dazu gehörigen Besitzersfamilie, vielfach aber nicht den bürgerlichen Namen des Besitzers. Man kann mit einem Wortspiel das Sachverhältnis am besten bezeichnen, wenn man sagt: in Boyadel gehört eine Hofstelle nicht dem Besitzer, sondern der Besitzer gehört der Hofstelle.

Dieser Brauch, der sich in Spuren in allen Bezirken Schlesiens findet, ist in Boyadel noch so im Schwange und so fest einge-

Digitized by Google

wurzelt, dass mir mein Gewährsmann Gaile die heute noch gebräuchlichen Torsaulen der 70 Wirtschaften geben konnte, von denen nur eine mit dem Namen des gegenwärtigen Besitzers übereinstimmt, trotzdem alte Familiennamen wiederholt unter den jetzigen auftreten. Da diese Namen ja auch dem Sprachforscher viel Interessantes bieten, so bringe ich sie hier, und zwar alphabetisch geordnet, da die Reihenfolge der Wirtschaften nach der topographischen Lage, in der ich sie bekommen habe, nicht interessiert. Ferner ist bei der Aufzählung noch unterschieden nach wirklichen Eigennamen und solchen Torsaulen, die von der Beschäftigung oder dem Amt hergenommen sind, in der Weise, dass erstere in antiqua, letztere in kursivem Druck gegeben werden.

Torsaulen:	Bürgerl. Namen:	Torsaulen:	Bürgerl. Namen:
Andreitze	Matschos	Kalote	Kette
Bartel	Kliche	Karwiee	Lange
Bertlauke	W. Rocke	Klapper	Kasur
Betke	Jachulke	*Kleifeit (Klein-*	Zaretzke
Bloche	Klette	Kleuke *[vogt)*	Beschoche
Breesche	Barnitzke	Kobesche	† [1])
Breeschmerten	Barnitzke	*Kohlhans*	Kliche
Christoph	Brauer	Korke	Kliche
Dimke	Lange	Kruile	Kliem
Dobersche	Zaretzke	Landsknecht	Kliche (†)
Douft	Becker (Becker-	Luche	Schönknecht
Dutzke	Nawotny [douft)	Lurke	Hotschicke
Figuhle	Behle	Marosche	Rocke
Fumfautzke	Conrad	Matjauke	Gaile
Gargauske	Kuch	Matschee	Lange
Garsate	Gaile	Matschiske	Zaretzke
Garsehne	Hotschicke	Missauke	†
Gersamber	Lange	*Neukutschner*	Liers
Groschulz	Lange	*Oberrogt*	Rocke
Guschmieder	Guschmieder	Ostrooske	†
Heidemärten	Martinske	Pablusse	Rutsch
Huschicke	Schönknecht (jetzt Lange)	Pavel	Kliche
		Pfarrpachter	Tauschke
Januske	Tauschke	Retzke	Kliem
Joinze	Hampicke	Rocke	Matzantke
Junschke	Karscholke	Sawade	Rocke
Kagifke	Lange	Schwentke	Lange
Kahnjurge	Lehmann	Staare	Gutsche
Kakoute	Rocke	*Steller*	Zirpke

[1]) † bedeutet erloschene oder aufgeteilte Besitzungen.

Digitized by Google

Torsaulen:	Bürgerl. Namen:	Torsaulen:	Bürgerl. Namen:
Tamauske	Waschke	Wirspe	Liers
Tuike	Gaile	Zamandke	Rocke (†)
Wacke	Rocke	Ziemone	Rocke
Walansche	Gutsche	Zoudke	Matzantke
Waschke	Lange	Zurke	Kliche
Winsker	Lieske	Zwanske	König

Aus dieser Aufzählung ergeben sich nebenher beachtenswerte Schlüsse auf den Besitzwechsel. Nur 6 alte Familiennamen, wenn man Hotschicke mit Huschick, Matschos mit Matschiske und Martinske mit Heidemärten gleichsetzen will, neben den unzweifelhaften Guschmieder, Rocke und Waschke, sind heute überhaupt noch in Boyadel vertreten und von diesen Familien ist nur eine, Guschmieder, — vielleicht auch Martinske — noch im Besitze des wohl so zu bezeichnenden Stammgutes. Ferner sind unter den „Torsaulen" nur 2 von 58 Eigennamen zweifellos deutschen Ursprunges, während unter den Namen der neuen Besitzer von 66 sicher 15 eine deutsche Wurzel haben. Endlich ist es noch auffallend zu sehen, dass unter den „Torsaulen" anscheinend nur der Name Breesche 2mal vorkommt, während von den neuen Besitzern 2 Barnitzke, 3 Gaile, 2 Gutsche, 2 Hotschicke, 6 Kliche, 2 Klette, 2 Kliem, 8 Lange, 2 Liers, 2 Matzantke, 8 Rocke, 2 Schönknecht, 2 Tauschke und 3 Zaretzke heissen.

Zu den „Torsaulen", die von dem Stand oder dem Gewerbe hergenommen sind, ist noch einiges zu bemerken: In dem Gehöft „Winsker" finden sich unter dem Hause ausgedehnte Keller, die für den Beruf des Besitzers, bzw. für sein Dienstbarkeitsverhältnis zur Herrschaft, passend angelegt waren. Ebenso weist das Haus des „Groschulz" (Grossscholzen, d. h. des Vorstehers der Bauernschaft) eine Eigentümlichkeit auf. Dort ist die Vorderwand des Hauses links von der Haustür etwa einen halben Meter weit nach dem Hausinneren zu zurückgezogen. Dadurch entsteht in Verbindung mit der überstehenden Traufe ein trockener Unterstand. Da die Bauern bei dem Grossschulzen, wie die Gärtner bei dem Kleinvogt, die Aufträge der Herrschaft für den Robot entgegenzunehmen und oft bei schlechtem Wetter zu warten hatten, so bot ihnen, nach der jetzt noch im Dorfe lebendigen Überlieferung, diese Einrichtung Schutz gegen Regen und andere Wetterunbilden.

Digitized by Google

Die im Eingang erwähnten Schöppenbücher würden gestatten, auch bei den Namen den heutigen die früheren Formen gegenüberzustellen; da mir aber auffallende Abweichungen, die einem Erklärungsversuche entgegenkämen, nicht vorgekommen sind, so habe ich davon abgesehen.

Flurnamen aus dem Kreise Sprottau.

Von Dr. Paul Drechsler.

Im Kreise Sprottau liegt, 15 km von der Kreisstadt Sprottau entfernt, das Dorf Nieder-Langheinersdorf mit drei Vorwerken: dem Schlossvorwerk, dem Kirchvorwerk, dem Obervorwerk. Das Vermessungsregister dieser Besitzungen (aus dem Jahre 1831) enthält folgende Flurnamen, die sich auf Acker, Wiese und Wald beziehen und ein übersichtliches Bild gewähren:

1. Schlossvorwerk. a) Gewende und Grenzen: der Weinberg, das Grubengewende, der Schwalmschwanz[1]) hinter der Schriem-[2])Allee, die Hutung an der Gänsegrube, „ein Streifen Acker so weit als die Bäume Schatten werfen“[3]); der kleine und der grosse Zentner-Garten, der Zentnerberg, die Lämmertreibe, der Taubenberg, die Quier[4]), die schwarze Quier, die Quier am Muscheller Graben am Viebig[5]), die Quier an der Egelgrube, die Eichwiese, die vordere und die hintere Schützerei, die Treibe, die Viehtreibe, das Rodeland oder die Rotjacke (aus Rodeacker?), der Kleeberg, die Schriemstrasse, der Lerchenberg, das kleine und das grosse Mühlstück, die Krücke (an der Pobschützer Grenze).

b) Wiesen: die Marktbrücke- und neue Wiese, die Dorn- und Schlosswiese, die Kuhewiese, die Grumtwiese, die Krumm- und Aspenwiese, die Dorfwiese und

[1]) Echt schlesisch für Schwalbenschwanz.

[2]) schriem- in schriems adv. seitwärts, schräge, zuschriemen vb. durch einen schrägen Querweg, Schriemweg, abschneiden, vgl. die Quier.

[3]) Vgl. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 4. Aufl. S. 147.

[4]) Die Quier, sich schräg hinziehendes Gewende. Bei Giessmannsdorf, Kreis Sprottau, liegt ein Quierichsgraben.

[5]) Viebig: Viehweg, Viehtreibe.

Digitized by Google

Anteich[1]), die Teichwiese, die Eichwiese, die Rodeland- und Grenzwiese, die Mühlwiese, die Schmiedewiese, die Rüsterwiese, der grosse Teich.

c) Lebendes Holz: der Brandfluss, der Heinersdorfer Birkberg, Schäferngrab, der Grabenhau bei den Teichen, die Waldwiese und der Elsenbrunn, die Vorderlachen, die Hinterlachen, der Hinterwald, die Mittelbiehlen, Vorderbiehlen, Oberbiehlen, ein Kieferholz.

2. Kirchvorwerk. a) Gewende: das Brunnengewende, beim Sändereiweg; die Brunnenwiese, zwei Gewende; der Sandberg, die Spitzen beim Teichwiesel, das Gewende am Sauwiesel, der alte Teich, die Sänderei, die grosse Treibe, die grosse Quier am Viehig, das Rohrgewende, das Birnbaumgewende, der Fuchsschwanz.

b) Wiesen: der alte Teich und die Sändereiwiese, die Teich- und Sauwiese, die Steinwiesen, der Vorderholzteich, der Hinterholzteich.

c) Lebendiges Holz: die Steinwiesen, die Kalupke, der blanke Fleck, alter Hau, der blanke Fleck, neue Anpflanzung.

3. Obervorwerk. a) Gewende: auf der grossen Seite, 5 Gewende, auf der kleinen Seite, 5 Gewende.

b) Wiesen: die Birkwiese, die lange Wiese, die tiefe Wiese, die Querwiese, die Grenzwiese, die grosse Teichwiese, der grosse Teich.

c) Lebendiges Holz: der Steingartenhau, der grosse und kleine Birkhübel.

Zu Nieder-Langheinersdorf gehört die herrschaftliche Gutsmark Walddorf. Das Vermessungsregister bietet (1837): a) die alte Viehtreibe, die grosse Quier, die Kalupke, die Lumperei, der Kleegarten, das Haackschaar, der Scheungarten, das kurze Gewende am Egelgraben, die Sauwiese, das grosse Birnbaumgewende, der Pilzbusch, die langen Spitzen am Pilzbusch, die tiefe, die grosse, die schwarze Quier, der schwarze Winkel.

b) die Schmiedewiese, die Röhrwiese, die Finkwiese, die Egelwiese, der alte Teich, die breite Wiese, der Weidegarten, der Schmiedegarten, der Grasteich.

[1]) Aus Antteich: Ententeich.

Digitized by Google

c) der alte Teich, der Vorderwald, der Brunkenhau (Kieferwald), die alte Lähde[1]), der Kirchhof, die Lumperei, das schwarze Loch (Eichen), der Dörnergraben (Eichen), das Schwarzholz (Birken und Erlen).

Es folgen noch andere Flurnamen des Kreises Sprottau:

a) Acker: die Neuruthe ö. Milkau, Scholzes Winkel n. Kaltenbriesnitz, das wüste Gut nö. Wittgendorf; denselben Namen führt Flur und Holzung zwischen Kortnitz und Eulau; Schwab n. Hartau, Ziegeltannen s. Hartau, Wolfsberg n. Bockwitz, die Hube sö. Bockwitz, Neu Güter sö. Bockwitz, Ebereschenberg nw. Alt-Gabel, der lange Grund w. Alt-Gabel, Kohlbaum n. Alt-Gabel, Ziegenberg s. Alt-Gabel, Seilerei nw. Kaltenbriesnitz, Kupse w. Kaltenbriesnitz, Ruthe sw. Kaltenbriesnitz, Kranichfeld ö. Kaltenbriesnitz, Cobine und Lummelhau ö. Kolonie Georgenberg. Drämmel-Acker bei Ober-Eulau, Zankholz und Hirschbad w. Mallmitz, Hackschar und Finkenstrich s. Mallmitz, das Erbgut und Kummer s. Wichelsdorf, Rosterwiese (Rüster?), Ratzerfeld und Eisfeld s. Reuthau, Bierweg und Luschkefeld sö. Reuthau, Krautwinkel, trockener Hügel ö. Reuthau, Saamen nö. Reuthau.

b) Wiesen: Sulzwiesen nw. Wittgendorf, Wolfswiesen, breiter Stein, Hirseberg n. Bockwitz, Bleichberg w. Alt-Gabel, Kirchstücke sö. Waltersdorf, Jeremiasteich nw. Mallmitz, Campine sö. Wichelsdorf, Mord sw. Zauche, Luschkewiese ö. Reuthau.

c) Holzung: das wüste Erbe ö. Suckau, die Harte nw. Milkau, Fuchsberg, Niederbusch, Scholzenstück, Finkenberg, Schösslingsberg sw. Milkau, Ochsenberg n. Milkau, Sachsbusch, lange Eichen, das Gebirge ö. Milkau, lange Tannen ö. Suckau, der dicke Hau, Galgenberg n. Kaltenbriesnitz, Feldkanicht, Staffbirken n. Kunzendorf, Haindörner n. Sprottischdorf, grosse Biele, kleine B., Fuchsbiele w. Metschlau, Brandholz nö. Zauche, Stallfleck, Butterberg nö. Bockwitz, Entichbirke, Gänseteich, Eichartsberg w. Alt-Gabel, Eulennestberg, Schmalztannen w. Kaltenbriesnitz, Hexenberg sw. Kaltenbriesnitz, Fritschen ö. Kaltenbriesnitz, Kroatenlache, Hünenrücken, Nonnenbusch w. Sprottau.

[1]) Lehde, im alten Schlesischen auch Laide: ein Stück geringwertigen Ackers.

Digitized by Google

Eselsfresser.

Von Dr. Josef Klapper.

In Heft XV der Mitteilungen hat Prof. Dr. Kühnau in einem Aufsatz über die Sagen vom goldenen Esel die Belege für den Spottnamen der Schlesier „Eselsfresser“ in dankenswerter Weise zusammengestellt. Die Herleitung dieses Spottnamens aus dem heidnischen Brauche des Pferdefleischessens ist aber doch wohl nicht recht wahrscheinlich. Wie käme gerade der Schlesier dazu, als besonderer Liebhaber des Pferdefleisches zu gelten? Die zahlreichen Erklärungsversuche, die an den Inhalt des Wortes anknüpften, sind somit ohne rechten Erfolg gewesen. Vielleicht kommen wir dem Ursprunge dieses Spottnamens näher, wenn wir nur seine Form betrachten. Gehen wir aus von der Form Onophagoi, wie sie in der Elegia de *Ὀνοφάγοις* der Breslauer Stadtbibliothek, Handschr. 2433 vorliegt, und von dem Substantiv Onophagia in Caspar Sommers Dissertation vom Jahre 1677. Ein entsprechendes lateinisches Wort für Onophagia fehlt der damaligen Gelehrtenwelt ganz. Das griechische Wort trägt seine Herkunft aus Humanistenkreisen auf der Stirn. Und der älteste Beleg für das Eselfressen der Schlesier stammt ja auch aus Conrad Celtes' Epigrammen (Ausgabe von Hartfelder I 12). Der Ursprung des Wortes ist also auf einer der Humanistenuniversitäten zu suchen, und da die Schlesier mit dem Worte verspottet werden, kommt nur die Landesuniversität der Schlesier Krakau in Betracht. Damit sind wir bei dem Ursprunge des Wortes angelangt. Nicht nur die Schlesier, sondern die Gesamtheit der in Krakau lebenden schlesisch-polnischen Studenten wird mit diesem Spottworte von den aus den westlichen Gegenden stammenden Besuchern dieser Universität belegt worden sein. Onophagus ist dann nichts weiter als eine sehr nahe liegende witzige Verdrehung für Olophagus. Als Olophagoi aber konnten die Krakauer mit allem Recht bezeichnet werden. Steht doch die Stadt auf der Höhle des Drachen Olofagus, der dort täglich als Tribut mehrere Stück Vieh forderte und, wenn er diesen Frass nicht erhielt, ebenso viele Menschen verschlang. Gracus, der sagenhafte Gründer der Stadt, erlegte dieses gefrässige Ungetüm, indem er ihm mit Pech und Schwefel gefüllte Rindshäute hinstellte, so dass der Drache nach dieser Mahlzeit von

Digitized by Google

innerem Feuer vernichtet wurde. So berichtet der polnische Chronist des 13. Jahrhunders Kadlubek in den Res gestae Poloniae [1]), und nach ihm im 15. Jahrhundert Dlugos in der Chronik: Historiae Polonicae libri XII [2]) und die verschiedenen Versionen der Cronica principum Poloniae des 14. und 15. Jahrhunderts [3]). Die Sage von dem Olofagus oder Olophagus — so heisst der Drache durchweg; nur bei Martin Cromer, De origine et rebus gestis Polonorum libri XXX [4]) steht „beluam, quam Holophagum vocant“ [5]) — ist nicht auf Polen allein beschränkt gewesen; ich erinnere mich an eine Sage aus der Grafschaft Glatz, in der ein Drache durch dieselbe List erlegt worden ist [6]). Die Übertragung der Bezeichnung Olofagus auf Personen kann ich bei dem mir zugänglichen Material für Polen nicht nachweisen; doch lag ja eine solche Übertragung auf die Bewohner Krakaus nahe. In der Türkei bezeichnete man nach dem Zeugnisse des Zeilerschen Universal-Lexikons mit Olophagi eine Art Mietstruppen, die sich jedenfalls durch ihre Habgier ausgezeichnet haben. Leitet man das Wort Onophagoi aus einer solchen Verdrehung her, so lässt sich jetzt auch leicht die Bedeutung erklären, die ihm noch Georg Tillenus und Schickfuss geben. Es hatte sich eben in der Tradition noch die alte Bedeutung „Alles verschlingend“ „Vielfrass“ erhalten; und zu diesem humanistischen Ursprunge des Wortes passt auch ungefähr, was Caspar Sommer in der Dissertation de Onophagia sagt: Der Spottname sei erst zur Zeit Karls IV. aufgekommen, wie auch Schickfuss (Schlesische Chronica 1625 IV 1 S. 2) sagt, das Wort sei erst aufgekommen, als „die deutsche Sprache schon im richtigen Verstande allhier ist geredet worden“. Dass der Spottname, der zuerst wohl allen Schlesiern und Polen seinem Krakauer Ursprunge gemäss gegolten hat, schliesslich allein auf

[1]) Gedruckt Warschau 1824 p. 17.

[2]) In dem Drucke Frankfurt 1711 p. 52.

[3]) Stenzel, Scriptores rerum Silesiacarum Tom. I p. 38.

[4]) Gedruckt Basel 1558 p. 29.

[5]) Der handschriftliche Kommentar zu Kadlubek in der Bibliothek S. Crucis Congregrationis Missionis Warsaviae erklärt das Wort richtig: ab Olon Graece quod est totum et fagein comedere.

[6]) Eine Anspielung auf diese List sehe ich auch in dem Grafschafter Spottvers:

Alle Menschen müssen sterben. | Denn er ist von Pech und Leder.
Nur der liebe N. N. nicht; | Und der Teufel mag ihn nicht.

Digitized by Google

den Schlesiern sitzen blieb, ist ganz natürlich, denn der Witz wurde von seinen Erfindern nach den westlichen Universitäten exportiert, und diese waren nur von den auch deutsch sprechenden Schlesiern, seltener von Polen besucht. Der Versuch, den Namen in seiner alten Bedeutung „Die Habgierigen" und in seiner neuen Form „Die Eselsfresser" zu erklären, führte zu der Verbindung mit dem goldenen Eselsstollen, dessen Schätze die habgierigen Schlesier allein ausbeuten wollten, und zu der Verknüpfung mit den auch aus anderen Gegenden bezeugten Spottgeschichten von Eselsjagden und -mahlzeiten.

Zur Rübezahlforschung.

Von Dr. Josef Klapper.

In der Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Ortsgruppe Breslau des Riesengebirgsvereins 1906 bringt Prof. Dr. Zacher in seinen „Rübezahl-Annalen" unter Nr. 28 (S. 24) eine Geschichte von Rübezahl aus Prätorius, die dieser den „Wunderbarlichen Historien von Gespenstern" entlehnt hat. Zacher nimmt an, dass die ihm nicht bekannte Schrift wohl ohne Ort und Jahr gedruckt worden sei, und setzt sie in die Zeit vor 1662. Von diesem Buche befindet sich ein Exemplar auf der Kgl. und Universitätsbibliothek zu Breslau. Es hat den Titel: Magica, seu mirabilium historiarum de Spectris . . . libri II. Islebiae . . . sumptibus Henningi Grosij 1597. Da der daraus entnommene Beleg somit zu den ältesten bisher gefundenen Rübezahlquellen gehört und dartut, wie eng sich mitunter der vielgescholtene Prätorius an seine Vorlagen anschliesst, so mag die Geschichte als kleine Ergänzung der grundlegenden „Rübezahl-Annalen" folgen:

p. 59. Ferunt in montanis Bohemiae non raro apparere Monachum, quem nominant Rubezal, et persaepe in thermis conspicuum, iter per montanas sylvas facturis sese adiungere, eosque bono animo esse iubere, se enim ignaros itineris recto tramite per sylvam deducturum, quos simul ac in nemore in avia deduxerit, vt quo se vertant, prorsus nesciant, eum protinus in arborem subsilire, tantumque cachinnum tollere, vt vastum inde nemus resonet. Monachus iste vel Rubezal est Satanas ipse, qui assumpta Monachi specie istas nugas agit.

Beachtenswert ist diese Erzählung auch deswegen, weil sie in dem oben genannten Werke als einzige von mehreren Hundert

Digitized by Google

Gespenstergeschichten ohne Quelle angeführt ist, vielmehr durch das einleitende „Ferunt“ „man sagt“ direkt auf die Volkstradition zurückführt, ein weiterer Beweis dafür, dass Rübezahl in jener Zeit bereits volkstümlich gewesen ist.

Eine Parallele zu der Erzählung von dem in Mönchsgestalt die Leute narrenden Rübezahl findet sich in einer von mir aus der Nähe von Goldberg, also aus einer Gegend, wo ebenfalls der Bergbau heimisch war, in den Mitteilungen Heft XIII S. 109 beigebrachten Nachricht: Auf dem Münichbusch bei Adelsdorf (Kr. Goldberg) hat es früher einen Münich gehabt, und wenn die Leute auf den Wiesen mähen waren, hat er die Kleider auf die Bäume verschleppt; jetzt kommt er nicht mehr.

Auch die an derselben Stelle mitgeteilte Geschichte von dem Pilgramsdorfer Graurock, der die Leute „verführt“, erinnert an Rübezahls Treiben.

Beobachtungen über den schlesischen Bauerngarten.

Von Dr. Karl Olbrich.

„Non referam hic medicos centum radicibus hortos
Vastum opus“! . . . (carmen Hochbergianum.)

Wer die abgelegenen Täler unserer schlesischen Gebirge durchstreift und in ihren von grösseren Städten und Verkehrsstrassen weit entfernten Dörfern Sitte und Brauch der schlesischen Landbewohner beobachtet, wird bald erkennen, dass kaum etwas anderes ihr zähes Festhalten am Althergebrachten besser kennzeichnet, als die auffällige Übereinstimmung ihrer eigenartigen Gartenflora. Scheidet man nämlich die Gartenanlagen des Grossindustriellen, des Geistlichen, vielleicht auch des Küsters und Lehrers aus, weil sie mehr oder weniger von den städtischen Gärten beeinflusst sind, so bleibt ein so erstaunlich gleichartiges Vegetationsbild übrig, dass eine durch viele Jahrhunderte bis in die Gegenwart wirkende feste Überlieferung hier wirksam sein musste. Bereits früher hatte ich, als Schüler und Student das Schlesiertal nach allen Richtungen durchstreifend, ein Verzeichnis der für den schlesischen Bauerngarten charakteristischen Pflanzen angelegt; ein längerer Ferienaufenthalt in Städtisch-Hermsdorf

bei Liebau in diesem Jahre veranlasste mich, die früheren Beobachtungen nachzuprüfen und durch neue zu bestätigen und zu ergänzen. Botaniker von Beruf und Gartenfreunde haben diese Tatsache selbstverständlich schon früher erkannt und auch gelegentlich in Vorträgen und Aufsätzen erwähnt. 1855 hielt Dr. A. Kerner im zoologisch-botanischen Verein zu Wien einen Vortrag über: „Die Flora der Bauerngärten in Deutschland“ (Verhandlungen des zoologisch-botanischen Vereins in Wien, Band V Jahrgang 1855 S. 787 ff.); allerdings geht er nach einer knappen unser Thema berührenden Einleitung alsbald dazu über, die auf den Gartenbau bezügliche Stelle des Capitulare de villis Karls des Grossen zu interpretieren. Kerners Anregungen verwendete Göppert, als er 1864 in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur über „Geschichte der Gärten, insbesondere in Schlesien“ sprach (Jahresbericht der Gesellschaft vom Jahre 1864 S. 176 ff.); aber auch hier dienen die betreffenden Bemerkungen nur als Einleitung zu der beabsichtigten Zusammenstellung von Nachrichten über bedeutendere Gartenanlagen einzelner Liebhaber in Schlesien und Breslau von 1490 an bis in unsere Zeit. Eine gründliche Geschichte der deutschen Nutzpflanzen des Mittelalters, ihrer Wanderung und ihre Vorgeschichte im klassischen Altertum gab Fischer-Benzon in seinem 1894 erschienenen Buche: „Altdeutsche Gartenflora“, wobei wiederholt auf die Flora der Bauerngärten Bezug genommen wird. Für Schlesiens Bauerngärten besonders wertvoll aber ist und bleibt Kaspar Schwenkfelds „stirpium et fossilium Silesiae catalogus“ (Lipsiae 1601); denn dieser schlesische Plinius, der 176 Jahre vor Matuschkas grundlegender Flora Silesiaca die erste schlesische Pflanzenkunde schrieb (vgl. Ferd. Cohn: „Kaspar Schwenkfeld“, Breslau 1889), betrachtete es als eine Aufgabe seines Werkes, die kostbaren, oft verfälschten Drogen des Auslandes womöglich durch die rein und leicht zu erlangenden heimischen Heilpflanzen zu ersetzen. Zu diesem Zwecke fragte er gern das Volk nach seiner Meinung und durchforschte (hauptsächlich von Hirschberg aus, wo er seit 1591 als Physikus tätig war) den Inhalt der Bauerngärten, so dass seine, oft auch den Aberglauben streifenden, Notizen zu interessanten Vergleichen mit dem heutigen Bestande und Brauche anregen. Daneben habe ich auch ab und zu eines der älteren „Kräuterbücher“, soweit ich sie erlangen konnte, eingesehen, ohne freilich durch

Digitized by Google

Ausschreiben der Parallelstellen meine Ausführungen zu belasten. Von neueren Büchern über Namenerklärung deutscher Pflanzen, ihre Stellung in der Mythologie, im Volksaberglauben, in der Volksmedizin verdient neben Pergers „Deutschen Pflanzensagen“ (Stuttgart 1864) nur das gründliche Buch von Franz Söhns: „Unsere Pflanzen“ (Teubner 1904) Berücksichtigung, der die frühere Literatur kritisch heranzieht und sorgfältig benutzt. Ihm verdanke ich manche Anregung und Belehrung.

Die schlesische Volkskunde hat dieses Gebiet bisher nur wenig berücksichtigt; in dem von unserer Gesellschaft herausgegebenen Fragebogen fehlt ein entsprechender Abschnitt, und so hat auch Patschowsky, als er 1897 seine nach jenem Schema gesammelten „Beiträge zur schlesischen Volkskunde aus dem Liebauer Tale“ (Mitt. IV 3) veröffentlichte, des Bauerngartens nicht gedacht. 1901 wies Waldemar Walter in seiner anregenden Plauderei „Ein Besuch vor 40 Jahren“ (Mitt. VIII 4 ff.) auf die hohe Bedeutung des „Gärtels“ für das Leben des schlesischen Landvolkes hin und teilte auch einige treffende Beobachtungen aus dem Deichsatale mit. Meine Erkundigungen sind im wesentlichen auf Städtisch-Hermsdorf und das dicht angrenzende Michelsdorf beschränkt. Michelsdorf ist fast durchaus von „kleinen Bauern“ bewohnt, in Städtisch-Hermsdorf überwiegen die „Stellen- und Gartenbesitzer“. In beiden Dörfern sucht die Bevölkerung in ihr arbeitsames, oft entbehrungsreiches Dasein durch irgendeine Liebhaberei einige Abwechselung und etwas Schmuck zu bringen. So verlegt sich der eine auf die Obstzucht, ein anderer hält sich schöne Tauben, ein dritter züchtet Bienen — alle aber besitzen ein Gärtel, in dem neben wenigem Gemüse (meistens Samenpflanzen) allerlei „Kretich“ wächst und blüht. Je nach Neigung und Bedarf des Besitzers dient es bald mehr der Zier, bald mehr dem Nutzen; je nach der Zeit, die er für seine Pflege erübrigen kann oder will, ist es mehr oder weniger gut gehalten. Hier eine kaum noch an einen Garten erinnernde Ecke, wo alles durcheinander wächst und überwucherndes Unkraut die besseren Pflanzen zu ersticken droht, — dort ein wahres Schmuckkästchen, wo sich ein farbenprächtiger Mosaikteppich bunter Blumen ausbreitet und starkriechende Kräuter würzigen Duft verbreiten. Die Gärtlein liegen meistens an der Vorderfront des Hauses, doch schmiegen sie sich nicht selten auch an eine Querseite an, meistens in der Gestalt eines schmalen Beet-

Digitized by Google

streifens. Rabatten und Wege sucht man freilich in ihnen vergebens; der vom Gärtner sonst dafür verwendete Buxbaum steht meistens als Einzelbusch in einer Gartenecke und dient zusammen mit den immergrünen Zweigen des Sadebaums oder Wacholders und Blättern des Efeus zu Kränzen und Gewinden. Die Umzäunung, falls sie überhaupt vorhanden ist, wird von einer natürlichen Hecke gebildet. Diese niedrigen lebendigen Zäune bieten nicht nur zahlreichen nützlichen Vögeln eine willkommene Brutstätte, sondern sie machen auch den Hauptreiz der gewundenen Dorfstrassen aus. Unwillkürlich bleibt der Vorübergehende stehen, blickt über die Hecke in den blühenden Garten hinein und freut sich mit dem Besitzer, der stolz seine Pfleglinge vorweist, über ihr Gedeihen. Deutlich kann man erkennen, wie gerade das „Gärtel" mit seinen bescheidenen Reizen dem Landmanne die Lust am Dasein erhöht und veredelt und die Liebe zum Heimatboden fester begründet. (Vgl. H. Sohnrey: „Kunst auf dem Lande". Ein Wegweiser für die „Pflege des Schönen und des Heimatsinnes im deutschen Dorfe" und die Besprechung des Buches durch v. Salisch in der „Zeitschrift der Landwirtschaftskammer für die Provinz Schlesien" Heft 22, 24, 25, 27, 30, 32, 34.) Oft fällt es schwer, zu bestimmen, wo der gar nicht oder unvollständig umhegte Garten aufhört und Wiese oder Bachrand beginnen. Denn einerseits überschreiten angepflanzte Gewächse nicht selten den begrenzten Bezirk und wandern als „Gartenflüchtlinge" ins Freie hinaus, wie Nachtviole, römische Kamille u. a. m.; andererseits dringen wildwachsende Pflanzen in den Gartenbereich ein, oder sie werden absichtlich von dem Dörfler mit hineingezogen, der seit alten Zeiten, was ihm in Aue, Wald und Wiese der Farbe, des Wohlgeruchs, der Heilkraft wegen gefällt, in seinen Garten versetzt. So fügt Schwenkfeld dem Lobe nicht weniger in Schlesien wildwachsender Pflanzen (lib. I stirpium in Silesia sponte nascentium) die Bemerkung hinzu: „ut mirum non sit, hanc quoque dignam visam, quae in hortos transferretur". Wie auf diese Weise die verbreitetsten und schönsten einheimischen Zierpflanzen frühzeitig in den deutschen Gärten Aufnahme fanden, hat Kerner (a. a. O. S. 825) an einer Zusammenstellung gezeigt. Auch jetzt noch ist die Flora der Bauerngärten durch diese Gewohnheit dem Wechsel unterworfen, so dass ihr Bild nicht ganz einheitlich ist. So holt sich der Bauer aus dem Gebirgstale den schönblühenden

Digitized by Google

Fingerhut, um ihn als Zierpflanze in seinem Garten zu hegen (zu irgendwelchen Heilzwecken wird er nicht verwendet; vgl. Schwenkfeld: Digitalis lutea, . . . usus incognitus). Im Walde wildwachsend findet er auch den „Eisenhut" (Aconitum Napellus) und verpflanzt ihn als prächtigen Schmuck in seinem Garten, wo die blauen Blüten, aufgeklappt, als „Täublein am Wagen" den Kindern vielen Spass bereiten. Eine medizinelle Verwertung der Wurzel (vgl. Schwenkfeld: „radix recens cum squama Aeris commixta panaricium, vulgo „den Wurm", curat, rusticorum experimento") war nicht mehr bekannt. Ein anderer gräbt im Walde den „Kellerhals" (Seidelbast) aus, um bereits im Winter einen blühenden Busch im Garten oder Frühfutter für seine Bienen zu haben. („Zeyland" (= Seidelbast), bei Schwenkfeld als Siles. angemerkt, deutet wohl auf das „Zeideln" (= Bienenzüchten) hin.) Mehr freilich, als durch diese Herübernahme schönblühender Waldpflanzen, wird das Bild des schlesischen Bauerngartens dadurch allmählich verändert, dass neue Arten mit prunkenderen Blüten die alten Zierpflanzen mehr und mehr zurückdrängen. Sieht der Bauer jetzt im Garten des Geistlichen oder Lehrers eine neue Pflanze, die ihm zusagt, so bittet er sich nach einigem Zaudern Samen, Stecklinge oder Ableger aus, während er noch vor 50 Jahren hartnäckig jeden Neuling ablehnte. Ja, man kann sogar schon beobachten, wie diese Neuerungssucht als Mode von Garten zu Garten übergreift — vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo der alte Bestand an Zierblumen kaum noch zu erkennen ist. Schon heute sind beim Vergleiche mit den Stadtgärten nur noch wenige als typische Bauerngartenblumen zu erkennen. Mir fielen als solche — um wenigstens einige zu nennen — vor allem auf „die brennende Liebe" und „die Nachtviole". Die „brennende Liebe" (Lychnis Chalcedonica) war auch im „Burggarten", der überhaupt viele Ähnlichkeit mit dem Bauerngarten aufweist, stets vorhanden. Schwenkfeld berichtet von ihr: „florum elegantia hortos exornat, sed inodora et usus neglecti", als Siles. kennt er „Ungrische Röslin". Sie fehlt selbst im kleinsten und völlig verwahrlosten Gärtlein nicht und findet sich nicht selten auch verwildert in der Umgebung. Genau dasselbe gilt von der „Nachtvelke" (Nachtviole, Hesperis matronalis), von der der Bauer mit Recht rühmt, dass sie „besonders bei Nacht scheen riecht", wie auch Goethe, auf eine Dame anspielend, von ihr sang:

Digitized by Google

„Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber,
Doch bei der Nachtigall Schlag hauchest du köstlichen Geist".

Diese Eigenschaft teilt die „Rose von Jericho"; so nennt der Schlesier die Schlingpflanze, für deren Beliebtheit Goethe Zeugnis ablegte, als er in „Hermann und Dorothea" die „Laube, mit Geisblatt bedeckt", erwähnte. Doch fand ich sie in den beiden Dörfern nur selten zur Laube verwendet; sie kletterte entweder an einer Wand empor oder schlang sich an den Ästen eines Baumes hinauf. Charakteristisch für die Gartenflora der beiden Gebirgsdörfer war auch ein Strauch, den ich sonst selten vertreten fand, der „Blasenstrauch" (Staphylea pinata). Schwenkfeld (s. v. Pistacius Germanica) meint „elegantiae causa potius quam utilitatis in hortos venit"; er führt auch die schlesische Bezeichnung „Pimpernüssel" für die kleinen, in der blasenartigen Umhüllung eingeschlossenen Früchte an. Die Kinder spielen gern damit; die zwischen 2 und 6 wechselnde Zahl gilt als Glücksorakel: je mehr einer in der Blase findet, um so mehr Glück wird er haben u. a. m. Viele, auch Städter, tragen stets ein solches „Glücksnüssel" in der Tasche bei sich, um das Glück an sich zu fesseln; und so mag wohl der Glaube, dass, wo ein solcher Strauch steht, das Glück weilt, das Anpflanzen der sonst wertlosen Pflanze begünstigt haben. —

Während wir so bei den Zierpflanzen des Bauerngartens Wechsel und Eindringen von Neulingen beobachten können, herrscht völlige Übereinstimmung innerhalb des Bestandes jener Pflanzen, die von alters her als Hausmittel gegen Krankheiten von Menschen und Tieren grossen Ruf hatten. Sie sind unzweifelhaft der älteste Bestandteil des deutschen Bauerngartens; zu ihnen gehörten ursprünglich auch nicht wenige unserer Zierpflanzen. So wurden Rose, Lilie, Päonie u. a. — wie man aus jedem alten Medikamenten- und Kräuterbuch entnehmen kann — einstens nicht allein wegen ihrer schönen Blüten, sondern vornehmlich wegen ihrer Heilkraft geschätzt. Wollte man einmal auszählen, wie viele von den wirklich alten Zierpflanzen des schlesischen Bauerngartens lediglich, um mit Schwenkfeld zu reden, voluptatis, non utilitatis causa gepflanzt wurden, so dürfte eine erstaunlich geringe Zahl herauskommen.

Eine Anzahl dieser Heilkräuter dienen der Bäuerin allerdings zugleich als „Riechkrettla". Sie steckt die duftenden Blätter in

Digitized by Google

das sorgsam zusammengefaltete Taschentuch für den Sonntagskirchgang, legt sie mit ihm in das Gesang-(Gebet-)buch, riecht während der Predigt daran und gibt es auch an die Nachbarinnen als Erfrischung weiter. Man trocknet wohl auch und presst — wie wir als Knaben taten — einzelne besonders schöne und duftende Blätter zwischen den Seiten des Buches, schreibt vielleicht einen Spruch darauf oder benutzt sie als Lesezeichen. Früher nähte die Bäuerin die wohlriechenden Blätter zusammen mit anderen im Freien gesammelten Kräutern (Quendel) in Leinensäckchen ein und steckte sie in den „duftenden Laden", den Truhen, unter die Wäsche; doch ist dieser Brauch fast ganz verschwunden. Von diesen „Riechkrettla" wachsen übrigens nur einige im Garten, wie Salbei und Frauenminze; die anderen, Mutterblatt, Muskatblatt, Pfefferwurz und Merum ferum, zieht man lieber in Töpfen auf dem „Fansterbratl", so dass die Bäuerin auch im Winter ein „Riechel" zusammenstellen kann.

Das „Heilkrettich" überwiegt im echten Bauerngarten bei weitem die Zierpflanzen. Wundert sich der Städter über diesen ihm völligen neuen, eigenartigen Bestandteil der Dorfgärten, so meint der Bauer: „Ja, lieber Herr, was soll man machen? Der nächste Doktor wohnt eine Meile weit, der Apotheker noch weiter — da kuriert man sich am besten selbst. Der liebe Gott, der uns die Krankheiten schickt, hat auch gleich die Heilkräuter dafür wachsen lassen — die sind frischer und besser, als das auswärtige Zeug, das der Doktor verschreibt". So antwortete mir eine alte Bäuerin in Städtisch-Hermsdorf, und seltsam genug berührte es mich, bei Schwenkfeld fast dieselben Worte, ins Lateinische übertragen, wiederzufinden: „certissimum est, quod natura rerum, omnium parens, ubi posuit morbos, ibi plerumque produxit etiam remedia atque adeo herbis etiam nostratibus vires indidit nostris corporibus commodos et familiares".

Nun hat die jedenfalls höchst merkwürdige Tatsache, dass der Bestand an Heilkräutern im Bauerngarten mit ganz geringen Abänderungen durch das ganze deutsche Sprachgebiet, ja, wie ich auf zwei Reisen in Norwegen feststellen konnte, bis hinein in das ferne Skandinavien der gleiche bleibt, schon lange einen gemeinsamen Ursprung vermuten lassen. Der Umstand, dass die grosse Mehrzahl dieser Gewächse Namen trägt, die unzweifelhaft aus lateinisch-griechischen umgeformt und nur der deutschen Zunge

Digitized by Google

angepasst sind, wies darauf hin, dass sie als Fremdlinge aus Hellas und Rom einstmals in den deutschen Bauerngarten einwanderten. Ausgeschlossen ist natürlich ein unmittelbarer Anschluss an die Gärten der klassischen Völker oder ihre Schriften über den Gartenbau (Columella, Vergil, Dioskorides, Galen, Plinius u. a.); so musste man nach einem verbindenden Mittelgliede suchen. Wer dies war, ob das Capitulare Karls des Grossen, das in der Tat zahlreiche Übereinstimmungen mit dem Bauerngarten aufweist, oder die Mönche, deren Medikamentengarten ebenso an die antiken Gärten wie an das Capitulare und den Bauerngarten erinnert (vgl. z. B. den Entwurf zu einem Klostergarten aus dem 9. Jahrhundert (Bauriss des Klosters St. Gallen 820), abgedruckt bei Fischer-Benzon a. a. O. S. 184 f. und den „hortulus" des Walafried Strabo ed. Reuss, Würzburg 1834) — oder ob vielleicht beide Quellen zusammenfallen, insofern Benediktinermönche am Hofe des Kaisers für ihn unter Benutzung antiker Quellen das Capitulare verfassten (Göppert), braucht hier nicht entschieden zu werden. Jedenfalls haben die Klöster als Träger der damaligen Kultur die Kenntnis und den Anbau bestimmter Heilpflanzen weiter verbreitet, die sie im „hortus medicamentorum" neben der „Wohnung der Ärzte" anpflanzten, um die von ihnen geforderte Heilung der Kranken ausüben zu können. So wachsen, wie der Botaniker weiss, noch heute in der Nähe von Klosterruinen Pflanzen, die man sonst wildwachsend wohl schwerlich antrifft. Durch Abgabe an die Dorfbewohner mag dann jener Grundstock von Heilkräutern entstanden sein, den man noch heute in den Bauerngärten deutlich erkennt. —

I.

Da steht zunächst ein stattlicher Busch mit behaarten Blättern und blauen Blüten. Das ist der „Kordebenedict" oder, wie ihn die Bäuerin mit einer köstlichen Umformung des ihr unverständlichen Wortes (Carduus benedictus) nennt, der „Kurwenddich" (Kur, wend' dich!). Schwenkfeld nennt ihn „planta apud Silesios magni nominis, aestimationis et usus" und erzählt, dass er überall in den Gärten wachse und man im Juli und August die Blüten zu Heilzwecken sammele. Die von ihm gerühmten Wirkungen der Pflanze „calefacit, expurgat viscera, malos humores absumit et educit" fasste die Hermsdorfer Alte mit den drastischen Worten zusammen: „dar schwitzt den ganzen Leeb durch!"

Digitized by Google

— Überall sieht man auch den Baldrian angepflanzt (umgeformt aus Valeriana), von dem bereits Schwenkfeld berichtete: „Valeriana passim in hortis uberrime luxuriat". Das Kraut, einst als ein äusserst wirksamer Schutz gegen alle Unholde gepriesen, war im Mittelalter berühmt als Mittel gegen die angeblich angehexte Pest. Auch in Schlesien sang man: „Trinkt Baldrian, sonst müsst ihr alle dran!" Heutzutage benutzt der Bauer einen aus seinen Blättern bereiteten Trank, den er gern mit Pfeffermünztee vermischt, hauptsächlich gegen die Schlaflosigkeit, ein Mittel, das übrigens auch viele Städter mit Erfolg anwenden. Schwenkfeld kennt diese Wirkung nicht, führt dagegen als Volksmeinung an: „contra tabem, vulgi experimentum". Gleich verbreitet ist die Wermutstaude (alte deutsche Bezeichnung, deren Bedeutung unsicher ist, wermuota, nach Söhns „Wärmkraft"). Leidet der Bauer an „verdorbenem Magen", so kocht er aus den Blättern einen bitteren Tee; sonst vermischt er ihn auch, wie schon Schwenkfeld beobachtete, mit Raute und Mutterkraut und geniesst den Aufguss nüchtern gegen Appetitlosigkeit und Erkältung. So sagt auch Lonicerus „wermutkraut oder -blumen bekömmet wohl dem magen, macht däwen, erwermet den leib und treibet auss gift und gall".

In hohen Büschen, nicht selten ausgewildert, wächst im Bauerngarten, meistens in einer Ecke, das heute noch wie einst hochgeschätzte Liebstöckel (schon mhd. Umbildung aus levisticum (= Ligusticum); ein treffliches Beispiel, wie ein überkommenes fremdes Wort vom Volke zu einem deutsch lieblich klingenden umgeformt wurde!) Der Bauer verwendet die Pflanze heute hauptsächlich bei Krankheiten seines Viehs, Husten und schwerem Kalben (vgl. Schwenkfeld: „tussi medetur pecorum herba recens"); doch „ist sie auch in Wassersuppen gut für Erwachsene und schmeckt sehr gut!" Auch Schwenkfeld weiss, dass der Landmann sie instar condimenti in cibo nimmt, wo sie die Verdauung befördert, alle überflüssige Feuchtigkeit austreibt und innere Schmerzen lindert. Mit den Stengeln räuchert der Bauer unter entsetzlicher Qualmentwickelung in der Stube, wenn er Halsschmerzen hat (!); mit Schafgarbe und Ehrenpreis vermischt er das Liebstöckel zu einem angeblich wirksamen Mittel gegen die Gicht. In keinem Garten fehlen auch die verschiedenen starkriechenden Minzen (umgeformt aus Mentha). Altbekannt und

Digitized by Google

altbeliebt (omnibus fere hortis nota — Schw.) sind Krause- und Pfefferminze, etwas seltener ist die Frauenminze. Die medizinelle Verwendung (uteri doloribus a flatu provenientibus competit — Schw.) ist ja allgemein bekannt. Zwischen den dichten Büschen der Minzen wächst im Bauerngarten meistens eine nicht minder beliebte Heil- und Riechpflanze, der Salbei (umgeformt aus Salvia von salvus = heil.). Einige Bauern benutzen ihn nach alter Tradition noch heute als Küchengewürz, allgemein aber ist seine Verwendung zum Gurgeln bei Halsentzündungen (omnibus pituitosis affectibus utilis — Schw.). Dagegen steht die früher vielgerühmte melissenartig duftende Raute (Ruta graveolens) nur noch in wenigen Gärten; man benutzt ihre getrockneten Rispen und Blätter als harn- und schweisstreibendes Mittel in Vermischung mit anderen Kräutern. Aber fast in jedem Garten wächst der „Garteel" (d. h. „Gartenheil", so schon bei Schwenkfeld als Siles.), der in anderen Gegenden „Eberraute" (verdeutscht aus Abrotanum) genannt wird. Sein besonders bitterer Saft ist seit alten Zeiten bei der Landbevölkerung als Heilmittel beliebt (hortis rusticorum familiare — Schw.). Mit den äussersten Spitzen und den Blüten bereitet sich der Bauer gern einen Tee, wenn er „Leibschneiden" hat (vgl. Schw. „quosvis dolores internos sedat"). Nach Schwenkfelds Angabe früher allgemein angepflanzt (herba vulgo nota), jetzt nur von den Imkern gehalten, ist die „Bienenmelisse", deren schlesische Benennung „Bienkraut" auch Schwenkfeld als Siles. angeführt. Zu seiner Zeit hegte man die Pflanze allenthalben wegen ihrer heilkräftigen Wirkung; heutzutage bitten sich nur wenige noch bei dem zeidelnden Kantor eine Handvoll „Bienkrettich" aus, um es bei Brust- und Magenschmerzen einzureiben. Ein gleiches Schicksal hatte der „Borretsch" (umgeformt aus Borrago), den der Schlesier früher bei Herzbeschwerden verwendete (ad cordis affectus — Schw.) und deshalb „Herzblümlin, Herzfreude" nannte (vgl. Schw.); heute ist er nur noch eine beliebte Imkerpflanze.

In jedem Garten wuchert die von dem Schlesier „Metan" (?) genannte „römische Kamille" (Chamaimelum Romanum); vielfach trifft man sie auch verwildert in der Nachbarschaft an. Früher galt sie als wunderwirkendes Mittel bei zahlreichen Krankheiten (vgl. „mirificum in colica flatulenta praestat auxilium" — Schw.); jetzt zieht der Bauer die wildwachsende Kamille oder anderes

Digitized by Google

Heilkraut zu eigenem Gebrauche vor, benutzt den „Metan“ aber als unfehlbares Mittel bei Kolik seines Viehs. Nur wenige kräftige Naturen machen mit ihm an sich selbst eine „Pferdekur“ und rühmen mit Schwenkfeld „facultatibus vulgari multo est praestantius“. Gegen „Kolika“ gebraucht der Bauer gern die „Ohnejilke“ oder „Jilke“ (verdreht aus Angelica), die in seinem Garten, seit alters angepflanzt, durch ausfallenden Samen sich von selbst immer weiter verbreitet. Man sammelt die lieblich duftenden Blüten zum Tee und setzt die zerschnittene Wurzel mit „Bibernell“ (s. u.) zusammen auf Branntwein auf. So berichtet auch Schwenkfeld, der ihre Verbreitung im Bauerngarten kennt, „extractum Angelicae multo efficacius et in minima dosi omnia perficit“. Vom Mai bis tief in den Herbst hinein blüht im Bauerngarten die „Ringelblume“ (so schon bei Schw. Siles. für Calendula vulgaris; nulli non horto decora et inquilina). Die fast ohne jede Pflege wachsende Pflanze wird heutzutage, namentlich die gefüllten und lebhafter gefärbten Abarten, allerdings vorzugsweise als Zierblume gehalten; weil sie als solche die Gräber schmückt, nennt der Schlesier sie auch „Totenblume“. Doch weiss man auch ihre früher vielgerühmte Heilkraft noch zu schätzen: „Die werdt nie genukk geachtt!“ meinte die Hermsdorfer Bäuerin. Man kocht aus den jungen Trieben einen kräftigen Tee, oder man zerquetscht die Blätter, vermengt sie mit Ziegenbutter und bereitet so die berühmte „Ringelrosenbutter“, die, dem „verdorbenen Magen“ aufgeschmiert, Wunder wirken soll (vgl. Schwenkfeld „calefacit et confortat omnia viscera interna“).

Mit der Ringelrose beginnt die Reihe jener Pflanzen des Bauerngartens, bei denen es heutzutage schon zweifelhaft bleibt, ob Schönheit oder Heilkraft ihre Anpflanzung bedingen, während ehedem das ästhetische Empfinden gegenüber dem realen Nutzen sicher ganz zurücktrat. Dazu gehört z. B. die Päonie, die bereits Schwenkfeld allenthalben in den Bauerngärten vorfand. In Griechenland wildwachsend und seit uralter Zeit, wie ihr Name beweist (Päón = heilend), Heilpflanze, kam sie in die Medikamentengärten und gilt beim Volke noch heute als gutes Mittel gegen die Gicht („Gichtrose“). Schwenkfeld kennt eine Verwendung ihrer Wurzel bei zahlreichen Krankheiten, namentlich epileptischer Art. Der Bauer verwendet heute namentlich die schwarzen Samenkörner bei Unterleibsleiden, vor allem aber fertigt er aus

Digitized by Google

ihnen die „Zahnkorallen“, an denen die zahnenden Kinder sich die Zähne durchbeissen sollen. Schwenkfelds Andeutung über einen mit ihr verbundenen Aberglauben „multa de collectione nocturna plena superstitionis nugantur quidam“ ist volkskundlich interessant, war mir aber trotz Nachfragen für die Jetztzeit nicht mehr nachweisbar. Einen prächtigen Anblick gewähren an den Dorfstrassen — vor allen im Schlesiertal — die am Zaune der Bauerngärten in langen Reihen hoch aufstrebenden „Pappelrosen“ mit ihren dichtsitzenden schönen purpurschwarzen, roten, weissen und gemischtfarbigen Blüten. Auch Schwenkfeld führt als Volksbezeichnung (vulgo) „Pompelrose“ für die gewöhnlich Malve genannte Althaea an; der Bauer pflanzt sie heute hauptsächlich der Zierde wegen, benutzt aber auch ihren schleimigen Saft bei Halsentzündungen (vgl. faucium inflammationibus collutu prosunt“ Schw.).

Ähnlich steht es mit dem Mohn, von dem man sicher in jedem Bauerngarten einige Exemplare findet. Im Gegensatz zu dem „weissen“ Mohn, aus dem der Schlesier seine „Mohnstriezel“ bereitet (Schw. „vulgus ex eo placentas conficit et panes papavereas dictos „Mohnkuchen“, „Mohnbrot“) nennt man ihn den „welschen“ Mohn. Er wird, namentlich in der vollen rotblühenden Spielart, deren Blüten wie Fackeln über den Gärten lodern, vornehmlich als Zierpflanze gehegt. Doch ist auch die Verwendung des Samens als Betäubungsmittel nicht vergessen. Mit der entschuldigenden Einleitung: „es sollte zwar nicht sein“, gibt der Bauer zu, dass auch heute noch nicht wenige die kleinen Kinder durch „Mohnlutscher“ einschläfern, um unbesorgt auf dem Felde inzwischen arbeiten zu können. So berichtet auch Schwenkfeld „ex lacte decoquitur vel melle ad somnum infantium conciliandum“. Auch den „Türkenbund“ (Lilium Martagon) hält wohl jeder zunächst für eine Zierpflanze, und wer die schöne stattliche Pflanze mit den herabhangenden fleischfarbenen Glocken, deren Blätter wie zu einem Turban aufgerollt sind, im Bauerngarten stehen sieht, erkennt gewiss den guten Geschmack des Dorfbewohners an, der sie vom Ufer des Waldbaches in seinen Garten verpflanzte. Freilich erweist er damit dem ästhetischen Empfinden des Bauern zuviel Ehre; denn dieser hegt seine „Goldwurz“ vor allem als untrügliches Wundermittel bei manchen Krankheiten. Ohne jegliche Arzneikraft ist die erst seit 1550 erc. in Deutschlands

Digitized by Google

Gärten eingeführte und seitdem stellenweise verwilderte Pflanze auf seltsame Weise in den Ruf einer Heilpflanze gekommen. Ihre goldgelben Wurzelknollen veranlassten nämlich die „Goldmacher" zu dem vergeblichen Versuche, mit ihr das edle Metall zu gewinnen. Wegen dieser vermeintlichen „Kraft, die Metall zu verändern" (Kräuterbuch des XV. Jahrh.) schrieb man ihr auch andere Kräfte zu, und wenn der Hermsdorfer Alte sie als unfehlbares Mittel gegen „die guldene Ader" pries, so haben wir hier einen jener wunderlichen Fälle von Namenhomoiopathie, wie sie uns namentlich bei den Krankheitsheiligen häufig entgegentreten[1]). Auch Schwenkfeld (s. v. Lilium montanum, „Goldwurtz") rühmt von der Pflanze diese und noch andere Heilkräfte. Wenn bei den zuletzt genannten Pflanzen die ursprüngliche Bewertung als Heilpflanze hinter ihrer Bedeutung als Zierblume heutzutage zurücktritt, so besteht bei einer anderen die ältere Verwendung als Heilmittel neben dem neueren Gebrauch als Würze weiter. Ich meine den starkriechenden „Till", eine der wenigen Pflanzen, bei denen der lateinische Name (Anethum) nicht in den Mund des Volkes überging, sondern ein alteinheimischer sich erhielt. Die Bäuerin verwendet (wie die Städterin) die in ihrem Garten wuchernde Pflanze vor allem in der Küche, aber auch zu Einreibungen bei Verdauungsstörungen (vgl. Schwenkfeld: „ad ciborum obsonia et in medicum quoque usum", wobei ihre vielseitige Heilkraft besonders betont wird). —

Beinahe hätten wir aber die wichtigste Heilpflanze des schlesischen Bauerngartens übersehen, weil sie nicht mit dem anderen „Krettich" in einer Höhe dort unten am Boden wächst, sondern sich als Strauch, manchmal sogar in Baumgestalt über sie erhebt, — den von Sage und Aberglauben umwobenen Liebling der Kinder und Freund der Kranken, den „Holunderbaum" (auch bei Schwenkfeld Siles. für Sambucus nigra oder, wie er ihn nennt, vulgatissima). Aus seinem Marke verfertigen die Kinder die lustigen „Stehaufmändl", aus Stücken der hohlen Zweige „Kuppen" für ihre Pfeile; dem Bauer aber ist er, wie Perger mit Recht

[1]) Köstliche Beispiele dafür brachte Prof. Dr. Thilenius in seinem Vortrage über „Votivgaben" (Sitzung vom 9. Dez. 1904) vor; ähnliche „Namensignaturen" bei der Verwendung tierischer Heilkräfte findet man in dem humorvoll geschriebenen Büchlein von William Marshall: „Neueröffnetes, wundersames Arzenei-Kästlein" usw. (Leipzig 1894. Wietmeyer) S. 14.

Digitized by Google

sagt, eine „vollständige Hausapotheke“; denn er verwendet Blüte, Frucht, Splint, Holz und Wurzel zu Medikamenten (vgl. Schwenkfeld „cortices, folia, flores purgandi vim obtinent — Rob ex succo baccarum . . . plebecula utitur — nuclei abstergunt; rusticorum medicina). Die schweisstreibende Wirkung des aus den starkduftenden Blüten bereiteten Tees ist ja auch allgemein bekannt. Das abergläubische Übertragen von Leiden auf den Busch durch „Verspunden“ (Transplantieren) ist als noch heute im geheimen geübter Brauch in Michelsdorf durch Beobachtungen an der Rinde wiederholt nachgewiesen worden.

II.

„Montibus et silvis, pratis et vallibus imis
. . . pretiosa licet collectio. Cunctis
Paene locis superet passim, tamen hanc quoque noster
Hortus habet cultaque docet mansuescere terra“

(aus Walafridi Strabi Hortulus.)

Es hiesse, das Thema „Bauerngarten“ nur halb behandeln, wollte man nicht auch der Pflanzen gedenken, die zwar nicht zu jenem festen Bestande vor Zeiten eingeführter Heilpflanzen gehören, aber doch gelegentlich von dem Bauern in seinem Garten angepflanzt werden, weil er sie so bequemer zum sofortigen Gebrauche bei der Hand hat, als wenn er sie erst am Raine, auf der Wiese, im Walde sammeln müsste. So nimmt er gern die wildwachsende „Schwarzwurzel“ in seinen Garten auf (vgl. Schwenkfeld „in pratis pinguibus et hortis nonnullis sponte luxuriat“), kocht aus der Wurzel einen Tee gegen Blutauswurf oder schabt und presst sie zu einer Salbe, die er auflegt, wenn er sich „einen Schaden getan hat“. Beide Verwendungen kennt Schwenkfeld; dass die zweite uralt sein muss, deutet der botanische Name der Pflanze an: Symphytum = Zusammenwachsen, „Bein zu Beine“, deshalb nennt der Schlesier sie auch „Beinwurtz“ (Schw.). Ebenso begünstigt der Bauer das Fortkommen einer unter anderem Unkraut auf Schuttgeröll sich ansiedelnden Pflanze, die der Städter wegen ihres üblen Geruches und ekelhaft klebrigen Saftes ausrottet: das „Schellkraut“ (entstellt aus Chelidonium). Einst regte die Pflanze wegen ihrer gelben Wurzel, wie der Türkenbund, die Phantasie der Alchymisten und den Aberglauben der Bauern mächtig an. Jetzt träufelt man die „Milch“ auf

Digitized by Google

Warzen, um sie zu beseitigen. Die von Schwenkfeld erwähnte Verwendung gegen Augenleiden und einige innere Krankheiten ist nicht mehr bekannt. Gelegentlich gräbt der Bauer auch im nahen Walde einen Wacholder aus und pflanzt den immergrünen, duftenden, heilwirkenden Strauch in eine Gartenecke. Nikolaus Henelius (Silesiographia renovata, 1704) nannte den Juniperus: „panacea Germanica, pro singulari certo Dei beneficio et instar balsami in his regionibus habenda"), und auch der schlesische Bauer weiss genau, dass, wie Camerarius sagte „wachholderbeerlein zu vielen dingen nutz sind" und gebraucht sie, teils roh, teils in Branntwein aufgesetzt, gegen allerlei Krankheiten (vgl. Perger a. a. O. 346—350 und Schwenkfeld s. v. Iuniperus arborescens „Weckholder, Jachandelbaum". Siles., der eine grosse Menge von Krankheiten anführt, bei denen die Beeren („Krametbeeren") oder das Holz Linderung bringen sollen; Aberglauben spielt vielfach mit hinein).

Überall auf den Wiesen erhebt zwischen anderen Kräutern der „Bibernell" seine dunkelroten Blütenköpfe (Sanquisorba. Schw. „Bibinell, Pimpernell, Kölblinkraut"). Zieht ihn der Bauer nicht in seinen Garten selbst hinein („inde in hortos recipitur" Schw.), so hält er doch darauf, dass er auf der nächsten Wiese leicht zu finden ist. Dort sammelt er die Wurzeln des „Pimpernell" (verderbt aus bipinella doppeltgeflügelt), setzt sie auf Branntwein auf und trinkt von dem Schnaps ein Gläslein, wenn er „Leibschneiden" hat. Schwenkfeld rühmt „vino mersa gratiam ei conciliat sapore et odore aromatico — visceribus utilissima".) Die blutstillende Wirkung (quoslibet sanguinis fluxus cohibet Schw.) ist ja schon im botanischen Namen angedeutet; bis in die Neuzeit hinein galt die Pflanze als unfehlbares Heilmittel bei Pest- und Choleraepidemien, und auch in Schlesien sang man in solchen Zeiten: „Baldrian und Bibernell Hält die Pestilenz zur Stell!" Auch das „Dreiblatt" (oder „Bitterklee", Menyanthes trifolia) pflanzt der Bauer, falls er es nicht am nächsten Raine findet, in seinen Garten und bereitet aus seinen Blättern einen gallenbitteren, schweisstreibenden Tee, wenn er „keinen Geschmack hat". Vom feuchtem Grabenrande versetzt der Dorfbewohner gern den „Hundewein" in einen feuchten Winkel seines Gartens (Solanum Dulcamara; Schw. nennt als Siles. „roter Nachtschatten"); die Blätter legt er bei Entzündungen als Kühlmittel auf (folia foris

Digitized by Google

utiliter contra inflammationes . . . plebis vulgato experimento — Schw.); die Beeren benutzt er, als Tee gekocht oder zu einer „Schmiere" verarbeitet, gegen die „Zehriche" (so auch Schwenkfeld „virium dispendium viscerumque incendium"). Ein früher in ganz Europa berühmtes Heilmittel gegen die Schwindsucht, die Betonica, fand ich nur noch in dem Garten einer alten Bäuerin, die sie auch mit dem alten, bei Schwenkfeld als Siles. verzeichneten Namen „Zehrkrettich" benannte. Eine Hebamme, die nebenbei mit allerlei Hausmitteln kurierte, hatte ihr das Pflänzlein geschenkt. Früher baute man die Pflanze, obwohl sie überall wildwachsend anzutreffen war (vulgatissima in pratis et aliis herbidis montium — Schw.), wegen ihrer vielseitigen vorzüglichen Heilkraft im Garten an (vgl. Fischer-Benzon); der schlesische Bauer schätzte, wie ihr volkstümlicher Name andeutet, vor allem ihre Wirkung bei der Schwindsucht; so auch Schwenkfeld: „tabidis conveniens remedium". Dieselbe Hermsdorfer Bäuerin zog auch in ihrem Gärtel noch den „Zánikel", während die anderen Bauern ihn in getrocknetem Zustande von den „böhmischen Leuten" kauften, die die Pflanzen im jenseitigen Gebirge sammelten und, in Päckchen verpackt, herüberbrachten. Aus Österreich stammt offenbar auch der Name, den sie aus Sanicula ebenso umformten, wie sie aus Fenicolum (Fenchel) „Fenickel" machten. „Sanickel", schreibt Matthiolus, „ist ein berühmbt und kräfftig Wundkraut zu heylen allerlei Wunden, daher es auch den lateinischen Namen, nemlich Sanicula a sanando bekommen hat". Auch Schwenkfeld nennt ihn „egregia vulneraria, chirurgis cognita". Wenn er besonders die Wirkung des Sanickelthees (pota) bei inneren Blutungen hervorhebt, so erhält dadurch der mir erst rätselhafte Ausspruch der Hermsdorfer Kräuterfrau: „dar heelts Fleesch eim Leibe zusammn!" sofort einen Sinn.

Vom Zaune, der Mauer oder Tenne bringt der Bauer des „Herzgespan" in seinen Garten (Leonurus cardiaca; „Herzgespan" als Siles. bei Schw.), dessen Namen darauf zurückgeht, dass er die Pflanze ausser gegen Magenkrämpfe und Brustbeschwerden gegen Herzklopfen (Spannen des Herzens) verwendet (omnibus cordis affectibus amica et familiaris, ut palpitationi etc. — Schw.). An der Hecke oder dem Zaune seines Gartens lässt der Bauer gern die „Gichtrübe" emporklettern, die nicht selten die ganze Umgebung mit ihren Ranken umspannt. Es ist die

Digitized by Google

schon bei Schwenkfeld „Zaunrübe, Gichtrübe Siles.“ genannte Bryonia, die der wirklichen Mandragora als „deutscher „Alraun“ lange Zeit den Rang streitig machte. Wurzel und Blätter gebraucht der Bauer gegen gichtische Schmerzen, wie auch Schwenkfeld ihr nachrühmt, dass sie alle inneren Organe von versetzten Stoffen reinige. . . .

„et quae fortuito per sylvarum abdita casu
vallibus et pratis et per plana aequora campi
saepe requiruntur riguosque feruntur in hortos.“

(Aus dem carmen Hochbergianum.)

Zum Schluss muss ich noch einiger Gewächse gedenken, die zwar den grössten Teil des Jahres zusammen mit den oben genannten „Riechelkräutern“ auf dem Blumenbrett stehen, in der warmen Jahreszeit aber mit den Töpfen in den Garten gestellt oder auch eingepflanzt werden: Balsamiendel, Rosmarin, Aloe, Meerzwiebel. Die Balsamiendel in ihren Kästen vor dem Kammerfenster (in hortis pensilibus — in fictilibus — Schw.) waren früher ein berühmtes „Wundkraut“, und noch heute gilt Balsamiendelöl als treffliches Heilmittel für entzündete Wundstellen und Geschwüre. Für Brandwunden verwendet der Bauer lieber die dickfleischigen, saftigen Blätter der Aloe, die er als lebendiges Heilmittel sich im Vorrat hält, um den Schmerz sofort zu stillen. Zu Schwenkfelds Zeit hing man die Pflanze an der Decke auf und umgab die Wurzel mit etwas Lehm. Die Meerzwiebel (Scilla maritima) aber pflanzte man bereits zu seiner Zeit in Töpfe, wo sie nach seiner Schilderung übrigens denselben dürftigen Eindruck machen musste, wie die kümmerlichen Exemplare, die ich sah: „in fictilibus sabulo mersa folia promit lanquidiora nex diu durat, utpote succo et pabulo consueto defraudata“. Auch ihren Saft verwendet der Bauer bei Verwundungen; vor allem aber setzt er mit ihr in Branntwein oder Essig ein Elixier gegen veralteten Schleimhusten an (vgl. „Tussi veteri laborantes et revomentes iuvat“ Schw.). Fast völlig verloren gegangen aber ist die ursprüngliche Bewertung des Rosmarins als Heil- und Gewürzpflanze. Zwar fehlt der frischduftende Strauch noch heute in keinem Bauernhause, wie zu Schwenkfelds Zeit („omnibus fere hortis notum“), aber nur, weil bei Kindtaufen, Hochzeit und Begräbnis jeder mit einem Zweige der vom Aber-

Digitized by Google

glauben umsponnen, im Volksliede als Symbol verwendeten Pflanze geschmückt sein muss. —

Nicht uninteressant ist es, an der Hand der heute geltenden deutschen Pharmakopöe festzustellen, welche von den Pflanzen des Bauerngartens noch jetzt offizinell sind d. h. in den Apotheken geführt werden müssen. (Ob man dabei dieselben Teile, wie der Bauer, verwendet, habe ich dabei unberücksichtigt gelassen.) Es sind: Aloe vulgaris, Althaea officinalis, Angelica officinalis, Artemisia absinthium, Carduus benedictus, Juniperus communis, Levisticum officinale, Melissa officinalis, Mentha piperata, (crispa), Menyanthes bifoliata; Papauer somniferum, Rosmarinus officinalis, Salvia officinalis, Sambucus nigra, Scilla maritima, Valeriana officinalis d. h. 15 Pflanzen. Dagegen sind obsolet d. h. nicht mehr im pharmazeutischen Gebrauch, wobei nicht ausgeschlossen ist, dass sie, weil vom Publikum viel verlangt, in manchen Apotheken vorrätig gehalten werden:

Anethum graveolens, Artemisia abrotanum, Anthemis nobilis (= Chamaimelum Romanum, viel verlangt); Betonica officinalis, Borrago officinalis, Bryonia alba, Calendula officinalis, Chelidonium maius, Leonurus cardiaca, Paeonia officinalis, Ruta graveolens, Sanicula europaea (viel verlangt), Sanquisorba officinalis. Solanum dulcamara, Symphytum officinale d. h. 15 Pflanzen.

Und nun durchwandern wir noch einmal im Spätherbste die Dorfstrassen, wenn der Bauer bereits seine Ernte an Heilpflanzen eingebracht hat. Da hängen an der Giebelwand, einem Balken oder Dachsparren, mit Strick und Nagel befestigt, überall Flaschen, gefüllt mit trüben Flüssigkeiten. So destilliert der Bauer unter Mitwirkung der Sonne aus den auf Branntwein aufgesetzten Heilkräutern ihre geheimen Wundersäfte. Besonders häufig werden Blätter und Beeren der „schwarzen Johannisbeere“ auf diese Weise behandelt, deren widerlich schmeckende Früchte der Bauer auch mit Vorliebe isst, weil sie erstaunlich den Appetit anregen sollen. Schwenkfeld kennt zwar diese Spezies nicht, behauptet aber von den Früchten der roten Johannisbeere: „sapore acidiusculo aestuantem stomachum refrigerant“. In langen Guirlanden, an Bindfaden aufgereiht, hängen Wurzeln anderer Heilkräuter, die kleinen ganz, die grösseren zerspalten, um so in der Luft auszutrocknen. Zu demselben Zwecke streut man die abgepflückten

Digitized by Google

Blätter und Blüten lose auf Bretter oder Tücher. Die ganzen Pflanzen aber werden in Bündeln zusammengebunden und an den Kammerfenstern und Bodenluken aufgehängt; und schliesslich wandert alles, in Säckchen verpackt, in die Bodenkammern, wo es auf die Zeit harrt, da der Bauer, von Schmerzen gepeinigt, die guten Geister seines „Gärtels" zu Hülfe ruft, um die Quälgeister der Krankheiten zu vertreiben.

Umgehende Seelen.

Von Dr. Kühnau in Patschkau.

Es ist eine uralte Anschauung der Völker, dass der Mensch mit dem Tode nicht zu leben aufhört, sondern dass er in irgendeiner Gestalt auf der Erde bleibt und sich den Menschen zeigt oder gar in ihr Geschick eingreift, wenn Zeit und Ort[1]) es ihm gestattet. Diese Anschauung hat zum Ahnenkultus geführt, der wohl überall die älteste Schicht in der religiösen Entwicklung der Völker darstellt und bei gewissen Naturvölkern bis heutigen Tags die einzige religiöse Vorstellung geblieben ist. Die christliche Auffassung vom Leben der Seele nach dem Tode ist innerhalb unseres Volkes mit solchen uralten Anschauungen durchsetzt, und dieser Verquickung ist es zuzuschreiben, dass Christliches und Altheidnisches in einer grossen Zahl von abergläubischen Erzählungen zusammengeflossen erscheint, so zwar, dass das Umgehen abgeschiedener Seelen fast nur noch als Strafe einer Freveltat während des wirklichen Lebens sich darstellt.

Auf Grundlage meiner Sammlungen ergibt sich folgendes Bild.

I. Abgeschiedene Menschen erscheinen in menschlicher Gestalt. Man sagt, sie erscheinen „im geistlichen Leibe".

Ich hatte jüngst Gelegenheit, zwei alte gesprächige Eheleute darüber auszuforschen. Beide behaupten, im geistlichen Leibe er-

[1]) Die Zeit dieser umgehenden Seelen ist Mitternacht 11—12 Uhr oder 12—1 Uhr oder Mittag 12—1 Uhr, oft mit dem Schlage der Uhr beginnend und endend, aber nicht ausschliesslich, sie erscheinen auch „ausser der Zeit". Der Ort ist entweder die Stelle ihres Todes oder der Bereich ihres Wirkens während ihres Lebens — oder er ist der Ort ihrer Verbannung, auf den sie meist durch

Digitized by Google

scheinen Verstorbene, die aus dem Jenseits zurückkehren und sich den Menschen zeigen. Sie zeigen sich nicht bloss um Mitternacht oder in der Mittagstunde, sondern auch „ausser der Zeit". Der Mann, ein Schuhmacher von einigen 60 Jahren aus Fürstlich Langenau bei Katscher, behauptet: Menschen, die im Wassermann (November)[1]) geboren seien, hätten Anfechtungen; er sei auch so einer, und er sehe immer etwas, was andere nicht sähen; unter Tausenden sei einmal einer, der das sähe, was er schon gesehen habe.

Er geht einmal — so erzählt er — nachmittags gegen 4 Uhr im „Hohlgraben" (Hohlweg von Fürstlich Langenau nach Vorwerk Langenau) hinauf, er kommt auf die Höhe, wo eine Kapelle steht, und geht jenseits wieder abwärts bis an einen Rain und Graben, der seitwärts abliegt. Da sieht er einen Mann vor sich, so hoch wie doppelte Menschengrösse, ganz schwarz gekleidet mit schwarzem Hut. Das kommt ihm unheimlich vor, und er dreht um. Beim Zurückgehn sieht er sich einmal, dann ein zweites Mal um, der Mann ist aber immer hinter ihm her und in immer geringerem Abstande. Endlich hat er die Höhe erreicht, und als er sich wieder umsieht, ist der Mann verschwunden. Versteckt konnte er sich nicht haben, denn auf der einen Seite war ein abgehauenes Feld, auf der andern ein Kartoffelacker. Er war fort, wie in die Erde gesunken, und weit und breit war keine Menschenseele zu sehen. — Nach 2 Jahren geht er wieder einmal dort hinauf über die Kapellenhöhe, und als er den jenseitigen Abhang hinuntergeht, sieht er einen Mann im grauen Anzuge mit einer Mütze wie ein Briefträger (d. h. mit rotem Rand), der trägt einen Stock in der Hand. Wieder wendet er sich und merkt, wie der Mann immer rascher hinter ihm drein kommt. Als er sich umsieht, ist der Mann nur noch 20 Schritte hinter ihm. Eben hat dieser einen Dornbusch erreicht, an einer Stelle, wo ein Gersten- und ein Haferfeld zusammenstossen, da ist er plötzlich vor seinen Augen verschwunden. — Endlich geht er wieder einmal dort, und wie er über die Höhe kommt, sieht er eine Frau am Wege grasen. Er denkt sich nichts dabei und geht ruhig auf sie zu. Aber als er einen Augenblick zur Seite sieht, ist die Frau verschwunden. Es war ganz unerklärlich, wo sie hingekommen. Niemand war sonst in der Nähe. Erst als er eine grosse Strecke weitergegangen ist, trifft er Leute, denen er die Geschichte erzählt. Aber niemand hatte eine Frau kommen oder gehen sehen.

priesterliche Macht verwiesen sind, damit sie die Menschen nicht mehr stören. So markiert sich Ort und Zeit nach meinen Sammlungen, die sich über einige Jahre erstrecken.

[1]) Er ist damit freilich im Irrtum, denn die Sonne steht im Zeichen des Wassermanns etwa im Februar. Das Dienstmädchen Anna Thamm aus Ottmachau sagt: „Wer am Feiertage geboren ist, dem lässt's keine Ruhe, der hat Anfechtungen". Ihrem Bruder sei es so gegangen, weil er am Feiertage geboren war — bald legte es sich ihm im Schlaf wie eine kalte Hand aufs Gesicht, bald wurde ihm die Zudecke weggezogen.

Digitized by Google

Bei allen diesen Geschichten wiederholen sich gewisse typische Merkmale: das plötzliche Verschwinden (oder auch das Auftauchen) in der Nähe einer Kapelle (eines Kreuzes, eines Bildstockes), bei einem Dornbusche, an einer Grenze (wo zwei Äcker zusammenstossen, wo ein Rain oder ein Graben sich befindet). Auch das Aussehen ist bedeutungsvoll: übermenschliche Grösse, schwarzer oder grauer Anzug, schwarzer Hut, etwas Rotes (wie der rote Rand einer Briefträgermütze).

1. Bei Kapellen, Kreuzen, Bildstöcken gehen abgeschiedene Seelen[1]) um. Diese Zeichen hat man an Orten erbaut und aufgerichtet, wo irgend eine böse Tat, besonders ein Mord, geschehen ist. Es sind die Sühnkapellen, die Sühnkreuze. In Schlesien finden sich statt der hölzernen Kreuze mit dem bemalten Corpus von Blech vielfach Steinkreuze aus einem einzigen Steine roh gehauen, die sogenannten „Martern", die jedenfalls auf ein viel höheres Alter Anspruch machen. An solchen Orten sieht das Volk gern eine unerlöste Seele umgehen trotz Kapelle, Kreuz und Bildern.

Aus Woitz bei Ottmachau wird mir berichtet:

Ein Arbeiter sei immer nach Tschauschwitz in die Fabrik gegangen, und als er einmal abends zurück nach Woitz geht, da kommt er an einem Muttergotteshilde vorüber. Plötzlich hört er hinter sich etwas gefahren kommen. Er sieht sich um und bemerkt einen Mann ohne Kopf (ein untrügliches Zeichen für eine umgehende Seele) mit einem „Schürgewainla" (Stosswägelchen). Da fängt er an zu laufen, aber je mehr er läuft, um so schneller rollt das Wägelchen hinter ihm her, bis das Gespenst zu einer Allee kommt, dort blieb es zurück.

Frau Schuhmacher Klemenz aus Langenau bei Katscher erzählt:

Zwischen Knispel und Zauchwitz (Leobschützer Kreis) steht ein Bild „der dritte Fall". Da ist einmal was passiert, und da haben „die Leite anne Seile" (die Leute eine Säule) aufgerichtet. Nun kommt einmal ein Bauer nach Katscher mit seinem Wagen gefahren, dem hat eine Frau aufgetragen, ihr Topfwaren aus der Stadt mitzubringen. Ehe er aber mit allen Besorgungen fertig wird, kommt ihm die Nacht über den Hals, und es wird nahe an 11 Uhr, ehe er heimwärts fährt. Über „Kêslich" (Kösling) und Knispel fährt er und kommt auch an dem Bilde vorüber. Es war schon tief in der 12. Stunde. Plötzlich bleiben die Pferde stehen und gehen nicht mehr von der Stelle. Er „schmickt" in die Pferde hinein, aber sie springen bloss, wollen aber nicht vorwärts. Da wickelt er sich die „Leisel" (Leitseile) um die linke Hand, nimmt die Peitsche in die

[1]) Nicht bloss in menschlicher, auch in tierischer Gestalt, wie sich weiter unten zeigen wird.

Digitized by Google

rechte und schmickt und schmickt. Aber es bleibt, wie es war, die Pferde springen, ziehen aber nicht an. Da wird ihm Angst, er springt vom Wagen und schmickt noch einmal, so sehr er kann. Auf einmal fangen sie an zu rasen, die Leisel reissen und schneiden ihn in die Hand. Es bleibt ihm nichts übrig, als die Seile freizugeben und Pferde und Wagen sich selbst zu überlassen. Nun rasen sie, zerschlagen alles Topfgeschirr und kommen endlich ins Dorf, wo sie aufgefangen werden. Erst lange nachher kommt auch der Bauer an, da sieht er die Bescherung auf dem Wagen.

Die Sache erklärt sich sehr einfach als Scheuen vor dem Bildstock. Das Volk aber schreibt den Pferden ein Hellsehen zu, sie bemerken die umgehende Seele, die den Menschen nicht sichtbar ist, und wollen nicht an ihr vorüber. Auch die Feuermänner erscheinen gern in der Nähe von Kapellen usw. Der alte Gottwaldt erzählt:

Beim Reichenêer (Reichenauer — Reichenau bei Camenz) Müller hinga naus, dô îs a Bild. Dô sein immer dreie (Feuermänner) zusommagekumma, zu dam Bilde, êner vô Plottnitz, êner vô Schluttendurf und êner vô Schrôm runder. Ich ginge amôl mit mĕm Bruder. Dar sahg se, wie se koama und wie se zusommarannta, doss doas Feuer ock asu rimtrêschte. Wie der irschte koam, dô mênte der Bruder: Sista kumma, 300 Schrîte vôn-ins? Ich sahg nischte, und ich hoa se überhaupt nich gesahn

Die alte Köchin Maria Hannig erzählt, dass früher manchmal Feuermänner hier bei Patschkau erschienen. Einer kam immer vom „Galgenberge" her (wo früher in der Tat der Galgen gestanden hat, jetzt ist dort der städtische Schlachthofteich) und kam herein bis zu der Kapelle an der Ecke des Leyferschen (jetzt Menthelschen) Grundstücks. Diese Kapelle steht jetzt nicht mehr.

So verfehlen die Kapelle, das Kreuz, das Bild, die bestimmt waren, den Spuck zu bannen, lange ihren Zweck. Und das ist leicht erklärlich. Das Volk sieht sich durch sie immer von neuem an die böse Tat erinnert, die hier geschehen ist, und sieht den unseligen Geist hier noch lange umgehen, bis im Laufe der Zeit diese äusseren Zeichen der Tat verschwinden oder die Flut des modernen Lebens mit dem letzten Mütterchen auch den Glauben der Vorzeit hinwegschwemmt.

Manchmal freilich hat die Kapelle den gewünschten Erfolg. Auf einem Gute in Bernsdorf bei Münsterberg hatte sich jemand erhängt, und man hat (nach altem Brauche) den Leichnam nicht durch die Haustür getragen, sondern hinten durch den Garten. Ein Teil der Zaunes wurde herausgenommen und der Sarg hier hinausgetragen. Zu dieser Stelle gingen die Leute nicht gern; denn dort „verjagte" es sie (die Seele war an dieser Grenzstelle festgebannt). Erst als eine Kapelle dort gebaut wurde, hörte der

Digitized by Google

Spuck auf (Mitteilung von Frau Niegsch). — Seelen erscheinen überhaupt an dem Orte, wo ihr Leib gestorben ist. Aus Patschkau wird mir erzählt:

Es war Herbst und die Leute sammelten Laub ein, um es als Streu für das Vieh statt des Strohes zu verwenden. Die Grossmutter der Erzählerin hatte im Walde Laub zu verschiedenen Haufen zusammengerecht und wollte es über die Mittagstunde mit der Radwer hereinholen. Ihr Mann aber warnte sie, sie solle das unterlassen; denn um die Mittagstunde (mittag 12 Uhr) sei es nicht geheuer, besonders dort im Wäldchen, wo sich einer erhangen habe. Die Frau aber fuhr trotzdem hinaus. Sie war gerade im Wäldchen, als es läutete. Plötzlich sieht sie den Erhenkten in dem einen Laubhaufen sitzen, so dass er gerade mit dem Kopfe herausragt, und mit den Händen um sich schlagen. Da hat sie freilich ihre Arbeit im Stiche gelassen und ist in aller Hast mit ihrer Radwer nach Hause gefahren.

Auch in den Betten, in denen jemand gestorben ist oder in denen er kurz vor seinem Tode gelegen hat, macht sich die Seele noch später bemerkbar und lässt andere keine Ruhe finden an dem Orte des Todes oder der Todesgedanken. Schuhmacher Klemenz erzählt von zwei Handwerksburschen, die in Guben in einem Gasthause eingekehrt sind.

Als sie sich auf ihrer Schlafkammer befinden, fühlt der eine plötzlich während der Nacht einen Stich in der grossen Zehe, wie wenn ihn jemand mit der Nadel stäche. Er denkt, der andere ist es, der sich einen Spass mit ihm machen will. „Lass mich in Ruhe", sagt er und schläft wieder ein. Da sticht es ihn wieder. Nun wird er schon ungeduldiger und droht dem andern. Aber nach einiger Zeit sticht es ihn halt wieder. Nun wird er „wilde" und fängt an zu fluchen und zu schimpfen — und da stürzt er die Treppen hinunter, bricht den Fuss und den Arm und bleibt unten liegen. Auf sein Jammern kommen die Leute herbei, und da stellt sich heraus, dass der andere ruhig geschlafen hatte. Er aber hatte in den Betten gelegen, die einem Knechte gehört hatten, der sich wegen seiner Liebsten erhangen hatte. (Fluchen und Schimpfen ist die Eigenart der Wetterdämonen. Wer flucht und schimpft, macht sich mit diesen Dämonen gemein — und der Erhenkte ist wohl ein solcher geworden, vgl. das Brausen des Windes, wenn sich jemand erhenkt hat. Er kann sich darum nicht wundern, wenn sie ihre Gewalt über ihn brauchen und ihm Schaden tun.)

Frau Schuhmacher Klemenz erzählt:

Sie sei einmal nach Neundorf gegangen und sei gegen Abend in einer Wirtschaft eingekehrt, wo sie um Nachtquartier gebeten habe, weil sie ganz ermüdet war. Die Leute waren freundlich und gaben ihr eine Kammer, in der ein Fenster auf den Kirchhof hinausging. In der Nacht merkt sie, dass jemand auf ihr liegt und sie „würgt". Sie sucht sich immer frei zu machen, aber die halbe Nacht hindurch fühlt sie das Drücken. Sie sagt aber am Morgen den Leuten nichts, bedankt sich schön und geht nach Hause. Nach einem Jahre

Digitized by Google

kommt sie wieder dorthin, und weil die Leute früher so freundlich gewesen waren, bittet sie wieder um Unterkunft. Es wird ihr dieselbe Kammer angewiesen. Und als es gegen Mitternacht kommt, sieht sie „Fünfe“ durchs Fenster hereinsteigen, und diese fallen über sie her und sie kämpft mit ihnen die ganze Nacht, so dass sie frühmorgens ganz matt ist. Nun sagt sie es endlich den Leuten, und da erfährt sie, dass sie in den Betten eines Verstorbenen geschlafen habe.

Seelen werden aber auch von dem Orte des Todes verbannt und gezwungen, an einem andern Orte, oft in bestimmter Abgrenzung, sich aufzuhalten. Dies geschieht durch geistlichen Bannspruch. So erzählt der alte Gottwaldt aus Patschkau: Ei Camenz dô hoat der Geistliche mîd êm Geiste gestrîta. A hotte der Mutter de Nudeln genumma, und dô mussta imgihn. Dô hoan se a Geistlicha gerufft, und dar hoat goar sihr mid-n gestrîta, bis a-n doch undergekrigt hoat, und a hoat-n ûf a Jauerschberg verboant. Ob hier das „Annastübel“ gemeint ist, lässt sich bei der Kürze des Berichts nicht sagen. Vgl. hierzu die Erzählungen von der Schönwälderin und vom Annastübel S. 101 f. und 102 f.

Es gibt aber auch Bannorte, die mit kirchlichem Einfluss nichts zu tun haben. Der Dornbusch gilt als Sitz eines Verstorbenen. Eine umgehende Seele zeigt sich wohl in seiner Nähe, kehrt aber immer wieder in ihn zurück. In Deutsch-Wette ist einmal ein Wagen bei der Brauerei hinausgefahren. Plötzlich fangen die Pferde an zu schwitzen, und als sie an eine Dornhecke kommen, bäumen sie sich, so dass der Kutscher sie kaum bändigen kann. Als er sich umsieht, wie denn der Herr, der im Wagen sass, sich befinde, ist dieser verschwunden. Da ist er nur schleunigst umgedreht und ins Dorf zurückgefahren. Seit der Zeit sagen die Leute, der Herr sei in der Dornhecke „verboant“ (Mitteilung meiner Schwiegermutter). Hier mag auch auf die Ausführungen Gusindes in Heft VII ums. Mitt. S. 34 verwiesen sein, wo er erwähnt, dass man Hobelspäne in einen Dornbursch werfe, wenn jemand gestorben sei. Der Dornbusch mag wegen der Zähigkeit, mit der er an einem sonst unfruchtbaren Platze sich erhält und gedeiht, dem Volke als Sitz der Seele sich dargeboten haben. Möglicherweise haben auch seine roten Früchte und seine Dornen dazu beigetragen, in ihm ein Seelenleben zu finden, das vom Menschlichen sich hinüber ins Dämonische verdichtet hat (Kuhn, Die Herabkunft des Feuers usw.², z. B. S. 209 f.). — Die Grenze (der Grenzrain, das Zusammenstossen zweier Felder, die Gemeinde-

Digitized by Google

grenze, ein Graben, eine Brücke) sind ebenfalls Orte, an denen verwunschene Seelen sich aufzuhalten gezwungen sind. In den ältesten Rechtsanschauungen der Germanen spielt die Grenzverrückung, das Rücken des im Beisein der Gemeinde unter Opfer und Schwur gesetzten Grenzsteins, ein Verbrechen, dem selten eins an Schwere gleichkam. Selten aber mag es wirklich nachweisbar gewesen sein zu einer Zeit, wo die Hilfsmittel für Vermessung der Feldmark noch mangelhaft waren. Um so mehr galt es als eine Untreue, die ihre Sühne durch die Götter selbst finden sollte. Weit verbreitet in Schlesien ist der Glaube an Feuermänner. Sie wandeln in nächtlicher Stunde am Orte ihrer Meintat, am Grenzrain, auf und ab, führen die Messrute in der Hand, wie wenn sie ewig verdammt wären, das Werkzeug zu gebrauchen, das sie im Leben gemissbraucht haben. Sie gelten nach allgemeiner Anschauung als die geizigen Bauern, die im Leben nicht „genug kriegen“ konnten und dem Nachbar von seinem Acker ein Stück um das andere abpflügten. Wenn von den Feuermännern gesagt wird, dass sie gern nächtlichen Wanderern leuchten, bis sie an ihr Heim gelangt sind, dafür aber erwarten, dass man sich bedanke, so sind sie noch rein menschlich gedacht; denn sie wollen aus ihrem Zwangszustand erlöst sein. Andererseits zeigt sich aber auch bei ihnen schon ein Übergang ins Dämonische, das ist ihr Flammen und das Schlagen mit der Rute. Werden sie nämlich gereizt, so schütteln sie sich, dass die Funken sprühen, und Frau Schuhmachermeister Klemenz aus Fürstlich Langenau bei Katscher hat ganz deutlich gesehen, wie der Feuermann immer mit der Rute geschlagen, immer vor sich her „nach der Erde zu“. Wenn A. Kuhn in der Wünschelrute eine Form des Blitzes sieht, so finden seine Ausführungen in der „Herabkunft des Feuers und des Göttertranks“ hiermit eine neue Bestätigung.

2. Bedeutungsvoll ist auch das Aussehen der Seelen „im geistlichen Leibe“. Sie erscheinen schwarz gekleidet mit breitem schwarzen Hut. Ich habe kürzlich die sogenannte Schlosskapelle in Münsterberg besucht. Nach mehrfachen mündlichen Mitteilungen wusste ich, dass dort merkwürdige Bilder an der Wand zu sehen sind. Ich will hier nur das erwähnen, was im Augenblick von Wichtigkeit ist, die Kleidung unseliger abgeschiedener Menschen.

Digitized by Google

Ein Soldat hatte Missbrauch getrieben mit der heiligen Hostie (was mir öfter in der Volksmeinung vorgekommen ist[1]) und immer mit einer furchtbaren Strafe verbunden ist). Er hatte sie ins Gebetbuch fallen lassen und dann an einen Birnbaum gespiesst. Dann hatte er gefordert, der Teufel solle erscheinen und ihm Geld verschaffen. Sofort erschien der Teufel in Gestalt eines Jägers, aber mit Hahnenfüssen, und streckte ihm einen Beutel voll Geld entgegen. Diese Szene ist auf der linken Seite der Kapellenwand dargestellt. Hinter dem Teufel erscheinen eine ganze Schar Männer in schwarzen bis über die Kniee reichenden Gewändern und schwarzen Schlapphüten, man sieht, wie der erste von ihnen den Arm erhebt (vielleicht warnend). Ich deute sie mir als die Seelen abgeschiedener Unseliger, die im Gefolge des Teufels sich befinden[2]).

Frau Schneider aus Kaltwasser bei Liegnitz erzählt von einem Manne in langem schwarzem Gewande, aber ohne Hut, der sich als Seelenwesen dadurch erweist, dass ein Gehöft an der Erscheinungsstelle versunken ist. Ihre Erzählung vom Neuhöfer Burn lautet:

Durt hôt amôl a Hôf gestanden, dar is durte versunken. Dô honn se schunn ufte Stämme rausgebrucht, die woarn ganz rût vô dam Môder. 'S woar eim März, wie ich amôl mit der Moagd vum Kanter Hauke groasa woar. 'S woar ganz derres Groas kwischer a Sterzeln, wos kên Mensch wos nutzen kunnde, aber wer brauchta Feurung und ei der Nût is-s Stahln ni verbôta — gelt jâ? Mer hotta de Ruobern (Radwern) draussa uf der Wiese gelussen und hotten schunn a Poar Haufa Groas zunander getroagen, dô sahn-ber an Moan aus-m Pusche kummen, nich groade uf uns zu, sundern a bissel vo seiten holber. 'S woar doch nu eim März und doas hûche roschlige Groas — ma hätt-n doch hirn missen, wenn's a lebendiger Mensch gewast wär. Aber wer hirten rên nischt und mer sâgn-n blûss, wie mer uns imsâgen. Und dô koam a nu om Waldsaume lang runder, bis a zu dem Groaben koam, und durte wurd-a immer klinner, immer klinner, bis a ganz verschwung (verschwand). 'S woar no a junger Moan mit êner hûchen weissen Stirne, und a hotte an langen schworzen Ruck on. Vô a Hosen sâg ma ni êgentlich wôs, blûss doss a ganz schworz woar. De Hände hott a su uf-m Ricke, und su koam a aus-m Groase ganz leise wie a Geist. Wer noahma ock unsre Heffen und trugen se uf de Ruobern und machta, doss ber hêm koamen. Ich hoa-s nôchert — 's muchten vielleicht vier Tage vergangen sein — dô hoa ich's menner Hausfrau (die bei ihr zu Miete wohnte, die Hausinnefrau) erzählt, und die mênte, se hätte da Moan och gesahn, und wie ich er-n beschrieb, do kannde-s-n wieder.

---

[1]) Ich habe vor Jahren eine solche Erzählung als Material zu unserem handschriftlichen Archive eingesandt, sie behandelt das Schicksal eines gewissen Thomas — — und spielt in der Gleiwitzer Gegend.

[2]) Ich will, sobald es mir gelungen ist, photographische Aufnahmen der beiden in der Münsterberger Schlosskapelle befindlichen Bilder zu erlangen, eine eingehendere Beschreibung der — volkskundlich und geschichtlich interessanten — Bildwerke unseren „Mitteilungen" zugehen lassen.

Digitized by Google

Se woar amôl im a Mittag beim Burne groasen gewast, und dô woar a gekummen und groade beim Burne, do woar a uf êmôl verschwungn. Ich woar ô amôl — 's woar friher wie wós ich vôr erzählte — durte eim Pusche (mer hotten noch de Gerechtsame, nôchert woar se uns genummen), su im a Obend rim, doss de Sunne schunt runder gung — dô fuhr a Wind durchs Gebische und riss de Zweige und 's Groas durch anander, asu wilde, doss ich Angst krigte, denn 's woar vôrt ganz stille gewâst und kê Liftla hotte sich gerihrt. Dõs woar doch ô ni geheuer.

Was die graue Gewandung betrifft, so brauche ich nur auf das in unserem Aberglauben typische „graue Männdel" hinzuweisen.

Ich teile hier eine Erzählung mit, wie sie Tertianer Halm im Herbst 1898 auf meine Veranlassung aus dem Volksmunde aufgezeichnet hat.

Uff emm Fleckla, wu dômôls Kurn stonde, hotte sich enner erhanga, 's woar a gewisser Miller. Und dô nannta de Leute doas Fleckla immer Kurnmillerfleckla. Dat verbei sullt ich enn Obend no Tepelwude (Tepliwoda bei Münsterberg) gihn, wegen emm Knechte, da de sich no Nussa (Gross-Nossen) vermitta sullde. Ich nu dat verbei, un dô prescht's mich och immer, un dô koam ich dann stotts nô Tepelwude nô Pitterwitz (Peterwitz). — Bei damm Fleckla hôt's enn klenn Burn, un aus dâm tronka de Leute halt immer. Dô wil mei Mâdla (Tochter) ô amôl draus trinka. Ober dê hotte ô schunte uffte getronka. Wie se halt dõsmôl wieder trinkt, dô sigt se enn klenn graua Moan, da aus'm Wosser rauskimmt. Dos sôl ô da erhangne Miller gewâst sein. (Der Bericht stammt von einem Manne aus Zinkwitz bei Tepliwoda.)

Der alte Gottwaldt erzählt:

Ei Camenz eim Advente dô äschert's immer bei a Schweizern (Gottwaldt diente damals in der Schweizerei in Camenz) Dô hotte sich a Schafer gehanga, und de Leute wussta's, doss a ei der Schweizerei imging. Ich aber furcht mi ni, ich läte mich ganz geruhig uf a Backuwa (Backofen), muchte kumma, wos de wellde. Im Zwelwe dô ging a Geschmeisse mit a Malkgefâssa ei der Kommer naberbeine lus. Es machte de Tire ûf. Dô stond a Tisch, 's woar a grûsser Tisch, a hotte ûf acht Seita Beene, dô kinna Se sahn, doss's a grûsser Tisch woar. Dan Tisch rückt's bis oan a Uwa, ich sahg blussig a grô Mannla, blieb aber liega, weil ich mich nich furchte. Nu koam's wull und zûg mich oa a Hôren, aber nich sihr. Dô stond durte a stênerner Trog mit am helzerna Deckel druffe. Dan Deckel werd's ei de Hih heba und ûfhaun, doss ock asu kracht. Dann ging's die Stiega nuff ei de Äberstube, 's koam aber bâle wieder zurücke rei, schlug a Deckel ûf, rûckte a Tisch oan Ôrt und Stelle, wertschofte ei a Milchgefâssa, doss ock asu watterte. Dô schlug's Ees, und 's woar verschwunda. Ich stond ûf und weckte a Knecht. Dar schlief naba oan und hotte nischt gehürt.

Ein besonderes Kennzeichen dieser Seelengewandung ist die Länge, so dass sie fast die ganze Gestalt umhüllt. Man hat

Digitized by Google

Farbe und Länge auf die Wolkennatur dieser Wesen gedeutet. Das weite umhüllende Gewand führte leicht dazu, in ihnen Mönche oder Geistliche zu erkennen. Frau Niegsch erzählt:

Wenn man von Bärdorf nach Bernsdorf (im Münsterberger Kreise) geht, da kommt man durch einen Wald (die Brähme). Dort ist rechts vom Wege zwischen Erlen und Gestrüpp eine Quelle. Das ist der Grafenborn; denn hierher sind immer die Grafen von Schlause (Schlabrendorf, altes schlesisches Geschlecht) frühstücken gekommen. Einmal befanden sich zwei Frauen in seiner Nähe, da sehen sie plötzlich jemanden kommen. Ach, da kommt ja der „Jäger" (Förster), sprechen sie erschrocken und legen das gesammelte Holz zur Erde. Als er aber näher kommt, ist es ein „Pfarr". „Ach du", spricht die eine zur andern, „das ist ja ein Pfarr". Zu Tode erschrocken laufen sie, was sie können, nach Hause. (Vom Grafenborn hörte ich von anderer Seite, dass in ihm der „Stulzer Groaf (Stolz bei Frankenstein) verboant" sei.)

Wenn dieser wohl nur wie ein „Pfarr" aussah, aber keiner war, so gibt es andere Erzählungen, die von wirklichen Geistlichen berichten. Frau Schuhmacher Klemenz, die ich eingangs erwähnt habe, erzählt folgendes:

Ein „Sammelpater" (ein Bruder, der für sein Kloster sammeln geht), kommt einmal auf eine Pfarrei, wo er übernachten will. Als es Abend wird, spricht er zum Pfarrer: Ich möchte gern einmal in der Kirche über Nacht bleiben. Und als der Pfarrer erstaunt ist über diesen Wunsch, fährt er fort: Ja, Herr Pfarrer, ich weiss nicht, wie es kommt, aber ich habe so einen Zug, so ein Verlangen in der Kirche zu bleiben. „Nun, wenn es Ihnen Vergnügen macht, in Gottes Namen; hier haben Sie die Schlüssel", sagt der Pfarrer. Der Sammelpater nimmt also ein Licht und sein Brevier und geht in die Kirche. Dort setzt er sich in eine der hintersten Bänke und betet. Er wird auch nicht schläfrig und fürchtet sich auch nicht. Und endlich schlägt es ½12 Uhr (die Erzählerin ist sich wohl nicht bewusst, dass die Messe erst von 12 Uhr an gelesen werden kann). Da tut sich die „Sankristeitür" auf, und ein Priester kommt mit dem verdeckten Kelch, wie um zu zelebrieren. Aber weil kein Ministrant da ist (den Sammelpater bemerkt er nicht), dreht er wieder um und verschwindet in der Sakristei. Am andern Morgen erzählt der „Pater" dem Pfarrer die Geschichte. Da spricht der Pfarrer, offenbar sei er bestimmt, die arme Seele zu erlösen, und er solle nur in der nächsten Nacht wieder hingehen. Das tut er denn und kniet sich jetzt ganz vorn hin beim Altar auf den „Predigtstuhl" (besondere Betbank für den Priester in der Nähe des Hochalters), um gleich zur Hand zu sein, wenn etwa der Priester komme. Um ½12 Uhr geht es wie gestern, der Priester tritt durch die Sakristeitür und geht nach dem Altar. Und der „Sammelpater" steht sofort auf und schickt sich an zu ministrieren. Als dann das heil. Opfer dargebracht ist, da gehen sie beide nach der Sakristei zurück, und hier erklärt ihm der Priester: Nun seien sie beide erlöst, 52 Jahre sei er allnächtlich zum Altare gegangen, aber immer umsonst, weil er nie einen Ministranten gefunden. Das sei die Strafe gewesen dafür, dass er einmal eine Messe unterlassen. Als der Priester das spricht, bemerkt der „Sammelpater".

Digitized by Google

dass an seiner einen Hand die schwarze Fingerspitze, die er vorher bemerkt hatte, ganz weiss geworden ist wie der andere Körper des nun ganz Verklärten. Damit verschwand der Priester, denn sein Leib war nur „ein geistlicher Leib".

Eine ähnliche Geschichte wird von der Neisser Pfarrkirche erzählt.

Wenn die eingangs erwähnte Seele eine Briefträgermütze (mit den beiden roten Streifen) trägt, so möchte ich darin wieder ein Hinüberspielen in Dämonische sehen. Die rote Farbe ist die Farbe des Blitzes und aller der Gestalten, die dem Eindrucke dieses mächtigsten Naturschauspieles ihre Entstehung verdanken. Die Gestalt eines Briefträgers wird dem Teufel selber in einer Erzählung des Schuhmachers Klemenz aus Langenau bei Katscher beigelegt. Ich lasse sie hier folgen, obwohl sie mit unserem Gegenstande sonst nichts zu tun hat:

Ein Bauer geht an seiner Wiese entlang, da sieht er über der Wiese drüben in einer Weide Geld „brennen". Nun hatte er aber nichts bei sich, um es hineinzuwerfen. Er läuft also nach Hause, um ein Messer zu holen (mit etwas Eisernem kann man einen vergrabenen Schatz bannen, dass er nicht versinkt). Da kommt ihm am Hofe der Briefträger entgegen und gibt ihm einen Brief. Er nimmt den Brief, reisst ihn auf, aber es ist nichts darin. Der Briefträger aber war verschwunden. Da war es der Teufel gewesen, der hatte ihn nur hinhalten wollen, dass er mit dem Messer nicht zurecht kommen sollte. Denn als er wieder zur Weide kam, war das Feuer erloschen.

II. Abgeschiedene Seelen erscheinen in Tiergestalt.

Man kann es als eine Art Seelenwanderung betrachten, wenn Menschen nach ihrem Tode in Tiergestalt umgehen müssen. Es ist aber ein scharfer Unterschied zu machen zwischen wirklichen Tieren und den hier gemeinten Seelentieren. Diese haben nämlich die Fähigkeit sich zu verwandeln und sich unsichtbar zu machen.

Sehr häufig erscheinen Seelen als Hunde.

Schuhmacher Klemenz aus Fürstlich Langenau bei Katscher erzählt von einem jungen Menschen, der einmal über Land auf Besuch bei seiner Liebsten war. Ihre Eltern hatten ihn eingeladen, weil sie eben geschlachtet hatten. Es wird spät, ehe er sich auf den Heimweg macht, und die Eltern geben ihm noch ein grosses Paket Wurst mit, das trägt er „bein sich" [1]). Unterwegs findet sich ein Hund zu ihm, der immer neben ihm herläuft. Als er sich nun einer Stelle nähert, wo ein „Kreuze" am Wege steht, ist der Hund plötzlich verschwunden. Aber er achtet es nicht. Wie er jedoch ans Kreuze kommt, da sitzt eine Gestalt unter dem Kreuze. Er denkt bei sich, da ist wohl eine Frau

[1]) „bein sich" wird gesagt ebenso wie „zun sich".

Digitized by Google

müde geworden und hat sich dort hingesetzt. Er spricht also: Nu, Weibla, es is ja kalt, kommt ock mit. Da spuckt das Ding dreimal, wie wenn jemand heftig pustet, und reckt sich im Nu in die Höhe, so hoch wie ein Baum. Da „reisst er aus", verliert die Mütze, die Wurst, und wie er endlich, um Atem zu schöpfen, anhält, ist der Hund wieder bei ihm. Da hat er sich verschworen, dass er nie mehr nachts zur Liebsten gehen wolle, sondern bloss noch am Tage. — Hier dicht bei Patschkau lag früher zwischen der jetzigen Brücke nach dem alten Turnplatze und der sogenannten Schafbrücke, die nach den Mückeschen Feldern führt, eine Brücke über den Mühlgraben in der Nähe des Judenkirchhofes. Als diese Brücke abgebrochen wurde, baute man eben die Schafbrücke weiter oberhalb. Noch stecken die Pfähle dieser alten Brücke im Mühlgraben, und da wollte einmal ein Bäcker baden, sprang ins Wasser und spiesste sich auf einen solchen Pfahl, wodurch er seinen Tod fand. Dort ist es nun nicht geheuer, und es wird viel erzählt von Dingen, die dort geschehen sein sollen. Die alte Köchin Anna Freudenreich erzählt von ihrem Vater, der Nagler war, dass er immer mit einem Freunde, der auch Nagler war, auf die Dörfer hausieren ging. Nun kamen sie einmal von Kosel herein und gingen auf dem Wege, der früher am Judenkirchhofe vorbeiführte. Es war spät, und da drückte der Nebengehende Annas Vater immer herüber nach dem Rande des Weges. „Was drückste mich denn so?" fragte er. „Na, siste denn nich. Da is ja a Hund mit grossen feurigen Augen, der drückt mich selber immer zur Seite". Annas Vater konnte aber nichts sehen. — Derselbe hatte ein Ackerfleckchen gepachtet dort am Rande neben dem Judenkirchhofe, auf dem er oft Sonntags arbeitete. Dabei hat er bisweilen ein Hündchen kläffen hören, ohne es zu sehen. — Von diesem „Bäckerloch" beim Judenkirchhofe erzählt auch Frau Niegsch. Es sei dort nicht geheuer, seitdem der Bäcker dort ertrunken ist. Die alte Anderschen, so sagt sie, hat dort einmal gegrast am Ufer des Mühlgrabens. „Da hat mich das Luder bâle neigezogen", pflegte sie dann zu erzählen, weil nicht viel fehlte, dass sie ins Wasser gestürzt ist. Wer ist nun das Luder? Nach der Erklärung der Frau Niegsch ist es der Wassermann — ein Beweis dafür, wie die Seelen der Abgeschiedenen zu Dämonen werden können. — Auf einen Seelenhund wird auch in folgender Erzählung des alten Gottwaldt zu schliesen sein: Wenn ma vô Reichenau nôch Schrôm a Steigweg giht, dô kimmt a Bâch runder vô Schluttendurf und anne Brücke giht drüber. Dô läit sich immer a schworzer Hund for a Steig, wenn ma ei der Nacht zu der Brücke kimmt. Dô îs amôl êner im Elfe-Zwölfe rim geganga, und wie a zu der Stelle kimmt, dô leit der schowrze Hund uf-m Wege, die Auga hoan ock asu geglüht. Wos werd a macha? Drei Schrite zurücke ärschlich und imgedreht und im Boga über de Felder nüber nôch der Strôsse. Nôch vier Taga nahm ich mer a Schmiedehund mit und gîh ei der Nacht ûf die Stelle zu. Wie ich nohnde kumme, dô läit sich mei Hund mir ver de Bêne, doss ich ni wetter kunnde. Woas mach ich? Ich luss da Hund dô und hür ni ûf seine Kamedie. Und wie ich wil wetter gihn, do fängt a oan und batt — uf pullsch. Dô sahg ich's irscht, doss der grusse schworze Hund bei der Brücke leit. Ich drei Schrite zurücke und imgedreht, und mei Hund immer ei grussa Bôga im mîch nuff. Asu hoat a sich gefrêt, doss mer wegginga.

Digitized by Google

Das Dienstmädchen Anna Exner aus Jauernig erzählt:

Auf dem Wege von Jauernig nach Krautenwalde steht ein Kreuz, unmittelbar bevor man nach Krautenwalde hineinkommt. Dort, sagen die Leute, laufe ein schwarzer Hund herum und springe den Vorübergehenden auf den Rücken. Ein Onkel von ihr sagte, er fürchte sich nicht; wenn der Hund komme, da habe er ein Messer, das er dem Hunde in den Leib stechen wolle. Aber als er einmal dort vorüberging, sass ihm der Hund, ehe er es sich versah, auf dem Rücken und zerkratzte ihm das ganze Gesicht. — Wenn hier der Hund auf den Rücken eines Menschen springt (was sehr oft von solchen Seelenhunden berichtet wird), so wird es wohl auch der Hund am Bäckerloche sein, der einmal der Mutter der Köchin Anna Freudenreich auf den Korb gesprungen ist. Diese erzählt nämlich im Zusammenhange mit ihren Berichten auf S. 95: Ihre Mutter arbeitete einmal mit anderen Arbeitsleuten auf dem Felde hinter dem Judenkirchhofe. Es war Mittag, und die Leute setzten sich an den Rand des Feldes. Annas Mutter aber geht hinunter nach dem Mühlgraben, wo sie einen Korb stehen hat, um ihn nach Hause zu tragen. Aber sie kann den Korb gar nicht heben, so schwer ist er, es ist, als sässe „etwas" auf dem Korbe. Plötzlich ist ihr, als spränge etwas herunter, und sofort ist der Korb so leicht wie gewöhnlich. Dieses „Aufhucken" der Seelenwesen bringt sie in Zusammenhang mit den Älbern [1]), mit dem Unterschiede, dass diese lebende Menschen, jene Verstorbene sind. Zu den Seelentieren werden wohl auch die beiden Hunde gehören, von denen Schuhmacher Klemenz erzählt. Einmal kommt er, auf einem seiner Gänge in die Umgegend von Katscher, in die Nähe einer Brücke. Er war ganz allein, hierhin und dahin sah er keinen Menschen. Da kommen über den Kiesweg herüber 2 Hunde, erst ein schwarzer und hinter ihm ein weisser, und wie sie über den Weg herüber sind, sind sie auf einmal verschwunden. „Das konnten doch keine guten Hunde gewesen sein", setzt er hinzu.

Seelen erscheinen als Vögel.

Schwarze Vögel, die still durch die Gärten huschen (Amseln), sieht man als Seelen Verstorbener an. — Die Pilzfrau Eckelt aus Ober-Gostiz bei Patschkau erzählt:

Bei Gurschdruf hie driba bei Friedeberg (Österreichisch Schlesien) dô hôt's a Kreuze uf-n Berge, wu de Strôsse driber weg giht, und dô is amôl meine Schwaster geganga, und weil se müde woar, hôt se sich bei dam Kreuze uf a Wegrand

[1]) Dieser Zusammenhang wird noch deutlicher nach einer Mitteilung meiner Frau: In Grottkau hat sich ehemals ein Kloster befunden. In einem Hause, das einst zum Kloster gehörte, wohnten später Privatleute, aber es war dort nicht geheuer. So wurde eine Frau im dritten Stock öfter in der Nacht heimgesucht. Wenn sie im Bett lag, kam eine Gestalt, wie ein Mönch gekleidet, und hielt eine mit Wappen verzierte Schüssel in den Händen. Diese drückte sie der Frau so fest auf die Brust, dass sie kaum atmen konnte. Am anderen Tage sah man noch die Abdrücke der Wappen auf ihrem Körper. Am Tage stand die Schüssel auf dem „Boden", und niemand durfte sie wegnehmen. Die Frau hielt es endlich nicht mehr aus und räumte die Wohnung.

Digitized by Google

gesotzt und is derbeine eigeschlôfa. Uf êmôl sitzt er woas uf-n Kniee wie a Vogel, und wie se ufwacht, dô braust's ock a Berg nunder wi a grusser Wind. Und dô soan de Leute, doas is vum Golga, dar hie uf-n Berge gestanda hôt.

Frau Pelz erzählt:

In Grottkau war einst „der Dom" (Bischofsitz). Dort stand auch ein Kloster, das jetzt eine Brauerei ist, ein grosses finsteres Gebäude. Nun ist eine alte Fundation in der Pfarrkirche, dass jeden Sonnabend um 2 Uhr ein Salve regina gesungen werden muss. Diese Fundation wird bezahlt von dem Besitzer des Klostergebäudes, alle Jahre vor Heil. drei Könige. Der Brauer Ullmann bezahlte einmal nicht. Nun wohnte in dem Hause noch ein Filzschuhmacher mit seinen 2 Gesellen. Als diese beiden in ihrem Zimmer liegen, bemerkt der eine von ihnen eine Schar Männer, die auf ihn zukommen. Er fürchtet sich und kriecht zu dem anderen ins Bett. Und als es zwölfe schlägt, da schwirrt es wie eine Schar Sperlinge durchs Fenster. Der Brauer aber, wie ihm das erzählt wurde, hat gleich darauf bezahlt.

Ein graues Männdel erscheint ein andermal als grauer Vogel in der Erzählung der Frau Schneider aus Kaltwasser bei Liegnitz. Sie berichtet:

Der Grôrôk is hî eim Pusche uf Breierschdurf (Gegend von Kaltwasser) zu. Dô is amôl mei Voater mit der Mutter und em andern Monne ei Liben (Lüben) zu Jurmerte (zum Jahrmarkte) gewâst und woar schunn a bissel späte, wie se durch a Kieferwald uf hêms zu gungen. Dô koamen se oa êm Timpel verbei, und dô spricht dar andre Moan: Hirschte wös? und dô schrîg's aus-m Gebische: Grôrôk, menner orma Seel is goar kê Rôt[1]) (ist gar kein Rat = leidet Angst und Pein). Der Voater soagte aber blûss: „Kumm, kumm, lus sein", und se gungen wetter, ohne doss se sich imsâgen, weil se sich furchten. — Ich „bî ô amôl mit der Ruober durte verbei gefoahrn. Mei Junge woar derbei, und dô flug a grauer Vogel im ins rim, a flug êmôl links und êmôl rechts vô der Ruober, und mei Junge soagte: „Mutter, hi is a wieder" und „Hî is a wieder". „Luss ock sein, Junge", soagte ich, „mach ber ock, doss ber uf hems zu kummen". — Wös doas nu mag gewâst sein?

Als dreibeiniger Hase erscheint eine Seele einmal in der Barzdorfer Zuckerfabrik (Barzdorf, die erste Station der österreichischen Bahn Barzdorf—Niederlindewiese), so erzählt die Mutter Kuppen, die von dorther stammt.

Es spuke in der Fabrik, so hiess es allgemein unter den Leuten. Einmal wurde bis über Mitternacht gearbeitet, und als es 12 Uhr schlägt, springt

[1]) Auf die Worte „Grôrôk, Grôrôk (Graurock), menner orma Seele is goar kê Rôt" erinnere ich mich auch deutlich aus meiner Kinderzeit. Eine alte Frau, die Kuppen aus Hermannsdorf bei Jauer, die uns Kinder immer mit Geschichten unterhielt, erzählte einmal von einem Teiche, in dem ein Graf oder eine Gräfin mit ihrer Kutsche samt Kutscher und Pferden versunken war, und aus dem dann nachts immer diese Worte tönten.

plötzlich ein dreibeiniger Hase zur Tür herein in den Arbeitssaal. Die Leute rannten ihm nach und wollten ihn fangen, da war er aber schon wieder verschwunden. Wie in der Fabrik spukte es auch im Wohnhause, das zur Fabrik gehörte. Wenn nämlich in dem Kapellchen neben dem Hause das Lämpchen ausging, da konnten es die Bewohner im Hause nicht aushalten, und wenn es zwischen 12 und 1 Uhr nachts war, wurden sie gewaltsam aus den Betten geworfen. Da musste das Lämpchen nur gleich wieder angezündet werden, dann herrschte Ruhe. Den Grund für das Umgehen gibt Mutter Kuppen folgendermassen an. Auf der Stelle, wo jetzt das Wohnhaus erbaut ist, hat ehemals eine Schmiede gestanden. Der Schmied hatte einen Sohn, den er auf die Wanderschaft schickte. Nach vielen Jahren kommt dieser zurück als ganz verlumpter Kerl. Darüber gerät der Vater so in Zorn, dass er den Sohn erschlägt und unter einen Baum im Garten vergräbt. Seit dieser Zeit ist es nicht geheuer dort.

Die Geschichte von der Barzdorfer Zuckerfabrik erzählt Mutter Heimann mit folgenden Worten:

Ei Borzdruf naber der Zuckerfabricke stiht anne Kapelle und briht immer a Licht drinna. Doas Licht torf ni ausgihn, und missa se immer Oel eis Lämpla neigissa, kee Pitrolium. Wenn aber doas Licht amôl ausgiht, dô stiht de Fabricke stille. Dô is de Frau vôn em frihern Besitzer, die wieder kimmt. Do hoan se de Leute gesahn, wie se rimwertschoft und wie se geturniert hoat under a Leuta rim und hoat rimgeschmissa, doss sich olle gefurcht hoan, und se sein gerannt und hoan doas Licht ei der Kapelle wieder oa gestackt, doss se hoan Ruh fir er gehoat.

Seelen erscheinen auch als Pferde. Im Gross-Tschochaer Schlosse bei Marklissa geht es um, in einigen Zimmern mag niemand schlafen, denn es erscheinen hier alte Ritter ohne Kopf, in einem Zimmer kommen Pferde (Mitteilung meiner Schwiegermutter). Das Dienstmädchen Anna Exner aus Jauernig erzählt:

Sie sei mit ihrer Mutter einmal in den Pilzen gewesen. Da seien sie bei einer Kapelle im Walde vorübergegangen, und plötzlich habe sich ein Stampfen und Schnauben wie von Pferden hören lassen, dass die Erde gezittert habe. Die Mutter habe gesagt: Kumm ock, kumm, hier is nich geheuer.

Als Schwein erscheint eine umgehende Seele in der Mitteilung der Frau Niegsch:

In Bernsdorf bei Münsterberg war die Frau des alten Herrn[1]) Erbscholtiseibesitzers Berndt gestorben, aber sie ist als Schwein wiedergekommen, weil sie den Schweinen Brot zu fressen gegeben hatte.

Dieselbe Geschichte hat Tertianer Halm 1898 in Zinkwitz bei Tepliwoda aus dem Volksmunde ausführlicher aufgezeichnet. Sie lautet:

Ei Bansdruf (Bernsdorf) uf ěm Hofe derfa de Dienstbota keene Schweine füttarn. Dô trêt (trägt) ô ěne Mód (Magd) a Schwann amôl 's Futter, un dô

[1]) Der Vater des jetzigen.

Digitized by Google

hôt's under a andarn Schwann a ganz schworzes drunder un frisst mit a andarn. De Môd erschrickt nu un lêft glei zur Frô und frét, wu ênglich (eigentlich) doas schworze Schwein hârkimmt. De Frôe gîbt nu glei hî, un dô hott's kê schworzes Schwei nimmê dăt Dann hôt's amôl enner — a dorfte aber nŏ kêne Sinde beganga hoan un musste dreizĕ Schula studiert hoan — ei enner Bierflosche gefanga. De Flosche hoan se dann uf a Woan gelôda un vierspännig ufs Feld gefoahrn un vergroaba. Doas schworze Schwein sôl de âle Frôe gewâst sein, zur Strôfe, weil se a Schwann Brût gegân hoat.

Die Pilzfrau Eckelt aus Ober-Gostitz erzählt:

Dô îs a Schwärzer ei Aebergôss, und dâr hoat ô amôl wŏs gesahn. 'S woar beim Ferschter om Zaune, a hotte seine Packête Sâlz und musste sich fursahn wegen a Jägern (Grenzjägern). Dô sitt a uf êmôl drei Schweinla gelaufa kumma. O Jês, denkt a, dô sein doch de Schweine furt gelaufa, wŏs sullste denn macha, du hust doch deine Packla. Und wie a anôch sitt, dô sitt a, doss se blûss drei Bêne honn. Nu doas sein doch kêne rechta Schweine; woas îs denn doas? Mitderweile wârn die Dinger immer grüsser und grüsser, bis se rechte Schlachtschweine sein, und nu renna se und gihn doch dorch de Lotta dorch, doss eck asu geknollt hoat. Doas îs nu ver zwê Jôhrn gewâst, und seit dar Zeit honn de Leute monchmôl wŏs gesahn. Entweder woarsch a Hund, dar hotte kenn richtiga Kôp, oder a hotte blûss drei Bêne oder su woas.

III. Der Lebenskreis abgeschiedener Seelen: Teufel, Bannorte, Seelenscharen.

1. In einer Erzählung der Mutter Heimann wird ein böser Graf vom Teufel in einer Kutsche abgeholt. Ein Graf Demlin oder Damlin (Mutter H. weiss den Namen nicht genau, vielleicht will sie sagen d'Ambly — die Grafen d'Ambly sind ehemals Besitzer der Burg Johannesberg bei Jauernig gewesen) war ein böser, ungerechter Mann. Wenn er in seinem Walde bei Jauernig Leute im Walde traf, die Beeren suchten, so fuhr er sie an und schlug ihnen mit seinem Stocke die Krüge entzwei und dann prügelte er sie selbst. Einmal hält spät in der Nacht vor der Schmiede in Jauernig eine „Eklipage", der schlafende Schmied wird herausgeklopft und ihm gesagt, er solle die Pferde beschlagen. Der Schmied kommt heraus, und da sieht er aus dem Wagen einen Herrn aussteigen im schwarzen Mantel, den er nicht kennt, er sieht aber zugleich, dass es die gräfliche Kutsche ist. Das wundert ihn. Noch mehr aber wundert er sich, als er dem Herrn beim Beschlagen des Pferdes auf die Füsse sieht, es graust ihm, der hat „halbe Füsse" (Pferdefüsse). Nach der Arbeit hört er noch, wie der Wagen die Strasse hinunterdonnert, dann legt er sich schlafen mit wunderlichen Gedanken. Am andern Morgen ist schon die ganze Stadt voll von dem Gerücht: Der Teufel hat den Grafen geholt, durchs Fenster ist er mit ihm gefahren. Und noch heute, setzt Mutter Heimann hinzu, sieht man das Fenster sich deutlich abzeichnen oben an dem fürstbischöflichen Schlosse. Man hat es damals vermauert, aber ein roter Rand ist geblieben, den kann kein Maler wegschaffen. Immer, wenn er überstrichen war, kam er nach kurzer Zeit wieder.

Digitized by Google

Diese Erzählung der Mutter Heimann ist das im Volksmunde fortlebende Bruchstück der sog. Timmlingsage. Im „Altvater, Organ des mährisch-schlesischen Sudetengebirgsvereins", Freiwaldau, Jahrgang XX vom 1. Dezember 1901 berichtet Bruno König auf S. 56 diese Sage nach einer alten Handschrift:

Danach war Gideon Timmling ein armer Hirtenknabe aus Dorf Jauernig, dem der Teufel in Gestalt eines Jägers erscheint und ihm verspricht, seinen Wunsch zu erfüllen, wenn er ihm das, woran er bis jetzt noch am wenigsten gedacht habe (seine Seele), verspreche. Als der Knabe sich wünscht, sieben Jahre lang wenigstens Schlosshauptmann oben auf der Burg Johannesberg zu sein, veranlasst ihn der Jäger, auf ein Pergamentblatt mit seinem Blute seinen Namen zu schreiben. Timmling meldet sich darauf beim Gärtner des Schlossherren und bietet seine Dienste an, der Herr selbst sieht den Knaben und findet Gefallen an ihm, und so gelingt es diesem, von Stufe zu Stufe in der Gunst des Schlossherrn zu steigen und schliesslich auch Schlosshauptmann zu werden. Aber Timmling findet keine Befriedigung, er will weiter steigen und selbst Herr sein. Als er auf derselben Stelle, wo ihm einst der Teufel erschienen war, wieder einmal seinen Gedanken nachhängt, tritt dieser ihm plötzlich von neuem in den Weg und spornt ihn an, das Leben zu geniessen und nicht unnütze Betrachtungen anzustellen. Zornig weist ihn Timmling ab, da wächst der Grüne zu ungeheurer Grösse und hält dem erschrockenen Schlosshauptmann das Pergamentblatt mit der blutigen Unterschrift entgegen. Nun erfasste den Unglücklichen eine wilde Genusssucht, er versank in Sünden und Laster. Nur manchmal tönte es wie ein warnender Klang in seinen wüsten Lebenswandel hinein, dann nämlich, wenn ein Glöcklein vom Schlossturme läutete: Timmling, Timmling, dann erschrak er, aber niemand wusste, wie das Glöcklein dort hinaufgekommen sei. Sieben Jahre waren vorüber, die letzte Nacht brach an. Heulend fuhr der Sturm durch die Bäume am Schlosse. Da klopfte es zu später Stunde unten im Orte ungestüm an der Schmiede des schwarzen Jakob an. Eine rauhe Stimme verlangte, dass der Schmied aufmache. Dieser eilte sich und öffnete die schon lange geschlossene Werkstatt. Wie staunte er, als er in dem Toben der Elemente einen stattlichen Herrn erblickte, der ihm in barschem Tone befahl, die vor seinen Wagen gespannten sechs Rappen zu beschlagen. Rasch machte sich der Meister an die Arbeit, und als er fertig war, warf ihm der Fremde ein Goldstück als Bezahlung zu, das zur Erde fiel. Als der Schmied seine Leuchte nahm, um zu suchen, gewahrte er, dass einer der zierlichen Schenkel des Fremden in einen scheusslichen Pferdefuss endete. Erschrocken bekreuzte sich der Meister, denn er hatte den „Bösen" erkannt. Gleich darauf donnerte der Wagen mit seinem unheimlichen Rosselenker den Schlossberg hinan, so dass man nicht zu unterscheiden vermochte, ob die zuckenden Blitze von den Hufen der Pferde und der rollende Donner von den Rädern des Wagens oder von der den Berg einhüllenden Wolke herrührten. Der Schlosshauptmann wanderte unterdessen ruhelos in seinem Zimmer auf und ab, während draussen ein fürchterliches Wetter tobte. Da schlug die Glocke 12 Uhr vom Schlossturme. Kaum war der letzte Ton verhallt, da erdröhnte ein so furchtbarer Schlag, dass das Schloss in seinen Grundfesten bebte und

Digitized by Google

alle Scheiben aus den Fenstern flogen. Von Angst erfasst wollte der Schlosshauptmann entfliehen. Da wurde die Tür seines Zimmers aufgerissen und herein trat der Satan, um den ihm Verfallenen abzuholen. Entsetzen lähmte anfangs den Überraschten, dann aber warf er sich mit rasender Wut auf den Ankömmling. Aber mit Riesenkraft riss ihn dieser zum Fenster hinaus, sein Kopf schlug an die Mauer, dass Gehirn und Blut herumspritzten, und dann flogen die beiden durch die Luft dahin. Noch heute sind an der gegen die Stadt Jauernig gelegenen Seite des Schlosses die roten Flecken sichtbar, welche von dem Blute Timmlings herrühren sollen. Sie sind nicht auslöschbar und kommen nach jeder Übertünchung immer wieder zum Vorschein. Im Gebälke des Schlosses hängt auch eine schon lange ausser Gebrauch gesetzte Glocke, doch wenn sie angeschlagen wird, ruft sie wie ehedem: Timmling, Timmling.

2. Wenn in dieser Erzählung der Teufel im rappenbespannten Wagen kommt, um eine Seele abzuholen, so erscheint in einer andern die Seele selbst in einem solchen Wagen wieder auf dem Schauplatze ihres Lebens. Es ist die Sage von der „Schönwälderin". Ich habe sie in zwei Fassungen gehört, einer kürzeren und einer ausführlicheren. Der alte Gottwaldt erzählt von der „Schîwäldern ei Schluttendurf (Schlottendorf)":

Ihr Moan woar Mauermêster. Die hoat immer de Leute asu schlecht behandelt, nischt gegân und de Sacha hoat se-n weg genumma und nich wieder gegân. Und wie sie storb, dô musst se imgihn. Dô hoan se an Geistlicha vô Camenz gehullt, dar hoat se ei ar Bierflosche gefanga, weil a se sust nich kriega kunnde und uf-m Jauerschberge (Jauersberg bei Reichenstein) dô hoat a se verboant. Wenns aber Advent woar, dô koams eim Mitteldurfe runder gerosselt, riss-s Tôr ûf und mit vier schworza Roppa fuhrsche nei ei a Hôf, sprung runder und ei a Kaller und uba nuff ei de Stube und runder und ufgesotzt und zum Tôre naus, weg woarsche.

Die ausführlichere Fassung rührt vom Barbier Tenzer her, einem geborenen Maifritzdorfer. Er erzählt:

Dem alten Baum seine Schwiegermutter (der alte Baum lebt hochbetagt noch in Patschkau) war eine sehr unangenehme Frau. Sie bezichtigte die Dienstboten der Unehrlichkeit und zwang sie durch ihr Schelten aus dem Dienste zu laufen, weil sie es nicht aushalten konnten. Sie liessen ihre Sachen, aus lauter Eile fortzukommen, zurück, und so stand denn schliesslich alles bei ihr voller Koffer und Körbe, denn die Dienstboten fürchteten sich, die Sachen abzuholen. Nun lag sie krank darnieder. Es war Sonntag, und die Leute waren alle zur Kirche gegangen. Da kommt ein Wagen mit vier Rappen bespannt vor das Gehöft gefahren, herausspringt ein feiner schwarzgekleideter Herr und geht hinein in das Haus und zu der Frau. Nach einiger Zeit kommt er wieder heraus, steigt ein und fährt davon mit Donnern und Sausen. Als nun die Leute aus der Kirche kommen, finden sie die Frau tot im Bette liegen. Es kommt das Begräbnis. Der Leichenwagen mit dem Sarge und das Grabgeleite kommen an die Grenze (der Kirchhof lag im andern Dorfe). Da erhebt

Digitized by Google

sich ein furchtbarer Sturm, Krähen fliegen scharenweise herbei und immer laut schreiend über den Sarg herüber und hinüber, wie wenn sie die Leiche suchten. Und die Pferde sind kaum imstande, den Wagen zu ziehen, so schwer lastet der Sarg. Endlich mit vieler Mühe haben sie den Wagen auf den Kirchhof geschleppt. Der Sarg wird mit grosser Anstrengung herabgehoben, aber in dem Augenblicke, wo er hinabgelassen wird, erscheint er ganz leicht. Der Priester spricht das Gebet, und als er das Weihrauchfass schwingt beim Einsegnen des Grabes, flammt das helle Feuer aus dem Gefäss, fasst das Rochet des Geistlichen und setzt es in Brand, so dass die Nächststehenden hinzuspringen müssen, um durch Schlagen den Brand zu löschen. Die Leute kehren vom Grabe zurück, und da ist die Tote schon wieder in ihrem Hause[1]), rumort in Küche und Keller und macht das Haus schier unbewohnbar. Sie ist „wiedergekommen". Nun wird ein Geistlicher geholt, um sie zu bannen. Doch dem gelingt es nicht, er hat selber früher eine schwere Sünde begangen. Einem andern aber gelingt es, den Geist in eine Flasche zu bannen. Diese Flasche wird auf einen Wagen geladen; denn sie ist furchtbar schwer. Vier Pferde ziehen mit grosser Anstrengung die Flasche nach dem Jauersberge, und dort wird eine Grube gegraben, in die die Flasche versenkt wird. Die Stelle wird umgrenzt und mit einem Merkzeichen versehen. Seit der Zeit hatte der Spuk in dem Gehöfte unten ein Ende. Aber am Jauersberge ist es nicht geheuer. Wer mittags dort umhergeht, den führt es irre. Des Erzählers Mutter ist so einmal in die Irre gegangen, obschon sie gar wohl bekannt war, und statt um 12 Uhr ist sie erst, in Schweiss gebadet, gegen 3 Uhr in ihrer Häuslichkeit angekommen. Das soll die Schönwälderin sein, „de Schiwäldern", sagen die Leute. Des Erzählers Vater kannte die Stelle, wo sie gebannt lag, und wollte sie seinem Sohne einmal zeigen, ist aber nicht dazugekommen. Es soll an dem Wege sein, wo man von Maifritzdorf nach Follmersdorf fährt. Warum sie Schönwälderin heisst, wusste der Erzähler nicht anzugeben. Von anderer Seite wird sie die „Sieberten aus Schluttendurf" genannt, und sie neckt nun am Jauersberge die Menschen.

Frau Niegsch sagt:

Am Jauersberge ruft es öfter den Fuhrleuten, wenn sie die steile Strasse hinauffahren wollen, von der Höhe aus zu: Sieberschpauer sponn für. Kommen sie dann mit den Pferden, so finden sie oben niemanden vor.

Der Jauerberg ist überhaupt ein rechter Ort des Spukes. Hier befindet sich auch das „Annastübel", das seinen Namen

[1]) Ähnliches erzählte meine Schwiegermutter aus Eisenberg bei Strehlen. Im dortigen Schlosse lebte früher eine Baronin, die für „nicht recht gescheut" galt. Sie starb, und ihre Leiche wurde auf den Kirchhof getragen. Als aber die Leute vom Grabgeleite heimkehrten auf den Gutshof, da guckte die Baronin zum Bodenfenster heraus und fragte, woher sie kämen. Da entsetzten sich die Leute. Im Kuhstalle aber wirtschaftete es seitdem unter dem Vieh. Jede Kuh musste ihren besonderen Platz haben. Sobald einmal die richtige Ordnung nicht innegehalten wurde, war keine Ruhe, es litt die Kühe nicht auf fremdem Platze.

Digitized by Google

von einer der vorigen ähnlichen Geschichte erhalten hat. Der Primaner Faulhaber aus Reichenau bei Camenz hat sie 1902 aufgeschrieben, wie sie ihm in Camenz auf dem Gute selbst erzählt wurde. Sein Bericht lautet:

Auf dem zum Zisterzienserkloster Camenz gehörigen Gutshofe lebte früher eine Wirtschafterin namens Anna. Sie war hartherzig gegen Vieh und Menschen. Gegen die ihr untergeordneten Dienstboten war sie besonders grob. Nach ihrem Tode ging es auf dem Gutshofe um. Im Hofe warf es die Leute mit Steinen, in den Ställen schlug es die Menschen mit Stöcken. Man unterrichtete die Mönche von dem Spuke, die dem Treiben ein Ende zu machen beschlossen. In Prozession zogen sie auf den Hof. Dort beschwor der Prior den Geist und bannte ihn auf einen grossen Brettwagen. Von acht Ochsen wurde dann der Geist bis auf den Jauersberg gezogen. Hier beschwor der Prior den Geist wieder vom Wagen. Seit jener Zeit heisst der Platz „Annastübel". Der Geist der Anna geht aber am Jauersberge immer noch um. Holzhauer aus Reichenstein erzählten, dass es heute noch am Jauersberge mittags und abends mit Steinen werfe.

Eine Pilzfrau erzählt:

Om Jârschberge bei Schêne (Schönau bei Landeck — zwischen Schönau und Reichenstein liegt der Jauersberg), wu mă vô Reichstên hâr verbeigiht, dô is ni richtig. Dô hôt amôl a Weib Blaubeern gepfluckt, und wie's is im a Mittag gekumma, dô hôt de Glocke unda geläutt — und uf êmôl hôt a grusser Hund für-er gesassa und hôt se ei enner Storre oagesahn, und wie unda doas Glöckla aufhiert zu läuta, dô is a verschwunda, aber de Blaubeern woarn ô weg. Und dô is se ock nundergerannt, asu hôt se Angst gehoat, doss der Hund nô amôl kumma möchte. — Man muss sich überhaupt dort vorsehen. Ein Mann hat sich einmal auf eine Klafter Holz gesetzt, die im Walde stand, und hat dann nicht mehr heruntergekonnt (Erzählung von Kindern).

3. Wenn in der Erzählung von der Schönwälderin der Sarg beim Leichenbegängnisse von Scharen von Krähen umschwärmt wird, so liegt es nicht fern, in diesem laut schreienden Gefolge Seelentiere zu sehen, die Seelen unselig Abgeschiedener, die eine neue Gefährtin in ihren Schwarm aufnehmen wollen. Etwas Ähnliches erzählt der alte Gottwaldt:

Als ich Junge woar, dô hoat sich amôl a Schnittwoarenhändler gehanga bei Plottnitz eim Pusche. Und wie se-n hoan gefunda, dô hoan se-n uf anne Trage geläit und nôch Plôms (= Plottnitz im Volksmunde) reigeschloppt. Dann hoan se-n ei êne Kiste geläit und feste zugemacht. Und dô sullda ei de Kamitz (Dorf Kamitz, im Volksmunde gewöhnlich genannt de Kâmss), wu a hâr woar, gefoahrn warn, und ich sullda foahrn. Dô froata se mich: Werscht dich aber nich ferchta? O, soate ich, woas sôl ich mich denn ferchta, a is ju ei der Kiste und die is feste zugenoalt. Ich fuhr nu über a Barg nüber und de Leute ginga unda im a Parg nim. Und wie ich ûf a Barg nuffkumme, dô kimmt a grusser Heffa Krohn (Krähen) gefloga, und der ganze Schworm

rĕsst ock immer ûf mich nei, doss ich mich kaum derwehrn kunnde. Und de Uchsa (Ochsen) mussta ock immer zihn, und se bruchta da Gehangna kaum furt. Dô hoan se bergunder asu viel zihn gemusst wie nuffzu. De Monne woarn underm Barge nim lange schunt ei der Kâmss und se koama mĕr akêgeganga (entgegengegangen) und froata, woas doas wäre, doss îch asu lange gemacht hätte. Uf hêm zu tauert's kêne holbe Stunde, dô woarn de Uchsa niber.

Derselbe erzählt ferner:

Ei der Äber-Kâmss (Ober-Kamitz) ginge ich amôl nôch Brûte. 'S woar schunn späte. Und wie ich über die Grenze nundergih über da Hulzschlâg, wu ich freies Gihn hotte (weil de Bême dünne stonda), dô kumma asu viel Echhernla (Eichhörnchen) immer ês nôch-m andern. Ich nahm ock doas Brut vum Puckel und lôfe immerzu. Dô kimmt aber schunt wieder a Stûss Krôhen und schreit mer immer übern Kuppe. Und wie îch unda bin, dô rufft's menn Noama: Robert, Robert — asu pläkt's immerfurt. 'S woar schun kohlfinster. Dô woarsch mei Bruder gewâst. Dar Voater hotte an Schank gepacht ei Kâmss, und mei Bruder woar mĕr akêgekumma. Warum biste denn asu lange, froate se mich derhême. Aber ich soate nischt, bis de Mutter sich einmengte und soate: Luss ock a Junga zufriede. Nôch drei Taga dô soat îchs ä. Drei Tage mûss mä worta, do schŏdt's nischt meh.

Dieser letzten Bemerkung liegt die Anschauung zugrunde, dass die Krähen und wohl auch die Eichhörnchen gespenstische Tiere (Seelentiere) gewesen seien, die den nächtlichen Wanderer in ihrem Banne halten, bis nach drei Tagen (nach vier Tagen wagt erst die Frau zu reden, auf S. 91) der dämonische Einfluss geschwunden ist.

Hierzu ist gewiss sehr viel Ähnliches durch Sammlungen schon beigebracht oder wird beigebracht werden. Indem ich mich streng an meine eigenen Sammlungen hielt, bekam der Gegenstand eine Begrenzung, die bei seinem Umfange geboten war. Ich glaube wenigstens einige neue Quellen erschlossen zu haben, dass aus ihnen für künftige Zwecke mit einiger Bequemlichkeit geschöpft werden kann.

Alphabetische Übersicht der Hauptmerkmale.

	Seite		Seite		Seite
Annastübel	89, 102	Donnern s. Rollen.		Feuermann	87, 90
Aufhucken	96	Dornbusch	85, 89	Flasche	102
Backofen	92	Dreibeinig		Fluchen und schimpfen	88
Bett	88	Hase	97	Galgen	87, 97
Bierflasche	99, 101	Hund	99	Geistlicher	89, 93, 101-103
Bild, Bildstock	86, 87	Schwein	99	Geistlicher Leib	84—94
Blitzen	100	Eichhörnchen	104	Grau	85, 92, 97
Born	91	Erhangener	88, 92, 103	graues Männchen	92, 97
Briefträger	85, 94	Feuer	102	Grôrôk	97

Seite

Grenze . 85, 86, 87, 89 f.
Hund . . . . 94 f., 99, 103
Jauersberg 101, 102, 103
Irregehen 102
Kapelle 85, 86 f., 90 f., 98
Kopf
ohne Kopf 86
ohne richtigen Kopf 99
Krähen . . . 102, 103, 104
Kreuz . . . . 86 f., 94, 96
Lärmen 92
Licht = Lämpchen . 98
Mittag 84 Anm., 88, 92, 96,
Mitternacht [102, 103
11-12 Uhr 84 Anm ,86,93
12-1 Uhr . 92, 97, 100
Ort gespenstischer Erscheinungen s. Bild, Kapelle, Kreuz, Dornbusch, Grenze, Bett, Born, Annastübel, Jauersberg.
Pfarrer 93

Seite

Pferde, hellsehend . . 87
als Seelentiere 98, 100, 101
Priester s. Geistlicher.
Rollen eines Wagens 86, 99 f., 101
des Donners . . . 100
Rot . . . . 85 f., 94, 101
Schönwälderin . . 101 f.
Schürgewäinla 86
Schwarz s. auch Krähen
Pfarrer.
Hund 95, 96
Hut 85, 91
Kleidung . . 85, 91, 99
Rappen . . . 100, 101
Schwein 99
Vogel 96
Schwein 98, 99
Schwere, übernatürliche 102, 103, 104
Sperlinge 97
Stirn, weiss 91
Teufel . 91, 94, 99 f., 101

Seite

Timmling . . . . . 99 f.
Verbannung . 89, 102, 103
Vögel, schwarzer . . . 96
grauer 97
Wachsen = plötzlich grösser werden . 95, 99,
Weiss [100
Stirn 97
Hund 96
aus schwarz weiss werden 94
Wiederkommen unmittelbar nach dem Begräbnis 102, 103
Zeit der gespenstischen Erscheinungen 84 Anm.
des Schweigens nach gespenstischen Erscheinungen 91, 104
s. Mittag u. Mitternacht
Kirchzeit 101
Advent 101

Die Sprache der Tiroler in Schlesien.

Von Dr. Th. Siebs.

Inmitten des schlesischen Riesengebirges in den Kirchspielen Erdmannsdorf und Seidorf liegen jene zahlreichen „Tiroler Häuser“, deren eigene Bauweise uns so freundlich grüsst, und unter deren Bewohnern wir gar stattliche Erscheinungen von reinerer Art sehen, Leute von hohem Wuchs, mit feinen Gesichtszügen und klugem Blick. Es sind bekanntlich die Zillertaler Protestanten, die sich vor fast siebzig Jahren hier angesiedelt haben[1]). In der

[1]) Vgl. Rheinwald, Die evangelischen Zillertaler in Schlesien, Berlin 1838, 4. Aufl. 1862. — Beheim-Schwarzbach, Dr. M., Die Zillertaler in Schlesien, die jüngste Glaubenskolonie in Preussen. Breslau 1875. — Hahn, Gustav, Die Zillertaler im Riesengebirge. Denkschrift zum 50jährigen Jubiläum der Einwanderung. Schmiedeberg 1887. — Ders., Aus der Tiroler Schule zu Zillertal im Riesengebirge in den ersten fünfzig Jahren ihres Bestehens. Breslau und Hirschberg 1896. — Blätter der Erinnerung an das 50jährige Jubiläum der preussischen Kolonie Zillertal. Schmiedeberg 1887. — Jung, Prof.

Digitized by Google

Tiroler Heimat war ihres Bleibens nicht länger, und darum wandten sie sich an den König von Preussen mit der Bitte, ihnen als seinen Glaubensgenossen eine Zufluchtsstätte zu geben. Friedrich Wilhelm III. gewährte sie durch seinen Erlass vom 13. Juli 1837, und der Auszug begann. Vom 20. September bis zum 17. Oktober kamen die Tiroler in sechs Abteilungen in Schmiedeberg an. Nach v. Gasteigers Angaben stammten die Inklinanten aus der Pfarre Zell, Mayrhofen, Brandberg, Finkenberg, Hippach; es sollen 416 Personen (233 männliche, 183 weibliche) nach Preussen gekommen sein, während die Gesamtzahl der Auswanderer 437 betrug (11 siedelten in andere österreichische Provinzen über, 6 gingen nach Amsterdam u. a. m.). Im Jahre darauf geschah, nachdem grössere Flächen — insgesamt etwa 1600 Morgen — auf dem Dominium Erdmannsdorf sowie in der Gegend von Erdmannsdorf und Seidorf erworben waren, die eigentliche Ansiedlung und wurden die „Tiroler Häuser" fertiggestellt; jede Person soll der Regierung 340 Taler = 510 Gulden österr. Währ. Ausgaben verursacht haben. Der zum Seidorfer Ortsgericht gehörige Teil bekam den Namen Hohenzillertal, der zu Erdmannsdorf gehörige den Namen Niederzillertal; den Mittelpunkt bildet Mittelzillertal (oder einfach „Zillertal") mit eigenem Ortsgericht. Diese bewaldete Gebirgsgegend war gewählt worden, damit die Ansiedler ihr Leben möglichst gleich dem in der Heimat gewohnten gestalten könnten; ihre Häuser wurden nach Tiroler Art erbaut, und wie einst daheim widmeten sie ihre Arbeit der Milchwirtschaft, Viehzucht und Gärtnerei und leisteten darin bald Besseres, als ihre nächsten schlesischen Nachbarn. Lange Zeit auch kleideten sie sich noch nach heimischer Art; jetzt freilich wird die alte Tracht fast nur noch in der Truhe bewahrt, zum Andenken oder für festlichen Gebrauch, im täglichen Leben ist sie der internationalen Mode gewichen, wie überall in schlesischen Landen. Doch manches

Dr. Julius, im „Boten für Tirol und Vorarlberg" 1888 (Juni 28. u. 29.). — v. Gasteiger, Gustav. Die Zillertaler Protestanten und ihre Ausweisung aus Tirol. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Anton Edlinger. Meran 1892. — Schubert, Heinrich. Die Zillertaler in Schlesien. Eine historische Erzählung, Schweidnitz 1895. — Zeitschrift für die Geschichte Schlesiens 1876, XIII 73 ff. — Provinzialblätter 1837, 106, 429 ff. — Rheinisch-westfälische Zeitung vom 10. Sept. 1887. — Bunte Bilder aus dem Schlesierlande I, Breslau 1898, S. 221 ff. — Partsch, Prof. Dr. J., Literatur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien. Breslau 1892 - 1900, S. 139, 395, 481.

Digitized by Google

in ihrer Lebensweise haben die Tiroler treu bewahrt bis auf den heutigen Tag, vor allem auch die Sprache der alten Heimat. Allerdings reden sie mit Fremden schriftdeutsch und wissen sich auch in der schlesischen Gebirgsmundart auszudrücken, untereinander aber sprechen sie tirolisch, und zwar haben sie es so erhalten, dass lautliche Unterschiede in der Sprache der verschiedenen Altersstufen nicht wahrzunehmen sind, geschweige dass ein Einfluss der schlesischen Lautverhältnisse sich bemerkbar macht. Es wird wohl — z. B. von Jung a. a. O. — behauptet, einzelne tirolische Idiotismen seien von den jüngeren Leuten aufgegeben; und als ich einen der ältesten Tiroler danach fragte, gab er mir ein Beispiel: meist heisse es jetzt di brêt̨ „Bretter", wo man in seiner Jugend di lâdn̨ (Sing. lôdn̨) gesagt habe. Aber das scheinen verschwindende Einzelheiten im Wortschatze zu sein.

Von Seidorf aus bin ich ich öfters zu den Tirolern gegangen und habe, namentlich dank der Freundlichkeit des alten Herrn Franz Kröll (er ist noch in Tirol geboren und hat die Auswanderung als Knabe miterlebt), mancherlei aufzeichnen können. Von den Mundarten Tirols, die bisher grammatisch dargestellt sind[1]), weicht die der schlesischen Zillertaler in manchen Punkten ab; deshalb, und weil man auch in Schlesien Interesse für die Eigenart der Kolonie hat, will ich eine kurze Lautskizze der Mundart geben.

A. Phonetisches.

§ 1. Das Vokalsystem.

Kurze Vokale sind

a = kurzes helles a, ähnlich dem bühnendeutschen a in *hatte*, jedoch etwas heller;

e = kurzes offenes e in bühnend. *recht, beste, Männer;*

i = kurzes offenes i in bühnend. *Wind, Hitze;*

o = kurzes offenes o in bühnend. *Holz, oft;*

[1]) Vor allem seien hier als die besten Darstellungen genannt Schatz, Josef, Die Mundart von Imst. Strassburg 1897. — Schatz, Josef. Die tirolische Mundart. Mit einer Karte. Separatabdruck aus der Ferdinandeums-Zeitschrift. Innsbruck 1903. In der Einleitung dieser letztgenannten Arbeit ist die wichtigste ältere Literatur zur tirolischen Sprachforschung angegeben. Die beiden Arbeiten sind im Folgenden als Schatz, Imst. Md. und Schatz, Tirol. Md. zitiert. Wo meine Aufzeichnungen von ihnen abweichen, teile ich es mit, ohne die Richtigkeit der Angaben von Schatz damit bezweifeln zu wollen.

Digitized by Google

ŏ = kurzes offenes ö, aber mit geringerer Lippenrundung gebildet als in bühnend. *Töchter;* nähert sich einem mit stark gestossenem Tone gesprochenen geschlossenen ô und somit dem kurzen offenen ü;
u = kurzes offenes u in bühnend. *Pfund, hundert*;
ü = kurzes offenes ü, aber mit geringerer Lippenrundung gebildet als in bühnend. *Lüfte, wüsste*;
ə = gemurmelter Vokal in bühnend. *habe, müde,* jedoch mit einer dem a ähnlichen Klangfarbe.

Dazu kommt, dass in Nebensilben l, m, n, r häufig silbebildend gebraucht werden; ṛ und ḷ unter dem Nebenton zeigen dabei eine dem a ähnliche Klangfarbe.

Lange Vokale sind

ā = langes helles ā, etwas heller als in bühnend. *Habe, Saat, Tage;*
ê = langes geschlossenes ê in bühnend. *See, lehren, gewesen, Rede*;
î = langes geschlossenes î in bühnend. *liegen, ihn*;
ô = langes geschlossenes ô in bühnend. *Sohn, Ohr;*
ô̂ = geschlossenes ô̂, etwas weniger gerundet und kürzer als in bühnend. *böse;*
û̂ = langes geschlossenes û̂ in bühnend. *Tür, Güte.*

Diphthonge sind

ai = kurzes a + kurzes i (nicht áê, wie im Bühnend.);
au = kurzes a + kurzes u (nicht áô, wie im Bühnend.);
oi = kurzes, nicht zu offenes (dem kurzen u nahestehendes) u + kurzes i;
îə = geschlossenes î + gemurmeltes reines ə;
û̂ə = geschlossenes û̂ + gemurmeltes reines ə;
ôa (ôə) = geschlossenes ô + sehr kurzes helles a oder dem a-Klange ähnliches ə;
êə (êa) = geschlossenes ê + sehr kurzes dem a-Klange ähnliches ə oder kurzes a.

Dazu kommen noch solche êa, ôa, îə, û̂ə, in denen das zweite Element ein reduziertes r ist, vgl. unten §§ 2; 4b; 9b; 16; 26.

Nasalierte Vokale und Diphthonge sind

ã = nasaliertes langes ā;
ĩ = nasaliertes langes geschlossenes î;
ũ = nasaliertes langes geschlossenes û;
(wo dem Nasalvokal ein Nasal folgt, ist die Nasalierung in der Regel nicht bezeichnet);

ĩə = nasaliertes geschlossenes î + nasalierter dem a-Klange sich nähernder ə-Laut;

ũə = nasaliertes geschlossenes û + nasalierter dem a-Klange sich nähernder ə-Laut;

ãĩ = nasaliertes kurzes a + nasaliertes kurzes offenes i;

õĩ = nasaliertes kurzes nicht zu offenes o + nasaliertes kurzes offenes i.

§ 2. Die Konsonanten.

Die Nasale m, n, ŋ entsprechen den bühnend. Lauten; ŋ vor Vokal wird wie ŋg gesprochen, z. B. beŋgln *dreschen;* beachtenswert ist, dass Vokal + Nasal vielfach zum Nasalvokal geworden ist (§§ 3b; 4b; 6IIa, 7b; 9c; 10II; 12II; 17IIa; 19), und dass sich n aus rn entwickelt hat (§ 27).

j hat sehr geringes Reibungsgeräusch; w wird mit starkem Drucke der Lippen gebildet, ein Reibungsgeräusch ist kaum hörbar, und so erscheint es im Anlaute geradezu als Verschlusslaut (b).

l ist alveolar. r ist Zäpfchen-r, gerolltes uvulares r hört man kaum; unter den sehr mannigfaltigen Reduktionen sind namentlich zu beachten die neuentwickelten Diphthongbildungen êa, ôa, iə, üə (§ 1, vgl. die Verweise dort), die Entwicklung des rn zu ŋ (§ 27), die Entwicklung des rš zum ch-Laute (x) (§ 27).

h ist Hauchlaut; im Wortinnern erscheint der Hauchlaut auch dort, wo h im Schriftdeutschen (auf Grund der mitteldeutschen Sprachentwicklung) als Dehnungszeichen gilt, z. B. kshẽhŋ *gesehen.*

p und b sind bilabiale Verschlusslaute, t und d postdentale bzw. alveolare, k und g — je nachdem benachbarte helle oder dunkle Vokale einwirken — prä- oder postpalatale. p, t, k unterscheiden sich von b, d, g (die ebenfalls stimmlos sind) durch stärkeren Atemdruck, grössere Spannung, energischeren Verschluss und längere Dauer. Inlautendes b wird oft geradezu als w empfunden, bei dem ein Reibungsgeräusch kaum hörbar ist, z. B. fauwŋ faubŋ *sauber.*

f ist labiodentaler Reibelaut; es kann im Inlaute zwischen Vokalen mit stärkerem oder geringerem Atemdruck gesprochen werden (vgl. Schatz, Imst. Md. S. 11 ff.).

s ist alveolarer Zischlaut. Nach Schatz, Imst. Md. S. 12, ist er stets stimmlos, wird aber mit dreifach verschiedener Stärke gebildet, die von Schatz als ss (z. B. hoasse „heissen“ oder im Auslaut nach kurzem betonten Vokal: hoss „Hass“), s̱ (im Auslaut nach langem betonten Vokal: hoas̱ „heiss“) und s (in den übrigen Fällen) unterschieden werden. Demgegenüber habe ich nur zwei Hauptunterschiede bezeichnet: 1) das f, das etymologisch unserem bühnend. stimmhaften s-Laute entspricht; ich habe geglaubt, hier einen schwachen Stimmton zu hören; jedenfalls ist dieses f als Lenis sehr streng geschieden von der 2) Fortis s (überlang s̄). Was Schatz durch ss, ff (ll, mm, nn, rr, ᴅᴅ) bezeichnet, habe ich öfters als überlange Konsonanten empfunden und wo es mir stark auffiel, durch ˉ dargestellt, z. B. wos̱r *Wasser*; es ist mir aber nicht, wie dem Kundigeren (vgl. S. 107 Anm. 1), gelungen, hier nach meinem Gehör konsequent zu unterscheiden.

š entspricht im allgemeinen phonetisch dem bühnend. sch in *Asche, stark, sprechen;* auch inlautende st, sp werden wie št, šp gesprochen; über die Entwicklung des rš zu ch (x) vgl. § 30 IV 2.

ch-Laute. Ich habe hier zwei Laute (χ und x) gehört, deren Unterschied sich freilich nicht ganz mit dem des ich- und ach-Lautes deckt. χ ist weiter hinten (am vorderen weichen Gaumen) gebildet, als bühnend. ch in *ich, recht;* x entspricht dem bühnend. ch in *ach, doch* und ist vor allem häufig als Ergebnis der Reduktion von r (wêaxt *wird*, vgl. §§ 1 mit den Verweisen; 27).

Als Affrikatae erscheinen die Lautverbindungen pf, ts und kx.

B. Lautgeschichtliches.

Die Eigenart der Mundarten wird in erster Linie durch die Lautverhältnisse (und den damit in engstem Zusammenhange stehenden Akzent) bestimmt. Die Besonderheiten der Zillertaler Sprache glaube ich auch weiteren Kreisen am leichtesten und kürzesten dadurch klarmachen zu können, dass ich den einzelnen Lauten unserer neuhochdeutschen Schriftsprache die entsprechenden Vertretungen in der Zillertaler Mundart gegenüberstelle; in verschiedenen Fällen wird es nötig sein, auf die älteren (mittel-

hochdeutschen) Verhältnisse hinzuweisen. Es sei nochmals bemerkt, dass nur mit groben Strichen eine Skizze gezeichnet werden soll und Einzelheiten daher nicht gegeben werden können.

Vokalismus der Stammsilben.

§ 3. Neuhochd. kurzes **a** erscheint als kurzes **o**, z. B. bolt *bald*, kolt *kalt*, der oltə *der alte*, olə *alle*, kfoln *gefallen*, folts *Salz*, šmolts *Schmalz (Butter)*, îχ wolk hi *ich falle hin* (mhd. *walgen* sich wälzen), kronk *krank*, gonŋ *gegangen*, pfonə *Pfanne*, ondr *ander*, kəwont *Gewand*, oft *nachher, darauf* (aus aft, vgl. mhd. *after*), oxt *acht*, noxt *Nacht* (knoxts *abends*, aus *gen nachts*), moxŋ *machen*, woksŋ *wachsen*, hokŋ *hacken*, kropfŋ *Krapfen*, ofə *Affe*, wošr *Wasser*, flošə *Flasche;* so auch lošŋ *lassen*.

Ausnahmen ergeben sich

a) dadurch, dass unter Dehnung vor gewissen Konsonanten oder Konsonantgruppen langes geschlossenes ô erscheint, z. B. gôxtŋ *Garten*, šwôxts *schwarz*, dôs *das* (betont); ähnlich ist zu beurteilen ôrbm (urbm) *Arm*, brôxt *brachte* (aus mhd. *brâhte*);

b) silbenauslautendes an, ann erscheint (wie auch ān) als û (geschlossenes nasaliertes u), z. B. mû *Mann*, kû *kann*, û-gəbrent *an-gebrannt*, drû *dran*; über tswuəntsk *zwanzig* vgl. § 17 II.

§ 4. Neuhochd. langes **ā** (sei es mhd. ā oder gedehntes mhd. a) erscheint als langes geschlossenes **ô**, z. B. ôbr *aber*, lôdŋ *Laden, Brett*, tôlr (tôlàr) *Taler*, fôgŋ *sagen* (aber ksôat *gesagt* = mhd. *geseit*, vgl. § 17 II, tswôgŋ *waschen* (mhd. *zwagen*), îχ jôk *ich jage* (aber gəjôat, vgl. mhd. *gejeit*), môk *mag*, hôfə *Hase*, îχ gəwôx *ich spüre* (mhd. *gewahen*), kfôn *gefahren* (über n vgl. § 26), dô *da*, hô *habe*, hôbm *haben*, jô(ə)r *Jahr*, wôr *war*, šlôfŋ *schlafen*, rôtŋ *raten*. Über rām *Rahm* vgl. § 18 II.

Ausnahmen ergeben sich

a) dadurch, dass bisweilen Kürzung des ô zu o erscheint, z. B. mol *mal* (nebentonig, z. B. dreimāl), moltsait *Mahlzeit*, hom für hôbm *(wir) haben*, homt *(sie) haben*; ähnlich ist wohl jō *ja* mit langem offenen ō (statt mit geschlossenem ô) zu beurteilen;

b) ān wird zu û (vgl. § 3 b), z. B. gətû *getan*; ähnlich ûnə *ohne* (mhd. *âne*);

c) ôa in jôat *Jagd*, ksôat *gesāgt* usw. ist nicht aus ā entwickelt, sondern aus mhd. *ei (geseit)*.

§ 5. Neuhochd. kurzes e oder ä (einerlei ob es mhd. altes *ë* oder Umlauts-*e* ist) erscheint als kurzes e, z. B. feks *sechs*, kšleχt (aus ge-schlecht) *schlecht*, reχt *recht*, eṣn *essen*, geṣn *gegessen*, felbn *selbst*, gelt *Geld*, felt *Feld*, pfef̄r *Pfeffer*, berk *Berg*, wekˣ *weg*, genfə *Gänse*, beŋgln *bengeln d. h. dreschen*, trenkxə *tränke*, brent *brennt*, pštelt *bestellt*, helfə *Hälse*, felst *fällst*, lef̄l *Löffel* (vgl. § 11), beṣr *besser*, pek̄l *Peckel d. h. alter Hut*, vgl. mhd. *beckelhuot* und nhd. *Pickelhaube*. Vor überlangen Konsonanten (lef̄l, beṣr, auch vor št, z. B. in šweštr *Schwester*) habe ich ein etwas geschlossener gesprochenes e gehört; vor überlangem ē (wēt̄r *Wetter*, blēt̄r *Blätter*, am bēt̄ə *im Bette*) geradezu geschlossenes ê.

Ausnahmen ergeben sich

a) dadurch, dass das vor gewissen Konsonantgruppen erscheinende ä des Sekundärumlauts zu a geworden ist, z. B. naxt *gestern, gestern Abend* (aus nächt, vgl. Schmeller, Bair. Wb. I 1717; Osthoff Idg. Forsch. 1906 XVIII, 214) gegenüber knoxts *abends* (aus gen nachts), daher die Verbindung naxt knoxts *gestern abends*; so auch iχ špar *ich sperre*, vgl. Schatz, Imst. Md. S. 43. Ähnlich auch ist a in hatn *hätten*, last *lässt* usw. zu beurteilen, in denen älterer langer Vokal vorliegt;

b) dadurch, dass e vor gewissen r-Gruppen gedehnt wird und mit dem reduzierten r zusammen vielfach êa ergibt, z. B. gəlêant *gelernt*, fun hêaxtsə *von Herzen*, fê(a)xtiχ *fertig*;

c) dadurch, dass unter dem Nebenton statt er, der, es ein ṛ, dṛ, 's erscheint u. A. m. — Über uədlafə *elf* vgl. § 17 II.

§ 6. I. Neuhochd. langes e (ä) ist durch langes ê vertreten, sei es, dass mhd. entweder 1) altes ë oder 2) Umlauts-e vorliegt. Beispiele;

1) gəwêfn *gewesen*, gəlêfn *gelesen*, bêfnn *mit dem Besen (zu Schaum) schlagen*, gəlêgn *gelegen*, es rêgnt *es regnet*, tsêhn *zehn*, ksêhn *gesehen*, mêlə Mehl.

2) dṛtsêlt *erzählt*, šlêkt *schlägt*, rêdn *reden*, fêxt *fährt*.

II. Neuhochd. langes ê, das einem mhd. ê entspricht, erscheint als êə (êe, ê), z. B.: mêr *mehr*, wêə *weh*, šnêə *Schnee*, dũi tsêəhe *die Zehe*, gêə *gehe*, dṛ êaxtə *der erste*, fṛštêat *versteht*.

Ausnahmen ergeben sich

a) dadurch, dass mit folgendem n das letztgenannte ê zum Nasaldiphthong iə wird, z. B. štiə *stehn*, giə *gehn* (daraus dann jæm'mṛ *gehn wir*);

b) dadurch, dass vor kürzenden Konsonantgruppen e eintritt, z. B. gent *(sie) gehen*, štent *(sie) stehen*, vgl. auch tent *(sie) tun*.

III. Neuhochd. langes **ä** (mhd. æ), das durch i-Umlaut aus altem ā entstanden ist, erscheint als langes **ā**, z. B. šāflan *Schäflein*, kās *Käse*, mān *mähen*. (So erklärt sich auch die Form mātôk *Montag* aus *mæntag*). Kürzung vor gewissen Konsonanten, z. B. ksas *Gesäss*.

§ 7. Neuhochd. kurzes **i** ist durch kurzes **i** vertreten, z. B. kint *Kind*, hintɽ *hinter*, wintɽ *Winter*, kšwint *geschwind*, der grint *Grind, Kopf*, pfintstôk *Donnerstag*, imɽ *immer*, nimə *nimmer*, špriŋ *springe*, trinkxə *trinke*, wil *will*, milχ *Milch*, wilt *wild*, hilf *hilf*, išt *ist*, tiš *Tisch*, mit *mit*, hitsə *Hitze*, wirf *wirf*, gəbišŋ *gebissen*, grifŋ *gegriffen*.

Ausnahmen ergeben sich

a) dadurch, dass vor gewissen silbeauslautenden Konsonanten (χ, m, r) Dehnung zu geschlossenem î eintritt, z. B. îχ *ich*, mîχ *mich*, kšîχtə *Geschichte*, brîχ breche (aber: dü briχəšt), îm *ihm*, îr *ihr* (aus älterem *im*, *ir*). Über dî(ə)rndlan *Dirne* siehe § 8 II.

b) dadurch, dass in im Auslaut zu ĩ wird, z. B. bĩ *bin*, hĩ hin (vgl. ĩ *ihnen*).

§ 8. I. Neuhochd. langes **i** (ie, ih) ist durch langes **î** vertreten, wenn es einem mittelhochd. kurzen i entspricht, z. B. fîl *viel*, lîgŋ *liegen*, blîbŋ *geblieben*, fîbŋ *sieben*, wîsə *Wiese*; so auch mîr *mir*, îm *ihm* (§ 7 b). Ausnahmen ergeben sich dadurch, dass unter dem Nebenton oft mɽ, dɽ, ɽ, fə *(mir, wir, dir, ihr, sie)* usw. erscheinen. Über gaišt *gibst*, lait *liegt* vgl. § 17 I.

II. Neuhochd. langes **i**, welches ie geschrieben wird und einem mittelhochd. ie entspricht, ist durch **îə** vertreten, z. B. flîəgŋ *fliegen*, fiədŋ *sieden*, gîəšŋ *giessen*, lîəp *lieb*, wîə *wie;* aber nît *nicht* (aus *niet*); durch folgendes r wird das ə bisweilen resorbiert, z. B. fîr *vier*, fîxtə *vierte* (vgl. auch dîəndl, Dimin. von mhd. dierne *Mädchen, Dirne*). Über *schliesse, biete* usw. vgl. § 19.

§ 9. Neuhochd. kurzes **o** ist in der Regel durch geschlossenes **ô** vertreten, das unter gestossenem Tone bisweilen dem kurzen ü sehr nahe kommt (vgl. Schatz, Tirol. Md. S. 27), z. B. mitŋ rôšə (rüšə) *mit dem Rosse (Pferde)*, dôl (dül) *artig, tüchtig, gut (von Kindern*, vgl. *toll?* Schmeller, Bair. Wb. I 602), nôχ *noch*, wül *wohl*, kštüln *gestohlen*, kûχ *(das) Koch, Brei* (z. B. milχkûχ, vgl. Schmeller I 1220),

nökxn̩ *Klösse* (ebenda I 1723), hökχə (hükə) *sitzen (hocken)*, köpfhütə *Kopftuch*, öksn̩ *Ochsen*, lötr̩ *Lotter* (Schimpfwort), ügəbötn̩ *angeboten*, ksáshöfn̩ *Gesässhosen* (im Gegensatze zu Beinhosen). So auch für nhd. langes ô, wenn es mhd. o entspricht, z. B. öfn̩ *Ofen*, vgl. § 10.

Ausnahmen ergeben sich

a) dadurch, dass vor gewissen Konsonanten kurzes, etwas offeneres ö erscheint, z. B. wöχnn̩ *Wochen*, töχtr̩ *Töchter*, khölfn̩ *geholfen*;

b) dadurch, dass o vor folgendem r + Konsonant zu geschlossenem ô wird und bisweilen mit folgendem reduziertem r als ôa erscheint, z. B. kôa(r)p *Korb*, tsmôagnšt (*zu*) *Morgens*, gəwôə(r)fn̩ *geworfen*, wôxt *Wort*, dôə(r)f *Dorf*, kôan *Korn*, kštôa(r)bn̩ *gestorben*.

c) über fiəšt *sonst* vgl. § 15; kemn̩ *gekommen* ist Analogiebildung nach Verben der 5. Ablautreihe; gənōmn̩ *genommen*.

§ 10. Neuhochd. langes **o**, wo es durch Dehnung aus mittelhochd. kurzem o entstanden ist, wird wie dieses (nach § 9) behandelt, z. B. öfn̩ *Ofen*, öbn̩ *oben;* fôa vor. So auch fôfə *Sofa* (Sŏfa ?); auffällig ist fô *so*, wô *wo*, wo sich das ô durch die Aussprache mit kurzem Vokal erklärt.

II. Neuhochd. langes **o** erscheint, wo es einem alten mittelhochd. ô entspricht, als **ôa** (ôə), z. B. grôas *gross*, tôat *tot*, brôat *Brot*, hôax *hoch;* vgl. ôan *Ohren*. Eine Ausnahme ergibt sich dadurch, dass ôn als nasaliertes ũə̃ erscheint, z. B. šũə̃ *schon*; vgl. auch fô *so* unter I.

§ 11. Neuhochd. kurzes **ö** erscheint als kurzes **e**, z. B. resr̩ *Rösser* (*Pferde*), kerpr̩ *Körper*, a brekxl̩ *ein Bröckel = bischen*; tswelf *zwölf*, lefl̩ *Löffel* (die nach § 5 zu beurteilen sind). Über kinn̩ *können* s. § 15.

§ 12. I. Neuhochd. langes **ö** erscheint, wo es durch Dehnung aus mittelhochd. ö entstanden ist, als langes **ê**, z. B. fêgəlan *Vöglein (vögelin)*, knêdl̩ *Knödel*.

II. Neuhochd. langes **ö** erscheint, wo es einem alten mittelhochd. œ entspricht, als **êa** (êə, ê), z. B. grêəsr̩ *grösser*, hêaxt *hörst*. Eine Ausnahme ergibt sich dadurch, dass ên als nasaliertes iə erscheint, z. B. šiə *schön*.

§ 13. I. Neuhochd. kurzes **u**, das einem mittelhochd. u entspricht, ist vor Nasalen in der Regel als kurzes **u** erhalten, sonst

aber zu kurzem **ŭ** geworden, z. B. lump *Lump*, um'ə *um*, hunt *Hund* úntaŋ *Untern (Vesperessen*, vgl. ahd. *untarn*), pfunt *Pfund*, unt *und*, kfundŋ *gefunden*, gətrunkŋ *getrunken*, ſunə *Sonne*, ſúntôk *Sonntag;* aber pükl̥ *Buckel (Rücken*), trükŋ *trocken*, dürχ *durch*, lüft *Luft*. Über ins *uns* usw. vgl. § 15. Ausnahmen ergeben sich durch Dehnung vor rst, z. B. wûəxt *Wurst*, dûəxt *Durst*, siehe unten § 26.

II. Neuhochd. kurzes **u**, das einem mittelhochd. uo entspricht, ist durch **ŭə** vertreten (vgl. § 14), z. B. můətr *Mutter*, můəšt *musst*.

§ 14. I. Neuhochd. langes **u**, das einem mittelhochd. u entspricht, ist durch langes **û** vertreten, z. B. dû *du*.

II. Neuhochd. langes **u**, das einem mittelhochd. uo entspricht, ist zu **ûə** geworden, z. B. tûə *tue*, fûəs *Fuss*, güət *gut*, tsûə *zu*, brûədr *Bruder*, bûə *Bub* (aus *buo* st. *buob* § 26), der bûək *das Bein (der Bug*). Ausnahmen ergeben sich 1) durch Kürzung, z. B. küχŋ *Kuchen;* in nebentoniger Silbe: hóntax *Handtuch*, fü(ə)xtax *Fürtuch = Schürze;* über nar *nur* vgl. Schmeller, Bair. Wb. I 1752, 1755. Ferner 2) dadurch, dass uon im Silbenauslaut als uə erscheint, z. B. tuə *tun*.

§ 15. I. Neuhochd. kurzes **ü**, das einem mittelhochd. ü entspricht, ist zu kurzem **i** geworden, z. B. štik *Stück*, biəxtə *Bürste*, fimf *fünf;* so auch kinŋ *(wir) können*, aus mhd. *künnen* (so kann auch er kimt *er kommt* aus mhd. *küm(e)t* erklärt werden). So auch ins *uns* vgl. mhd. *üns*, fiəšt *sonst* vgl. *sünst*, Schmeller, Bair. Wb. II 314.

II. Neuhochd. kurzes **ü**, das aus mittelhochd. üe gekürzt ist, erscheint als **îə**, z. B. mîəšt *müsste*.

§ 16. I. Neuhochd. langes **ü**, das einem mittelhochd. kurzen ü entspricht, ist durch langes **î** vertreten, z. B. îbr *über*, ûšîaŋ *Feuerung* eig. *Anschürung*, vgl. mhd. *schürn*.

II. Neuhochd. langes **ü**, das einem mittelhochd. üe entspricht, ist durch **îə** vertreten, z. B. fiəšə *Füsse*, bîəgə *Beine* (Büge, Plur. zu bûək *Bug*), mîədə *müde*, kîə *Kühe*, brîə *Brühe*, rîərn *rühren*.

§ 17. I. Neuhochd. **ei**, das einem mittelhochd. î entspricht, ist durch **ai** vertreten, z. B. bai *bei*, drai *drei*, fai *sei*, fráitôk *Freitag*, blaip *bleibe*, waip *Weib*, traibŋ *treiben*, šnaibŋ *schneien*, graifŋ *greifen*, tsait *Zeit*, waitr *weiter*, šraidŋ *schreien*, flais *Fleiss*, wais *weiss* Adj., baišn *beissen*, ais *Eis;* neuhochd. ein erscheint im Silbenauslaut als ai, z. B. ai *ein* (mhd. *în*), mai *mein*, wai *Wein;*

so auch dâiṛ *deiner*, faitsik *bös, mürrisch*, aus feinzig = *feindlich*, z. B. a faitsigṛ menš. Wie nhd. ei ist auch zu beurteilen gaišt gait *gibst, gibt* aus mhd. *gist git*, laišt lait *liegst liegt* aus mhd. *list lît;* auch entspricht haît *heute* nicht unserem *heute* (das müsste hoitə lauten), sondern einem mhd. *hint* (aus *hineht*).

II. Neuhochd. **ei** (ai), das einem mittelhochd. ei entspricht, ist durch **ôa, ôə** vertreten, z. B. tswôa *zwei*, ôərə *Eier*, dŭi pfôət *Pfeit, Rock* (mhd. *pfeit*, vgl. Schmeller, Bair. Wb. I 443), bôatṇ *warten* (mhd. *beiten*, Schmeller, Bair. Wb. I 300), lôatfôal *Leitseil*, bôadə *beide*, fôafə *Seife*, der tôak *der Teig*. So auch erklärt sich ksôat *gesagt* aus mhd. *geseit*, jôat *Jagd* aus mhd. *jeit* usw. vgl. § 4.

Ausnahmen ergeben sich

a) dadurch, dass nhd. ei vor Nasal als ŭə erscheint und dass der Nasal im Silbenauslaut und vor gewissen Konsonanten (s, ts) resorbiert wird, z. B. kuə *kein*, ŭəs *eins*, îχ mŭə *ich meine*, kluənə *kleine*, huəm *heim*. So auch ist zu beurteilen tswŭəntsk *zwanzig* aus *zweinzig* (§ 3) sowie ŭədlafə *elf* aus ainlĕfĕ (mit neu als Übergangslaut entwickeltem *d*) vgl. § 5 c und Schmeller, Bair. Wb. I 90.

b) Entlehnungen aus der Schriftsprache zeigen ai, z. B. flaiš *Fleisch*, kaiṣṛ *Kaiser*.

§ 18. I. Neuhochd. **au**, das einem mittelhochd. û entspricht, erscheint als **au**, z. B. tsaubṛ *Zauber*, štraubṇ *Strauben (Schmalzgebacknes)*, auf *auf*, mauər *Mauer*, di bauan *die Bauern*, laut *laut*, aus *aus*, haus *Haus*, dauṣṭ *tausend*, baudṇ *bauen*, braun *braun*.

II. Neuhochd. **au**, das einem mhd. ou entspricht, erscheint als langes **ā**, z. B. āx *auch*, glāb *glaube*, rām *Rahm* aus mhd. *roum* (Schmeller, Bair. Wb. I 1220). Dieses â gilt auch für Formen, die im Neuhochd. den Umlaut äu zeigen, z. B. bāmlan *Bäumlein*.

Ausnahmen ergeben sich

a) dadurch, dass vereinzelt au erscheint, z. B. augə *Auge*, hauptfĕxlax *hauptsächlich*.

b) dadurch, dass Kürzungen des ā zu a eingetreten sind, z. B. er laft *er läuft*; wohl erst danach lafṇ *laufen*, kafṇ *kaufen*.

§ 19. Neuhochd. **eu** (äu), das einem mhd. iu entspricht, erscheint als **oi, ui**, z. B. noi nui *neu*, fuiər *Feuer*, foibṛn *säubern*, hoifṛ *Häuser*, îχ šluis *ich schliesse* (*schleusse* vgl. mhd. *sliuze*), îχ buit *ich biete* (mhd. *biute*), foidət *siedet*, loitə *Leute*, kroits *Kreuz*, tsoik *Zeug*. Dieses oi fliesst mit folgendem silbenauslautendem n

Digitized by Google

in nasaliertes oi zusammen, z. B. noi *neun*, noitsêhn̥ *neunzehn*, noitsk *neunzig*. Eine so scharfe Scheidung zwischen ui und oi, wie Schatz (Tirol. Md. S. 46) sie — jedenfalls mit gutem Grunde — für das Zillertal annimmt, habe ich nicht wahrgenommen: ich habe zwar ſui *sie*, dui *die*, fuiər, šluis gehört, aber nui und noi *neu*. Über hait *heute* vgl. § 17 I.

Über den **Vokalismus der minderbetonten Silben** seien nur wenige kurze Bemerkungen gemacht.

§ 20. Die sogenannte Schwächung der Vokale ist in der Zillertaler Mundart lange nicht so weit vorgeschritten, wie in anderen oberdeutschen und zum Teil auch tirolischen Dialekten. So sind die Vokale der zweiten minderbetonten Kompositionsglieder (im Gegensatz z. B. zur Mundart von Imst, Schatz S. 71) oft besser erhalten: man beachte die Namen der Wochentage, deren zweiter Bestandteil sehr kurzes geschlossenes ô zeigt, z. B. ſúntôk, mãtôk, êrīgətôk *Ertag = Dienstag*, mitôk, pfíntstôk *πέμπτη fünfter Tag*, fráitôk, ſóñstôk (wohl aus *ſomstôk, für *Sonnabend* gebraucht); ähnlich láilax Plur. -ɣ *Leintuch* aus mhd. *li(n)lachen*; so ist auch die Endung -ig als -îχ -îk (vgl. § 30) zumeist bewahrt, z. B. fêxtîχ *fertig*, anderseits aber beachte man Formen wie hóntax *Handtuch*, fü(ə)xtax *Schürze, Fürtuch;* a in hauptſéxlax und in Diminutiven wie fêgəlan *Vöglein*, bämlan *Bäumlein*, épfəlan *Äpfelein*; tswüəntsk, draisk, fîrtsk, fiftsk, feχtsk, fiṃtsk, oxtsk, noitsk gegenüber vollem Vokal in dráitsêhn̥ usw. und gegenüber i in den Ordinalia dráisikštə usw.

§ 21. Neuhochd. el em en er sind gewöhnlich durch l̥ ṃ n̥ ɾ̥ vertreten, z. B. bengl̥n *dreschen*, pek̄l̥ *Hut*, hôbṃt *(sie) haben*, gəlêſn̥ *gelesen*, ſiədn̥ *sieden*, baiſ̄n̥t *(sie) beissen*, woſ̄ɾ̥ *Wasser;* besonders ɾ̥ aber ist häufig durch ar vertreten, z. B. hêhàr *höher*, vgl. aber auch die Koseformen Woštàl zu *Sebastian (Wastl)*, Birgàl zu *Walburg (Bürgel)* u. a. m. (Anhang I). Nach l, n, r sind folgende -en nicht silbebildend, z. B. kfoln *gefallen*, maiñ (mit überlangem n) *meinen* Akk. zu *mein*, kfôn *gefahren*, vgl. § 26; die Endung -ern ergibt -an, z. B. bauan *Bauern*.

§ 22. Neuhochd. auslautendes **e** erscheint als ə; es ist in der Zillertaler Mundart im Gegensatze zur Schriftsprache etwas eingeschränkt, aber bei weitem nicht in dem Masse wie in gewissen anderen Tiroler Dialekten, die Schatz (Tirol. Md. S. 49) als apokopierende bezeichnet. Gesetze für den Abfall des ə lassen

Digitized by Google

sich nicht aufstellen; im allgemeinen lässt sich sagen, dass die Feminina im Singular das ə bewahrt haben, ebenso die Formen des starken und schwachen Adjektivs, z. B. hitsə *Hitze*, biəxtə *Bürste*, kšîχtə *Geschichte*, fôafə *Seife*, wîfə *Wiese*, klūə̃nə *klein* (mhd. *kleine*, mîədə *müde* (mhd. *müede*), kšleχtə tsaitn̨ *schlechte Zeiten*, der gūətə mū *der gute Mann*; so auch zumeist die -e der schwachen Maskulina, z. B. hôfə *Hase*, ofə̄ *Affe* (vgl. die Ordinalia dr̨ êaxtə, tswôatə, dritə̄ usw.); ferner die -e des Dativs, z. B. an aifə *im Eise*, den waibə *dem Weibe*, den flaišə *dem Fleische* usw. Das -e des neuhochd. Plurals ist zumeist bewahrt, z. B. helfə *Hälse*, genfə *Gänse*, loitə *Leute*, fiəšə *Füsse*, biəgə *Beine (Büge)*; jedoch ohne -ə: berg *Berge* (Sing. berk), jôər *Jahre* (vgl. mhd. Plur. *diu jâr*); aber ôərə *Eier*. — Hingegen ist das -e der 1. Pers. Sing. Praes. durchgehends abgefallen, z. B. îχ lês *ich lese*, îχ fol *ich falle*, îχ wirf *ich werfe*, îχ îs *ich esse*, îχ šnait *ich schneide*, îχ lêχ *ich lege*, îχ hök(x) *ich hocke (setze mich)*, îχ jôk *ich jage*.

§ 23. Älteres ə der Nebensilbe ist in der neuhochd. Schriftsprache zwischen Konsonanten (abgesehen von er el em en, § 21), zumeist geschwunden, z. B. *wirfst wirft, du jagst er jagt*, allenfalls zwischen Dentalen ist das e erhalten: *redest redet, beissest, issest* (aber *er isst*). In der Zillertaler Mundart liegt die Sache so, dass im allgemeinen Ausfall als Regel gilt, z. B. šlêkšt šlêkt *schlägst schlägt*, jôkšt jôkt *jagst jagt*, fikšt fîχt *siehst sieht* aus mhd. *sih(e)st sih(e)t*, er išt *er isst*, šiəs *schönes*, liəps *liebes*; hingegen fällt e zwischen vorhergehendem Dental (d, t, s, š) einerseits und folgendem s, š anderseits nicht aus, z. B. dū baisəšt *du beissest* (aber: er baist), dū isəšt *du issest*, und diese Bildungen der 2. Pers. Sing. sind dann auf andere Verba übertragen worden, z. B. wirfešt *wirfst*, hilfəšt *hilfst*, šlôfəšt *schläfst*, briχešt *brichst* (aber 3. Pers. wirft, šlôft); zwischen d, t einerseits und t anderseits ist auch in der 3. Pers. Sing. ə üblich, z. B. er šnaidət *er schneidet*, er rôtət *er rät*.

§ 24. Über die Behandlung der Vorsilben ge- und be- lässt sich eine ausnahmlos geltende Regel nicht aufstellen, da mancherlei Analogiebildungen störend gewirkt haben. Das -e- der Vorsilbe ge- ist stets geschwunden vor Vokalen, z. B. gesn̨ *gegessen*; die Vorsilbe erscheint stets als k vor anlautendem f, h, s, š, z. B. kfoln, *gefallen*, kfundn̨ *gefunden*, khölfn̨ *geholfen*, khokt *gehackt*, ksôat *gesagt*, kshn̨ *gesehen*, kšlôgn̨ *geschlagen*, kštondn̨ *ge-*

Digitized by Google

standen; ganz geschwunden ist die Vorsilbe vor g, z. B. grifn̥ *gegriffen*, güsn̥ (gösn̥) *gegossen*, und fehlt bisweilen vor b, z. B. brôxt *gebracht*, blibm̥ *geblieben* (eine Wirkung auf die Artikulation des anlautenden g, b habe ich nicht feststellen können), gegenüber gəbrent *gebrannt*, gəbôtn̥ *geboten*, gəbrüχn̥ (gəbröχn̥) *gebrochen;* in allen übrigen Fällen (vor k, t, d, ts, m, n, l, r, w, j) habe ich gə- aufgezeichnet, z. B. gəkent *gekannt*, gətũ *getan*, gətrunkn̥ *getrunken*, gədonkxə *Gedanke*, gətswôgn̥ *gewaschen*, gəmêkt *gemocht*, gənomn̥ *genommen*, gəlêkt *gelegt*, gəlêgn̥ *gelegen*, gərêgnt *geregnet*, gəwist *gewusst*, gewêsn̥ *gewesen*, gəjôat *gejagt*. — Das p der neuhochd. Vorsilbe be-, die nach Schatz, Imst. Md. S. 73, als pə- erscheint und das ə vor h, l, r, s, š synkopiert (z. B. pštelt *bestellt*), hat mit folgendem anlautenden h die Affrikata pf ergeben in pfîət dî gôt *behüt dich Gott.* — Weitere Präfixe sind fr̥- = neuhochd. *ver-* und dr̥-, das aus mindertonigem durch- entstanden ist und in seinem Werte dem neuhochd. zer-, er-, ent- entspricht, z. B. dr̥tsêlt *erzählt*, dr̥gonn̥ *zergangen.*

§ 25. Unter dem Nebenton werden die Vokale proklitisch und enklitisch gebrauchter Wörter vielfach geschwächt, z. B. dr̥ *der*, də *die*, s *das es*, ʃ(ə) *sie*, in oder n̥ *ihn ihm*, n̥ *den, dem*, mr̥ *mir* (*mich*) *wir* (§ 2), dr̥ *dir*, mî mi *mich*, dî di *dich*, î i *ich*, r̥ *er*, tsə *zu* (vgl. tsuən, tsun, tsur), a *ein eine*, an *in*, as *ins* usw.

Konsonantismus.

Über die Konsonanten ist das Wichtigste bereits bei der phonetischen Darstellung (§ 2) bemerkt. Es handelt sich hier nur darum, in Kürze die mundartlichen Entsprechungen der einzelnen neuhochdeutschen Laute anzugeben.

§ 26. **l**- und **r**-Laute.

Neuhochd. **l** (ll) ist als **l** bewahrt, z. B. lign̥ *liegen*, milχ *Milch*, olə *alle*, kfoln *gefallen.*

Neuhochd. **r** ist im Anlaute und anlautenden Gruppen als **r** bewahrt (rêdn *reden*, brîχ *breche*, draiə *drei*, grint *Kopf*, *Grind);* im Inlaute vor Konsonanten und im Auslaute erscheint es meist reduziert, und zwar ist es entweder aufgegeben (nimə oder nima *nimmer*); oder erscheint in vokalischer Reduktion als ə a, z. B. fôa *vor*, kštôa(r)bm̥ *gestorben*, gəlêant *gelernt* (nach Länge im Silbenauslaute, vor n usw.); oder als x (ch), zumeist mit a-Färbung,

Digitized by Google

z. B. šwôxts *schwarz*, gôxtn̥ *Garten*, wôxt *Wort*, fêxtiχ *fertig*, wuxt buxt *würde (wurde)*, iəx *ihr*, hêaxtsə *Herze*. Begreiflicherweise sind innerhalb des Satzes vor vokalisch anlautenden Worten diese Reduktionen unterblieben, z. B. fir ôdr̥ fimf *vier oder fünf*, imr̥ unt . . *immer und* . . Über die Entwicklung der Konsonantgruppe rs zu x ist in § 30 IV 2 gehandelt, über die Entwicklung von rn zu ŋ in § 27.

§ 27. **Nasale** (m, n, ŋ).

I. Neuhochd. **m** (mm) erscheint als **m**, z. B. mûətr̥ *Mutter*, kimt *kommt*, huəm *heim*. m ist silbebildend geworden in Verbindungen wie lm, rm, z. B. ôrbm̥ *Arm*. Verlust des m (bzw. n) zeigt sich in fiftə *fünfte* (vgl. fiftsêhn̥, fiftsk), vgl. unter II. Über neues m aus w vgl. § 29 IV. — Nhd. m erscheint als n in fonstôk *Samstag*.

II. Neuhochd. **n** (nn) erscheint in der Regel als **n**, z. B. nixt *nichts*, funə *Sonne*, gêan *gern*. Einschränkung erfährt das n

1) durch die häufige Entwicklung von Vokal + Nasal zum Nasalvokal, z. B. bi̇̂ *bin*, wai *Wein*, dair *deiner*.

2) durch Übergang zu m in der Nachbarschaft von Labialen, z. B. felbm̥ *selbst* (aus *selben*), fibm̥ *sieben* (Zahlw.), gêbm̥ *geben*, vgl. auch fimf *fünf*; ähnlich ist zu beurteilen die Entwicklung von jem mr̥ *gehen wir* (aber mr̥ jen *wir gehen*), hem mr̥ *sind wir* (mr̥ hent) usw. (vgl. § 29 IV).

3) r (reduziert zu x) ist mit folgendem n zu ŋ entwickelt, z. B. kôaŋ *Korn* (also nicht bloss in Nebensilben, wie Schatz, Tir. Md. S. 23, angibt), kfôəŋ *gefahren*, úntaŋ *Vesperessen* (§ 21), infaŋ *unsern*, épkaŋ *euern*.

Ein neues n hat sich entwickelt in Formen wie bain ins *bei uns*, vgl. Bildungen wie tsun an *zu einem*, wo bain, tsun (für bai, tsûə + Artikel den) als einheitliche Präposition gefühlt ward.

III. Neuhochd. **ŋ** (geschrieben ng, n vor k) ist durch ŋ vertreten, z. B. gonŋ *gegangen*, eŋk *euch*; für *bengeln* (= dreschen) habe ich die Aussprache béŋgln (mit sehr schwachem g) gehört. — Über ŋ aus rn vgl. II.

§ 28. **Hauchlaut h.** Das neuhochd. h (dargestellt in der Schrift durch h, insoweit es nicht im obd. blosses Dehnungszeichen ist), erscheint als **h** im Anlaut (z. B. hols *Hals*, hait *heute*, vgl. auch khölfn̥ *geholfen*, wo es zu stark gehauchtem k geführt hat) und im Inlaut zwischen Vokalen (dui tsêehe *die Zehe*, ksêhn̥ *ge-*

Digitized by Google

sehen; hier ist h im Mitteldeutschen und somit in der Schriftsprache Dehnungszeichen, im Oberdeutschen aber Hauchlaut). Im Inlaute vor Konsonanten und im Auslaute erscheint das h als Reibelaut, und zwar je nach der Qualität des vorhergehenden Vokals als χ oder x, z. B. îχ fîχ *ich sehe (sieh)*, er fîχt *er sieht*, îχ gəwôx *ich spüre, merke* (mhd. *gewahe*), rôax *roh* (danach dann auch im Inlaute x: rôaxəs flaiš); dieser Reibelaut erscheint vor št als k, z. B. fikšt *siehst*. — Über h aus s in hent *sind* vgl. § 30 IV 3.

§ 29. **Labiale** (b, p, pf, w, f).

I. Neuhochd. **b** 1) ist im Anlaute durch **b** vertreten, das stimmlos ist, aber das ich fast ausnahmslos von p habe unterscheiden können durch geringeren Atemdruck, kürzere Dauer, geringere Spannung und Energie des Verschlusses (im Gegensatze zu Schatz, der (Tir. Md. S. 15 und Imst. Md. S. 75) stets p fordert). In Worten wie pe̬k̬ *Hut*, pük̬ *Buckel* (in hochdeutscher Gebildetensprache zumeist *Puckel*) habe ich nur p, in pauan *Bauern* p und b verzeichnet; sonst aber stets b, z. B. beš̬ *besser*, bolt *bald*, blaibm̩ *bleiben*, bišt *bist* usw. w habe ich für anlaut. b (Schatz, Tir. Md. S. 16 Anm.) nicht gefunden. Über p aus be- vgl. § 24, über pf aus be-h . . . vgl. unter III und § 24.

2) ist im Inlaute zwischen Vokalen, da es eigentlich nur in einem Lippendrucke besteht, zumeist kaum von dem mit starkem Lippendrucke und ohne Reibegeräusch gebildeten w (vgl. § 2, § 30) zu scheiden, z. B. faubr̩ (fauwr̩) *sauber;* von einem Reibelaute aber ist nicht die Rede. Beachtenswert ist:

a) dass dieses b vor m begreiflicherweise leicht verloren geht, namentlich bei schnellerem Tempo, z. B. hom aus hôbm̩ *haben*, fimtsêhn̩ fimtsk *siebenzehn siebenzig* gegenüber fibm̩ *sieben*; ähnlich gî mr̩ für gîb mr̩ gîp mr̩ *gib mir;*

b) dass vereinzeltes f in ôfr̩ *aber* neben ôbr̩ nicht aus b entwickelt, sondern wie bair. afer (Schmeller, Bair. Wb. I 40) durch grammatischen Wechsel zu erklären ist;

c) dass neu entwickeltes b erscheint in šnaibm̩ *schneien*, das ich in Anbetracht von ähnlich entwickeltem d (§ 30 I 2) nicht mit Sicherheit aus *w* erklären möchte.

3) wird im Auslaute des Wortes, falls nicht ein mit Vokal anlautendes Wort im Satze folgt, mit stärkerem Absatze gesprochen und durch p dargestellt, z. B. waip *Weib*, blaip *bleib!* (aber mit schwächerem Absatz: blaib untn̩ *bleib unten*), kôa(r)p *Korb*. — So

auch vor stimmlosem s in lîəps *liebes*. — Der Verlust des b in büe *Bub* dürfte sich durch eine Neubildung nach dem Dativ bûəm aus bûəbm (vgl. oben 2 a) erklären.

II. Zu neuhochd. **p** bzw. **pp**, die ganz vereinzelt vorkommen (z. B. prēsə *pressen*, krīpe *Krippe*) ist nichts zu bemerken.

III. Neuhochd. **pf** erscheint als **pf**, z. B. pfôat *Pfeil*, *Rock*, pfonə *Pfanne*, pfunt *Pfund*, kropfn *Krapfen*, köpfhütə *Kopftuch*. — Über neu entstandenes pf aus der Vorsilbe be- mit folgendem anlautenden h (pfîət *behüte*) vgl. § 24.

IV. Neuhochd. **w** ist als **w** vertreten, das im Anlaute bisweilen (§ 2) als b empfunden wird, z. B. wōsr *Wasser*, wil *will;* ich habe öfters b aufgezeichnet, z. B. tûət mr bêə *tut mir weh*, drai pfunt bûəxt *drei Pfund Wurst* usw.; tswôa *zwei*, kšwint *geschwind*, šwôxts *schwarz*. — Für *wir* erscheint mir, mr, indem aus auslautendem n mit anlautendem w (trinken wir) m entwickelt ist. — Anlautendes b erscheint als w in romanischen Namen wie Woštàl für *Bastl* (aus *Sebastian*).

V. Neuhochd. **f** (v; ff) erscheint als **f** (f̄), z. B. fîl *viel*, fîəšə *Füsse*, öfn *Ofen*, fimf *fünf*, šlôft *schläft*, šôf *Schaf*, hilf *helfe*, wirf *werfe*, fôafə *Seife*, lüft *Luft*, pfefr *Pfeffer*, grifn *gegriffen*, nədlafə *elf* (vgl. § 17). — w statt f erscheint in (flektiertem) tswelwə *zwölf* (neben tswelf). — Über ôfr *aber* vgl. oben I b.

§ 30. **Dentale** (d, t, z, s, š).

I. Neuhochd. **d** erscheint an- und inlautend als **d**, z. B. der *der*, drai *drei*, dûəxt *Durst*, dôə(r)f *Dorf*, rêdn *reden*, bôadə *beide*, óndaxt *anders;* im Auslaute habe ich stets **t** verzeichnet, z. B. bolt *bald*, grint *Kopf*, *Grind*, kšwint *geschwind* (vgl. Schatz, Tir. Md. S. 18). Abweichungen ergeben sich

1) durch Schwund des d nach r und vor Konsonant, z. B. wêan wêern *werden* und (wohl hiernach gebildet) îχ wêer *ich werde;*

2) dadurch, dass t — wohl nicht nach Analogie der mit t auslautenden Formen, sondern aus phonetischen Gründen — erscheint in Formen wie den grintə Dat. *dem Kopfe*, *Grinde*, di wiltn genfə *die wilden Gänse*, kštontn kštondn *gestanden*.

Ein neu entwickeltes d zwischen Vokalen erscheint in šraidn *schreien*, baudn *bauen;* ferner zwischen n und l: nədlafə *elf* (§ 17); d statt neuhochd. t hat daufnt *tausend* (vgl. althochd. *dûsunt*).

II. Neuhochd. **t** (tt) ist in der Regel durch **t** (t̄) vertreten, z. B. tûə *tue*, trükn *trocken*, töχtr *Tochter*, gərôtn *geraten Part.*, lüft

Digitized by Google

Luft, brôat *Brot*, ſui štent *sie stehen*, ſui fliəgn̥t *sie fliegen*, kšnît̄n̥ *geschnitten*, wêt̄r̥ *Wetter*, blêt̄r̥ *Blätter*. Über dauſn̥t vgl. I. Beachtenswert ist:

1) wo anlautendes t (namentlich nach vokalischem Auslaut) mit geringerem Atemdruck und weniger energischem Verschluss gesprochen wird, empfindet man es bisweilen als d (das ja auch stimmlos ist), z. B. ſai dôlə *sei artig* (*toll* = *brav* § 9); so habe ich ſui dent und ſui tent *sie tun* verzeichnet; ähnlich: hôd r̥ *hat er* (hôt *hat*).

2) Schwund des t vor Dental (bei Vokalsynkope), z. B. in haəštn̥ kšêhn̥ *hättest du ihn gesehen;* in schneller Rede z. B. in wö gêeš-en hĩ *wo gehst denn hin?* u. a. m.; im Auslaute nach einem zu x reduzierten r, z. B. er hêax kšwint auf *er hört gleich auf*.

3) Neues t hat sich im Auslaut nach s entwickelt in tsmôagn̥št (*zu*) *morgens*, ondaxt *anders* (für das auslautende t der 3. Pers. Plur. Praes. gîəšn̥t *sie giessen*, vgl. mhd. *giezent*).

III. Neuhochd. **z** (tz) erscheint als **ts**, z. B. tsait *Zeit*, tsûe *zu*, tswelwə *zwölf*, tsoik *Zeug*, ſolts *Salz*, šmolts *Butter* (eig. *Schmalz*), hêaxts *Herz*, kroits *Kreuz*, hitsə *Hitze*, den gontsn̥ tôk *den ganzen Tag;* tswuəntsk *zwanzig*, fîrtsk *vierzig* usw.

IV. Neuhochd. **s** (ss) erscheint als **ſ** (§ 2) in der Regel da, wo die Bühnenaussprache stimmhaftes ſ hat, z. B. im Anlaut vor Vokalen und im Inlaute zwischen stimmhaften Lauten, z. B. ſolts *Salz*, ſêhn̥ *sehen*, ſait *seid*, ſeks *sechs*, helfə *Hälse*, lêfn̥ *lesen*, wîfə *Wiese*. Als s erscheint es im Inlaute nach stimmlosen Lauten (z. B. ſeks *sechs;* vgl. auch kšêhn̥ *gesehen*) und im Auslaut, z. B. îχ wôas *ich weiss*, dôs *das* (betont), knoxts *abends* (§§ 3, 5); ebenso (und zwar zumeist als überlanges s̄) im Inlaute, wo wir ss oder sz schreiben, z. B. gəbis̄n̥ *gebissen*, wos̄r *Wasser*, wis̄n̥ *wissen*, bes̄r̥ *besser*, er is̄t *er isst*. — Ein überlanges (gleichsam sonantisches) stimmloses s erscheint in fiftsk̄, feχtsk̄, oxtsk̄, nōitsk̄ usw. — Beachtenswert ist folgendes:

1) Inlautendes st und sp erscheinen als št šp, z. B. šwêštr̥ *Schwester*, is̄t *ist* (aber is̄t *isst*), kinašt *könntest*, mûəšt *musst*, môkšt *magst*, hošpl̥ *Haspel;* so auch lašt *lässest*.

2) rs erscheint als x, rst als xt, z. B. êaxt *erst* (Schatz, Tir. Md. S. 23), bíəxtə *Bürste;* so auch im Satze: îχ hũ ma xe kštüln *ich habe mir sie gestohlen*, fôəx *vor's*.

3) anlaut. s erscheint als h in ſui hent *sie sind*, mîr hent *wir sind* (aber dô hem ṛ kštondṇ *da sind wir gestanden*). Vielleicht ist dies h aus Verbindungen wie es ſent *es sind* (vgl. ês ſait *ihr seid*) durch missverständliche Worttrennung entstanden, vgl. auch Weinhold, Bair. Gramm. S. 193.

4) ein neues auslautendes s ist in der 2. Pers. Plur. Präs. durch enklitische Anhängung des Pronomens entwickelt, z. B. ês wists *ihr wisst*, ês weltəts *ihr wollt*, neben ês wist usw.

V. Neuhochd. **sch** (s-t, s-p) erscheint als š, z. B. šaint *scheint*, šnaibṃ *schneien*, šlôgṇ *schlagen*, šmolts *Butter*, kšwint *sogleich*, štêešt *stehst*, šprinšt *springst*; flošə *Flasche*, flaiš *Fleisch*.

§ 31. **Gutturale** (g, k, j, ch).

I. Neuhochd. **g** ist im Anlaut und Inlaut in der Regel durch **g** vertreten, z. B. gêbṃ *geben*, gêə *gehe*, gûət *gut*, gelt *Geld*, îχ glāb *ich glaube*, flîəgṇ *fliegen*, rêgṇ *Regen*, bîəgə *Beine (Büge)*, gəlêgṇ *gelegen*. Im Auslaut erscheint g als k, z. B. tsoik *Zeug*, der bûək *das Bein, der Bug*, fláisik *fleissig*, dûəxtîk *durstig*; so auch im Inlaute vor stimmlosen Lauten, z. B. šlêkšt šlêkt *schlägst schlägt* und — mit später synkopiertem e — jôkšt *jagst*, danach dann îχ šlôk *ich schlage*, îχ jôk *ich jage*. Lautgesetzlich scheint im alten Auslaut k zu gelten, in dem erst durch spätere Apokope entstandenen Auslaute aber ein mit geringerer Energie gebildeter Verschlusslaut, den wir als g bezeichnen, z. B. berk Sg. *Berg*, berg Plur. *Berge*; so auch habe ich verzeichnet îχ tswôg mṛ *ich wasche mich* (gegenüber üblichem îχ šlôk *ich schlage*, îχ môk *ich mag*, îχ wolk *ich falle (walge)*, îχ lîk *ich liege)*. Beachtenswert ist:

1) anlaut. g geht in folgendem j (aus î) auf in mṛ jen *wir gehn* (aus mṛ gi͡ə) bzw. jem mṛ *gehn wir* (aber 2. Pers. Plur. ês gêətət *ihr geht*). — Über die Vorsilbe ge- vgl. oben § 24.

2) inlaut. g ist schon in mittelhochd. Zeit geschwunden in kontrahierten bzw. diphthongischen Formen, wie mhd. *list lit* liegst liegt, *geseit* gesagt. Daher laišt lait, ksôat usw.

3) auslautendes g erscheint vereinzelt als χ, z. B. iχ lêχ (dôs ô) *ich lege (das ab)*, das neben einem lêkšt vielleicht durch Analogie von îχ ſîχ dû̂ ſikšt zu erklären ist; in ſúntoxkîtḷ *Sonntagkittel* (gegenüber ſúntôk) scheint Dissimilation von folgendem k gewirkt zu haben. — Für die Adjektivendung -ig habe ich neben -îk auch -î gehört (im Satze vor gutturalem Verschlusslaute, z. B. fláisî gəwêſṇ) und -îχ, das wohl Analogiebildung nach Adjektivis auf *-lich*

Digitized by Google

ist (auch durch -lax -lax vertreten), z. B. fêxtîχ *fertig*. — Für das neuhochd. Adverb *weg* erscheint in Pausa wekx, wo die Affrikata sich durch energische Artikulation erklären dürfte; sonst aber k, z. B. wekgəlêgt *weggelegt*; in anderen Worten habe ich für auslautendes g Affrikata nicht gefunden (anders Schatz, Tir. Md. S. 17). — Abfall des auslautenden g scheint vorzuliegen in dem Eigennamen Honſr (aus *Honserg für *Háns Jörg*).

II. Neuhochd. **k** erscheint im Anlaute als aspiriertes **k**; von einer Affrikata (wie sie nach Schatz, Tir. Md. S. 11, „für alle Landgebiete sicher" ist) habe ich keine Spur gehört, auch ist die Aspiration nicht stark; Beispiele: küχn̥ *Kuchen*, kôχ *Brei* (eig. *Koch*), kint *Kind*, kîə *Kühe*, kù *kann*. Inlaut. und auslaut. neuhochd. kk (ck) sowie k in der Verbindung nk habe ich hingegen zumeist als Affrikata kx (oder auch als x) aufgezeichnet, bisweilen freilich auch hier nur überlanges k̄ gehört; Beispiele: brek̄xl̥ *Bröckel, ein Bischen*, nôkxn̥ *Klösse* (§ 9), îχ hôkx *ich hocke = setze mich*, enkx und enk *euch*, trin(k)xə *trinke*, tren(k)xə *tränke*, winkxl̥ *Winkel*, trük̄n *trocken*, kronk *krank*, bonk *Bank*. rk erscheint als χ, z. B. štorχ *stark*; vgl. Schatz, Tir. Md. S. 12 ff. — Neuhochd. chs (gesprochen ks) erscheint in feks *sechs*, woksn̥ *wachsen* usw. — Über neu entwickelte k aus g, h vgl. unter I, ferner § 28.

III. Neuhochd. **j** erscheint als **j** in jôər *Jahr*, jôat *Jagd* usw.

IV. Neuhochd. **ch** erscheint als χ bzw. **x**, z. B. milχ *Milch*, kôχ *Brei* (*das Koch*), îχ *ich*, mîχ *mich*, küχn̥ *Kuchen*, töχtr̥ *Tochter*, moxn̥ *machen*, āx *auch*, îχ briχ dü briχəšt *ich breche du brichst*, kšleχt *schlecht*, féχtsêhn̥ *sechzehn*, dürχ *durch*. — Über χ aus h (er fîχt *er sieht* usw.) vgl. § 28, über x aus r (rš) vgl. § 26, § 30 IV 2. — Innerhalb des Satzes schwindet χ vielfach vor konsonantischem Anlaut, z. B. um dî fai *um dich sein*, a wil mi baisn̥ *er will mich beissen* u. a. m.

Um über den Akzent eingehend zu handeln, kenne ich die Sprache der Tiroler nicht genügend. Ich habe eben nur eine Skizze der Mundart geben wollen und deswegen auch Einzelheiten, wie sie in der Flexionslehre darzustellen wären, beiseite gelassen.

Anhang I. Ein kurzes Wort sei über die Eigennamen gesagt. Die Vornamen werden meist in der Koseform gebraucht, z. B. fepl *Seppel = Joseph*, woštàl *Wastel = Sebastian*, moidàl (auch mîdl̥) *Marie*, birgàl *Walburg*, und zwar werden sie dem

Digitized by Google

Familiennamen gern nachgestellt, z. B. Krél moidal *Marie Kröll.* Statt der eigentlichen und offiziellen Zunamen werden in der Regel die schon aus der Tiroler Heimat mitgebrachten an der früheren Hausstelle haftenden Namen verwendet; zum Teil sind das Familiennamen, die wie andere gebildet sind, zum Teil Berufsnamen, zum Teil Ortsbezeichnungen. Ich habe diese Hausnamen[1]) gesammelt und stelle sie neben die entsprechenden Familiennamen; sie finden sich zwar schon zumeist bei Gust. Hahn, Die Zillertaler, s. o. S. 105, jedoch in abweichender Form.

I. Hohenzillertal.

Kröll = dɐnkɽ[2]) (1), *Schiestl* = štûəfeldɽ (2), *Oblasser* = šmîanɽ (3), *Schiestl* = haiflinàr (z. B. Andàl, Hoifâl, Simai 5, 6, 8), *Stock* = kotîrɽ (ohne Grundstück ?); für einen weiteren *Oblasser* gilt der Name romfənɽ; die Namen Gietsch für *Oblasser* (z. B. Gietsch Jürgal 4), Holder für *Hotter* und Paulner für *Längnauer* (beide ohne Grundstück), die Hahn a. a. O. mitteilt, habe ich nicht gehört.

II. Niederzillertal.

Bagg = dáubîχlar (142), *Payr* = tôlhanſl̩ (43), *Klocker* = šet̄l̩ (78), *Rahm* = fáibitàr (30), *Rieser* = prêštôlɽ (37), *Prem* = blot̄nɽ (95), *Lechner* = wišpitàr (Andr. 13, Johs. 151), *Joseph Hotter* = lêdɽɽ fepl̩ (10). Die Frauen behalten auch in der Ehe ihren alten Hausnamen bei, z. B. *Marie Hotter* geb. *Lublasser* (10) heisst wêbàr moidàl (*Weber Marie*, vgl. Mittelzillertal). Folgende Namen die ich nicht gehört habe, nennt Hahn: Fankhauser (gen. Loositter 56), Veit Denk (Schnupftoback Veitl 131), Josua Knobloch (Papa Josel 75), Jak. Wegscheider (Brugger Jokel 63), Jos. Oblasser (Gietsch Säpel 78), Barth. Rieser (Ritzel Bachtal 37), Veit Diepotsch (Anar Veitl 103/4).

III. Mittelzillertal.

Fleidl = am wiɒnkxl̩ (2), *Hanser* = rādlɽ (4, 6), *Rahm* = pfrôdlàr (4, 22), *Lublasser* = wêbàr (5), *Schnellrieder* = šondɽ (6, 14), *Kolland* = baim wo͡ljn̩ (7), *Kröll* = dɐnkɽ (9, 29, vgl. Hohenzillertal), *Egger* = grûəbmàr (12, 26), *Geisler* = rātšn̩ (17), *Fankhauser* = tûdlɽ (19), *Schönherr* = winthôgɽ (20, 32), *Oblasser* = šmîanɽ (26, vgl. Hohenzillertal), *Jos. Hotter* = lêdɽɽ fepl̩ (33,

[1]) Die Zahlen bezeichnen die Hausnummern nach Hahns Angabe.

[2]) Diese Namen werden in der Regel mit „bai“ verbunden, z. B. baim dɐnkɽ, baim šondɽ, ba(i)n šet̄l̩.

vgl. Niederzillertal), *Gruber* = baš̩r (34), *Lechner* = wišpitàr (35, vgl. Niederzillertal), *Klocker* = šet̩l (37), *Schiestl* = haiflipàr (37, vgl. Hohenzillertal), *Tropmaier* = rôbmàr (38), *Hechen'eitner* = bai dr̩ Tirôl̩r šmîdə (28, 38), *Innerbichler* = nóiberjàr (39), *Kröll* = tüdl̩r (41), *Wexelberger* (šélhèr, Junggesellenhaus). Hahn nennt noch folgende Namen, die ich nicht gehört habe: Jac. Oblasser (gen. Gitsch Jokal 1), Cajetan Steindl (Hochstun Kaidl 6), Johs. Kröll (Schober Hannes 9), Simon Dremel (Ripel Simei 10), Matthias und Jakob Rahm (Götel Hoisal und Jokal 10, 15), Jos. Hirner (Geisel Säpal 11), Cajetan Hotter (Mäler Caidl 12), Jos. Wegscheider (Brugger Säparl 13), Johs. und Jos. Geisler (Barleitner Honnes und Säpe 15, 16), Andr. Bendl (Mühlbacher Andarl 18), Degesser (Oeder 21), Georg Schiestl (Bühal Jürgal 23), Sebast., Johs. und Jos. Rahm (Schmolz Woschtal, Hoanes und Säparl 23, 27, 41), Hotter (Holder 30, vgl. Hohenzillertal), Wechselberger (Stachzer 31), Paul Gruber (Hochstoan Paul 34); ferner im Junggesellenhause Isaak Wexelberger (Soxner Isaak), Simon Kröll (Millner Simei), Jos. Gruber (Boarer Säpel), Barth. Rieser (Gaschschteiger Bachtal), Matth. Schwemmberger (Pfischter Hoisal).

Anhang II. Als kleine charakteristische Probe natürlicher ungekünstelter Sprache sei ein kurzer Bericht über tägliches Essen und Trinken der Tiroler gegeben.

ts'môagn̩št gent sə ts'êaxt ü də ôabatə, oft gent sə fôamasen̩; oft gent sə mêr ôabatn̩ bis tsum mitôgə unt oft esnt sə mitôk: hauptféχlax mílχkôχ, rämkôχ, kropfn̩, štraubn̩, nökxn̩; oft ôabatn̩t sə mêr wait̩r bis tsum úntan; dext hôbn̩t sə a milχ unt a brôat dr̩tsüə; oft ôabatn̩t sə mêr bis knoxts, dext esn̩t sə mêr a milχkôχ. Man nimt a pfonə, maxt an aibrenax unt oft gîəsn̩t sə də milχ drai, unt oft, wen də milχ foidət, bêfənn̩t sə's mêlə drai ai de milχ, rîərn̩t 's a tswôa mol umə unt losn̩t 's ûfîədn̩, tent oft nôχ a bis̩l šmolts drauf unt oft losn̩t sə's küəln̩ unt oft esn̩t sə's. Unt də flaišknêd̩l esn̩t sə gêan: 's wêaxt a rôaxəs flaiš khokt, uənə ôarə drükšlôgn̩, a mêlə drauf, a bis̩l milχ ügüsn̩, unt oft gərîəxt tsun an tôagə; oft wêaxt an ülef̩l fül nox n̩ óndan tôak gənomn̩ unt a's fîədendə wos̩r drai; losn̩t sə dôl dürxfîədn̩, unt oft wêaxt a bis̩l flaišbrîə ü də knêd̩l drügüsn̩ unt bêaxt gesn̩ — 's išt a gûətə móltsait.

Zumorgens gehn sie zuerst an die Arbeit, nachher gehn sie Frühstück- (Vorimbiss-) essen; dann gehn sie weiter arbeiten bis zum Mittage (betont

Digitized by Google

mitôgə; mitôk ist „Mittwoch"), und dann essen sie Mittag: hauptsächlich Milchkoch (Milchbrei), Rahmkoch, Krapfen, Strauben, Klösse. Dann arbeiten sie wieder weiter bis zum Vesperessen (Untern): da haben sie eine Milch und ein Brot dazu; nachher arbeiten sie weiter bis abends, da essen sie wieder Milchbrei. Man nimmt eine Pfanne, macht eine Einbrenne, und dann giessen sie die Milch hinein, und nachher, wenn die Milch siedet, quirlen sie (besenen sie) das Mehl hinein in die Milch, rühren es (ein) zweimal um und lassen es ankochen, tun dann noch ein bischen Butter drauf, und dann lassen sie es kühlen, und dann essen sie es. Und die Fleischknödel essen sie gern: es wird (ein) rohes Fleisch gehackt, einige Eier drangeschlagen, (ein) Mehl drauf, ein bischen Milch drangegossen und dann gerührt zu einem Teige; dann wird ein Löffel voll nach dem andern Teig genommen und ins siedende Wasser hinein; lassen es tüchtig durchkochen, und dann wird ein bischen Fleischbrühe an die Knödel drangegossen und wird gegessen — es ist eine gute Mahlzeit.

Literatur.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, herausgegeben von Rudolf Lehmann; Anhang für die **Provinz Schlesien** von Dr. O. Altenburg und Professor Dr. F. Muth. Leipzig, G. Freytag. 1906.

Der Gedanke, dass die Schüler der höheren Lehranstalten zu wenig mit der Geschichte und Eigenart ihres engeren Vaterlandes vertraut sind, ist mündlich und schriftlich schon oft geäussert worden. Nun haben wir Schlesier ja die vom Pestalozzivereine herausgegebenen vortrefflichen Bunten Bilder aus dem Schlesierlande, die für den Unterricht auch an den höheren Schulen gewiss mit gutem Erfolge benützt werden, aber sie sind doch nur in der Hand sehr weniger Schüler und das einmal Gehörte schwindet zu schnell aus dem Gedächtnisse. Man wird daher die Absicht, den Schülern ein Lesebuch in die Hand zu geben, das ihnen von Geschichte und Natur ihrer Heimatprovinz eingehend erzählt, gut heissen. Ein solches ist jetzt für Schlesien als Anhang zu dem Lehmannschen Lesebuche im Freytagschen Verlage erschienen, es sei aber darauf hingewiesen, dass es nicht bloss mit dem Lehmannschen Lesebuche zusammen, sondern auch für sich bezogen, also auch an den Anstalten eingeführt werden kann, in denen andere Lesebücher gebraucht werden. Zwei Glogauer Schulmänner, Gymnasialdirektor Altenburg und Professor Muth, haben den Stoff gesammelt und ihn auf je ein Heft für die Unter-, Mittel- und Oberstufe (0,60; 0,50; 0,60 M.) der höheren Schulen verteilt. Abschnitte aus grösseren Werken oder Aufsätze über Schlesiens Natur, Handel, Gewerbe, Geschichte, Kultur und Kunst, fast nur von schlesischen Schriftstellern, werden mitgeteilt; neben Gryphius, Logau, Christian Günther sind besonders die schlesischen Dialektdichter berücksichtigt. Natürlich ist auch Volkskundliches, Sagen, Bräuche, Volkslieder, aufgenommen worden, es hätte aber gerade darin viel mehr geboten werden sollen. Chamissos „Männer im Zobtenberg", doch ein recht mattes Gedicht und ebenso wie Heinzels „Christkindlein" den Schülern

Digitized by Google

der Unterstufe kaum verständlich, würde man gern vermissen, dafür aber lieber einige der wunderschönen Szenen aus den schlesischen Weihnachtsspielen sehen. Auf jeden Fall aber wird die Sammlung gewiss ihren Zweck erfüllen, „die schlesische Jugend zur liebevollen Vertiefung in die schlesische Eigenart anzuregen". Möchte sie nur recht bald an vielen Anstalten eingeführt werden.

Dr. F. Pradel, Glogau.

Seiler, Friedrich. Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. I. Teil: Die Zeit bis zur Einführung des Christentums. 2. Aufl. Halle 1905, Buchhandlung des Waisenhauses. M. 2,20.

Der Verfasser beginnt das klar und gut geschriebene Büchlein mit einer Vorrede, die sich gegen die Puristen wendet, und erklärt es für einen Frevel an der deutschen Sprache, eingebürgerte einfache Fremdwörter durch Zusammensetzungen verdrängen zu wollen. Der Sprachverein bekommt dabei sein Teil ab, aber für heute doch wohl unverdientermassen, denn er geht zumeist mit Umsicht und Sachkenntnis vor. Das Unheil kommt vielmehr daher, dass öfters Behörden, deren Angehörige weder durch ihren Bildungsgang noch durch ihre amtliche Erfahrung zu massgebender Beurteilung deutscher Spracherscheinungen befähigt sind, mit jener Sicherheit, die sich so oft mit Unkenntnis verbindet, auf diesem Gebiete befehlen wollen. In Schule und Leben machen wir Germanisten gar häufig eine Erfahrung, die den Vertretern der meisten anderen Wissenschaften erspart bleibt: über deutsche Sprache wird frisch darauf geurteilt und verordnet, denn „deutsch versteht jeder"; und so haben auch jene Männer gedacht, die uns die „Ortsunterkunft" statt „Quartier", „Truppenstandort" statt „Garnison", „Fernsprecher" für Telephon" kraft ihres Amtes beschert haben und nicht ahnten, dass sie mit solchen Wortbildungen unsere Sprache verunreinigten und nicht für die Kraft und Würde, sondern für den schlechten Geschmack unseres Volkes eintraten. Wie stünde es um unsere deutsche Sprache, wenn von jeher für neu eingeführte Begriffe in solcher Weise Komposita geschaffen wären! Durch solche Erwägung gewinnt die Vorrede berechtigten Zusammenhang mit der Anordnung und Erklärung der Lehn- und Fremdworte, die der Verfasser in den folgenden Kapiteln gibt. Er beweist durch sie historisch, dass er mit seiner Ablehnung der Zusammensetzungen im Rechte ist. Aber sonst geht er, wie so Mancher vor ihm, in seiner Gegnerschaft gegen die Sprachreiniger bisweilen zu weit. Dass „gelegentlich eingestreute Wörter von einem etwas ungewöhnlichen Klang und Tonfall eine erfrischende Unterbrechung der Rede bilden", dass „Worte wie General, Offizier, Major, Kanone, Brigade, Disziplin blankblitzenden Schwertklingen gleichen" sollen, beruht auf vorgefasster Meinung oder einer alteingewurzelten, immer noch nicht ausgerotteten Sentimentalität sprachwissenschaftlicher Auffassung, die — auch über die onomatopoetischen Worte hinaus — eine innere Beziehung zwischen Laut und Bedeutung annahm. Dürften doch, nach ihrem Lautwerte und Rhythmus beurteilt, Mineral, Barbier, Pastor, Kanzone, Ballade, Medizin die gleichen Ansprüche auf militärischen Klang haben, und doch werden sie dem Verfasser wohl ebenso friedlich erscheinen, wie umgekehrt der echt deutsch tönende „Feldwebel" oder „Laufschritt" durch ihren Gefühls- und Erinnerungswert manchen recht militärisch anmuten werden. Solche Gründe

also wollen wir für die Fremdwörter lieber nicht anführen; wohl aber lässt sich ihr historischer Wert geltend machen, und ihn hat der Verfasser trefflich in den folgenden Kapiteln dargelegt. Zunächst wird erörtert, wie Lehnwort und Lautwandel gegenseitig die Zeit bestimmen, in die sie gehören, dann werden die Beziehungen der Kelten und der Römer zu den Deutschen dargestellt und schliesslich die einzelnen Kulturgebiete beschrieben, die durch zahlreiche Entlehnungen bestimmt sind: Rechts- und Kriegswesen, Handel, Münzwesen, Ackerbau, Weinbau, Viehzucht, Küchenwesen — ein gewaltiger Einfluss des gesamten häuslichen und wirtschaftlichen Lebens; eine weitere Epoche bildet die Einführung des Christentums, und diese ist durch die ältesten kirchlichen Entlehnungen vertreten.

Mit Umsicht sind die einschlägigen Arbeiten benutzt. Ich müsste zu diesen Stellung nehmen, wollte ich Einzelheiten erörtern. Deren gäbe es freilich viele zu besprechen. Z. B. lässt sich (S. 4) *Gruft* — wenn anders es nicht besser als deutsche Bildung zu *graben* gestellt wird — keineswegs direkt an crypta anknüpfen; dass das Wort *Pflug* nicht germanisch sei, lässt sich mit Sicherheit nicht behaupten (S. 9); ebensowenig ist erwiesen, dass das germanische Wort für *Eisen (isarn)* aus dem Keltischen entlehnt sein müsse, denn auch Urverwandtschaft mit irisch *iarn* wäre denkbar; die *Gabel* (S. 13) muss mit irisch *gabul* urverwandt sein, wenigstens kann ich mir die altenglische Form (*ȝeafol*) und die niederdeutsche (*gawel* und *gaffel*) nicht aus der keltischen erklären; der deutsche *Dienstag* ist nicht eigentlich nach dem Thingsus benannt worden, und es sind nicht Friesen, sondern Twenther gewesen, die ihre Altäre in Britannien errichtet haben (S. 34); wenn das Wort *manger* (bairisch z. B. *Tuch-manger*, englisch *fish-monger*), das auch ins Lateinische als *mango* übernommen ward, von *man* abgeleitet und darum in erster Linie als „Menschenhändler" erklärt wird, so ist das doch sehr gesucht und trägt den Lauten keine Rechnung (S. 40); ein unglückseliger Druckfehler ist es, wenn (S. 35) wiederum statt des Alemannen Hebel, der den Dienstag *Zistig* nenne, der Dietmarse Hebbel erscheint. Solche und andere Ausstellungen aber tun dem Urteil keinen Abbruch, dass wir das Büchlein in seiner neuen Auflage gern empfehlen und uns freuen werden, bald auch den zweiten Band zu sehen. Ss.

Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die **Brüder Grimm**. 32. Aufl., besorgt von Reinhold Steig. Stuttgart und Berlin 1906, J. G. Cottasche Buchhandlung. XXXVIII und 589 Seiten. M. 5,00.

Bald sind hundert Jahre verflossen, seitdem im Jahre 1812 in erster Auflage der erste Band der Märchen gedruckt war, mit der Widmung „an die Frau Elisabeth von Arnim für den kleinen Johannes Freimund", Arnims und Bettinas erstes Kind. Freilich war eigentlich diese wertvolle Sammlung nicht für Kinder gedacht, und es ist ja auch manches Herbe und Grausame darin, das dem kindlichen Empfinden fremd ist und es gar verletzt. Aber es war doch soviel Herrliches und Wahres, soviel Kraft und Phantasie darin, dass bald Gross und Klein in diesem Werke einen gemeinsamen Schatz ehrte und sich nichts davon nehmen liess. Es war eine Arbeit, der Brüder Grimm würdig; vor allem danken wir sie Wilhelm. Die Märchen sind nicht einfach den Erzählungen, wie sie vernommen wurden, nachgeschrieben, sondern sie sind aus ihnen geschaffen. Was die

Digitized by Google

Schwestern Wild von der „alten Marie“ gehört, was die Grimmsche, Hassenpflugsche, Haxthausensche Familie und Frau Jordis beigesteuert hatten, war im ersten Bande zusammengetragen; für den zweiten Band, der 1815 erschien, hatte das meiste die Frau Viehmännin, eine alte Bäuerin aus Zwehren, erzählt. Bei unserer heutigen Art, wissenschaftlich zu sammeln, wünschen wir zuverlässigen Anschluss an die mündliche Quelle; und das mit Recht: denn nur dem grossen Kenner wird es möglich sein, aus manchen Erzählungen eine wertvolle Einheit zu gestalten; nur dem, der diese Märchenposie mit seinem Volke fühlt, ist es vergönnt, die duftigen Blüten, die er gepflückt, frisch zu reichen. Wilhelm Grimm war das gegeben, und der schönste Lohn, der ihm werden konnte, war der, dass jeder Deutsche ihm im Herzen gedankt hat bis auf den heutigen Tag. Die siebente grosse Ausgabe (von 1857) war die Ausgabe letzter Hand, und auf ihr beruht die 32. Auflage, die jetzt Reinhold Steig pietätvoll besorgt hat; ihm gebührt volle Anerkennung dafür, und auch für den Schmuck des Buches mit von Ludwig Grimm geschaffenen Bildern.

Es ist heute die Unsitte eingerissen, dass uns der Buchhandel — wohl in Ermanglung guter dauernder Werke zeitgenössischer Literatur — allerlei Auszüge und Verstückelungen älterer Schriftsteller für teures Geld anbietet, wo wir deren Werke längst in guten Gesamtausgaben besitzen; und das grosse Publikum fällt, ahnungslos oder eilig, darauf hinein. Das gilt auch von den „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm: wie viele „Auswahlen“, Bearbeitungen und Verballhornungen davon werden wohl jährlich für hohen Preis von solchen Leuten gekauft, die sich — wenn sie die Gelegenheit wüssten — viel lieber diese grosse vollständige und sehr preiswürdige Originalausgabe anschafften.

Ss.

Heinzel, Max. Maiglöckel. 2. Aufl. Schweidnitz 1906, L. Heege. M. 1,50.

Max Heinzels Maiglöckel sind in zweiter Auflage erschienen. Die natürliche anspruchslose Art des liebenswürdigen Dichters ist uns ja allen längst bekannt. Die Lieder sind einfach und sangbar und — das will in der heutigen schlesischen Dialektliteratur etwas heissen — wirklich schlesisch gedichtet und nicht aus der Schriftsprache übersetzt und dann mit einigen schlesischen Redensarten bestreut. Wie immer zeigt auch hier Heinzel seine Vorliebe für onomatopoetische Wirkungen und Scherze; wir kennen ja seine Froschlieder, die er so gern selber vortrug, und die dann trefflich wirkten. Mit den Kinderliedeln und Wiegenliedeln trifft er die volkstümliche Art der uns bekannten echten Verslein. Bisweilen schlägt er auch ernste Töne an und ist dann, wenn auch nicht gerade eigenartig, so doch immer geschmackvoll. Ss.

Knötel, Richard. Die eiserne Zeit vor hundert Jahren. Heimatbilder aus den Tagen der Prüfung und Erhebung 1806—1813. Kattowitz 1906, Karl Siwinna. Prachtausgabe M. 6,00. Volksausgabe M. 3,75.

Es ist ein hübsches Bilderbuch, das der treffliche Künstler dem Prinzen Eitel Friedrich gewidmet hat. — Die grosse napoleonische Zeit wird immer fesseln, und der gewaltige Feldherr muss die Begeisterung der Jugend stets aufs neue wecken, auch der deutschen. Der deutsche Patriotismus braucht dabei gar nicht zu kurz zu kommen. Es sind gute Kulturschilderungen aus jener grossen Zeit, die hier in Bild und Wort geboten werden, und sie sind auch

Digitized by Google

recht abwechslungsreich. Wir sehen uns in eine schlesische Kleinstadt versetzt, wie es die Vaterstadt des Künstlers ist, und hier nehmen wir an den Ereignissen der Weltgeschichte teil. Das Buch beginnt damit, wie Kaufleute, die von der Leipziger Messe zurückkehren, 1806 die Schreckenskunde von Jena und Auerstädt verbreiten: wir erleben die Rückkehr der nach der Schlacht Versprengten (II); als besonders gelungen sein noch folgende Bilder genannt: die Ausbildung der Krümper (IX); Frau von Bonin bringt die königliche Kasse in Sicherheit (V); vom Marsch der grossen Armee nach Russland (XI); die Verwundeten von Gross-Görschen (XVIII); der Kampf um den Kirchhof (XXV); die Flüchtlinge nach der Katzbachschlacht (XXVII). Dadurch, dass die ganze Reihe von dreissig Bildern als Erlebnis eines Einzelnen am selben Orte dargestellt ist, wird eine Kürze und Einheitlichkeit der Schilderung erreicht, wie sie sonst für so wechselnde Ereignisse nicht leicht denkbar wäre. Ss.

Höcker, Gustav. Die Belagerung von Breslau. Ein Volksbuch zur hundertjährigen Wiederkehr der Tage vom November und Dezember 1806 und Januar 1807. Kattowitz 1907, Karl Siwinna. M. 1,50.

Mit den Darstellungen des soeben besprochenen Werkes berührt sich dieses Buch auf das engste, das jeden Schlesier, besonders den Breslauer interessieren wird. Schon die Illustrationen und Karten, die dem Werke beigegeben sind, fesseln uns und erläutern gut die frische Darstellung. Ss.

Knötel, Paul und Hildegard. Oberschlesische Sagen. Kattowitz 1907, Karl Siwinna. M. 1,00.

Einfach und geschmackvoll sind diese Sagen erzählt oder — wie die Verfasser bescheiden sagen — nacherzählt. Es sind nicht bloss oberschlesische Stoffe, sondern manche finden sich auch in anderen Gebieten unserer Provinz (wie z. B. die Erzählung vom dankbaren Feuermann, der dem Fuhrmann leuchtet, als er seine Karre aus dem Kot ziehen muss, auch für die Breslauer Gegend bezeugt ist). Vielen Sagen sind unsere Leser schon in unseren „Mitteilungen" begegnet, wie auch in den Literaturangaben gesagt ist. Einige Zeichnungen (z. B. S. 13, S. 27) gereichen dem Büchlein zum Vorteil. Ss.

Mitteilungen.

Die erste Sitzung des Wintersemesters fand am 9. November im alten Auditorium maximum der Universität statt. Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung mit der Mitteilung, dass der Vorstand der Gesellschaft in seiner Sitzung vom 29. Oktober Herrn Oberlehrer Dr. Karl Olbrich, der sich durch tatkräftige wissenschaftliche Arbeit um die Volkskunde Schlesiens verdient gemacht hat, zu seinem Mitgliede ernannt habe. Sodann hielt Geheimer Justizrat Professor Dr. Felix Dahn einen Vortrag über „Eid und Gottesurteil, gerichtlicher Kampf und Blutrache bei den Germanen". Der Eid war die Anrufung der Gottheit als Zeugen der Wahrheit unter (bedingter) Selbstverfluchung: „so soll mich Gott erschlagen, wenn ich lüge!" Auch bei dem Gottesurteil werden die Götter als Zeugen der Wahrheit angerufen, aber ein grosser Unterschied ist zwischen beidem: beim Eide muss der Gott ein Wunder

Digitized by Google

tun, um den Schwörenden zu strafen; beim Gottesurteile (z. B. beim Kesselfang oder der Feuerprobe) aber ein Wunder tun, um ihn zu retten. Das Gottesurteil auch ist eine germanische Einrichtung: der Einwand, dass die Germanen keinen allwissenden, allgerechten Gott und also auch kein Gottesurteil gekannt hätten, ist hinfällig, denn auch andere Völker (man denke nur an die Griechen und Slawen) hatten dieses Beweismittel. — Der Unschuldseid stand nur dem unbescholtenen freien Volksgenossen zu, der Grundeigen im Gerichtsbezirke besass: der Unfreie galt nicht als wahrhaftig, und das Eigen war notwendig, um etwaige Ersatzansprüche im Falle des Falscheides zu befriedigen; auch durfte der Schwörende nur eiden über das, was er selbst getan oder nicht getan hatte. — War der Schwörende dem Richter nicht bekannt, so musste seine Glaubwürdigkeit durch Leumundszeugen oder Eideshelfer erhärtet werden, und solche Eideshilfe leisteten vor allen die Gesippen. Sie waren es auch, die für andere — wenn der Unschuldseid, der sich ja bloss auf die Handlung des Schwörenden bezog, nicht in Frage kam, und z. B. Eideshelfer des Gegners widersprachen — den gerichtlichen Kampf bestehen mussten; dieser war ein Stückchen Fehdegang, der für gewisse Fragen in den Rechtsgang eingeschoben war und mit dem Gottesurteil nichts zu tun hatte. — War diese Einschiebung nur für gewisse Fragen des Prozesses der Fall, so konnte bei Streitigkeiten zwischen zwei Sippen der Fehdegang den Rechtsgang vollkommen ersetzen, falls nicht der Geschädigte den letzteren wählte und die Zahlung einer Busse annahm. Bei Ermordung eines Gesippen wird — namentlich von den Frauen — auf dem Fehdegange, d. h. auf der Blutrache bestanden; jedenfalls darf nie die Vermutung aufkommen, dass Furcht und Feigheit die Ursache gewesen seien, sich mit dem Wergelde zu begnügen. Das lässt sich aus manchen Quellen, süd- wie nordgermanischen, belegen; auf Gregor von Tours und auf die Njálssaga ward besonders hingewiesen. — Der Vortragende griff sodann noch einmal auf die Gottesurteile zurück, die von der Kirche als eine Versuchung Gottes aufgefasst seien und sich auch gar nicht lange erhalten haben; die sicheren Beispiele, die uns überliefert sind, sind ausserordentlich selten, und was sonst aus diesem Gebiete erzählt wird, ist als Schwindel der Legenden aufzufassen. — Zum Schlusse seines Vortrages las der Redner eine hübsche Dichtung vor, in der er — nach einer kölnischen Überlieferung — humoristisch den Untergang der Gottesurteile besungen hat.

Die zweite Sitzung fand am 7. Dezember statt. Professor Dr. Kühnau aus Patschkau hielt einen Vortrag über „schlesische Schatzsagen". Der Redner behandelte zunächst die Bergmannssagen, die von den unterirdischen Metallschätzen erzählen; diese werden den Bergleuten von dem Berggeiste gezeigt, aber der fordert Opfer für seine Hilfe, und wo er erscheint, ist ein Unglück nahe — man rettet sich, so schnell man kann, ans Tageslicht. Die Berggeister treten in mancherlei Gestalten auf: bald ist es der vielumstrittene Rübezahl, bald sind es die Fenixmännlein oder die Herrlein. Die Sagen von ihnen berühren sich vielfach mit denen von anderen Geistern, auch von den Venedigern und Walen usw. In den zahlreichen Erzählungen vom Auszuge der kleinen Geister spiegelt sich der Kampf vom Heidentum und Christenglauben, wie so vielfach in derartigen Sagen; namentlich auch ähneln manche Geschichten von den Berggeistern denen von den Wasserdämonen, die in Teichen und Seen hausen

Digitized by Google

und damit die Zugänge zur Unterwelt innehaben. — Immer kehrt bei allen das Motiv wieder, dass sie reiche Schätze besitzen und die Menschen belohnen, indem sie ihnen scheinbar wertlose Dinge geben, die sich dem Genügsamen nachher in Gold und Silber wandeln. Im Wasser versunkene Städte mit reichen Schätzen erzählen auch von schwerem Fluche, der auf ihnen ruht, wie dann oft zu verborgenem Reichtum ein Geist als Hüter gebannt ist und sehnend auf Erlösung harrt. Meistens ist es der Besitzer, der sich von seinem Eigen nicht trennen kann; auch wohl die „weisse Frau" oder „weisse Jungfer". Wer diese armen Seelen befreit, dem geben sie zum Danke den Schatz; aber nur dem Kundigen gelingt die Erlösung, und sie ist an mancherlei Zauber geknüpft. Zu bestimmten Zeiten nur gelingt sie in ruhiger Einsamkeit und wortloser Stille mit Hilfe von Zauberschlüssel oder Springwurzel u. dgl. — So gab der Vortragende, mit reichem Stoffe arbeitend, eine klare, sicher und vorsichtig gezeichnete Schilderung der schlesischen Schatzgraben und weckte in uns die Hoffnung, dass wir in nicht zu ferner Zeit auch dieses Gebiet in unseren „volkstümlichen Überlieferungen" behandelt sehen mögen.

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen und Mitteilungen von den Herren Dr. O. Wilda in Breslau, Professor Nestler in Prag, Dr. O. Wilpert in Oppeln, Lehrer R. May in Görlitz; Fräulein Emma Saxl in Prag. Besonders nennen wir die von Herrn Königl. Kreisschulinspektor Braune in Görlitz eingesandten Berichte der Herren Lehrer Soa und Gebauer und der Lehrerinnen Fräulein Frahnert und Reiche. Für jede weitere Mitteilung von volkskundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei: **aus Breslau:** Universitätsprofessor Dr. Herbert Meyer, Universitätsprofessor Dr. J. Sickenberger, Dr. med. W. Kühnau, Architekt Wilhelm Heller, Oberlehrer Dr. Neckel, Domkapitular Prof. Dr. Sprotte, Oberlehrer Dr. E. Mätschke; **von auswärts:** Lehrer Theodor Weidlich in Rotsürben Kr. Breslau, Oberpostassistent P. Schwede in Bad Salzbrunn, die Kreislehrerbibliothek in Hirschberg, Universitätsprofessor Dr. Matthias Konrath in Greifswald.

Die nächste Sitzung der Gesellschaft findet am Freitag, den 11. Januar 1907 um 8 Uhr im Hörsaal I der Universität statt. Universitätsprofessor Dr. K. Drescher wird einen Vortrag halten über das Thema: „Der Frankfurter Dialektdichter Friedrich Stolze. Ein Zeitbild aus den Tagen der deutschen Einheitskämpfe". — Die Sitzung am 8. Februar 1907 wird der Erinnerung an Philo vom Walde gewidmet sein. Paul Keller und Professor Dr. Körber werden sprechen.

Die „Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde" erscheinen seit 1904 nicht mehr als einzelne Nummern, sondern als vollständige Hefte in zwangloser Folge.

Beiträge für die „Mitteilungen" und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Herausgeber Univ.-Prof. Dr. **Theodor Siebs,** Breslau XIII, Hohenzollernstr. 53, II.

Schluss der Redaktion: 27. Dezember 1906.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin Trebnitz i. Schles.

MITTEILUNGEN

DER

SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT

FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS.

Band IX.

Jahrgang 1907. — Heft XVII und XVIII der ganzen Reihe.

BRESLAU

Selbstverlag der Gesellschaft

(für den Buchhandel zu beziehen durch Max Woywod's Verlag, Breslau VIII)

1907.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

Seger, Museumsdirektor und Privatdozent Dr. phil. H., Die vorgeschichtlichen Bewohner Schlesiens . . . . . XVII S. 1
Nehring, Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. phil. W., Serbische Volkslieder, insbesondere serbische Volksepik . . . . . XVII S. 18
Pradel, Dr. phil. F., Alte und neue Heil- und Zauberbräuche . XVII S. 35
Andree-Eysn, Marie, Über die Berechtigung des Ausdruckes „Votivkröte“ . . . . . XVII S. 48
Siebs, Univ.-Prof. Dr. phil. Th., Wie sollen wir die schlesischen Mundarten schreiben? . . . . . XVII S. 54
Kahle, Univ.-Prof. Dr. phil. B., Heidenwerfen . . . . . XVII S. 70
Fuchs, Univ.-Prof. Dr. phil. C. J., Zur Geschichte der schlesischen Agrarverfassung . . . . . XVII S. 71
Dittrich, Prof. P., Zum schlesischen Bauerngarten . . . . . XVII S. 90
Kahle, Univ.-Prof. Dr. phil. B., Eselsfresser . . . . . XVII S. 92
Drechsler, Gymnasialdirektor Prof. Dr. P., Das auslautende e im Schlesischen . . . . . XVII S. 95
Nestler, Prof. J., Eine Breslauer Geschichte vom Feuermann . XVII S. 104
Fraenkel, Univ.-Prof. Dr. phil. S., Die Sage von der Gründung Krakaus . . . . . XVIII S. 1
Klapper, Dr. phil. J., Das Gebet im Zauberglauben des Mittelalters . . . . . XVIII S. 5
Olbrich, Dr. phil. K., Drei schlesische Abarten der Nonnenmäre XVIII S. 42
Kropp, Werner, Bremen im Volkslied . . . . . XVIII S. 61
Kühnau, Prof. Dr. phil., Schlesische Schatzsagen als Quelle schlesischen Volksglaubens . . . . . XVIII S. 68
Hellmich, Königl. Landmesser M., Allerlei „Überflüssiges“ aus dem Grünberger Kreise . . . . . XVIII S. 98
v. Unwerth, Dr. phil. d. W., Flurnamen aus dem Gebirge und aus Niederschlesien . . . . . XVIII S. 104
Lustig, Dr. med. G., Die alten Grenzzeichen und der Kriemhildenstein am Zobtenberg . . . . . XVIII S. 108

Digitized by Google

Drechsler, Gymnasialdirektor Dr. phil. P., Zur Wortbildung im Schlesischen . . . . . XVIII S. 115
Gebhardt, Lehrer T., Eine Bauernhochzeit in der Brieger Gegend vor 50 Jahren . . . . . XVIII S. 119
Siebs, Univ.-Prof. Dr. phil. Th., Wo ist die Breslauer Armesünderglocke? . . . . . XVIII S. 123
Fraenkel, Univ.-Prof. Dr. phil. S., Nachtrag zu der Sage von der Gründung Krakaus . . . . . XVIII S. 125

Besprechungen.

Lichter, August, Mietebrenge. Von W. v. Unwerth . . . XVII S. 108
Hoppe, Hermann, Der Dorftyrann. Von W. v. Unwerth . . XVII S. 109
Schlesiens volkstümliche Überlieferungen I—III . . XVIII S. 125
d'Ancona, Alessandro, La poesia popolare italiana. Von Universitätsprofessor Dr. phil. K. Appel . . . . . XVIII S. 125
Rost, Paul, Die Sprachreste der Dravänopolaben. Von Ss. . . XVIII S. 127
Brohm, Helgoland in Geschichte und Sage. Von Ss. . . . XVIII S. 128
Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Nr. III. Sitte und Brauch in der Landwirtschaft. Von Ss. . . . . XVIII S. 129
Des Knaben Wunderhorn, herausg. von E Grisebach . . XVIII S. 129
Bonus, Arthur, Isländerbuch. Von Oberlehrer Dr phil. W. H. Vogt XVIII S. 129
Keller, Paul, Der Sohn der Hagar. Von Ss. . . . . XVIII S. 130
Rössler, Robert, Närrsche Kerle. Von W. v. Unwerth . . . XVIII S. 131
Neue schlesische Zeitschriften: Schlesien; Schlesische Heimatsblätter . . . . . XVIII S. 131
Oels, Friedrich, Bauernblut. Von Ss. . . . . XVIII S. 132
Der gemittliche Schläsinger . . . . . XVIII S. 132

Geschäftliche Mitteilungen.

Sitzungsberichte . . . . . XVII S. 109, XVIII S. 132
Eingänge . . . . . XVII S. 112, XVIII S. 134
Nachrichten und kurze Anzeigen . . . . . XVII S. 112, XVIII S. 134

Digitized by Google

Die vorgeschichtlichen Bewohner Schlesiens.

Von Dr. Hans Seger.

Von den beiden Elementen der heutigen Bevölkerung Schlesiens sind die Deutschen erst im 12. und 13. Jahrhundert eingewandert. Die ältesten urkundlichen Nachrichten zeigen das Land von den slawischen Lechen besetzt. Aber auch sie sind nicht seine ersten Bewohner. Vor ihnen haben Germanen der vandalischen Völkergruppe hier gesessen. Die Berichte der griechischen und römischen Schriftsteller sprechen sich hierüber unzweideutig aus, und sie verdienen Glauben, weil sie auf voneinander unabhängigen Aussagen der Germanen selbst beruhen. Sie werden überdies durch den Verlauf der historischen Begebenheiten und durch die Namenforschung bestätigt. Das Riesengebirge hiess das vandalische, der alte Name der Oder, Viadua, ergibt ein Wort vom echtesten deutschen Gepräge [1]) und der Name Schlesien erinnert noch heute an den einen der beiden vandalischen Hauptstämme, die Silingen.

Von einem grossen Teile der polnischen, tschechischen und russischen Gelehrten wird freilich trotz alledem die Meinung verfochten, dass das Land zwischen Weichsel und Elbe, ebenso wie Böhmen und Mähren, seit den ältesten Zeiten dem slawischen Volkstum zu eigen gewesen sei. Die Angaben der Alten werden entweder für irrtümlich und die von ihnen als germanisch bezeichneten Stämme für slawische erklärt, oder man gesteht zwar zu, dass die Germanen eine Weile die Herrschaft ausgeübt hätten, aber nur als Eroberervolk und herrschende Oberschicht, wie später in den romanischen Ländern. Die Hauptmasse der Bevölkerung habe nach wie vor aus Slawen bestanden. Auf diese Weise bringt man es zu Wege, nicht bloss die geschichtlichen Wohnsitze der Slawen, sondern fast ganz Deutschland und Oesterreich-Ungarn von der Ostsee bis ans adriatische Meer und bis an den Rhein für das

[1]) Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. 2. Bd., Neuer Abdruck 1906, S. 209 f.

Digitized by Google

Urslawentum zu retten. Kräftig hat Müllenhoff diese Phantasien zurückgewiesen. Er nennt die Annahme, dass in dem Gebiete von der Oder oder dem Riesengebirge, ja von der Elbe an ostwärts Slawen als untertänige Urbevölkerung neben und unter den Germanen gesessen hätten, „eine Vermutung, die in Wahrheit jedes Anhaltes und vernünftigen Grundes entbehrt" und „das unsinnige lächerliche Ziel verfolgt, den Germanen den Ursprung und die Existenz abzuschneiden". Von einer slawischen Beimischung könne bei den hochdeutschen Stämmen, die von der oberen und mittleren Elbe an die obere Donau und den Rhein abrückten, nicht die Rede sein, und ebensowenig zeige sich davon eine Spur bei den östlicheren Völkern, den Goten, Vandalen, Burgunden, Rugen und Skiren. „Die Weichsel, soweit nicht die Goten auf ihrem rechten Ufer herrschten, galt als die Grenze und war, nach allem was wir wissen und ermessen können, wirklich die Grenze, die bis auf die Zeiten der Wanderung Germanen und Slawen schied. Diese Tatsache ist so wohl begründet und so wohl bezeugt, wie nur eine aus unserem Altertum".

Die Germanen waren also vor den Slawen da. Seit wann sie aber im Lande und ob sie seine ersten Bewohner waren, darauf geben uns die historischen und sprachlichen Zeugnisse keine Auskunft. Unter diesen Umständen würden wir wohl für immer auf genauere Aufschlüsse verzichten müssen, wenn uns nicht in den erhaltenen Altertumsresten und Funden ein Hilfsmittel zu Gebote stände, das vor allen anderen Erkenntnisquellen den Vorzug der unmittelbaren Zeugenschaft und absoluten Gleichzeitigkeit besitzt.

Seine Brauchbarkeit für die Stammeskunde lässt sich an der Hand historischer Beispiele leicht erweisen. Die keltischen Nehropolen in Oberitalien, die germanischen Gräberfelder der Völkerwanderungszeit in Italien, Frankreich und Spanien, die angelsächsischen Gräber in England und die zahlreichen Spuren von dem Aufenthalte der nordischen Wikinger auf den britischen Inseln würden über die Anwesenheit dieser Völkerschaften keinen Zweifel lassen, auch wenn die Geschichte nichts darüber zu berichten wüsste. Lassen sich doch sogar die Hinterlassenschaften zweier so nahe verwandter Stämme, wie der Goten und Langobarden, auf dem gemeinsamen italienischen Boden deutlich unterscheiden[1]). So

[1]) Götze, Gotische Schnallen. Berlin 1907.

Digitized by Google

können wir auch in Schlesien mit Bestimmtheit sagen, welche Altertümer den Slawen, welche den Germanen zuzuweisen sind. Für die Beurteilung der Methode wird es vielleicht von Interesse sein, zu erfahren, wie man dazu gekommen ist.

Als diese Frage zuerst erörtert wurde, glaubte man sie auf Grund der körperlichen Überreste in den Gräbern entscheiden zu können. An vielen Punkten Ostdeutschlands waren in Reihen angelegte Begräbnisplätze mit ausgestreckten Skeletten von teilweise länglicher Schädelbildung [1]) entdeckt worden. Hierin sah man ein Kennzeichen der germanischen Rasse, und man wurde dadurch bestärkt, dass auch die Gräberfelder der Völkerwanderungszeit in Süddeutschland und vom Rhein eine ähnliche Anordnung und Lage der Skelette zeigten. Von den Slawen dagegen wusste man aus den gelegentlich erwähnten kirchlichen Verboten, dass sie noch in sehr später Zeit der Sitte der Leichenverbrennung huldigten. Nichts schien natürlicher, als dass ihnen die zahlreichen Urnenfriedhöfe mit Brandbestattung zuzuschreiben seien.

Es sind jetzt gerade dreissig Jahre her, dass ein junger dänischer Gelehrter, Sophus Müller, der jetzige Direktor des Nationalmuseums in Kopenhagen, die Unrichtigkeit dieser Auffassung bewiesen hat. Auf einer Reise zum Studium der europäischen Sammlungen hatte er auch das Breslauer Museum besucht. Seine mündlich geäusserten Ansichten über die schlesischen Funde waren in der Zeitschrift „Schlesiens Vorzeit“ nicht ganz zutreffend wiedergegeben worden, und als Antwort sandte er von Kopenhagen aus eine kleine, aber äusserst gründliche Abhandlung über jene ostdeutschen Reihengräber ein. Darin zeigt er, dass sie in Einrichtung und Ausstattung von den alemannischen, fränkischen und sächsischen Friedhöfen in Süd- und Westdeutschland, der Schweiz, Frankreich und England vollständig abweichen. Namentlich bezeichnet er als charakteristisch für sie bronzene oder silberne offene Ringe mit einem glatt abgeschnittenen und einem S-förmig zurückgebogenen Ende. Sie liegen regelmässig neben dem Kopfe, meist zu beiden Seiten und bis zu 7 Stück bei einem Skelett. An einem Lederriemen befestigt, gaben sie einen eigentümlichen Kopfschmuck ab. Die geographische Verbreitung dieser sogen. Schläfenringe

[1]) Die vermeintliche Langköpfigkeit dieser Skelette ist jedoch durch die späteren, an einem viel umfassenderen Material und mit verbesserten Methoden ausgeführten Untersuchungen nicht bestätigt worden.

Digitized by Google

und der durch sie charakterisierten Gräberfelder reicht in Deutschland genau so weit nach Westen, wie die Slawen erwiesenermassen vorgedrungen sind. Sie finden sich ferner in Böhmen, Mähren und Oesterreich, in Ungarn, Polen und Russland, kurz überall, wo heute oder früher slawische Stämme bezeugt sind. Dagegen ist aus rein germanischen Gegenden auch nicht ein Schläfenring bekannt, wohl aber findet man in den dortigen Reihengräbern viele Arten von Altertümern, die wieder in den slawischen Ländern fehlen. Die beiderseitigen Fundverhältnisse schliessen also einander aus, ein Beweis, dass es sich hier um nationale Verschiedenheiten handelt und dass der erwähnte östliche Gräbertypus den Slawen zugeschrieben werden muss.

Damit steht im Einklang, dass die in den Gräbern mehrfach gefundenen Totenmünzen ihre verhältnismässig späte Datierung ergeben haben. Es sind meist sogenannte Adelheitspfennige, Denare aus den ersten Regierungsjahren Ottos III., also aus dem Ende des 10. Jahrhunderts. Auf dieselbe oder eine wenig ältere Zeit deuten auch die Hacksilberfunde, vergrabene Silberschätze, in denen ausser Münzen und ausländischen Schmucksachen öfters Schläfenringe vorgekommen sind.

Vor Sophus Müller hatte schon Virchow an der Hand des Scherbenmaterials aus den nachweislich im 12. Jahrhundert zerstörten Slawenburgen von Alt-Lübek, Arkona und Garz auf Rügen und Julin auf der Insel Wollin festgestellt, dass sich die slawische Keramik sowohl von derjenigen älterer vorgeschichtlicher Perioden in derselben Gegend, wie von der gleichzeitigen in Westdeutschland und Skandinavien in ganz bestimmter Weise unterscheidet. Diese nunmehr als Burgwalltypus bezeichnete Töpferware wurde fortan ein untrügliches Merkmal slawischer Hinterlassenschaften. Hiernach konnte vor allem die grosse Mehrzahl der Burgwälle des östlichen Deutschlands ethnologisch und zugleich chronologisch fixiert werden. Dadurch war man aber auch in der Lage, den hin und wieder beobachteten Brandgräbern, in denen ein solcher Topf als Aschenbehälter verwendet war, ihre richtige Stellung anzuweisen. Vielleicht fallen diese Brandgräber in eine etwas frühere Periode als die mit Körperbestattung. Jedenfalls beseitigen sie den scheinbaren Widerspruch zwischen den von einzelnen Chronisten bezeugten Verboten der Verbrennung und den archäologischen Tatsachen.

Digitized by Google

Für die Frage nach den germanischen Hinterlassenschaften ist von der Periode auszugehen, wo eine germanische Bevölkerung in unseren Gegenden geschichtlich nachgewiesen ist, also von den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt. Dank der damaligen engen Berührungen mit der römischen Weltkultur bereitet die Datierung keine Schwierigkeit. Römische Münzen und Importwaren aller Art treten in den Funden so häufig auf, der Einfluss der fremden Vorbilder auf die heimische Produktion ist so offenkundig, dass über die Zeitstellung der betreffenden Gruppe von Altertümern nicht der geringste Zweifel walten kann. Es kommt hinzu, dass das aus ihnen gewonnene Bild in seinen wesentlichen Zügen durchaus den Zuständen entspricht, die wir nach den historischen Verhältnissen bei den Germanen jener Epoche erwarten dürfen. Ein kriegerischer Geist verrät sich in der regelmässigen und reichlichen Ausstattung der Männergräber mit Waffen, vor allem mit Schild und Speer, dem unentbehrlichen Rüstzeug des freien Mannes; eine einfache Lebensführung in der Seltenheit wertvollen Schmuckes während der früheren, ein steigender Reichtum und Luxus in der Menge von Gold- und Silbersachen und anderen erbeuteten Kostbarkeiten während der späteren Jahrhunderte. Und wenn nach allem, was wir aus den literarischen Quellen wissen, Ostgermanien im Laufe des vierten und fünften Jahrhunderts von seinen alten Einwohnern fast ganz verlassen worden ist, so erhalten wir auch dafür die volle Bestätigung in den Funden. Aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts haben wir noch zahlreiche Gräber — die Königsgräber von Sacrau sind in die letzten Jahrzehnte zu setzen —, im vierten Jahrhundert werden die Funde spärlicher, und aus dem fünften liegen sie nur ganz vereinzelt vor. Aus den nächstfolgenden Jahrhunderten sind überhaupt keine mehr bekannt. Wenn damals, wie doch wohl anzunehmen ist, die Slawen schon in grösserer Zahl eingewandert waren, so müssen sie eine so niedrige Kultur gehabt haben, dass sich ihre Reste der Beobachtung entziehen. Es ist bezeichnend, dass in den germanisch gebliebenen Teilen Deutschlands und in Skandinavien der entsprechende Zeitabschnitt zu den fundreichsten der gesamten Vorzeit zählt.

Bis dahin hatten wir sozusagen festen Boden unter den Füssen, d. h. die archäologischen Tatsachen konnten durch die geschichtlichen kontrolliert, ergänzt und gedeutet werden. Aber der bisher behandelte Abschnitt, das erste Jahrtausend n. Chr., umfasst nur

Digitized by Google

einen verschwindend kleinen Bruchteil der Funde. Die ungeheure Mehrzahl fällt in einen jenseits aller schriftlichen Ueberlieferung liegenden Zeitraum. Sollte auch für diese eine ethnographische Bestimmung möglich sein? Früher machte man sich die Antwort leicht. Man identifizierte einfach die Begriffe vorslawisch und germanisch und übertrug den letzteren auf alle älteren Funde, in erster Reihe auf die grossen Urnenfriedhöfe der Bronze- und Hallstattperiode und die mit ihnen gleichzeitigen Befestigungen und Wohnanlagen. Diese Gleichsetzung würde nur dann berechtigt sein, wenn sich beweisen liesse, dass die Kulturentwickelung innerhalb des vorslawischen Zeitalters niemals eine solche Unterbrechung erfahren hat, wie sie durch die Einwanderung eines neuen Volkes bedingt gewesen wäre. Denn alsdann würde es einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben, dass der Stamm der Bevölkerung unverändert geblieben ist, und dass folglich die zur Römerzeit ansässigen Germanen als die Urbewohner des Landes anzusehen sind.

Für das nordische Gebiet, umfassend Norddeutschland westwärts der Odermündung, Dänemark und Südschweden, ist dieser Beweis erbracht worden. Die dortige Vorgeschichte von der Steinzeit bis zu den Wikingerzügen gleicht einem einzigen, ruhig dahingleitenden Strome. Typen und Gebräuche der verschiedenen Epochen gehen langsam und leise ineinander über, keine klaffende Lücke, kein jäher Wechsel ist zu bemerken. Nicht minder bedeutungsvoll ist es, dass die Kultur auf dem genannten Gebiete während der ganzen Vorzeit ein im wesentlichen gleichartiges Gepräge hat: bei zähem Festhalten am Alt-Hergebrachten doch ein energisches Streben nach Lösung der gegebenen Aufgaben, bei einer gewissen Rückständigkeit gegenüber den südlichen Nachbarländern eine staunenswerte Kraft in Künsten und Fertigkeiten. Nirgends in Europa stossen wir auf eine solche Fülle trefflicher Arbeiten des Stein- und Bronzealters, ausgezeichnet durch gediegene Technik und sicheren Geschmack, nirgends kann man mit solchem Recht von einem einheitlichen Stil, von einer bodenständigen Entwickelung reden. Da wir nun in Skandinavien, abgesehen von den nomadischen, noch heute nur halb zivilisierten Lappen und Finnen, von keiner anderen Bevölkerung als den Germanen wissen, so folgt daraus, dass deren Vorfahren die Träger jener Kultur gewesen sind. Die nach den neuesten Messungsmethoden vorgenommenen

Digitized by Google

Untersuchungen der stein- und bronzezeitlichen Schädel haben denn auch ihre volle Übereinstimmung mit denen der jetzigen Bewohner ergeben[1]), und es stimmt dazu, dass die Haarreste in den dänischen Eichensärgen der älteren Bronzezeit eine ursprünglich blonde Färbung erkennen lassen.

Der Vergleich mit dem Norden bietet somit einen guten Prüfstein für die germanische oder nicht-germanische Herkunft der Funde aus anderen Gegenden. Hier, wie überall in der Wissenschaft, genügt es natürlich nicht, einzelne Ähnlichkeiten ausfindig gemacht oder Abweichungen konstatiert zu haben. Vielmehr muss die Gegenüberstellung alle überhaupt erreichbaren Momente in Betracht ziehen, namentlich aber die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse stets aufs sorgfältigste berücksichtigen. Das Verdienst, auf dieser Grundlage der vorgeschichtlichen Stammeskunde neue Bahnen gewiesen und insbesondere der Ausbreitung der Germanen nachgegangen zu sein, gebührt Gustav Kossinna. Man mag im Einzelnen sein Beweismaterial oft für unzulänglich, seine Schlussfolgerungen für zu weitgehend erachten, die Richtigkeit des Prinzipes kann doch nur bestreiten, wer leugnet, dass nationale Eigenart auch kulturelles Sondergepräge erzeugt. Welche reichen und wichtigen Resultate auf dem von Kossinna beschrittenen Wege mit der Zeit zu erwarten sind, lehrt am besten seine Studie über die archäologischen Merkmale ostgermanischer Siedelungen und Wanderungen in römischer Zeit, die in schlagender Weise das konstante Zusammentreffen einerseits der für die Ostgermanen, andererseits der für die Westgermanen charakteristischen Typen erweist[2]).

Sehen wir nun zu, inwieweit die schlesischen Funde der vorchristlichen Ära eine Fortdauer oder einen Wechsel der Bevölkerung wahrscheinlich machen.

Die frühesten Siedelungen gehören der jüngeren Steinzeit oder neolithischen Periode, und zwar der sogenannten bandkeramischen Stufe an. Der Name ist von einer technischen Einzelheit, den

---

[1]) Retzius, Crania suecica antiqua; Aarbøger for nordisk, Oldkyndighed 1893, S. 121.

[2]) G. Kossinna, Zur Archäologie der Ostgermanen-Zeitschr. f. Ethnologie 1905. Andere Hauptschriften sind: Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen, Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 1896; Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet, Zeitschr. f. Ethnologie 1902.

Digitized by Google

Verzierungsmustern des Tongeschirres, hergenommen, begreift aber eine nach jeder Richtung fest umschriebene Gruppe von Kulturerscheinungen. Dorfartige Niederlassungen in fruchtbarem, wald- und hochwasserfreiem Flachland, mit halb unterirdischen runden oder ovalen Lehmhütten, und eine vornehmlich vom Feldbau lebende Bevölkerung bilden ihre Signatur. Selbst in den Gräbern begegnen uns, ausser Pfeilspitzen, nur Acker- und Handwerksgeräte, namentlich Hacken, halbseitig gewölbte Flachbeile und Meissel, mit quergestellter, also nicht zum Kampfe bestimmter Schneide, kleine Messer, Schaber und Sägen aus Feuersteinspänen. Die einfach gestalteten Tongefässe sind mit vollen oder für Tragschnüre durchbohrten Knöpfen und Buckeln, seltener mit Henkeln versehen und durch eingerissene Linien oder Tupfeneindrücke verziert. Im Ornament herrscht ein flächenbedeckender Stil: die Muster werden ohne bestimmtes System einfach aneinandergereiht, nicht zur Einteilung der Fläche in Felder oder Hervorhebung der einzelnen Gefässteile benutzt.

Die bandkeramische Kultur erstreckt sich über einen grossen Teil Mittel- und Südeuropas, lässt aber die nordische Steinzeitprovinz unberührt. Eine augenfällige Verwandtschaft der Gefässformen und Ornamente und die Gemeinsamkeit gewisser figürlicher Kultsymbole deuten auf enge Beziehungen zu den östlichen Mittelmeerländern, und dieser Eindruck verstärkt sich, wenn wir in Thüringen und am Rhein, in Mähren und an der unteren Oder neben bandverzierten Gefässen Schmucksachen aus Muschelarten antreffen, die nur einem südlichen Meere entnommen sein können. Wie dieser Zusammenhang zu erklären ist, ob durch blosse Kulturübertragung vom Südosten, wie die einen, ob durch Völkerbewegungen von den Donauländern her, wie andere wollen, mag hier unerörtert bleiben. Für unsere Zwecke genügt es festzustellen, dass die älteste auf schlesischem Boden wahrnehmbare Kultur ihr Antlitz durchaus nach Süden, genauer gesagt, nach Südosten gerichtet hat, und dass mit einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit die ersten Kolonisten aus dieser Richtung gekommen sind. Aus dem dicht besiedelten Tale der March erreichten sie über die sanfte Schwelle der Mährischen Pforte das fruchtbare Lössland zwischen Oppa und Oder. Dort, bei Troppau und Ratibor, liegen die ältesten Fundplätze. Ihre Keramik zeigt, besonders in den „Pilzgefässen“, weitmündigen Pokalen mit hohem röhren-

förmigem Standfuss, und in der massenhaften Verwendung abgebrochener Henkel als Glätte-Instrumente, die grösste Ähnlichkeit mit der südungarischen und slavonischen. Nach Ungarn weisen auch die zahlreichen Geräte aus Obsidian, dessen nächste Bezugsquelle das Tokayer Bergland ist, und die Form der kupfernen Schmucksachen aus den schon etwas jüngeren Gräbern von Jordansmühl und Woischwitz in Mittelschlesien. Weit darüber hinaus scheint sich die Besiedlung in jener Frühzeit nicht erstreckt zu haben. Aus Niederschlesien und Posen besitzen wir nur vereinzelte hierher gehörige Funde.

Ein ganz anderes Bild gewähren die schlesischen Funde aus dem späteren Abschnitt der jüngeren Steinzeit. Sie liegen hauptsächlich aus Gräbern vor, die in der Art der Anlage und Einrichtung beträchtlich von den bandkeramischen abweichen. Die Männergräber enthalten durchweg Waffen, schön gearbeitete Streitäxte und gemuschelte Feuerstein-Speerspitzen, niemals Geräte der bäuerlichen Bodenbearbeitung oder des sesshaften Handwerks. Die Tongefässe, zumeist aus Frauengräbern, sind von den eben besprochenen, in Form, Herstellungsweise und Dekoration grundverschieden. Statt der freien Deckmuster herrscht ein streng tektonisches Prinzip, das auf Betonung der Gefässgliederung in Hals und Schulter, Ober- und Unterteil berechnet ist. Gern werden die Ornamente durch Schnureindrücke hergestellt, oft auch die eingeschnittenen Vertiefungen mit weisser Farbe ausgefüllt. Von den Behausungen sind nur spärliche und schwache Spuren erhalten. Aus ihnen und der Lage der Gräber geht hervor, dass damals erhöhte, die Gegend beherrschende Stellen als Wohnsitze bevorzugt waren und dass man sich zumeist mit einem leichten Oberbau begnügte.

Der Gegensatz zwischen einer friedlichen, an die Ackerscholle und grundfeste Hütten gebundenen, älteren und einer streitbaren, die Höhen besetzenden, leicht beweglichen, mehr auf Viehzucht und Jagd gestellten jüngeren Bevölkerung offenbart sich nun auch an vielen anderen Punkten Mitteleuropas. Für Österreich-Ungarn hat ihn Hoernes [1]), für Südwestdeutschland hat ihn Schliz [2]) nach-

[1]) M. Hoernes, die neolithische Keramik in Österreich, Jahrbuch d. k. k. Zentral-Kommission, N. F. III. Bd.

[2]) A. Schliz, der schnurkeramische Kulturkreis und seine Stellung zu den anderen neolithischen Kulturformen in Südwestdeutschland, Zeitschr. f. Ethnologie 1906.

Digitized by Google

gewiesen, und nicht minder deutlich tritt er in Bayern und in den sächsisch-thüringischen Ländern hervor. Zwei Ursachen sind dafür denkbar: entweder die Bevölkerung ist dieselbe geblieben, hat aber infolge natürlichen Wachstums und dadurch hervorgerufener Verschiebung der wirtschaftlichen Bedingungen ihre Lebensweise geändert, oder wir haben es mit einem fremden Volke zu tun. Die erste Annahme widerspricht aller Erfahrung, denn die Geschichte kennt zwar manches Beispiel, dass ein unstetes und kriegerisches Volk durch Knappwerden der Nahrung und fortschreitende Zivilisation zur Sesshaftigkeit gebracht worden ist — man denke z. B. an die Magyaren —, der umgekehrte Fall dürfte aber schwer zu belegen sein. Direkt ausgeschlossen wird aber jene Erklärung durch die Tatsache, dass die beiden Siedelungsweisen geraume Zeit nebeneinander bestanden und sich gegenseitig beeinflusst haben. Sehr deutlich zeigt sich dies an der Keramik. Wo die beiden keramischen Gruppen benachbart sind, da wirken sie auch auf einander ein. Es findet ein Austausch von technischen und ornamentalen Elementen statt, und es entstehen neue Mischformen. Ein reiches Beweismaterial hat Schliz dafür angeführt. Ueberzeugender noch wirkt der Umstand, dass in Schlesien mehrfach, sowohl in Gräbern wie auf Wohnplätzen, bandkeramische und „alteuropäische" Typen zusammen vorgekommen sind.

Wenn sonach nur der Schluss auf eine neue Einwanderung übrig bleibt, so fragt es sich, woher und auf welchem Wege sie erfolgt ist. Dem Thema meiner Arbeit gemäss beschränke ich die Fragestellung auf Schlesien. Aber auch an sich ist es zweckmässig, von einem enger begrenzten Gebiete auszugehen. Gerade unsere Provinz ist dazu vorzüglich geeignet.

Betrachten wir zunächst die Keramik. Obgleich sie der Bandkeramik gegenüber als geschlossene Gruppe wirkt, so ist doch innerhalb derselben eine chronologische Entwicklung wohl erkennbar. Sie äussert sich unter anderem in der allmählichen Abschleifung der Formen, in dem Ersatz der Schnureindrücke durch Schnittlinien, in dem Verarmen und endlich völligen Versiegen des Ornaments und findet ihren vorläufigen Abschluss in der frühen Bronzezeit, welche die jungneolithischen Gefässtypen beinahe vollzählig, aber in mehr oder minder starker Umbildung vereinigt. Ausserhalb Schlesiens stossen wir auf verwandte Erscheinungen einerseits in nordwestlicher Richtung, namentlich längs des Unterlaufs der

Digitized by Google

Oder, in Brandenburg und Pommern, anderseits in der spätneolithischen und früh-bronzezeitlichen Keramik Böhmens und Mährens. In der Art dieser Analogieen besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied. Die Ähnlichkeit mit den nördlichen Formen ist am grössten bei den Typen, die wir für die ältesten halten müssen. Bei einzelnen geht sie bis zur absoluten Übereinstimmung. Sie wird um so geringer, je mehr wir uns dem Ende der Periode nähern, und hört in der Bronzezeit gänzlich auf. Umgekehrt weisen die ältesten schlesischen Typen mit den böhmisch-mährischen Funden kaum nennenswerte Berührungen auf. Erst in der Übergangskeramik beginnt die Verwandtschaft deutlicher zu werden, um sich in der ersten Periode der Bronzezeit bis zur Identität der Formen zu steigern. Es liegt auf der Hand, dass dieses Verhältnis nur eine befriedigende Deutung zulässt: die Grundformen sind von Nordwesten her eingeführt und haben sich nach einer gewissen Dauer weiter südwärts fortgepflanzt.

Am klarsten wird der Zusammenhang bei einigen spezifisch nordischen Gefässgattungen. Dazu zählen z. B. rundbauchige und enghalsige Fläschchen mit einem weit vorspringenden Ringe („Kragen") um den Hals, ferner Vasen und Schüsseln mit trichterförmig erweitertem Oberteil und die etwas jüngeren blumentopfförmigen Becher, deren obere Hälfte durch umlaufende Schnureindrücke oder wechselnde Lagen tiefer Schrägschnitte verziert ist. Ihre Heimat ist das nordwestliche Deutschland und Dänemark. Dort liegen sie in grossen Reihen und mannigfachen Abstufungen vor. Im Osten erscheinen sie vereinzelt und unvermittelt, jenseits des Grenzgebirges fehlen sie ganz. Es ist gewiss kein Zufall, dass in einem Jordansmühler Grabe, das auch in seiner Anlage den jütländischen „Einzelgräbern" völlig glich, drei schön gearbeitete Bernsteinringe mit Trichterbechern und Kragenflaschen zusammen gefunden worden sind.

Ebenso steht es mit den Steingeräten. Die vierkantigen Beile mit dickem Nacken sind im Norden nach und nach aus den dünnnackigen hervorgegangen. Beide Arten sind dort durch tausende von Stücken vertreten, und der Übergang ist so unmerklich, dass es schwer zu sagen wäre, wo eigentlich die Veränderung anfängt. In Schlesien und erst recht in den südlichen Nachbarländern sind die älteren Formen beinahe unbekannt. Die dicknackigen Beile sind mit einem Male da, und ihre Zahl nimmt nach Süden zu be-

Digitized by Google

ständig ab. Die häufigste Art von durchbohrten Streitäxten, eine Form, die für eigentümlich schlesisch gilt, steht einer jütischen ausserordentlich nahe. In Jütland aber bildet sie das Endglied einer langen Reihe von Variationen, die von der groben Arbeitsaxt zur eleganten Prunkwaffe hinüberleiten. Bei uns tritt sie gleich fertig und formvollendet auf und die Entwicklung beginnt erst mit der Entartung. Fügen wir hinzu, dass eine nicht unbedeutende Anzahl durch ihre Grösse ausgezeichneter Feuersteingeräte: Beile, Dolche, Speerspitzen und Messer, schon wegen des Rohstoffes sicher vom Norden importiert sind, so darf man wohl sagen, dass dort alle Fäden der Erklärung zusammenlaufen.

Entscheidend aber ist, dass in der nordischen Steinzeitprovinz, und zwar nur in dieser, auch die allgemeinen Voraussetzungen für die Entstehung der jung-neolithischen Kultur Schlesiens und vielleicht Mitteleuropas überhaupt in vollem Masse erfüllt sind. Sie ist das einzige in Betracht kommende Gebiet, wo von jenem Gegensatze zweier Bevölkerungsschichten nichts zu verspüren ist, wo von jeher ein Volk gelebt hat, dessen wehrhafter Sinn offenkundig zu Tage tritt in dem überwältigenden Reichtum an Waffen aller Altersstufen und in ihrer regelmässigen Verwendung zur Aussteuer der Toten. Und wenn wir daran denken, dass der Norden in geschichtlichen Zeiten, von den Zügen der Kimbern und Teutonen bis zu denen der Normannen der Ausgangspunkt so mancher grossen Völkerbewegung gewesen ist, so hat es nichts befremdliches, dass sich in grauer Vorzeit schon einmal ein ähnliches Ereignis abgespielt hat [1]).

Wie die Besitznahme des Landes vor sich gegangen ist, entzieht sich natürlich unserer Kenntnis. Jedoch sind, wie erwähnt, Anzeichen vorhanden, dass die beiden Bevölkerungen eine Zeitlang friedlich beisammen gewohnt und von einander gelernt haben. Schliesslich aber hört dieser Dualismus auf, und es entsteht eine neue Kultur, die sich mehr und mehr von den nordischen Einflüssen befreit und in ihren sozialen Verhältnissen und geographischen Beziehungen der alt-neolithischen wieder ähnlich wird. Der Gedanke liegt nahe, dass eine Verschmelzung der beiden Elemente

[1]) Eine eingehende, durch Abbildungen erläuterte Darstellung der Steinzeit in Schlesien wird im Archiv für Anthropologie veröffentlicht. Der erste Teil ist 1906 (Neue Folge, Bd. V) erschienen.

Digitized by Google

eingetreten ist, und dass das einheimische vermöge seiner grösseren Menschenzahl das fremde aufgesogen hat. Vielleicht wurde es auch durch Zuzug von Stammesgenossen verstärkt. Ein Bevölkerungswechsel hat indes während der mehr als tausendjährigen Dauer des Bronzealters und in der ältesten Eisenzeit keinesfalls stattgefunden. Trotz des Überganges vom Stein zur Bronze, von der Bronze zum Eisen, von der Beerdigung zur Verbrennung, geht die Entwicklung ganz allmählich vor sich. Ansiedelungen und Begräbnisplätze, die vom Anfang bis zum Ende dieses Zeitraums ununterbrochen in Benutzung gestanden haben, sind keine Seltenheit, und in der Altersfolge der Gerätformen reihen sich die Typen wie die Glieder einer Kette aneinander an. Deutlich kann man beobachten, wie die Volkszahl wächst, wie ein Landstrich nach dem andern besiedelt wird. In keiner Zeit des Altertums ist Schlesien so dicht bewohnt gewesen, wie in der ersten Hälfte des Jahrtausends v. Chr. Zeugnis davon geben die vielen hunderte von Friedhöfen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet und deren Gräber sich zuweilen auf tausende beziffern. Diese eigenartigen Begräbnisplätze mit Urnen dicht unter dem Boden und zahlreichen Beigefässen rings herum erstrecken sich über einen weiten Kreis, der den grössten Teil von Posen, das südliche Brandenburg, die sächsisch-thüringischen Länder bis zur Saale und Elbe, das nordöstliche Böhmen, Mähren, Westgalizien und den westlichen Teil von Russisch-Polen umfasst. Nach Süden zu ist keine scharfe Grenze erkennbar. Die Urnenfriedhöfe ziehen sich über die mittleren österreichischen und die Alpenländer bis nach Norditalien hin, und die durch sie vertretene Kultur hat auf der ganzen Strecke bei aller lokalen Verschiedenheit doch ein sehr einheitliches Gepräge. Der Schwerpunkt lag durchaus im Süden. Dorthin weisen die eingeführten Bronzegefässe und Schmucksachen, dort finden wir die Vorbilder der im Inlande gefertigten Geräte und Tongefässe. Die keramischen Erzeugnisse sind besonders in Schlesien und Posen ungemein mannigfach und zierlich; viele sind geradezu als Kunstwerke und Nippsachen behandelt, mit figürlichem Schmuck oder bunter Bemalung versehen. Auffallend ist der Mangel an Waffen sowohl in den Gräbern wie in den vergrabenen Schatz- oder Depotfunden. Nur Speerspitzen kommen öfters vor, doch sind sie nach ihrer Kleinheit eher zur Jagd, als zu ernstem Kampfe bestimmt gewesen. Von Bronzeschwertern sind aus Schlesien ins-

Digitized by Google

gesamt nicht mehr als vier bekannt. Die Bedeutung dieses Umstandes springt in die Augen, wenn man die ungeheure Menge von Bronzeschwertern im Norden damit vergleicht. Allein das Kopenhagener Museum enthält ihrer über 1200 Stück, und nicht viel weniger dürften in Stockholm vorhanden sein.

Doch ist dies nur einer der vielen Züge, wodurch sich das nordisch-germanische Gebiet von dem der Urnenfriedhöfe trennt. Von den einfachsten Gerätformen bis zu den religiösen Gebräuchen ist alles so verschieden, wie es bei der nachbarlichen Lage und gemeinsamen Grundkultur nur möglich ist. Bei solchen Gegensätzen ist eine nähere Stammverwandtschaft ausgeschlossen. Das Volk der Urnenfriedhöfe hat mit den Germanen nichts zu tun. Zu noch grösserem Widersinne führt freilich seine Verknüpfung mit den Slawen. Denn es müsste dann bei diesen in der Folgezeit ohne sichtbare Ursache ein Kultur-Rückschritt eingetreten sein, wie er in der Geschichte ohne Beispiel ist. Eher könnte man an Kelten denken, welche schon die frühsten Nachrichten in Böhmen, Mähren und Ungarn kennen und für deren alte Ansässigkeit im Osten die Ortsnamenforschung viele Gründe anzuführen hat[1]). Doch stehen auch dieser Gleichsetzung vom archäologischen Standpunkt die schwersten Bedenken entgegen.

Am meisten für sich hat noch die Vermutung einer Verwandtschaft mit der grossen, die Donauländer erfüllenden Völkergruppe der Thraker, die mit ihrer nördlichen dakischen Abteilung zeitweilig bis über die Karpathen hinübergriffen. Nach einem jener Gebirgsstämme hat Kossinna für die Urnenfriedhof-Leute die Benennung Karpodaken (Karpathen-Daken) vorgeschlagen. Auch dieser Name ist rein hypothetisch, er widerspricht aber wenigstens keiner bekannten Tatsache.

Die jüngeren Urnenfriedhöfe fallen in die Blütezeit der Hallstattkultur. Diese wird in Mitteleuropa abgelöst durch die La Tènekultur, deren Aufkommen mit der Begründung der Keltenherrschaft im fünften Jahrhundert zusammenhängt. Nun ist es merkwürdig, dass kein Urnenfriedhof jenen Wechsel überdauert hat. Es lassen sich nur unbedeutende Anzeichen vom Eindringen einer neuen Formenwelt feststellen, gerade genug, um deutlich zu

[1]) Otto Bremer. Ethnographie der germanischen Stämme. Strassburg 1899. S. 42 ff.

Digitized by Google

erkennen, wo die Entwicklung abbricht. Spätestens vom vierten Jahrhundert ab muss man aufgehört haben, die Gräberfelder zu beschicken.

Was an ihre Stelle tritt, ist sehr verschiedenartig. Im südlichen Teile Oberschlesiens und auf der linken Oderseite Mittelschlesiens sind öfters einzelne oder kleine Gruppen von Gräbern mit unverbrannten Leichen aufgedeckt worden, die ausgestreckt, mit dem Kopfe nach Norden lagen und mit reichem Körperschmuck, von Hals-, Arm- und Beinringen, Brustketten und Fibeln im Stile der Früh-La Tènezeit angetan waren. Am Fussende stand in der Regel ein weitmündiger unverzierter Topf. Die Gräber gleichen in jeder Beziehung den älteren La Tènegräbern in Mähren, Böhmen, Süddeutschland, der Schweiz, Oberitalien und der Champagne, kurz aller Länder, wo damals gallische Völkerschaften gewohnt haben. Anderwärts, z. B. in Norddeutschland, sind sie unbekannt. Zwei kleine Züge verdienen besonders hervorgehoben zu werden. Die Tongefässe sowohl der Urnenfriedhöfe wie der sogleich zu erwähnenden germanischen Hallstatt- und La Tènegräber sind sämtlich aus freier Hand geformt. In jenen Skelettgräbern beobachten wir nun zum ersten Male auf schlesischem Boden mit Hilfe der Drehscheibe angefertigte Arbeiten. Aber die neue Errungenschaft ist von kurzer Dauer. Sie verschwindet mit den Skelettgräbern, und noch ein halbes Jahrtausend später arbeitet man in Schlesien nach der alten Weise. Der Gebrauch der Drehscheibe war den Galliern im Verkehr mit den griechischen Kolonien in Südfrankreich vertraut geworden. Die Germanen lernten ihn erst durch die Römer kennen.

Die andere Eigentümlichkeit betrifft die Verarbeitung kohleartiger Stoffe zu Schmucksachen, besonders Armringen. Sie ist eine ausschliesslich keltische Sitte. Im Westen gebrauchte man dazu den Gagat (Pechkohle), der in Württemberg noch heute zur Herstellung von Galanteriewaren verwendet wird. Die böhmischen Gallier schufen sich dafür einen Ersatz in dem einheimischen Lignit. Da solche Ringe in den am reichsten ausgestatteten Gräbern zu liegen pflegen, so hat man in ihnen ein Abzeichen vornehmen Standes vermutet. Auch in diesem Brauche stimmen die schlesischen Funde mit denen der Keltenländer überein.

Nach alledem ist man berechtigt, sie für echte Keltengräber anzusehen, nur wird man wegen ihres zerstreuten und wenig zahl-

reichen Vorkommens nicht an eine Einwanderung grösserer Volksmassen, sondern an vereinzelte Vorstösse der jenseitigen Stämme zu denken haben. Das Vordringen der Germanen mag ihnen bald ein Ziel gesetzt haben. Schon die mittlere La Tèneperiode weist keine Gräber dieser Art mehr auf.

Noch bevor die Kelten den Gebirgsrand überschritten hatten, nämlich am Ausgang der Hallstattperiode, finden wir im nördlichen Teile der Provinz, in den Kreisen Freistadt, Sprottau, Glogau und auf dem rechten Oderufer Mittelschlesiens durch unterirdische Steinkisten oder Steinhügel geschützte Brandgräber. Die Grabgefässe haben einfache und wenig abwechselungsreiche Formen und sind meist unverziert. Manche aber sind durch Anbringung von Nase, Augen und Ohren gesichtsähnlich gestaltet und mit einem hut- oder mützenförmigen Deckel versehen. Die Heimat dieser in ihrer Art einzigen Gefässe ist Westpreussen, speziell die Pommerellen genannte Gegend westlich der Weichselmündung. Seltener und im allgemeinen etwas jünger sind sie in Posen. Ihre südlichste Grenze bezeichnen die schlesischen Funde. Ebenso reichen die Steinkisten nicht weiter hinab. Doch sind sie im ganzen Norden die gewöhnliche Grabform der jüngeren Bronzezeit.

Eine andere Art von Gräbern, die schon mit vorgeschrittenen La Tènetypen auftritt, stellen die Brandgruben dar. Damals wurden nicht mehr die Reste des Toten behutsam in einer Urne gesammelt, sondern alle Rückstände des Scheiterhaufens, Asche und Kohle, verbrannte Gebeine, Waffen, Schmuck und zerbrochenes Tongeschirr regellos in eine kleine Grube geschüttet. Die Männergräber sind stets mit einer kriegerischen Ausrüstung bedacht. Mächtige Eisenschwerter mit gut geschmiedeten Scheiden, grosse, oft kunstvoll geätzte Lanzenspitzen, kräftige Schildbeschläge, zuweilen auch Pferdegeschirr werden häufig darin gefunden. Fast immer hat man Schwert und Speereisen vor der Beisetzung krumm gebogen oder zusammengerollt. Auch hier können wir den Bestattungsbrauch in beständiger Ausdehnung durch Ostdeutschland hindurch bis nach Skandinavien verfolgen. So hat Vedel auf der Insel Bornholm über dritthalbtausend Brandgräber untersucht, die vom Beginn der Eisenzeit bis in die Völkerwanderungszeit reichten. Das von Anger beschriebene Gräberfeld von Rondsen bei Graudenz zählte an 900 Fundstellen aus der jüngeren La Tène- und älteren römischen Zeit. Die Altertümer sind überall von derselben Art.

Digitized by Google

Z. B. sehen die Tongefässe in Bornholm und Westpreussen den schlesischen manchmal zum Verwechseln ähnlich, und das bei keineswegs naheliegenden oder allgemein verbreiteten Formen. Wieder zwingen die Fundverhältnisse zur Annahme einer völkischen Verwandtschaft, und wieder stellen sich die schlesischen Funde nur als Ausläufer eines ausserhalb gelegenen Entwicklungs-Zentrums dar. Diesmal ist das Stammland an der Ostseeküste zu suchen. Der Landstrich zwischen unterer Oder und Weichsel rechnet zwar nicht zum urgermanischen Besitz. Er ist jedoch schon im jüngeren Bronzealter darin einbezogen worden. Von dort müssen, wie alle Ostgermanen, auch die Wandalen ausgegangen sein. Noch Plinius und Tacitus wenden die Bezeichnung Vandili auf die gesamte Stammesgruppe an, und es entspricht ganz den archäologischen Tatsachen, wenn wir als nördliche Grenznachbaren der schlesischen Wandalen im ersten Jahrhundert n. Chr. die Burgunden finden, deren Name von ihrer alten Heimat Bornholm, altnordisch Borgundarholmer, d. i. die Insel Borgund (Hochland), hergeleitet ist.

Dass die zuletzt beschriebenen Gräber von den unmittelbaren Vorfahren der nachchristlichen Bevölkerung stammen, wird übrigens auch durch die Fortdauer der Begräbnisweise und den allmählichen Übergang der Typen in die der römischen Zeit bewiesen. Im Hinblick auf die früher gemachten Bemerkungen sei betont, dass fortan bis zur Völkerwanderung ein völliger Gleichlauf der Entwicklung mit den übrigen freigermanischen Ländern, insbesondere mit dem Norden herrscht. Die vorgetragene Auffassung der älteren Zustände erhält dadurch eine neue Stütze.

Es bleibt noch die Frage offen, was aus der Bevölkerung der Urnenfriedhöfe geworden ist. Wir haben darauf keine Antwort. Indessen deutet deren plötzliches Aufhören, das mit dem Vordringen der Germanen von der einen, der Kelten von der anderen Seite zeitlich zusammentrifft, jedenfalls darauf, dass diesmal keine friedliche Auseinandersetzung stattgefunden hat. Der Bruch mit der Vergangenheit ist vollständig. Die alte, so überaus zahlreiche Bewohnerschaft scheint wie ausgetilgt. Bedenkt man, mit welcher Leichtigkeit barbarische Völker selbst aus geringem Anlass ihre Wohnsitze zu wechseln pflegen, so wird man für wahrscheinlich halten, dass auch jenes unbekannte Urvolk sich seinen Bedrängern durch Auswanderung in damals noch nicht bedrohte Gegenden entzogen hat.

Digitized by Google

Vielleicht gelingt es einmal, seine Spuren aufzufinden. Noch stehen wir ja erst am Anfang einer planmässigen Bodenforschung. Welche ungeahnte Erweiterung des Gesichtskreises auf diesem Wege möglich ist, das haben uns die Ausgrabungen Schliemanns und kürzlich wieder die auf Kreta gezeigt. Hier müssen wir uns mit bescheideneren Ergebnissen begnügen. Aber hoffentlich hat der Leser den Eindruck, dass auch bei uns die Arbeit nicht umsonst gewesen ist.

Serbische Volkslieder insbesondere serbische Volksepik.

Von Dr. W. Nehring.

Mit dem Begriffe der slavischen Volkslieder verbindet man, wie im allgemeinen bekannt, die Vorstellung von kunstlosem Ausdruck der Freude oder des Schmerzes über gewöhnliche oder ausser-gewöhnliche Begebenheiten und Erscheinungen des Lebens; man trifft auch das Richtige, wenn man meint. dass die slavischen Volkslieder etwas Zartes, Inniges, Gefühlvolles, Unmittelbares haben, man möchte sagen etwas Naturwüchsiges. Bei uns weiss man auch, dass die slavischen Volkslieder, wenn sie nicht der Freude über naheliegende glückliche Familien- oder persönliche Herzensangelegenheiten Ausdruck geben, sehr leicht ins elegische, in einen traurigen, wehmütigen Ton verfallen, und dies ist auch die hervorstechendste Eigenschaft der slavischen volkstümlichen Sangespoesie überhaupt. Wer einmal in die Lage gekommen ist, in Russland oder Serbien den Volksliedern zu lauschen, dem wird dieser Ton aufgefallen sein; und auch in unseren Gegenden klingt das slavische Volkslied klagend in Ohr und Gemüt. Eine Ausnahme machen die polnischen Lieder mit ihrem bewegten Rhythmus, wie er sich in den Krakowiaki und den Masurkas äussert; wenngleich nun auch in diesen der wehmütige Grundton durchbricht (man braucht nur auf die Masurkas von Chopin hinzuweisen, wenigstens auf einzelne Teile derselben) so sind doch im allgemeinen die slavischen Volksmelodien traurig gehalten. Die Erklärung dafür liegt in den politischen und sozialen Verhältnissen. Dies alles darf als bekannt vorausgesetzt werden. In den folgenden Ausführungen

möchte ich aber auf ein Gebiet des slavischen Volksliedes aufmerksam machen, welches hierorts wenig bekannt ist, nämlich auf die serbische Volksepik. Man hat bei uns gewöhnlich, wenn man von slavischen Volksliedern spricht, lyrische im Sinn, mit dem schon erwähnten traurigen Charakter der Ergebung und Hoffnungslosigkeit. Anders ist es in der Volksepik, insbesondere, soweit ihr Inhalt in Betracht kommt. Wiederholt habe ich in den Abhandlungen über die Volkslieder der Slovenen und die russischen Byliny darauf hingewiesen, dass nicht alle slavischen Völker eine Volksepik besitzen, dass vielmehr nur die Serben, Bulgaren und Russen Heldenlieder singen. Es ist eine müssige Behauptung, dass die Westslaven einst wohl Volksepik gehabt, sie aber im Laufe der Jahrhunderte verloren haben; wir wissen nichts davon. Die Czechen und die Polen sind im Mittelalter weit mehr Gegenstand der Aufmerksamkeit ihrer westlichen Nachbarn gewesen, als etwa die Serben und Russen; hätte bei den Westslaven die Volksepik geblüht, so wäre das von den zahlreichen Fremden, vornehmlich Deutschen, welche ins Land kamen, sicher bemerkt worden. Zudem steht fest, dass historische Lieder nicht bloss bei den Czechen, sondern auch den Polen erklangen, so z. B. das verloren gegangene Lied von der Herzogin von Masovien, Ludmilla, einer geborenen Prinzessin von Münsterberg, im 14. Jahrhundert, welche wegen Verdachts der Untreue auf Geheiss ihres Gemahls erdrosselt wurde. Die Kunde von diesem Ereignis ward in Sage und Lied weitergetragen und später von Shakespeare in den Inhalt des „Wintermärchen“ verwoben. Aber weder die czechischen noch die polnischen historischen Lieder schlossen sich zu epischen Zyklen zusammen, sie waren mehr ein literarisches Erzeugnis.

Was nun die serbische Volkspoesie betrifft, so muss in die gegenwärtigen Ausführungen auch die Volkslyrik einbezogen werden. In dem fast unübersehbaren Reichtum der serbischen Volksdichtung unterscheidet man Frauen- und Heldenlieder. Der Unterschied fällt nicht mit lyrisch und episch zusammen. Unter den Frauenliedern (pjesme ženske) versteht man Lieder, welche Frauen gelten oder auch von Frauen gesungen werden können, wenngleich sie epischen Inhalts sind; selbstverständlich sind die lyrischen Lieder alle Frauenlieder; Heldenlieder (pjesme junačke) sind epische Lieder, welche Heldentaten besingen, Helden preisen und nur von Männern unter Begleitung eines primitiven musikalischen Instru-

Digitized by Google

mentes, der Gusle, gesungen oder vielmehr halb deklamierend halb rezitierend vorgetragen werden. Diese Gusle ist eine Art Geige, bestehend aus zwei Teilen, einem kürbisartig ausgehöhlten Körper, der mit einer feinen durchlöcherten Tierblase überzogen ist, und einem langen Halse, der oben mit dem Kopf eines Schwanes, eines Hirsches oder eines anderen Tieres geschmückt ist; über das Ganze ist eine einzige Saite gespannt, und diese streicht der Sänger mit einem einfachen Bogen, indem er sitzend die Geige auf dem Schoss hält und ihren Hals auf die linke Schulter stützt. Eine solche Gusle befindet sich in jedem serbischen Hause. Wenn z. B. ein Gast ins Haus kommt, so reicht der Hauswirt ihm die Gusle hin, mit der Bitte, ein Lied zu singen: razgovorite nas (erfreut uns mit Gesang!); wird sie abgelehnt, was ja wohl jeder Fremde dankend tut, so setzt sich der Hauswirt hin und trägt Heldenlieder vor, in dem bekannten wehmütigen Tone.

Die Lieder erklingen bei allen möglichen Gelegenheiten: auf dem Felde bei der Arbeit, bei Familien- und Volksfesten, besonders aber beim Kolotanz. Das serbische Kolo ist ein eigenartiges Spiel, das mit unserem Tanz nur entfernte Ähnlichkeit hat. Die Aufstellungsform ist der Kreis (Kolo), aber dieser löst sich in Teile oder in Paare auf, und dann werden unter der Führung des Tanzführers (Kolovodja) Figuren gebildet, welche lebhaft an unsere Kotillon- oder Mazurkafiguren erinnern. Oft gibt es, wenn der Kreis sich schliesst, auch bunte Reihe, doch der Bursch fasst nicht seine Nachbarin an der Hand, sondern an dem Taschentuch, das sich das Mädchen am Gürtel befestigt; die Mädchen aber reichen sich die Hände nach rechts und links vor den Burschen; der dadurch fest geschlossene Kreis setzt sich gewöhnlich in der Weise in Bewegung, dass die fröhliche Gesellschaft einen Schritt nach rechts und zwei nach links tut, wobei die Burschen kampfartige Bewegungen nachahmen, die Mädchen aber den ganzen Körper schütteln. Die vielen Silber- und Goldmünzen, mit denen sie sich den Kopf, den Hals und die Brust schmücken, erklingen dabei, und dazu rufen die Burschen cika, caka; dann steigt ein Lied, die Bewegungen werden beschleunigt, schliesslich folgen Figuren verschiedenster Art. Unter den Familienfesten, bei welchen Lieder gesungen werden, nenne ich vornehmlich das Slavafest (Krstno ime). Die serbische Familie betrachtet sich nicht bloss verwandtschaftlich, sondern auch rechtlich als eine Einheit, d. h. in Gegenden,

Digitized by Google

in die die höhere Kultur noch nicht eingedrungen ist, leben die Familienglieder alle beisammen als Hausgemeinschaft (zadruga), mit einem starêšina an der Spitze, der sie nach aussen vertritt, die Arbeit verteilt und alles anordnet. Eigentum an Grund und Boden, an Vieh und an Erträgen der Arbeit sind gemeinschaftlich, gemeinsam auch die Mahlzeiten; indes ist jeder Einzelfamilie gestattet, ihr peculium zu besitzen und auch für sich eine besondere Wohnung zu haben, die sich an das Haupthaus anschliesst. Die Gemeinschaft hat einen Heiligen zum Schutzpatron, und an dessen Tage versammeln sich alle Mitglieder der Zadruga zu einem gemeinsamen Familienfeste, zu dem Nachbarn eingeladen werden, und das durch Spiele, Lied und Kolotanz gefeiert wird. Eine andere Gelegenheit ist das Ernten (môba eigtl. mol'ba die Bitte, weil Nachbarn zur Mitarbeit gebeten werden). Auch zu Hause werden in stillen Stunden Lieder gesungen, mit Begleitung der Gusle, wie schon bemerkt. Es gibt ferner Volkssänger, wandernde Sänger, welche von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf u. s. w. ziehen und ihre Lieder zum besten geben. Das Gedächtnis dieser gewerbsmässigen Sänger ist erstaunlich. In neuerer Zeit trat in Agram ein solcher Sänger Kolak-Kolaković auf, dem man etwa 47000 Verse nachgeschrieben hat, und noch war er mit seinem Stoffe nicht zu Ende. Wohl bestellt auch war es um das Gedächtnis des Volkssängers, der dem bekannten Sammler Wuk Stephanowitsch Karadschitsch die meisten Lieder vorsang, Teschan Podrugowitsch (der „Anderthalbe", wegen seiner Riesenfigur so genannt).

Jahrhundertelang blieb das serbische Heldenlied für das gebildete Europa ein verborgener Schatz; zwar reichen unsere Nachrichten über die serbischen Heldenlieder, wenn wir das Zeugnis des Gregoras Nikephoros von dem Absingen der *Κλέα ἀνδρῶν* gelten lassen, in das 14. Jahrhundert zurück, aber erst im vorigen Jahrhundert ist die Kunde davon — und zwar mit fast elementarer Gewalt — in die Öffentlichkeit gedrungen.

An dieser Stelle soll nun nur von serbischer Volksepik die Rede sein. Auch die Kroaten nämlich schreiben sich volkstümliche Heldenlieder zu, und kein geringerer als Miklosich hat das als berechtigt anerkannt, indem er in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften, historisch-philologische Kl. 1892, aus drei Handschriften kroatische Heldengedichte in dem Metrum der Langzeile veröffentlichte. Im Grunde aber sind Kroaten und

Serben ein Volk, und es gibt nur eine serbisch-kroatische Sprache, wenn auch mit verschiedenen Dialekten. Die Unterschiede zwischen den beiden Bruderstämmen sind vorwiegend kultureller Natur, denn die Serben gehören der griechisch-orthodoxen Kirche und Kultur an, die Kroaten der lateinischen. Dieses Unterschiedes ist sich das Volk wohl bewusst: so oft der bekannte russische (Wander-) gelehrte Hilferding einen Kroaten fragte, ob er ein Serbe sei, erhielt er die Antwort: u nas neima nijednoga Serbina mismo svi Latini (bei uns gibt es keine Serben, wir sind alle Lateiner). Auch bei den Kroaten wurden einst Heldenlieder gesungen, aber diese waren aus Serbien eingewandert mit den zahlreichen vornehmen serbischen Familien, welche vor dem türkischen Druck nach dem Westen, nach Kroatien und Dalmatien zogen.

Es kann somit nur von serbischen Heldenliedern die Rede sein. Der erste, der serbische Volkslieder systematisch sammelte, war Wuk Stephanowitsch Karadschitsch (Wolf Stephanssohn Schwarzpilger). Es war ein hochbedeutsames Ereignis, als dieser serbische Patriot und Gelehrte im Jahre 1814 und 1815 die erste Sammlung serbischer Volkslieder, darunter auch Heldenlieder unter dem Titel Mala srpska pjesmarica veröffentlichte. Ich nannte ihn einen Gelehrten, denn obgleich er, ein Bauernsohn aus dem Dorfe Tiržić, nicht studiert hatte, so machte er sich durch die Veröffentlichung der serbischen Volkslieder, der serbischen Sprichwörter, der serbischen Grammatik und des serbisch-lateinischen Wörterbuches u. a. so sehr verdient, dass er von verschiedenen Akademien und Universitäten gefeiert und von der philosophischen Fakultät der Universität Jena zum doctor honoris causa promoviert wurde. Ein Zufall führte ihn zu den gelehrten Arbeiten. Nach Misserfolgen des serbischen Aufstandes unter Kara Gjordje ging er 1814 nach Wien und schrieb einen Aufsatz in serbischer Sprache über ihre Ursachen; der damalige Zensor, der Slavist Kopitar, war so sehr überrascht von der Schönheit der Sprache, dass er ihm näher trat und ihn veranlasste, serbische Volkslieder zu veröffentlichen. Die serbische Volkssprache war bis dahin niemals literarisch verwertet worden; die Gelehrten schrieben das verknöcherte kirchenslavische Idiom, das sie aus russischen Büchern lernten, die Volkssprache aber galt als die Sprache der Bauern und Sauhirten. Ermutigt durch Zureden von einer solchen Autorität, wie Kopitar, schrieb er viele serbische Volkslieder auf, veröffentlichte sie in der denkbar

günstigsten Zeit während des Wiener Kongresses, — und der Erfolg war über alle Erwartung gross. Deutsche Gelehrte, wie Jac. Grimm, A. W. Schlegel und Goethe, waren entzückt von der Schönheit der Lieder und sprachen sich anerkennend aus nicht bloss über Wuk den Sammler, sondern auch über das serbische Volk; Grimm sagte in einer Rezension u. a.: „ein Volk, welches so dichtet, verdient frei und selbständig zu werden". Der Sammler besuchte jetzt wiederholt die serbisch-kroatischen Länder und sammelte unzählige neue Lieder, darunter herrliche Heldenlieder, die er dann herausgab in vier Bänden 1823 bis 1833, und dann in sechs Bänden 1841 ff.; die zwei letzten Bände erschienen nach dem Tode Wuks († 1865), besorgt von seiner Tochter Wilhelmine.

Wuk war nicht der erste, welcher serbische Volkslieder veröffentlichte, schon 1774 tat es der Abbate Fortis in seinem Viaggio in Dalmazia, indem er hier drei Lieder mitteilte, darunter auch das bekannte Lied von der Frau des Hasan Aga, das ja Goethe 1775 ins Deutsche übersetzt hat. Aber Wuk war der erste, systematische Sammler. Eine herrliche Sammlung veröffentlichte in deutscher poetischer Übersetzung Talvj (Therese Adolphe Luise von Jacob) in zwei Bändchen 1825 und 1826 unter dem Titel „Volkslieder der Serben", wodurch diese zum Gemeingut der Deutschen wurden. Sie war die Tochter des Professor von Jacob in Halle; sie war mit der russischen Sprache und Literatur bekannt geworden, als ihr Vater nach Charkow berufen war, und hatte auch serbisch gelernt; sie übersetzte trefflich. Goethe hat diese Ausgabe mit der grössten Anerkennung in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1826 begrüsst und es als eine glückliche Fügung bezeichnet, dass die Übersetzung in „frauenzimmerliche Hände gefallen sei, denn genau besehen, stechen die serbischen Zustände, Sitten, Denk- und Handlungsweise so weit von uns ab, dass es doch einer Art von Einschmeicheln bedurfte, um sie gangbar zu machen"; er beglückwünschte die Talvj zu der Übersetzung und forderte alle Gebildeten auf, sie zu lesen. Es bedurfte kaum dieser Aufforderung, denn die zwei Bändchen „Serbische Volkslieder" fanden rasch ihren Weg in die Bibliotheken und Herzen unzähliger Leute. (Vgl. Cjurčin, Das serbische Volkslied 1906.)

Noch für eine andere Sammlung hat sich Goethe interessiert, nämlich zwei Bände serbischer Lieder ins Deutsche übersetzt von

Digitized by Google

Wilh. Gerhard 1828 unter dem Titel Wila [1]), die zweite Ausgabe von 1877 unter dem Titel „Gesänge der Serben“ wurde lange nach dem Tode Gerhards besorgt von dem bekannten Schriftsteller Dr. Karl Braun und dem ersten Reichstagspräsidenten Eduard Simson gewidmet. Gerhard war früher Kaufmann, später Privatmann in Leipzig; er ist bekannt geworden als Dichter, unter anderem durch das Lied „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet“; mit ihm stand Goethe in lebhaftem Verkehr, er hob seinen 1820 geborenen Sohn aus der Taufe, „mit der schönsten Frau Leipzigs“, einer Frau Reichenbach. Die Sammlung serbischer Lieder von Gerhard hatte ihren besonderen Wert dadurch, dass er nicht bloss aus Wuk übersetzte, sondern auch aus einer damals nicht bekannten, jetzt sehr in den Vordergrund getretenen Sammlung von Milutinović. Dieser Mann, der eine gelehrte Bildung genossen und auf seinen Wanderungen durch Bosnien, Serbien, Rumänien u. s. w. ein viel bewegtes Leben geführt hatte, als Geheimschreiber von Miloš Obrenović, als Kaufmann, Schulmeister, selbst als Haiduk u. s. w., kam 1825 nach Leipzig, wurde mit Gerhard bekannt und befreundet, und lieferte ihm Material zu seinen Übersetzungen, die Goethe lobend anzeigte. Freilich waren im Anhang auch angeführt Übersetzungen aus einer französischen Publikation des bekannten Schriftstellers Mérimée, welche aber Goethe als „einen geistreichen Scherz“ entlarvte, weil Mérimée selbst die Lieder verfasst hat. Noch eine Übersetzerin sei erwähnt, Ida von Dühringsfeld, unsere schlesische Landmännin, geb. 1815 in Militsch. Sie war die Gemahlin des Baron von Reinsberg und ist bekannt durch ihre schriftstellerische Tätigkeit, an der auch ihr Ehemann teilnahm. Sie stand mit Wuk in brieflichem Verkehr, lernte ihn auch gegen 1850 in Wien persönlich kennen, und setzte ihm nach seinem Tode 1865 in einem Nekrolog im Magazin für die Literatur des Auslandes ein ehrenvolles Denkmal. Bald nach der Vermählung hielt sich das deutsche Schriftstellerpaar Baron v. Reinsberg und seine Frau zwei Jahre lang in Dalmatien auf: in Zara, Spalato, Ragusa u. s. w.; denkwürdig bleibt das Buch: „Aus Dalmatien“ 1857, und ihr Erstlingsroman „Niko Veliki“, der in Al. Dumas' Roman „Die drei Musketiere“ aufgenommen ist. Ein Arzt Telilazić versprach ihr Volkslieder, die er einem serbischen Arbeiter in Sebenico wollte

[1]) Goethe's Werke, Ausgabe letzter Hand XLVI S. 334 ff.

Digitized by Google

abgelauscht haben; als sie sie nach langem Warten endlich erhielt, dauerte ihre Freude nicht lange, denn sie überzeugte sich, dass es nur Versionen bekannter Wuk'scher Lieder waren. Späterhin schenkte ihr Sime Ljubić ein Manuskript mit Volksliedern, und aus diesem Hefte übersetzte sie viele vortreffliche Lieder in ihrem Buche „Aus Dalmatien".

Auf andere, sehr zahlreiche Liedersammlungen kann ich nicht eingehen, nur eine muss erwähnt werden: das ist die des berühmten serbischen Rechtsgelehrten V. Bogišić: „Narodne pjesme iz starijh ponajviše primorskih zapisa" (Volkslieder aus älteren Aufzeichnungen hauptsächlich aus den Küstengegenden). Während die von Wuk gesammelten Heldenlieder im trochäischen Zehnsilbler gedichtet sind, ist das Metrum der von Bogišić herausgegebenen Heldenlieder die Langzeile; wie wir unten sehen werden, ist das die ältere Versbildung, und deshalb ist die Sammlung von Bogišić so sehr wichtig. Man nennt diese langzeiligen Rhapsodien Bugarštice (für Bulgarštice), weil sie aus den bulgarischen Grenzgebieten stammen (bugariti heisst im allgemeinen „singen, Heldenlieder singen").

Nunmehr soll vor allem von einzelnen Heldenliedern oder Liederkreisen die Rede sein, zunächst von dem „Liede von der Frauen Hasan Agas"; es erschien zuerst in „Viaggio in Dalmazia" von Abbate Fortis 1774 (s. o.) mit einer italienischen Übersetzung; Goethe ward darauf aufmerksam und übersetzte es ins Deutsche 1775. In neuerer Zeit ist die Frage erwogen worden, welche Hilfsmittel der Dichter dazu gebraucht hat. Er selbst erklärte viele Jahre später, er habe eine französische Übersetzung benutzt. In diesem Punkte hat ihn sein Gedächtnis im Stich gelassen; es zeigt sich jetzt, dass er eine nicht bekannte deutsche Übersetzung aus dem Jahre 1775 verwendete (Cjurčin, Das serbische Volkslied [1]) 1906). Goethes Übersetzung ist sehr glücklich.

[1]) Vgl. Miklosich, „Über Goethes Klagegesang" von der Edlen Frauen des Asan Aga, Wien 1883, und Luzerna über den nämlichen Gesang, mit der Hervorhebung der Grundidee, der Schamhaftigkeit der serbischen Frau, welche sich dem Bette selbst ihres Gemahls nicht nähern darf. — Bekanntlich entzückte das von Goethe übersetzte Gedicht die Hofkreise in Weimar; Schillers Tochter musste es wiederholt vortragen; Herder hat dieses Lied in seine „Stimmen der Völker in Liedern" 1778 aufgenommen und dadurch weiteren Kreisen bekannt gemacht.

Ein anderes interessantes Gedicht ist das von dem Bau der Festung zu Skadar-Skutari. Die drei Merljavčevičen: Gojko, Uglješa und Vukašin bauen die Festung Skadar, aber was die Meister am Tage aufrichten, das zerstört die wila (Berg- und Wassernymphe) in der Nacht. Sie lässt ihre Stimme vernehmen: suchet Stojan und Stojana und vermauert in die Fundamente, damit sie fest und sicher sind, die Frau eines von euch, die morgen als erste auf dem Bauplatze erscheint und das Essen bringt. Zwei Brüder warnten ihre Frauen, Gojko warnte die seine nicht, sie ging, wurde ergriffen und eingemauert, nur wurde ihr für die Augen und für die Brust eine Öffnung gelassen, damit sie den Säugling, den sie daheim gelassen hatte, sehen und stillen könne. Goethe fand den Inhalt barbarisch; übrigens ist dieser Stoff nicht serbisch, sondern orientalisch, hat sich aber in den Rahmen der serbischen Heldenpoesie eingefügt. Es ist ein Märchen und beruht auf dem Volksglauben, dass der sichere Bau ein Menschenleben erfordert. Dieser Glaube findet sich bei den Serben auch da, wo es sich gar nicht um die Festung Skutari handelt; der Stoff ist auf der ganzen Balkanhalbinsel verbreitet.

Sehr wichtig und anziehend ist der Liederkreis von der Niederlage der Serben auf dem Kossovopole (Amselfeld, Hochebene in Altserbien) im Jahre 1389 am heiligen Vitustage. Die Herrlichkeit des serbischen Reiches erreichte den Höhepunkt unter dem Caren Stephan Duschan dem Starken († 1356), der den Griechen Makedonien, Albanien und Teile von Griechenland entriss und wohl daran dachte, das zerrüttete byzantinische Reich zu erobern und auf dessen Trümmern ein grosses Serbenreich zu errichten; in dem Augenblicke, in welchem er gegen Konstantinopel zog, ereilte ihn der Tod. 33 Jahre später stürzte der stolze Bau des mächtigen serbischen Reiches durch den Ansturm der Türken am Kossovopole zusammen. Serbien verlor seine Unabhängigkeit, wurde zunächst den Türken tributpflichtig, kam aber bald — mit Ausnahme von Montenegro, das sich frei erhielt — unter das Joch der Türkenherrschaft.

Die Schlacht von Kossovo (gewöhnlich in dieser kurzen Form gebraucht) hat sich im Andenken des serbischen Volkes stets durch zahlreiche Lieder lebendig erhalten, und noch 1889 wurde von der Regierung und dem Volke in würdiger Weise ein Gedenktag dieses traurigen Ereignisses begangen. Zahlreiche Lieder feiern die Helden

Digitized by Google

jener Schlacht und schildern die einzelnen Kämpfe. Man hat wiederholt versucht, aus den verschiedenen Liedern einen Kranz zu winden, gleichsam aus einzelnen Rhapsodien eine Epopöe zu schaffen. Dies tat zuerst Mickiewicz in seinen Vorlesungen am Collége de France in Paris, dann der russische Gelehrte Bezsonow, der böhmische Arzt und Schriftsteller Kapper, der Franzose d'Avril („La bataille de Kosovo), und zuletzt Novaković, ehemals Kultusminister von Serbien, der durch Zusammenstellung mehrerer die Niederlage von Kossovo darstellenden Lieder ein Volksbuch schuf, das in den serbischen Volksschulen gelesen wird. Bei der Anordnung der Lieder zu Rhapsodien kommen folgende in Betracht. Zuerst ein Lied von dem Bau der Kirche in Ravanica. Car Lazar feiert das Slavafest und sitzt mit seinen Wojewoden an reich besetzter Tafel. Da tritt seine Gemahlin, die schöne Carin Milica, an ihn heran und bittet ihn, nach dem Brauch der Nemanitschen eine herrliche Kirche zu erbauen. Der Car verkündet, er wolle in Ressava am Raven eine Votivkirche errichten: Grundmauern von Blei, Wände von Silber, das Dach von Gold und Perlen, das Innere mit Edelsteinen geschmückt. Die Wojewoden erheben sich und billigen das Vorhaben; nur einer, der Eidam des Caren, Milosch Obilić, sitzt gebückt über einem Buche und blättert darin. Nach seiner Meinung gefragt, spricht er: „Mächtiger Car, baue eine solche Kirche nicht, denn in dem Schicksalsbuche steht geschrieben, dass das Serbenreich der Türkenmacht unterliegen wird; die Türken werden die Kirche zerstören und Blei und Silber und Gold und Perlen und Edelsteine für ihre Zwecke gegen uns verwenden; baue lieber ein Gotteshaus von Stein, denn Stein bleibt Stein, und die Kirche bleibt bestehen".

Das ist die erste Vorahnung des nahenden Unglücks. Dann folgt ein Lied von dem Briefe des Sultan Amurat. Vom Kossovopole schreibt er dem Caren: „Es ist unerhört, dass ein Land zwei Herrscher habe, deshalb schicke du mir die Schlüssel deiner Städte und den Tribut für 7 Jahre; willst du es nicht, so komme auf das Amselfeld und das Schwert wird über die Herrschaft entscheiden". Da wurde der Car traurig und verfluchte alle, welche zu dem Entscheidungskampfe zu Kossovo nicht kommen würden. — Dann folgt ein Lied von einem Briefe der Gottesmutter. Ein Falke überbringt den Brief der heil. Maria von Jerusalem mit folgender Botschaft: „Car Lazar, wähle du, welches Königreich

dir lieber ist, das irdische oder das himmlische: willst du im Kampfe am Kossovopole siegen, so ist dir das irdische Königreich gesichert, ziehst du aber das Himmelreich vor, so ordne eine allgemeine Beichte des Heeres an, denn ihr werdet alle im Kampfe den Tod finden". —

Ein weiteres Lied handelt von einem Festmahle in Kruschewaz. An der Tafel sitzen Jug, der Vater der Milica und seine neun Jugowitschen, Wuk Brankowitsch und Milosch Obilitsch, die beiden Schwiegersöhne Lazars, und viele Herren, auch Frauen. Da erhebt sich der Car und trinkt auf das Wohl des Tüchtigsten, des Milosch Obilitsch: „Dein Vorhaben wird gelingen, auch wenn du mich verraten solltest". Diesen Argwohn hatte in der Seele des Caren der andere Eidam Wuk Brankowitsch erregt, denn beide hat die Eifersucht ihrer Gemahlinnen einander verfeindet. Milosch Obilitsch erhebt sich, erwidert das Hoch des Caren und sagt bescheiden, es werde sich zeigen, wer treu und wer Verräter sei. Und in der Tat hat Milosch den Amurat erstochen und Wuk hat durch seinen Rückzug vom Schlachtfelde die serbische Sache verraten. Dann folgt ein Lied über die allgemeine Beichte und Kommunion, und weiter ein anderes über die Schlacht selbst, zunächst der Auszug zum Kampfe. Der Car sitzt bei der Festtafel mit seinen Wojewoden. Die Carin Milica sitzt neben ihm und bittet mit flehenden Worten: „Morgen ziehet ihr aus, und ich allein soll hier in dem weissen Schlosse bleiben; lasse mir einen meiner Brüder, dass ich wenigstens jemand habe, auf den ich schwören kann" (die Serbin verehrt ihren Bruder am meisten), sie bittet um ihren Bruder Bozko Jugowitsch, und die Bitte wird ihr gewährt. Aber am nächsten Tage in der Morgenfrühe, als das Heer auszieht, weigert sich Bozko, der Bannerträger ist, das Banner abzugeben, und reitet von der flehenden Schwester weg. Alle anderen Brüder weigern sich ebenfalls, auch der jüngste, sie wollen und müssen auf den Kampfplatz, um für den heiligen Glauben zu kämpfen und zu sterben. Da wird die Carin ohnmächtig und fällt zu Boden. So findet sie der Car, der heranreitet; er befiehlt seinem treuen Diener Goluban, bei der Carin zu bleiben, und dieser erbarmt sich der Hilflosen, trägt sie in das weisse Schloss, — aber auch er kann sich nicht meistern, besteigt sein Heldenpferd und jagt nach dem Kampfplatze. — Schön und ergreifend sind die Lieder, welche von Milosch Obilitsch erzählen, wie er sich mit

Digitized by Google

Milan Toplica und Kossančić in das türkische Lager schleicht, bis zum Zelt des Sultans Murat dringt und diesen erdolcht.

Die Lieder über die Schlacht selbst sind nur in Bruchstücken erhalten, es gibt kein einheitliches Lied; und das ist natürlich, weil jeder Sänger, ohne den Zusammenhang der Begebenheiten zu übersehen, nur das ihm Nächstliegende darstellte. —

Dann folgt das traurige Lied von den zwei Raben und dem treuen Diener Milutin, welche die erste Kunde von der schrecklichen Niederlage auf Kossovo und von dem Heldentode des Caren Lazar, des Jug und der Jugowitschen, des Milosch Obilitsch mit seinen Gefährten und von dem Verrat des Wuk Brankowitsch bringen.

Den Schluss bildet das herrliche Lied von dem Mädchen auf Kossovopole. Am Tage nach der Schlacht ging ein Mädchen zum Kampfplatze: auf dem Kopfe trug sie einen Korb mit Weissbrot, in der einen Hand einen goldenen Krug mit kühlem Quellwasser, in der anderen einen goldenen mit kühlem Wein. Sie irrte herum mitten unter den Haufen von Gefallenen und suchte eifrig. Wenn sie einen der Helden noch am Leben fand, wusch sie seine Wunden, kühlte sein Gesicht mit Wasser und reichte ihm Wein und Weissbrot. Der Held Orlowitsch, der auch von ihr erquickt ist, fragt sie: „sag' an, du Mädchen von Kossovo, wen suchst du hier, den Bruder, den Vetter oder deinen Vater?" Sie antwortet: „Ich suche weder Bruder, noch Vetter, noch auch Vater . . . Denkst du daran, unbekannter Ritter, wie der Car vor der Schlacht das Heer hat beichten und kommunizieren lassen; damals stand ich am Eingange zur Kirche; als letzte traten heraus Milosch Obilitsch, Jan Kossantschitsch und Milan Toplica; voran Milosch Obilitsch, herrlich war er anzusehen, er nahm seinen Mantel von den Schultern, gab ihn mir zum Geschenk und sagte: Ich gehe in den Kampf, bete für mich; wenn ich unversehrt zurückkehre, sollst du Gemahlin werden des Milan Toplica, meines herzlich geliebten Wahlbruders. Dann kam Jan Kossantschitsch, herrlich war er anzuschauen, er zog einen kostbaren Ring vom Finger, reichte ihn mir hin und sagte: ich gehe in den Kampf, bete für mich; wenn ich unversehrt zurückkehre, so werde ich dir zum Gatten geben meinen herzlich geliebten Wahlbruder Milan Toplica. Zuletzt erschien Milan Toplica. Herrlich war er anzuschauen, er reichte mir sein schönes Halsband hin und sagte: ich gehe in den Kampf,

bete für mich; wenn ich unversehrt zurückkehre, sollst du mir meine treue Gemahlin werden. Diese drei suche ich hier". Da sprach der Held Orlowič: suche ihre Leiber da, wo die höchsten Haufen von zerbrochenen Lanzen und blutenden Leichen sind. Da wurde das Mädchen traurig und sagte: ich habe einen grünen Zweig gepflückt, aber die Blätter sind welk geworden und abgefallen.

Interessant ist, was man von mehreren Seiten über die Verbindung der Kossovolieder vermutet hat. Man hat geglaubt, ein Epos von der Kossovoschlacht annehmen zu müssen, und eine solche Vermutung ist ja auch denkbar, weil diese Lieder so sehr zum Gemeingut des ganzen Volkes geworden sind, dass ein begabter Dichter (und an poetischer Begabung fehlt es selbst bei dem einfachen Volke nicht) aus den vorhandenen Bausteinen leicht ein Epos von Kossovo schaffen konnte. Andere haben gemeint, dass ein solches Epos von Anfang an vorhanden gewesen, aber in Bruchstücke zerfallen und in den Bruchstücken erhalten sei. Das ist nicht wahrscheinlich, schon aus dem oben angedeuteten Grunde, weil nicht einmal ein einheitliches Lied von der eigentlichen Schlacht zustande gekommen ist. Serbien war feudal und provinziell zersplittert; jede Landschaft hatte ihre besonderen Interessen, und über die Schlacht mochten viele Lieder existieren, welche einzelne Machthaber und Helden verherrlichten. Aber kein Volksdichter hat alle Momente der Schlacht, alle Bewegungen des türkischen und serbischen Heeres zusammen erfasst.

Sehr zahlreich sind die Lieder vom Kralewitsch Marko (Königssohn Marko); er ist der Lieblingsheld der serbischen und auch der bulgarischen Volksepik, der Repräsentant der serbischen Helden vor der Katastrophe; er ist gewaltiger als sie alle, dabei ist er durch die nahe Berührung mit den Türken ein wirksamer Beschützer seiner bedrängten Landsleute. Er lebte in einer Zeit, in welcher das angestammte Herrscherhaus der Nemanitschen in Serbien ausgestorben war und die Herrschaft auf Seitenlinien überging und geteilt wurde; andererseits waren die Türken damals noch nicht in unversöhnlichen Gegensatz zu den Serben getreten. Das Verhalten der Serben, d. h. der einzelnen Machthaber gegenüber den Türken nach dem Aussterben der Nemanitschen war nicht einheitlich und klar; Marko ist halb Freund halb Feind der Türken. Er ist vor der Schlacht bei Kossovo gestorben, trotzdem lassen ihn einzelne Lieder bei Kossovo mitkämpfen.

Digitized by Google

Er ist der Sohn eines der drei Merljavčevitschen, des Vukašin, des Usurpators des serbischen Thrones; gegen ihn widersetzt er sich und entscheidet er im Thronstreit. Sehr liebevoll dagegen steht er zu seiner Mutter, der Jerosima; mit ihr wohnt er auf dem Schloss Prilip, sie gibt ihm Ratschläge, sie wäscht seine blutigen Kleider, sie ängstigt sich, wenn er lange ausbleibt, und er ist ihr der gehorsame und treue Sohn. Auf ihren Befehl bleibt er daheim und ergreift den Pflug; aber er kann seine Heldennatur nicht verleugnen, er tötet Räuber und bringt die Beute der Mutter und sagt, er habe einen Schatz mit dem Pflug ausgegraben. Er zeigt sich auch als treuer Ehegemahl der Jelena, die er nach langem Werben geheiratet hat; nach einigen Liedern ist sie die Tochter des Dogen von Venedig, nach anderen des Königs Sschischman von Bulgarien, in Wahrheit aber die Tochter eines serbischen Machthabers. Marko hatte auch einmal einer Araberin die Ehe versprochen, welche ihn aus dem Gefängnis der Türken befreit hatte, fasste aber einen solchen Widerwillen gegen ihre dunklen Arme und ihr dunkles Gesicht, dass er sie tötete; dafür tat er dann freiwillig Busse, indem er Kirchen und Kapellen baute. Die Jelena wurde ihm untreu, aber die Lieder stellen das als gewaltsame Entführung dar. Marko ist lange Zeit abwesend, weil er dem Sultan Hilfe gegen Bajazed leistet; er wird schwer verwundet, hält sich aber durch vieles Trinken am Leben. Mina von Kostur (Kastoria) überfällt sein Schloss Prilip und raubt Jelena. Marko kommt als Mönch verkleidet dahin und erzählt eine erlogene Geschichte von dem Tode Markos; Mina freut sich darüber, lässt sich mit der Jelena von dem Mönche trauen, wird aber erschlagen.

Gewaltig und schrecklich ist Marko anzuschauen, wenn er in den Kampf zieht, in Wolfshaut gehüllt, mit einem Dolman darüber, den Kopf mit einer buschigen Pelzmütze bedeckt, die er tief eindrückt. Seine Waffen sind ein besonders für ihn geschmiedetes Schwert, ein gewaltiger Bogen und ein Buzygan (Keule). Im Streite ist er unüberwindlich; er kämpft mit einzelnen Machthabern, die das Lied auch als furchtbar schildert, als Bundesgenosse des Sultans gegen dessen Feinde, gegen Räuber und Bedrücker des Volkes, er ist vor allem dessen Beschützer und benutzt auch die Verbindung mit dem Sultan dazu; ihm ist er pasinak „Wahlsohn", jener aber ist ihm pootčim „Wahlvater", — doch er hat an der Freundschaft mit den Türken keine sonderliche Freude,

Digitized by Google

und das ihm zugedachte Amt als Steuererheber lehnt er ab, weil er sonst das Volk bedrücken müsste.

Seine Bundesgenossen im Kampfe sind: vor allem sein Schecke šarac, ein seltsames Heldenross, das mehrere Lanzen weit oder hoch springt und mit Marko so innig befreundet ist, dass sie einander verstehen. Ein anderer Bundesgenosse Markos ist der Wein, den er im Schlauch mit sich führt und in gewaltigen Quantitäten trinkt; er kehrt häufig in die Schenke ein, und so gibt es oft Streit und Kämpfe. Noch einen Bundesgenossen hat Marko, dies ist die Wila, die Berg- und Quellnymphe. Sie stehen miteinander in Wahlverwandtschaft als Wahlbruder (pobratim) und Wahlschwester (posestrima). Sie fliegt von den Wolken zu ihm herab, wenn er sie im Kampfe ruft, und leistet ihm wirksame Dienste. Sie prophezeit ihm auch den Tod. Auf ihr Geheiss muss er zu einem Brunnen hinreiten und in ihn hineinblicken, und er sieht Schreckliches. Dann ersticht er sein Lieblingspferd, macht sein Testament, hängt seinen Geldbeutel an den Ast des nächsten Baumes, zieht seinen Dolman aus, legt sich darauf, drückt seine Pelzmütze tief in die Augen — und stirbt. Lange wagt man nicht an ihn heranzutreten, denn man meint, dass er schläft. Endlich wird die Leiche auf ein Pferd geladen, nach dem hl. Athosberg gebracht und dort in Chilendar begraben; die Stelle weiss man nicht genau.

Das Andenken Markos umranken hunderte von Sagen und Geschichten. In Dalmatien und auch an anderen Orten erzählt man sich, dass er in einer Felsengruft schlafe; wenn er aufwache, werde er die Feinde der Serben mit seinem Schwert bezwingen.

Nunmehr Einiges über das Metrum der serbischen Heldenlieder. Die Form der von Wuk gesammelten Lieder ist der trochäische Zehnsilbler. Indes hat zuerst Miklosich in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften aus älteren Dichtungen und aus einigen Handschriften genommene Heldenlieder, etwa 40 an der Zahl, und unter dem Titel „Volkspoesie der Kroaten" 1870 herausgegebene für kroatisch erklärt, weil das Metrum, die Langzeile, und auch die Sprache kroatisch sei. Freilich wurden auch andere Argumente für den kroatischen Ursprung einer Reihe von Liedern geltend gemacht. Zu den Gelehrten, welche die kroatische Herkunft der von Miklosich herausgegebenen Heldenlieder verteidigten, gehört vor allem der bekannte kroatische Gelehrte Pavić in seiner Arbeit Narodne pjesme o boju na Kosovu

Digitized by Google

1877; er hat auch historische und sprachliche Momente herangezogen, um den kroatischen Ursprung zu beweisen. Indessen diese Argumentation ist von Novaković, Bogišić und vornehmlich von Jagić in der Abhandlung „Die serbische Volksepik vor Jahrhunderten“ im Archiv für slavische Philologie, Band IV, entkräftet. Das Metrum, das nach Jagić als ⏑́ ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ / ⏑́ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ angesetzt wird, zerfällt in zwei Halbzeilen und ist das ältere serbische Metrum, aus dem sich der Zehnsilbler entwickelte; auch dieser hat vier Hebungen, nach dem zweiten Trochäus liegt die Cäsur. Nach Jagić's Ansicht ist die Langzeile (13 bis 15 bis 16 Silben), die älteste Form der serbischen Volksepik, sozusagen altersschwach, inhaltsarm und schleppend geworden und hat schliesslich dem munteren Zehnsilbler Platz gemacht. Aber sie hat weiter gelebt und ihre Schicksale gehabt. So spaltete sie sich bei den Dichtern südlich von Ragusa an der Bocce di Cattaro in die kurzen 8-silbigen Zeilen, wie sie auch in dem herrlichen Gedichte von Gundulić „Osman“ aus dem 17. Jahrhundert (Verherrlichung des siegreichen Kampfes der Polen gegen die Türken bei Chotim 1621) mit vieler Kunst angewendet sind. Dass die Langzeile älter ist, sieht man daraus, dass sie bei den Heldenliedern nur in den älteren Aufzeichnungen auftritt, z. B. in dem beschreibenden Gedichte Ribanje (Fischfang) von Hektorović aus dem 16. Jahrhundert, in Vila Slovenska von Baraković aus dem 17. Jahrhundert u. a. Auch der berühmte Kroate Križanić („der erste Panslavist“, im 17. Jahrhundert) schreibt: „Bei den Kroaten und Serben bestand noch in meiner Jugend die Sitte, dass vornehme Herren und Wojewoden bei der Tafel sassen und hinter ihnen Krieger den Ruhm ihrer Vorfahren besangen“. Er führt auch in seiner panslavischen Grammatik zwei Verse aus diesen Heldenliedern an, beide in der Langzeile.

Aber aus den Dichtungen älterer kroatischer Dichter zeigt sich, dass zu ihrer Zeit auch der Dekasyllabus bekannt und im Gebrauch war. Auch in dieser Beziehung ist der schon genannte kroatische Dichter Hektorović (geb. auf der Insel Hvar-Pharos 1486 † 1572) beachtenswert. In Ribanje unterhalten sich zwei Fischer, Paskoje und Nikola miteinander: „tragen wir jeder eine bugarštica nach serbischer Weise vor (recimo po jednu bugaršticu srpskim načinom), darauf rezitiert der eine ein Heldengedicht von Marko Kraljević und seinem Bruder Andrija, und der andere eines von einer Begebenheit in Bosnien. Hier sind diese in der Lang-

Digitized by Google

zeile gedichteten Lieder als serbisch bezeichnet, ein Beweis mehr, dass die serbischen Heldenlieder nach dem Westen, insbesondere nach den freien dalmatinischen Städten gewandert sind, in Gefolgschaft reicher und vornehmer serbischer Familien, die zufolge einer Nachricht aus dem 15. Jahrhundert als „gli primi del popolo" galten. Begleitet von einem grossen Hofstaat von Dienerschaft übten sie Einfluss auf das Leben und trugen zur Änderung und Serbisierung des dalmatinischen ča-Dialektes bei. Aber die genannten Fischer tragen auch Volkslieder in dem Metrum des Zehnsilblers vor; da kommen Verse vor wie

„Majka mu je lipo ime dala,
Ljuba mu je zlatom venčac vila,
Lipo ti je, brajo, pogledati . . . .

(Mutter gab ihm schöne Namen, Liebchen wand ihm Kranz von Gold, Schön ist dir, o Bruder, auszuschauen.)

Was die Sprache der bugaršticе anbetrifft, so ist zunächst zuzugeben, dass Hektorović in den beiden Heldenliedern des Paskoje und Nikola allerdings gewiss mit Absicht den ča-Dialekt gebraucht hat; aber dies ist auch die einzige Änderung an dem serbischen Liede. Das Lied bei Barakovič wird von einem Vlach gesungen und so in das Innere des serbischen Sprachgebietes versetzt, es ist wohl auch zu den Kroaten gewandert und hier sprachlich kroatisch gefärbt worden. Auch die anderen in Betracht kommenden Heldenlieder sind zum Teil kroatisch angehaucht, aber der što-Dialekt dringt stets durch oder herrscht geradezu vor. Auch der kulturelle und religiöse Hintergrund der besprochenen Lieder ist serbisch, nicht kroatisch, so die religiösen Anschauungen, welche dem griechisch-orientalischen, somit auch serbischen Glauben nicht dem der katholischen Kroaten entsprechen, so die Erwähnung von Sveta gora, svetogorci Kaludjeri (Mönche vom Athos, ebenso das häufige Vorkommen des Krstno ime Taufgedenktag, von dessen Slavafest oben die Rede war.

Schliesslich fällt ins Gewicht der merkwürdige Umstand, dass in den für kroatisch gehaltenen Heldenliedern, auch in den von Miklosich veröffentlichten die Helden nicht gefeierte Kroaten sind, nicht Zrinsky, Frankopani, Keglewitsch, Jurischitsch, sondern immer die bekannten serbischen Helden gepriesen werden, Car Lazar, Kralević Marko, Milosch Obilitsch, die Jugowitschen, Stjepan Lazarewitsch und andere.

Digitized by Google

Alte und neue Heil- und Zauberbräuche.

Von Dr. F. Pradel in Glogau.

Durch die Mitteilungen Klappers[1] „aus alten Arzneibüchern“ und durch Drechslers[2] Werk über schlesische Sitten, Bräuche und Volksglauben ist die Aufmerksamkeit der Mitglieder der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde auf volkstümliche Heilmittel und (beides fällt ja oft zusammen) Zauberbräuche gerichtet worden.

Natürlich haben auch diese Bräuche ihre Geschichte. Viele sind uraltes einheimisches Gut, bei anderen Völkern finden sich dieselben oder ganz ähnliche, und wenn ein Vergleich mit diesen auch nichts für fremden Einfluss auf heimischen Brauch lehrt, so ist er doch für jeden interessant, der Denken und Meinen des Volkes verstehen will.

Es gibt aber im Heil- und Zauberwesen auch viele Bräuche, die anderwärtsher übernommen sind; besonders in der schriftlichen Überlieferung begegnen uns solche. Und wie uns die Antike in aller unserer Kultur eine reichliche Geberin gewesen ist, so auch hier. Dessen sind sich die alten deutschen Arzneibücher wohl bewusst. Sie berufen sich gern auf Hippokrates, Constantin[3], Dioskorides, oft auch für Heilmittel, die mit diesen nichts zu tun haben, auch nichts zu tun haben können. Ja selbst bis in den Orient wird mitunter ein Rezept zurückgeführt. Birlinger hat in der Alemannia X 110 f. Medizinisches aus einem handschriftlichen Rezeptbuche vom Anfange des 18. Jahrhunderts aus der Berner Gegend mitgeteilt: da wird ein Rezept von Hieronymus erwähnt, der es in „kaldeyschen Büchern“[4] fand. So scheint selbst eine Erinnerung an die Rolle, die die Chaldäer[5] im Altertume einst spielten, erhalten geblieben zu sein.

[1] Mitteilungen der schles. Ges. f. Volksk. XIII 22—29.

[2] Schlesiens volkstümliche Überlieferungen II 2. Leipzig 1906.

[3] Klapper a. a. O. 22.

[4] F. Pfeiffer: Zwei deutsche Arzneibücher aus dem 12. und 13. Jahrhundert, in den Sitzungsberichten der kais. Akad. der Wissensch., phil.-hist. Klasse, 42. Band, Wien 1863, S. 154: „Jeronimus der heilige man vant an den caldêischen buochen von maniger ercenie“.

[5] S. den Artikel in Pauly-Wissowas Realencyclopädie des klass. Altertums.

Der wichtigste Vermittler antiker Naturkunde und damit antiker Volksheilkunde ist aber Plinius. Eine grosse Menge von Bemerkungen und Angaben über Tiere, Pflanzen und Steine in seinen libri XXXVII naturalis historiae sind durch die naturwissenschaftlichen Schriften des Mittelalters weitergetragen worden; fabelhafte Geschichten, die er natürlich in gutem Glauben erzählt, sind auch in der neuesten Zeit noch oft verbreitet und geglaubt worden, so die, dass das Stachelschwein seine scharfen Stacheln auf den Verfolger schiesst (VIII 125), dass das Ichneumon in den Leib der mit offenem Rachen schlafenden Krokodile kriecht und ihnen die Eingeweide zerreisst (VIII 90). Und so gehen denn auch unsere alten Arzneibücher in vielen Punkten auf Plinius zurück, dessen Mitteilungen natürlich zum grossen Teile wieder aus griechischen Schriftstellern geschöpft sind. Auch die von Klapper besprochenen Arzneibücher nennen ihn oft, z. B. 1 fol. 66 (S. 24), wo Betonica als Mittel gegen Schlangen und Nattern empfohlen wird, man vergleiche damit nat. hist. XXV 101. Und was 3 fol. 89 von der verbena gesagt wird: „das si weder ste allen suchen vnde wer sich da mete bestrichet. das werde war, was er betet. Also gewynnet man der hulde", das ist eine Übersetzung von Plin. n. h. XXV 106: „hac (sc. verbena) perunctos impetrare, quae velint, febris abigere, amicitias conciliare, nullique non morbo mederi". Gerade die verbena erfreute sich des allergrössten Ansehens [1]). Aus dem Kräuterbuche des Mathiolus (anno 1626) führt Koebert [2]) an: „Man brauchts noch jetziger Zeit zu seltzamen Sachen und Gespenster. Etliche machen Kräntzlen aus Verbenblettern und setzens auff wider das Hauptwehe". Dieser Brauch begegnet uns schon bei Pseudo-Apuleius, de medicaminibus herbarum, einer anderen wichtigen Quelle volkstümlicher Rezepte, IV 6: „Ad capitis dolorem. Herbae verbenacae coronam facito et in capite inpone, dolorem capitis tollet". Auch sonst weist das erwähnte Kräuterbuch, und wie dieses viele andere, Übereinstimmungen mit dem Herbarium des Apuleius auf, ohne dass freilich dieser Gewährsmann immer genannt wird.

Es ist nun selbstverständlich, dass die heilkräftigen Kräuter oft nur schwer und nur unter Beobachtung mannigfaltiger Ge-

[1]) F. Söhns, Unsere Pflanzen[3]. Leipzig 1904. S. 145 f.

[2]) de Ps.-Apulei herbarum medicaminibus. Baruthi 1888. p. III sq

Digitized by Google

bräuche zu gewinnen sind. Plinius und andere alte Schriftsteller [1]) erzählen mehrfach von dem magischen Kreise, der mit Gold, Silber u. a. um die Pflanze gezogen, von Dingen, die am Standorte der Pflanze als Gegengabe an die Mutter Erde zurückgelassen werden müssen. Eiserne Geräte beim Graben der Pflanzen zu gebrauchen war verpönt [2]). Dies Verbot erklärt sich daraus, dass man im Eisen das junge Metall sah, Kult- und Zauberhandlung aber an dem Alten zähe festhalten. Um Feuer zu machen, gebrauchte man in den ältesten Zeiten einen Stab, den man im Loche eines Holzkeiles drehte. Aber selbst zu einer Zeit, als man den Feuerstein schon kannte, mussten sich die römischen Vestalinnen noch der alten Art des Feueranmachens bedienen. Als eiserne Geräte schon längst im Brauche waren, behielt das Opferritual das ältere Steinmesser bei. Es darf wohl in diesem Zusammenhange an 2. Mose 20, 25 erinnert werden: „Und so du mir einen Altar willst machen, sollst du ihn nicht von gehauenen Steinen bauen, denn so du mit deinem Messer darüber fährest, so wirst du ihn entweihen". Hölzerne Werkzeuge werden anstelle metallener vorgeschrieben bei Ps.-Apul., de m. h. III 9: Herbam quinquefolium .... pisatam de ligno in lignum, was Ackermann [3]) erklärt: mit hölzerner Keule in hölzernem Gefässe zerstampft, s. ebd. XXV 1.

Wenn geboten wird, die Pflanze beim Graben mit dem Eisen nicht zu berühren (Klapper a. a. O. S. 23, vergl. Pfeiffer a. a. O. 150, 25), so werden wir darin eine Milderung des ursprünglichen Gebotes erblicken, überhaupt kein Eisen zu verwenden.

Durch das Alter geheiligter Brauch ist es wohl auch, wenn die Stärke der Arzneigabe auf so einfache Weise angegeben wird wie bei Pfeiffer (a. a. O. I 4, S. 119): „nim alse vil wullînun sô dû maht mit fier vingirn ûf gehebin"; vergl. Ps.-Apul., de m. h. I 4: paululum salis adicito, digitis duobus et pollice quantum tolli potuerit, CXV 2: deinde adde de pulvere tribus digitis quantum prehendere potueris.

Hs. 3 fol. 138 (Klapper S. 23) werden auch die Gebete angegeben, die beim Graben der verbena zu sprechen sind: pater noster, ave Maria, credo in deum. Diese Gebete werden in ähnlichem

[1]) Plin. n. h. XXI 42, XXV 107; Ps.-Apul., de m. h XIX 4, LXXXIX 11, CXXVIII.

[2]) Ps.-Apul., de m. h. I, XCI 4; Alemannia V 60.

[3]) Parabilium medicamentorum scriptores antiqui, Nürnberg und Altdorf 1788.

Digitized by Google

Zusammenhange fast immer geboten. Besonders interessant ist aber an unserer Stelle die Beschwörung „by den zewen vnd sobentzig namen des almechtigen gotis“. Sie erinnert an die hohe Schätzung, deren sich diese Zahl erfreute und die im letzten Grunde vielleicht auf babylonischem Glauben beruht. M. Schwab nennt in seinem Vocabulaire de l'Angélologie [1]) einige dieser 72 Gottesnamen. Später trat diese Zahl zu allen möglichen Gegenständen hinzu, Grimm [2]) erwähnt einen Fiebersegen, in dem 72 Fieber angenommen werden, ich verweise auch auf das von Drechsler (a. a. O. 115) zitierte „Buch der entschleierten Geheimnisse oder Sammlung 72 nützlicher Mittel“.

Neben der verbena wird bei Klapper noch arthemisia [3]) empfohlen. Diese Pflanze wird auch bei Plinius erwähnt, der ihren Namen (XXV 73) an zweiter Stelle mit der Göttin Artemis [4]) zusammenbringt, eine Erklärung, die natürlich auch der alten deutschen botanischen Literatur nicht unbekannt ist, s. Haupt [5]) (aus einer Wiener Hs. 2962 fol. 66 v, einer Bearbeitung des Macer): „Bŷbôs ist aller wurcz muter. Diana die frawe die vant zu aller êrsten ire craft, sie heisset in Criechen Arthemis, wan si in Crichen waz, die sie vant, waz auch alsô genant“; s. Alem. I 195; Söhns a. a. O. 76.

Ausser den eben angeführten weisen auch sonst vielfach die Namen der in den Heilmitteln aufgeführten Pflanzen auf Überlieferung von anderwärtsher hin, s. z. B. die Namen bei Pfeiffer a. a. O. I 1 ff. Besonders beliebt war die Päonie; Päoniensamen ist ein Bestandteil des sogenannten schwarzen Pulvers, s. Drechsler a. a. O. 306. Pfeiffer a. a. O. S. 134: „nim ein pionienchorn unde lege imz ûf die zungen, er wirt sprechent“. Dasselbe Mittel findet sich im cod. Marc. gr. II 163 fol. 101 r, der aus dem 16. Jahr-

[1]) Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles-lettres X p. 165, 357. Über die Zahl 72 in der hellenistischen Theologie s. R. Reitzenstein, Poimandres, Leipzig 1904, S. 265 Anm. 3.

[2]) Deutsche Mythologie [2] S. 1107.

[3]) So auch bei Pfeiffer a. a. O. 150 f. Wenn Klapper in der Breslauer Hs. liest: „es . . . . wert ouch ummer czüre“, so verweise ich auf Pfeiffer, wo es heisst: „ez enwirt ouch nimmer ze raeche“, d. h. steif.

[4]) s. a. Ps.-Apul., de m. h. XIII 2.

[5]) Über das mitteldeutsche Arzneibuch des Meisters Bartholomaeus, in den Sitzungsberichten der kais. Akad. der Wiss., phil.-hist. Klasse, 71. Band (1872) S. 535.

hundert stammt. Den Griechen musste die Päonie vor allen heilkräftig erscheinen, sie brachten ihren Namen mit Paeon, einem Beinamen des Heilgottes Apollo, zusammen. Liegt doch auch sonst oft gerade im Etymon des Pflanzennamens der Grund für den Glauben an die Kraft der Pflanze. So war mit dem Namen *χαρισία* auch die Anwendung der Pflanze gegeben: auf dem Taygetos wächst eine Pflanze, *χαρισία* genannt, wenn sich die Frauen diese beim Beginne des Frühlings um den Hals hängen, wächst die Liebe der Männer zu ihnen[1]). Bei Ps.-Apuleius, de m. h. CXXIII wird berichtet, dass herba semperviva auch stergethron genannt wird, weil sie für Liebe erweckend gilt; diese Pflanze wird von vielen vor die Tür gelegt, damit sie allen Hass fernhalte. Das ist natürlich eine Umkehrung der Tatsachen. Vielmehr ist der vielleicht auf Volksetymologie beruhende Name stergethron die Ursache für den von Ps.-Apuleius erwähnten Glauben und Brauch, so wie im Deutschen der von der Volksetymologie gebildete Name Liebstöckel (aus levisticum) dieser Pflanze ihre schätzenswerte Eigenschaft eingebracht hat. Alle Sprachen bieten Beispiele für solch „etymologischen Aberglauben“[2]); aus dem Deutschen sei noch an den Wegerich als Mittel gegen Fussgeschwulst (Pfeiffer a. a. O. S. 142) und gegen Müdigkeit (Drechsler a. a. O. S. 304) erinnert, auch die aus der Namensform abgeleitete Kraft gewisser Heiliger (z. B. St. Valentin als Schützer gegen die fallende Sucht) gehört hierher.

Auch manche technischen Ausdrücke der deutschen Arzneibücher erinnern an die antiken Quellen, so die Geschlechtsbestimmung der Pflanzen, vgl. Plin. n. h. XXV 147; Ps.-Apul., de m. h. LXXI: altera masculus, altera femina, ebd. XCII und CXXIX. Der Angabe: „pheffer ist heiz vn trokin an dem dritten grate“[3]) entspricht bei lateinischen Schriftstellern tertio ordine. Sollte nicht übrigens auch der sich mehrfach findende Ausdruck: eines Kindes in Arbeit gehen[4]) auf lateinisches partu laborare (Ps.-Apul., de m. h. I 25) zurückzuführen sein?

[1]) Aristoteles, mirab. auscult CLXIII (Westermann, Paradoxogr. S. 58).

[2]) Für das Griechische s. Weidlich, die Sympathie in der antiken Literatur, Stuttgart 1894, S. 54.

[3]) Aus Hs. 2524 (13. Jhrhdt.) der k. k. Hofbibliothek, s. Haupt a. a. O. S. 472.

[4]) z. B. in einem Briger Himmelsbriefe: „ein fraw ... die enis kinds in arbeit gat“, s. Hess. Blätter f. Volksk. I 25.

Digitized by Google

Klapper teilt S. 27 aus mehreren Handschriften folgendes Mittel mit: „Wer da machen wel daz en dy hunde nicht an bellen, der trage in eyner hant eyner weseln zcagel vnde hasen har in der andern hant. Ader habe eine hundes zcungen under den henschühen“. Man vergleiche damit Drechsler a. a. O. S. 97: „Damit einen die Hunde nicht anbellen, soll man in der einen Hand einen Wieselschwanz, in der andern Hasenhaare tragen; oder auch eine Hundszunge unter den Handschuhen, Kamenzer Arzneibuch, Hs. des 15. Jhd.“ Der letzte Teil dieses Gebotes lautet bei Pfeiffer (a. a. O. S. 148) anders: danach soll man eines Hundes Zunge unter seiner grossen Zehe tragen. Das stimmt mit Sext. Placitus, de medic. XI 13 überein: „Item linguae cuiuscumque canis summitatem si sub pollice pedum tenueris suppositam, canes te non allatrabunt“, man vergleiche auch Plin. n. h. XXIX 99, wo auch der Wieselschwanz genannt wird.

Alem. XI 100: Vor das Podagra. Eines Knaben frisch abgeschnittne Hare in des Knaben nichteren Urin genetzet und auf den schmerzhaften Ort gelegt. Vgl. damit Plin. n. h. XXVIII 41: „Capillus puero qui primum decisus est podagrae impetus dicitur levare circumligatus“.

Finden sich bei verschiedenen Völkern die gleichen Mittel, so werden wir, wie schon gesagt, nicht immer an ein Abhängigkeitsverhältnis denken dürfen. Unabhängig von einander konnten sich dieselben Vorstellungen und Sitten an verschiedenen Orten entwickeln; in manchen Fällen mag gleicher Brauch bei verschiedenen Völkern auch bis in die Zeit früherer Einheit zurückgehen. Der Glaube z. B., dass mulier menstruata unrein sei, ist bei allen Völkern vorhanden. Bei Deutschen wie bei Römern findet sich die Meinung, dass eine solche nicht zum Bienenstocke kommen dürfe, da sonst die Bienen stürben, s. Drechsler a. a. O. 86; Plin. n. h. VII 64, XXVIII 79.

Wir wissen auch, dass in unserem Volke Pferdezähne als Amulette gegen Zahnschmerzen getragen zu werden pflegten, s. Drechsler a. a. O. S. 115. Der gleiche Brauch galt auch im Altertume, s. z. B. Sext. Placit. XIV 5: „Equi dentes qui principales fuerint collo suspensi dentibus infantum remedio sunt“, s. auch ebd. 3 und 4; Q. Serenus LIX 1040: „Collo igitur molli dentes nectentur equini, Qui primi fuerint pullo crescente caduci“.

Ein sehr geschätztes Heilmittel ist auch der Schwalbenstein:

Digitized by Google

„Man findet in dem Magen junger Schwalben, ehe sie die Erde berühren, Schwalbensteine; die sind dem Gesichte gut", Drechsler a. a. O. S. 297. Bei Pfeiffer I 25 (S. 124) werden sie gegen Seitenstechen (contra pleurisim) empfohlen. Dieser Schwalbenstein wird bei Plinius n. h. XI 203 erwähnt; bei Sext. Placit., de medic. XXXIV 4 wird er als Mittel gegen Epilepsie empfohlen.

War der Schwalbenstein aber sehr selten, so war das Schwalbenkraut (*χελιδόνιον*) um so leichter zu bekommen. Plinius sowohl wie andere antike Schriftsteller erzählen von ihm, dass die Schwalben ihren Jungen, wenn ihnen die Augen ausgestochen sind, damit die Wunde berühren und so das Gesicht wiedergeben. Darum wird er besonders bei Augenkrankheiten gebraucht, s. Plin. n. h. VIII 98, XXV 89; Diosc. II 211; Ps.-Apul., de m. h. LXXIII. Unter Berufung auf Galien als Gewährsmann erzählt die Wiener Hs. 13647 [1]) von der Wunderkraft des Schwalbenkrautes. Die deutsche Bezeichnung dafür ist Schellkraut, ein Name, in dessen erster Hälfte man das griechische *χελιδόνιον* vermuten darf.

Wenn geraten wird, sich beim Erblicken der ersten Schwalbe auf den Rücken zu legen, dann bekomme man das ganze Jahr keine Rückenschmerzen (Drechsler a. a. O. S. 227, s. auch 284, 309), so möchte man darin einen doppelten Glauben erkennen, einmal den an die Heilkraft der Erde, sodann den hier kaum noch hervortretenden, dass die Schwalbe die Krankheit mit sich nimmt. Krankheiten wurden ja oft unmittelbar in Tiere gebannt, sie sollten von ihnen fortgetragen werden, s. z. B. Marcell., de medic. liber VIII 30 (Helmreich): „Cum primum hirundinem audieris aut videris, tacitus ilico ad fontem decurres vel ad puteum et inde aqua oculos fovebis et rogabis deum, ut eo anno non lippias, doloremque omnem oculorum tuorum hirundines auferant". In seiner sinnfälligsten Form tritt uns der Brauch, eine Krankheit auf ein Tier zu übertragen, bei demselben Schriftsteller XIV 25 entgegen: „Laboranti uvae diuturno labore haec cura succurrit: Hirundinem vivam testo avellanae includes eamque phoenicio involutam lino circa collum subligabis intraque diem nonum omni molestia liberaberis".

Derselbe Marcellus bietet XV 102 eine Besprechung, die dem in den Mitteilungen unserer Gesellschaft XVI 17 von Maria Brie angeführten altenglischen Spruche: „Neogone wæron nodþaes sweoster"

[1]) Haupt a. a. O. S. 544.

by Google

u. s. w. sehr nahe kommt; ich gebe sie in der Übersetzung: Die Drüsen (glandulae) sollst du frühmorgens besprechen, wenn der Tag abnimmt, wenn die Nacht, gegen Abend, sollst sie mit dem vierten Finger und dem Daumen (digito medicinali ac pollice) berühren und also sprechen: „Neun Drüsen Schwestern, acht Drüsen Schwestern, sieben Drüsen Schwestern u. s. w., es entstehen neun Drüsen, es entstehen acht Drüsen . . . . es entsteht eine Drüse, es entsteht keine Drüse". Mit Recht erinnert Maria Brie an das Scherzliedchen von den zehn kleinen Negern (auch Zwergen). Es ist mir nicht zweifelhaft, dass dieses Liedchen im letzten Grunde auf uralte Besprechungen der eben erwähnten Art zurückgeht, ist doch auch in diesem Sinne der Kindermund unbewusster Weisheit froh [1]).

Und noch ein Mittel möchte ich aus Marcellus anführen, X 69: „In das Ohr auf derjenigen Seite, auf der Blut aus der Nase fliesst (ad aurem eiusdem partis de qua per narem sanguis fluit), soll man 27mal sprechen" usw. Die Zahl 27 ist wegen der in ihr enthaltenen Drei- und Neunzahl (ter novies) in den magischen Mitteln sehr beliebt. Aus demselben Grunde wird bei Marcellus X 56 eine Formel neunundneunzigmal zu sprechen geboten, es handelt sich auch hier um Nasenbluten, und wieder haben wir die Vorschrift: „quod ad aurem eius partis dici oportet, de qua nare sanguis propensius fluit". Nun teilt G. F. Abbott in seiner Macedonian Folklore, Cambridge 1903, S. 360, 40 ein Mittel gegen Nasenbluten mit: *Περὶ μύτην ὁποῦ τρέχει, λέγε εἰς τὸ μέρος ἐκεῖνο ὁποῦ τρέχει, κρυφέως εἰς τὸ αὐτί· μόξ, πάξ, ριπξ, καὶ θέλει πιάσῃ.* Nach der Bemerkung: „we come to a humorous recipe" übersetzt Abbott dieses Rezept folgendermassen: „For a bleeding nose: say to the part whence the blood flows, secretly in the ear (!) „mox, pax, ripx", and it will stop". Nach der Bemerkung humorous recipe und dem Ausrufungszeichen hinter ear möchte man fast annehmen, dass Abbott dieses Rezept missverstanden hat, nämlich so: sprich ins Ohr des blutenden Teiles, also der Nase, eine Vorstellung, die ja dem Volke immerhin zuzutrauen wäre; man könnte an das Gebet Manasses V. 11 erinnern: „Darum beuge ich nun die Kniee meines Herzens (*γόνυ καρδίας*)". Unzweifelhaft soll aber in dem

[1]) S. z. B. E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz, Leipzig 1857, S. VIII f., 114 f., 140 ff.

Digitized by Google

griechischen Rezepte nichts anderes gesagt werden als in den angeführten Marcellusstellen, der Sinn kann nur sein: Sprich je nachdem das Blut aus dem linken oder dem rechten Nasenloche kommt, ins linke oder rechte Ohr. Das von Abbott beigebrachte griechische Zaubermittel ist nun dadurch besonders interessant, dass die in ihm genannten magischen Wörter sich auch in deutschen Beschwörungen finden. So heisst es in G. Lammerts Volksmedizin und medizinischem Aberglauben in Bayern [1]): „Um den Zahnschmerz abzuschreiben, nimmt man einen Hufnagel, geht an eine Stelle, wo sich drei Wege kreuzen, und schreibt mit ihm zwischen die Wege die Zeichen: „Rex, Pax, Max, ppo. in Folio"; hierauf schlägt man den Nagel in eine Türe". Siehe ferner Pfeiffer a. a. O. S. 139 (II 7b): „Wil dû den zantswern schiere büezen, sô scrîp an daz wange, dem dâ wê sî, disiu wort: „Rex. pax. nax. in Cristo filio", so wirt im baz". Vgl. damit in der Breslauer Hs. 3 fol. 186 (Klapper S. 27): „Ad dolorem dentium. Wiltu daz schire busen, so schrib an dy wangen „+ rex + pax + max + In Christo filio", so wert dyr bass". In derselben Breslauer Hs. wird in einem Mittel gegen Fieber u. a. auf eine Oblate zu schreiben geboten (Hs. 3 fol. 119a, Klapper S. 26): pax max, das dritte Wörtchen rex ist offenbar ausgefallen, ebenso Hs. 2 fol. 165. Es ist wohl müssig, in diesen Lautverbindungen sinnvolle Wörter suchen zu wollen, immerhin könnte man bei dem letzten Worte an mox (bald) denken, in Erinnerung an die Schlussworte hellenistischer Beschwörungen: *ἴδη ἴδη ταχὺ ταχύ* [2]).

Drechsler teilt a. a. O. S. 277 aus Lohenstein ein Mittel gegen Gelbsucht mit [3]). Möglich, dass Lohenstein in seinen Versen den Volksglauben wiedergibt, vielleicht sind diese aber auch nur eine Übersetzung von Plinius, n. h. XXX 94: „Avis icterus vocatur a colore, quae si spectetur, sanari id malum tradunt et avem mori". Jedenfalls haben wir hier ein gutes Beispiel für ein Sympathiemittel, wie solche besonders im Altertume, begünstigt durch philosophische Lehren, sehr gebräuchlich waren [4]). So wird bei Alex. Trall. II p. 583 empfohlen, gegen Podagra Kranichsehne um die

[1]) Würzburg 1869, S. 236.

[2]) S. Reitzenstein a. a. O. 291, 3.

[3]) Bei Grimm, Deutsche Mythologie[4] 1125 dagegen: „So wird gelbsucht unheilbar, wenn eine gelbfüssige henne über den siechen fliegt".

[4]) S. Weidlich a. a. O.

Knöchel zu tragen, die Rüstigkeit und Schnelligkeit dieses Vogels soll dadurch offenbar auf den Menschen übertragen werden. Nach Abbott a. a. O. S. 359 lebt in Griechenland noch heut der Brauch, dass Wanderer in ihrem Gürtel Sehnen von den Schenkeln des Kranichs tragen, um nicht müde zu werden. — Bei Vassiliev [1]) erfahren wir ein Mittel, die Eintracht unter Eheleuten herzustellen: ein Magnetstein soll in zwei Teile geteilt und diese dann von den Eheleuten getragen werden. — Der Glaube an die Macht der Sympathie liegt auch zugrunde, wenn man sich die Namen der Siebenschläfer aufschreibt und unter den Kopf legt, um gut zu schlafen, s. Vassiliev a. a. O. 327 ff.; Haupt a. a. O. 494 und 522; Aleman. I 198. — Nicht minder klar tritt die Sympathie zutage in dem von Psellus [2]) (11. Jahrhdt., seine Exzerpte stammen zum Teile aus Julius Africanus, der im 3. Jahrhdt. n. Chr. lebte) angegebenen Mittel, einen Dieb herauszubekommen: „Man schneide Kaulquappen die Zungen ab und salze sie ein, danach mische man sie nach Bedarf mit Mehl und gebe davon denen, die man des Diebstahls für verdächtig hält. Der Dieb gerät nun gleichsam ausser sich (*ἐν ἐκστάσει ὥσπερ γενόμενος*) und bezichtigt sich laut und offen selbst". Die Geschwätzigkeit der Frösche, die schon in den Kaulquappen wohnend gedacht wird, teilt sich ihm also mit.

Wir sind damit zu den Mitteln gekommen, die zum Schutze des Eigentums, zur Entdeckung von Dieben dienen. Die Zahl und Art dieser Mittel ist sehr gross, ich verweise auf Drechsler a. a. O. 45 ff. Nach der Wiener Hs. 13647 f. 130b [3]) erscheint einem der Dieb im Traume, wenn man sich die Wurzel der verbena unter den Kopf gelegt hat; dieselbe Kraft hat nach der gleichen Hs. (fol. 132b) [3]) solsequium (Wegwart), ein Glaube der nach Drechsler a. a. O. S. 48 noch heute lebt. — Um einen Dieb zu entdecken, soll man nach einer im cod. Laurentianus 14 plut. 86, fol. 47, saec. XV (s. Vassiliev a. a. O. 341) überlieferten Vorschrift das Weisse eines Eies nehmen, es mit Blei mischen und dann ein Auge an eine Wand malen. Danach soll man die Verdächtigen diesem Auge gegenüber aufstellen. Der Dieb wird jetzt in Tränen ausbrechen. Leugnet er, so soll man einen Nagel in das gemalte Auge einschlagen, so gesteht er. Rings um das Auge aber soll man schreiben: *Ὁ δὲ*

[1]) Anecdota graeco-byzantina, pars I, Mosquae 1893, p. 340.
[2]) Lect. mirab. = Westermann a. a. O. S. 144 f.
[3]) Haupt a. a. O. S. 527.

Digitized by Google

παράνομος Ἰούδας οὐκ ἠβουλήθη σωθῆναι. Dieses Mittel ist deshalb besonders merkwürdig, weil in ihm eine der im Volksglauben und -Brauch so ausserordentlich häufigen Kontaminationen steckt: es ist klar, dass das an die Wand gemalte Auge für den Dieb ein mal occhio ist, das ihn bannt; wird nun in dieses Auge ein Nagel geschlagen, so ist jetzt dieses selbe Auge als das böse Auge des Diebes gedacht. Man denkt hier an O. Jahns[1]) Worte: „Wenn man die sympathetischen Kuren der Alten durchgeht, so wird man finden, dass bei einem grossen Teile derselben das, was schadet, auch Hilfe bringen soll, wobei sehr oft durch die wunderlichsten Ideenassociationen Surrogate geschaffen werden, unter denen sich die wirklichen Dinge verstecken". — Ein anderes Mittel zur Entdeckung eines Diebes steht im cod. Barberin. III 3 vom Jahre 1497, s. Vassiliev a. a. O. 330. Es wird da ein Gebet angegeben, das zu diesem Zwecke gebetet werden soll. Vor diesem Gebete nimmt der Priester das Brot, das er vom grünen Donnerstage her (τῆς μεγάλης πέμπτης) aufbewahrt hat; nachdem nun das Gebet gesprochen ist, wird das Brot dem Verdächtigen gegeben. Wer unschuldig ist, schluckt es glatt hinunter, beim Täter dagegen setzt es sich im Schlunde fest und droht ihn zu ersticken. Aehnliche Mittel findet man ebenda S. 340, s. Vassilievs Bemerkungen dazu auf Seite LXIII ff., wo Beispiele für diese Art des Gottesurteils bei verschiedenen Völkern angeführt werden[2]).

Wir sehen hier zugleich, wie auch die Geistlichkeit das Volk in seinem abergläubischen Treiben unterstützte, diesem den Schein des Christlichen gebend, ein Tun, das von den Päpsten und Bischöfen oft bekämpft, mitunter freilich auch begünstigt worden ist[3]). Wie sich die Kirche auch sonst aller möglichen Bedürfnisse und Angelegenheiten ihrer Glieder annahm, das geht aus den Gebeten der Euchologien hervor. So steht in Goars Euchologion S. 573: Ἀκολουθία εἰς παῖδας κακοσκόπους = Officium in pueros hebetis ingenii seu etiam pravis moribus instructos, also ein Gebet gegen schwachbefähigte oder ungeratene Kinder. Daher knüpfen sich Bräuche, durch die die Befähigung und Lernlust der Kinder gehoben werden soll, mit Vorliebe an die Kirche an; dies ist be-

[1]) Über den Aberglauben des bösen Blicks. Berichte über die Verhandlungen der Kgl. sächs. Ges. der Wissensch., phil.-hist. Kl., 7. Bd. 1855, S. 61.

[2]) S. auch Grimm, Deutsche Mythologie[4] S. 1063.

[3]) S. Vassiliev a. a. O. S. LXIII ff.

Digitized by Google

sonders im östlichen Katholicismus der Fall. Im Barberin. III 3 (Vassiliev 341 f.) haben wir ein sehr umständliches Mittel *εἰς παιδὶν χαχόσχολον*, für ein schwer begreifendes Kind. Das Kind soll in die Kirche geführt werden, dort werden Gebete und Evangelien über ihm gesprochen und verschiedene Bräuche vollzogen, in denen sich Magie und Christentum wunderlich vermengen. In dem Schlussgebete werden eine Menge Heilige angerufen, darunter auch Basilios, gerade er hier ganz passend, wo es sich darum handelt, ein Kind leicht lernend zu machen. Am Vorabend des 1. Januars, des Festes des heiligen Basilios, ziehen nämlich, so wie bei uns am Sonntag Laetare, die Schuljungen durch die Strassen und singen vor den Türen ihre Lieder. Danach erhalten sie Geschenke[1]). Mit Vorliebe wird da eine Kinderlegende vom heiligen Basilios gesungen[2]).

„Der heilige Wassilis kommt herab von Kjessaria.
Er trägt ein Blatt da und Papier. Papier und Dintenfass da.
Das Dintenfass — da schrieb er draus und das Papier — drin liest er.
„Wassilis, weisst die Buchstaben? Wassilis, weisst die Lieder?"
„Ich hab Buchstaben wohl gelernt, doch Lieder weiss ich keine".
Und auf sein Stöcklein stützt er sich, das ABC' zu sagen" usw.

Der heilige Basilios mit seiner Kenntnis des ABC ist also der geeignete Schutzheilige, wenn es sich um ein Kind handelt, das lesen und schreiben lernen soll. Auch ein anderer von Abbott a. a. O. 362 erzählter Brauch, der den gleichen Zweck verfolgt, führt uns in die Kirche: Wenn einem Kinde das Erlernen der heiligen Buchstaben schwer fällt, schreibe das ABC' auf eine Schüssel, die für das heilige Brot gebraucht wird, und lass es in der Liturgie an drei Sonnabenden und Sonntagen segnen, und wenn diese drei Sonnabende und Sonntage vorüber sind, so löse es mit altem reinem Weine auf und gib dem Kinde zu trinken, so wird es einen offenen Kopf bekommen (*ἀνοίξει ὁ νοῦς του*). Und während das Kind trinkt, spricht der Schulmeister folgendes Gebet: „Herr unser Gott, der du gesiegt hast und hast erleuchtet die Herzen der [24] Aeltesten[3]) Melchisedek, Naboi, Jochame (es folgt eine lange Reihe hebräischer Namen), kommet ihr selbst zu Hilfe

[1]) Georgeakis-Pineau, Le Folklore de Lesbos — Les littératures populaires de toutes les nations, Tome XXXI, Paris 1894, S. 261.

[2]) D. Sanders, das Volksleben der Neugriechen, Mannheim 1844, S. 132.

[3]) S. Apocal. Johannis 4, 4.

Digitized by Google

und öffnet Sinn und Herz dieses Knechtes Gottes, dass er die heiligen Buchstaben lerne". — Einem dem Auflösen und Trinken des ABC verwandten Brauche begegnen wir im ersten Berliner Zauberpapyrus[1]). Danach soll man, um ein gutes Gedächtnis zu bekommen, magische Wörter auf ein Blatt schreiben, diese mit dem Wasser von sieben Quellen abwaschen und dieses Wasser sieben Tage lang nüchtern trinken. Auch Georgeakis-Pineau teilen einige Bräuche mit, durch die die griechischen Frauen die Begabung ihrer Kinder heben wollen. A. a. O. S. 332: Wenn eine Kohle aus dem Weihrauchfasse fällt, während der Priester in der Kirche räuchert, heben die Frauen sie auf, zerstampfen sie und tun dieses Pulver ins Wasser, das lassen sie ihre Kleinen trinken, dadurch lernen sie früher sprechen. S. 333: Ein anderes Mittel, dass die Kinder zeitig sprechen lernen: Man wäscht die Lampe, die vor den Heiligenbildern aufgehängt ist, und lässt dann das Kind aus diesem Glase drei Schluck reines Wasser trinken, aber jedesmal an einer anderen Stelle des Glases. — Auch unser Volk kennt eine grosse Anzahl von Mitteln, die Begabung eines Kindes zu fördern, überhaupt geistige Kräfte zu erlangen und zu erhalten. Auch hier spielen viele auf kirchliches Gebiet hinüber, so das von Birlinger Alem. VI 172 mitgeteilte „rare geheimnus, ein sehr gutes gedächtnus den kindern einzupflanzen, dass sie bis in ihr alter alle wort so sie hören behalten können": Mit dem Wasser, das sich um das Aderlassblut eines frommen jungen Geistlichen, der schon gepredigt hat, angesetzt hat, soll man den Kopf des Kindes benetzen. — Nach Nehring[2]) soll der abgefallene Nabel des neugeborenen Kindes bis zum siebenten Jahre aufbewahrt werden, damit das Kind ein gutes Gedächtnis bekommt; ähnliches bei Lammert a. a. O. S. 170. In der Oberpfalz gab man Kindern ein gekochtes Starenherz zu essen, damit sie gelehrig und gemerkig würden, ein Mittel, das sich wieder aus dem Sympathieglauben erklärt, Lammert a. a. O. S. 118. Siehe ferner Drechsler a. a. O. 267; mit dem Rezepte: „Dass du behaltest, was du liesest, nimm ein Aug von einem Wiedehopfen und trag es bei dir", vergleiche ein anderes, Alem. II 131: „Dass du nit vergessest, was du gelehrt hast, so nimb ein widthophen zungen, mach die zue bulffer und gist's in

[1]) Parthey, Zwei griechische Zauberpapyri des Berliner Museums. Abhandl. der Kgl. Akad. der Wissensch., phil.-hist. Kl., 1865, I 232 ff.

[2]) Mitteilungen der schles. Ges. f. Volksk. III 6.

Digitized by Google

wein, so vergist du nichts". Siehe auch Lammert a. a. O. S. 225: „Gegen Vergesslichkeit oder Verstandesschwäche nimmt man das Auge oder die Zunge eines Wiedehopfes und hängt sie an; Gedächtnis und Verstand kommen wieder (Hof und Unterfranken)".

Aus der unerschöpflichen Fülle von Heil- und Zaubermitteln des Volkes habe ich nur eine ganz kleine Auswahl gegeben. Manchem mögen diese Mittel zunächst bedeutungslos, ja lächerlich erscheinen. In diesem oder jenem medizinischen Buche unserer Tage wird mit mitleidigem Lächeln oder mit Ironie von ihnen gesprochen. Wer tiefer sieht, erblickt in ihnen die ersten Schritte zu wissenschaftlicher Erkenntnis der Natur, Schritte, wie sie gerade so der menschliche Geist auf dem Wege seiner Entwicklung machen musste, die abergläubischen Meinungen und Vorstellungen aber, die uns in diesen Erzeugnissen fernster Vergangenheit oft in der packendsten sinnlichen Anschaulichkeit entgegentreten, zu beobachten ist für jeden wichtig, der das naive Denken früherer, aber auch noch heutiger Menschen begreifen will.

Ueber die Berechtigung des Ausdruckes „Votivkröte".[1]

Von Marie Andree-Eysn in München.

Prof. Dr. Magnus hat in Heft XV unserer „Mitteilungen" eine Arbeit über „die plastische Auffassung der Gebärmutter in der Volksmedizin" veröffentlicht; sie schliesst damit, dass „man endlich aufhören sollte von Votivkröte zu sprechen, weil es keinen Sinn habe, von solcher zu reden, wo das betreffende Weihgeschenk eine Schildkröte, eine Eidechse, einen Salamander, einen Frosch oder gar ein krebsartiges Tier darstellt, aber ganz und gar nicht eine Kröte. Man soll sich an das Tatsachenmaterial halten und nur an dieses", heisst es.

Dieser letzte Satz, man möge sich nur an das vorhandene Material halten, ist Veranlassung dieser Zeilen, da sie vielleicht zur Klärung der in Frage stehenden Sache beitragen. Seit einem

[1]) Dieser Aufsatz ist uns vor dem beklagenswerten Hinscheiden unseres verehrten Mitarbeiters Geh. Medizinalrat Professor Dr. Magnus zugegangen. Wir müssen die strittige Frage nun zur Entscheidung stellen, ohne eine Erwiderung von Magnus geben zu können.

tized by Google

Jahrzehnt habe ich viele, viele Hunderte derartiger Votive beobachtet, und wahrscheinlich ist auch die grösste Sammlung der verschiedenen Formen dieses Votivtieres in meinem Besitze. Das durchforschte Gebiet erstreckt sich über Süddeutschland, die benachbarten österreichischen Gebiete, Ungarn und Italien.

Prof. Dr. Magnus begründet seine Ansicht, dass es sich bei den Votiv-Bermuettern nicht nur um eine Kröte, sondern auch um andere Amphibien handle, zumeist auf die in seiner Arbeit „die Volksmedizin, ihre geschichtliche Entwicklung und ihre Beziehungen zur Kultur“ [1]) wiedergegebenen Abbildungen. Vor allem möchte ich betonen, da dies für die nachfolgende Erklärung das Ausschlaggebende ist, dass dies sämtlich eiserne Opfertiere sind. Sie stammen zumeist aus meiner Sammlung, sind aber nur recht seltene Ausnahmen und gerade deshalb in Richard Andrees „Votiv- und Weihegaben“ abgebildet, weil sie von dem einheitlichen Typus der wächsernen Votivkröte abweichen und gegenüber der unendlich grossen Menge von typischen Krötenformen durchaus wegfallen.

So mannigfaltig die eiserne Votivkröte, volkstümlich „Bermutter“ (Gebärmutter), so einheitlich typisch ist die wächserne und silberne, und nirgends findet sich ein Salamander oder eine Eidechse aus Wachs, noch lässt sich durch Tradition oder Literatur nachweisen, dass sie als solche aufgefasst worden ist.

Von hundert der geopferten Bermutter-Votivtiere sind sicher 97 aus Wachs, höchst selten eine aus Silber, die übrigen aus Eisen. Solche aus Holz oder Kupfer, wie sie Prof. Magnus, ohne nähere Angaben, wo sie vorkommen, erwähnt [2]), habe ich nirgends gesehen, noch literarisch darüber etwas gefunden.

Sehe ich die zahlreichen Formen dieses Weihgeschenkes in meiner Sammlung durch, so finde ich die wächsernen alle ziemlich gleichförmig, nur verschieden ornamentiert und je nach dem subjektiven Können des Schnitzers der Holzform mehr oder minder geschickt einer Kröte nachgebildet.

Wie sehr das Material — Wachs oder Eisen — die Gestaltung beeinflusst, ergibt ein Blick, wenn man wächserne und eiserne Votive nebeneinander hat. Die „Model“ (Formen), in welche die

[1]) Abhandlungen zur Geschichte der Medizin, Heft XV. Breslau 1905.
[2]) Mitteil. der schles. Gesellsch. f. Volksk. Heft XV 1906 S. 52.

Digitized by Google

Wachsvotive gegossen werden, sind meist von geübten Schnitzern in Städten und Märkten hergestellt, und die aus diesen Formen gegossenen Figuren lassen uns keine Minute in Zweifel so verschieden sie auch unter sich sein mögen —, ob wir es mit einem Ross oder Rind, einem Schaf oder Schwein zu tun haben.

Wie ganz anders bei den eisernen Votiven, welche die Nachfolger der wächsernen und aus diesen hervorgegangen sind. Kaum zwei ganz gleiche Stücke, denn jedes ist aus freier Hand gearbeitet, die Gestalten wechseln und gehen ineinander über, so dass es oft unmöglich ist zu sagen, ob es der Kopf eines Rosses oder Rindes, ob es Ohren oder Hörner sein sollen; oft ist der Hals sehr lang und läuft nur in ein fadenförmiges Eisenstück aus, oder der Kopf ist nur ein breiter Lappen. Ja, in meiner Sammlung befinden sich sogenannte Rössl, die mehr einem Wurm mit 4 Beinen als einem Pferde gleichen. Genau so ist es wohl der Fall gewesen, wenn der Schmied den Auftrag erhielt, eine eiserne Bermutter herzustellen. Stets schwebte ihm, der Volksansicht entsprechend, eine Kröte vor, und er gestaltete diese so gut oder schlecht er konnte. So schreibt auch Dr. Wilhelm Hein von dem langbeinigen Tier, das er abbildet[1]): „Sie (die Kröte) ist offenbar eiligst auf Bestellung aus dem nächstbesten Eisenblech geschnitten worden". Mangelhaftes Können ist ganz sicher eher die Ursache dieser Gestaltungen als Willkür und Phantasie des Verfertigers. Wollte man bei den mannigfachen Gestalten, die als Ross oder Rind geopfert werden, eine Klassifikation vornehmen, so würde eine ganz ausserordentliche Reihe von Gestalten und Arten zur Erscheinung kommen, die zoologisch kaum unterzubringen wären.

Wie es gekommen ist, dass im Mittelalter neben den Wachsvotiven auch eiserne, und zwar vorwiegend bei den Leonhardskirchen auftreten, erklärt sich leicht dadurch, dass St. Leonhard in Süddeutschland als der grosse „Eisenherr" angesehen wurde, dem man Eisen in allen Formen opferte und von den Leonhardskirchen aus wurde dann Handel mit dem nützlichen Metall betrieben. Dem „Eisenherrn" war ein Votiv aus seinem Metall doppelt willkommen, während solche aus Wachs bei anderen Gnadenstätten dargebracht wurden.

Panzer sagt[2]): „Bei mehreren sogenannten wundertätigen

[1]) Opferkröten. Mitt. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien Bd. XXXI S. 21.

[2]) Bayrische Sagen und Gebräuche II S. 478.

Digitized by Google

Gnadenbildern sieht man unter anderen wächsernen, ex voto aufgehängten Gestalten von Händen, Füssen und anderen leidenden Gliedern hier und da eine krebs- oder krötenähnliche Figur". Auf den folgenden Seiten spricht er aber nur mehr von „der Bermuetter in gestalt einer kröte aus wachs, die man auch von eisen, roh geschmiedet, in vielen kirchen findet". Ich glaube, dieses eine flüchtig erwähnte Wort „krebsartig" ist auch hier nur auf ein ungeschicktes Machwerk eines Dorfschmiedes zurückzuführen, denn unter den Tausenden von Votiven, die ich gesehen, ist mir niemals die Opferung eines Krebses zu Gesicht gekommen, er kommt als Votiv weder in alter noch neuer Zeit vor.

Der fächerförmige Schwanz bei den Wachskröten, der zugleich Einguss ist und als Fuss zur Aufstellung des Wachsvotives dient, ist bei den eisernen beibehalten und nachgeahmt. Augen, Ohren, Herzen und weibliche Brüste auf ganz ähnlichem Fussgestell besitze ich; ohne dieses wären diese Gegenstände ja nicht auf dem Altar aufzustellen. Der Schwanz der eisernen Kröte zeigt nur die genaue Nachahmung der wächsernen und soll keineswegs ein von ihr abweichendes geschwänztes Tier vorstellen.

Was den von Prof. Magnus unter 2 a. a. O. wiedergegebenen Frosch betrifft, der sich in meiner Sammlung befindet, so ist es das einzige Exemplar, wo er als Votivtier und als grosse Ausnahme vorkommt. Bei den von Prof. Thilenius im Globus Bd. 87 S. 108 abgebildeten und im Museum von Salzburg befindlichen Frosch handelt es sich höchst wahrscheinlich gar nicht um ein Votiv, da er nicht geschmiedet, sondern gegossen ist und schon dadurch aus der Reihe der Votive herausfällt, die ausnahmslos mit der Hand geschmiedet sind. Er stammt auch nicht aus einer Wallfahrtskirche, sondern wurde in dem alten Salzburger Wallgraben ausser Schloss Mirabell gefunden.

Was die Schildkröte als Gebärmuttervotiv anbelangt, so scheidet sie meiner Ansicht nach in dieser Beziehung vollständig aus, einmal weil sie unserem Volke ein ganz unbekanntes Tier ist und im Gebiet der Opferung gar nicht vorkommt und dann von Süden aus gar nicht eingeführt sein kann, da sie in Italien weder gegenwärtig noch in antiker Zeit überhaupt als Votiv Verwendung fand. Die aus altitalischer Zeit stammenden, wahrscheinlich bei Frauenleiden dargebrachten Tongebilde sind naturalistische Nachbildungen weiblicher Organe. Sie werden in den Museen „uteri"

Digitized by Google

genannt, sind aber nach der eingehenden Arbeit Prof. Stiedas[1]) als die vagina nebst der Harnblase zu deuten.

Die Schildkröte wurde nach Plinius (H. N. XXXII 4, 14) gegen Vergiftung benutzt, ausserdem war sie vielfach als Amulett aus Bernstein, Bronze, Gold usw. hergestellt. In gleicher Weise wurde die Froschdarstellung benutzt[2]), aber nirgends ist von einem Schildkröten- oder Frosch-Votiv die Rede und damit ihre etwaige Übertragung über die Alpen, im Gefolge des Christentums ausgeschlossen, während dies bei anderen Votiven anzunehmen ist.

Man findet die Schildkröte mit Schlangen, Eidechsen, Kröten und anderem Getier, Symbolen und Geräten auf den Bronzehänden (rechte Schwurhand) des phrygischen Naturgottes Zeus Sabatios, welche, wie Blinckenberg[3]) gezeigt hat, die Kraft des Gottes symbolisieren, mit Votiven aber nichts zu tun haben.

Auch im Übergangsgebiet in Südtirol kommt weder die Kröte noch Schildkröte als Votiv vor, da ist die Stachelkugel als Symbol der „Bermutter" vorhanden.

Wäre die Schildkröte eine antike Weihegabe bei Frauenleiden gewesen, so müsste sie doch in dem Lande, wo sie vorkommt, unter den vielen, vielen Tausenden von antiken Tonvotiven wiederholt vorhanden sein, während sich zahllose tönerne „uteri" erhalten haben.

Wie unendlich viele dieser Votive sind in den Museen und Privatsammlungen in den italienischen Städten, nicht zu mindest in Rom, wo im Konservatorenpalast, im Museo Gregoriano etrusco, im Museo Archeologico, in den Magazinen des Museo Kircheriano, aber vor allem in jenen des Museo Nazionale di antichità (Villa Giulia) sich so ungewöhnlich viele Tonvotive aus dem 3. und 2. Jahrh. v. Chr. finden. In Falerii lagen sie in mächtigen Gruben nahe bei dem etruskischen Tempel beisammen, man wollte sich ihrer damals wohl genau so entledigen wie die eisernen Figuren in unserer Zeit, die man vor den Leonhardskirchen vergrub. Ganz ausserordentlich reich aber sind die, vorläufig dem Publikum noch nicht zugänglichen Magazine des Museo Nazionale delle Terme, wo zahllose Tonvotive aus Norba, Terra-

[1]) Anatomisch-archäologische Studien (Donaria) II S. 120.

[2]) Otto Jahn, Aberglaube des bösen Blicks bei den Alten. Berichte üb. d. Verh. d. k. sächs. Ges. d. Wissensch., Leipzig 1855, S. 98—99.

[3]) Archäolog. Stud., Leipzig und Kopenhagen 1904. S. 66 u. f.

Digitized by Google

cina, Palaestrina, Ostia, Veji, Trastevere, vor allem aber aus dem Tiber untergebracht sind. In jener Abteilung, welche die Funde aus dem Tiber enthält, zählte ich einmal 110 „uteri“ nebeneinander, davon 109 vollständig gleichartig, nur ein Exemplar war etwas kleiner. Und unter all diesen mannigfaltigen Votiven nicht eine einzige Kröte oder Schildkröte. Gegenüber diesen zahlreichen naturalistisch geformten Uterus-Votiven kann die einzelne Ton-Schildkröte im Museum zu Palermo [1]) wohl nicht in Betracht kommen, abgesehen davon, dass der Beweis fehlt, sie vertrete symbolisch den Uterus oder ein Frauenleiden.

In ganz ähnlicher Weise wie bei diesen antiken, verhält es sich auch bei den modernen italienischen Weihgeschenken: nirgends habe ich eine Kröte oder Schildkröte gefunden, obwohl ich sehr viele Kirchen und Wallfahrtsorte danach durchsuchte. Ein eigenes Gebärmuttervotiv scheint gegenwärtig in Italien nicht vorhanden zu sein. Auf Befragen wurde mir wiederholt versichert, dass man bei jedem inneren Leiden ein silbernes Herz opfere.

Wir haben keinen Beweis, dass das Volk sich verschiedene Tiere als im Unterleib wirkend vorstellt, wohl aber von der Kröte. Schon Dr. E. Blind [2]) brachte eine Zusammenstellung solcher Anschauungen; Dr. Otto Lauffer [3]) hat sie durch eine solche aus sehr früher Zeit ergänzt. Er hat eine Stelle aus dem um 1215 entstandenen mhd. Gedichte: „Moriz von Craon“ beigebracht, wie eine in den Leib gezauberte Kröte dort den Anschein der Schwangerschaft veranlasst. Trefflich ist die hiehergehörige Kopie eines Holzschnittes aus dem 15. Jahrh. aus Dr. M. Höflers Votivgaben beim St. Leonhard-Kult in Oberbayern [4]). „Wie eine reiche Burgerin starb, die der Kirchherr auff hiess schneiden. Vnd man ein grosse vngestalte kroten auff irem hertzen in irem leib sitzen vande usw.“. Auch bei den Naturvölkern kommt ähnliches vor [5]).

[1]) Höfler, Votivgaben beim St. Leonhardskult in Oberbayern. Beiträge zur Anthropol., Ethnol. und Urgeschichte Bayerns, Bd. IX 1891 S. 127.

[2]) Globus, Bd. LXXXII S. 72.

[3]) Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. Jahrg. 16 S. 233.

[4]) Beiträge zur Antropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. IX 1891 S. 128.

[5]) Wie mir Prof. Dr. Max Buchner mitteilt, bezeichneten die Neger in Angola mit nsunda Kröte und Frosch, es war dies aber zugleich die Benennung für das weibliche Genital, einschliesslich des Uterus. Jedenfalls eine höchst auffallende Analogie.

Digitized by Google

Die süddeutsche, im besonderen die bajuarische Bevölkerung, bei der das Krötenvotiv seine hauptsächliche Verbreitung hat, unterscheidet im allgemeinen ganz gut Frosch und Kröte. Der erstere gilt als harmlos, die unheimlich aussehende Kröte wird nicht nur als „giftiges" Tier gescheut, sondern sie wird auch als „arme Seele" und „Heimgänger" betrachtet, was zahlreiche Sagen und Märchen beweisen. Es liegt nahe, dass das Volk sich wohl eine „giftige" Kröte als Krankheiten im Leibe erregend vorstellen kann, nicht aber den unschuldigen Frosch. Im Volksmund wird der Ausdruck Kröte überhaupt nie, sondern je nach der Mundart Broatling, Höppin, Protz usw. gebraucht.

Sollte mit Rücksicht auf die volkskundliche Benennung der Ausdruck Krötenvotiv unpassend erscheinen, so würde dafür die Bezeichnung Bermutter-Votiv als die passendste zu empfehlen sein, wobei aber stets in Betracht zu ziehen wäre, dass die bildliche Darstellung des Votive typisch in Gestalt einer Kröte geschieht, wenn auch diese Gestalt manchmal misslang und das vereinzelte misslungene Exemplar, für sich betrachtet, als Eidechse oder Schildkröte erscheinen mochte.

Wie sollen wir die schlesischen Mundarten schreiben?

Von Dr. Th. Siebs.

Eine sehr wichtige Frage wird mir als dem Herausgeber der „Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde" immer wieder vorgelegt, von unseren Mitarbeitern und von anderen, die da Texte in der schlesischen Mundart aufzeichnen wollen: „Wie sollen wir schreiben, um richtig verstanden zu werden?"

Bevor man antwortet, muss man hier eine Gegenfrage stellen: „Von wem wollt ihr verstanden werden? Nur von denen, welche die betreffende Mundart so sicher beherrschen wie ihr selbst? Oder auch von anderen Leuten, sei es von Schlesiern, die gar keinen oder doch nicht euren Dialekt sprechen, sei es von Nichtschlesiern?"

Im ersten Falle — d. h. wenn man für Leute schreibt, die der betreffenden Mundart vollkommen kundig sind — kommt

es auf genaue Schreibung überhaupt gar nicht an. Die Schrift ist dann eben bloss ein Verständigungsmittel, das nur Andeutungen zu geben braucht. Es ist z. B. für den Mann aus der Umgebung von Giersdorf im Riesengebirge, der seine heimische Mundart spricht, ziemlich gleichgültig, ob man schreibt „mir sullen uff Giersderf gihn“ *(wir sollen nach Giersdorf gehn)* oder „mihr suln uf Gihrschturf gien“ oder anders; er wird es doch richtig lesen und wiedergeben als „mîr fuln uf Girštṛf gîn“. Die Sache liegt hier nicht viel anders als bei der Rechtschreibung der meisten Schriftsprachen, denn auch hier ist von einer genauen Wiedergabe der heute gesprochenen einzelnen Laute durch Zeichen keine Rede. Sage ich z. B. auf deutsch *hier stehen meine Häuser*, so spreche ich in *hier* kein i + e, in *stehen* weder ein s noch ein h, in *meine* kein e + i, in *Häuser* kein ä + u und kein e, sondern etwa „hîr štên máênẽ hóôſṛ“; und mit dem englischen *here are my houses* (etwa als „hîṛ āṛ máê háôſẽs“ gesprochen) steht es vielleicht noch ungünstiger. Wer die betreffende Sprache nicht kennt, würde hier nie und nimmer aus der Schreibung die richtige Aussprache entnehmen; und doch genügt die Orthographie im allgemeinen zur Verständigung.

Ganz andere Anforderungen aber muss man an die Schreibung stellen, wenn sie uns instand setzen soll, einen Text in einer uns nicht geläufigen Mundart oder Sprache annähernd richtig zu lesen, oder uns gar in wissenschaftlichem Sinne über die Lautverhältnisse fremder Idiome aufklären soll. Wo immer es sich darum handelt, feinere Beobachtungen über den Lautstand zu geben, die Mundarten in dieser Hinsicht miteinander zu vergleichen, den Wortschatz der Dialekte festzulegen, ja auch nur z. B. dem Breslauer Genaueres über die Aussprache des Hirschbergers oder des Glogauers zu sagen, da ist die sogenannte phonetische Schreibung unerlässlich, die möglichst klar die einzelnen Laute durch Zeichen darstellt.

Mögen schlesische Texte, die der augenblicklichen Unterhaltung dienen, mit der unzulänglichen Orthographie unserer Schriftsprache weiterhin geschrieben werden — freilich liesse sich auch hier bei gutem Willen sehr leicht eine phonetische Schreibung einbürgern, denn jedem würde sie nach ein paar Stunden Lesens viel bequemer sein; unzweifelhaft aber ist, dass alle Dialektaufzeichnungen, die wissenschaftlichen Wert haben oder auch nur —

Digitized by Google

für die Gegenwart und namentlich für die Zukunft — irgend welchen Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben, phonetisch gegeben werden müssen. Schon im Jahre 1904 habe ich deshalb nach langem und vorsichtigem Erwägen in unseren „Mitteilungen“ (Heft XII Seite 98) Vorschläge gemacht, und die will ich hier wieder aufnehmen und ergänzen. Die Sache ist aus verschiedenen Gründen recht schwierig, denn mancherlei Anforderungen sind zu erfüllen, und am wichtigsten sind die folgenden vier.

Erstens: die Schreibung soll auch den Lesern, die nicht sprachwissenschaftlich geschult sind, leicht verständlich sein, sie wenigstens nicht abschrecken. Ganz ist das freilich kaum zu erreichen, denn die meisten Gebildeten sind in dem törichten und, wie es scheint, unausrottbaren Vorurteil befangen, dass unsere deutsche Schulorthographie den tatsächlich gesprochenen Lauten Rechnung trüge, und bilden sich ein, das eu sei die gute Darstellung dessen, was wir etwa oi sprechen, während es doch eigentlich ein e + u ist. Sie haben auch meistens nicht einmal den guten Willen, eine Viertelstunde für das Verständnis einer den Lauten annähernd entsprechenden neuen Schreibung zu opfern. Demgegenüber bitten wir dringend, unsere guten und wichtigen Bestrebungen, die von der Wissenschaft allgemein anerkannt sind, nicht einfach von der Hand zu weisen.

Zweitens: die Schreibung muss so sein, dass sich die wichtigsten Typen in einigermassen gut ausgestatteten Druckereien vorfinden oder doch leicht beschaffen lassen.

Drittens: die Lautzeichen müssen genügen, um die wichtigsten Lautunterschiede aller schlesischen Mundarten darzustellen, und deren sind sehr viele.

Viertens: für jeden besonderen einheitlichen Laut muss ein eigenes einheitliches Zeichen vorhanden sein, und die gleichen Laute müssen durch gleiche Zeichen dargestellt werden. Sonst gibt es überall Missverständnisse. Einige Beispiele dafür. Der ch-Laut im deutschen *ach, Loch, Bauch* (nach dunklen Vokalen) ist gänzlich verschieden von dem ch-Laute in *ich, schlecht, euch* (nach hellen Vokalen): also müssen hier verschiedene Zeichen angewandt werden, etwa ch gegenüber ćh. — Das ng in *singen* ist der gleiche Laut wie das einfache n in *Dank*, ist aber völlig verschieden von dem Werte des n in *bin, Hand* und muss deswegen ein besonderes Zeichen haben, etwa ŋ. — Der zwischen dem o

und a liegende Vokal, wie er im schlesischen Gebirge z. B. in îch hō *ich habe*, mîr tōta *wir taten*, tsōn *Zahn*, kōm *kam* sehr häufig ist, ist ein einheitlicher Laut, und darum ist ein einheitliches Zeichen wünschenswert; man liest bisweilen dafür oa, doch ist das missverständlich, denn gern wird man oa als o + a auffassen, wie es im Gebirge z. B. in nôal *Nagel*, dôarf *darf*, štôark *stark* gesprochen wird; ganz besonders irreführend aber ist die Schreibung oa deshalb, weil in manchen Fällen einige schlesische Dialekte ôa, andere aber ō sprechen, z. B. hat die Hirschberger Mundart fôan *sagen*, die Frankenstein-Waldenburger fōn (im Lausitzischen gilt foin, in der Grafschaft Glatz fēn). — In unserer neuhochdeutschen Rechtschreibung dienen die Doppelkonsonanten hauptsächlich dazu, die Kürze des Vokals zu bezeichnen, und so kommt es, dass als Konsonant das n in *Kahn* den gleichen Wert hat wie das nn in *kann*; in *man* ist die Vokalkürze unbezeichnet, in *Mann* durch nn dargestellt, und die verschieden geschriebenen Worte haben die gleiche Aussprache; das s in *Mus* wird gesprochen wie das ss in *Fuss*, ist aber verschieden von dem ebenso geschriebenen s in *singen*; und andererseits ist das kurze u in *muss* gegenüber dem langen u in *Fuss* nicht gekennzeichnet — überall Unstimmigkeit, die für genaue Lautbezeichnung unbrauchbar ist.

Meine schon vor Jahren nach diesen Gesichtspunkten gemachten Vorschläge habe ich mit sachverständigen Beurteilern wiederholt durchberaten; für das Schlesische haben als solche besonders Stadtbibliothekar Dr. Hippe und stud. phil. von Unwerth gewirkt, dem wir eine wertvolle, demnächst zu druckende Arbeit über die sprachwissenschaftliche Scheidung der schlesischen Mundarten verdanken. Wir sind zu dem Schlusse gekommen, für alle Texte schlesischer Mundart, die in unseren Veröffentlichungen gedruckt werden, und so auch für ein von unserer Gesellschaft geplantes Schlesisches Wörterbuch die folgende Schreibung festzusetzen und sie zugleich allen denen zu empfehlen, die zur Erforschung und Darstellung schlesischer Dialekte beitragen wollen. Die Schreibung ist nicht neu, sondern schliesst sich an diejenige an, die für die Lautgebung der deutschen Musteraussprache in den von mir herausgegebenen Arbeiten „Deutsche Bühnenaussprache. 3. Auflage. Köln und Berlin 1905“ und „Grundzüge der deutschen Bühnenaussprache. 3. Auflage. Köln und Berlin 1905“ nach

Digitized by Google

Vereinbarung mit einem aus Germanisten und Bühnenleitern bestehenden Ausschuss angewendet worden ist; doch ist diese in dem Sinne erweitert worden, dass Texte aller schlesischen Mundarten ohne Schwierigkeiten damit aufgezeichnet werden können. Gern hätte ich mich an die Schreibung der internationalen „Association phonétique" angeschlossen, musste das aber als unpraktisch aufgeben, da weitere Kreise ihr schwerlich Verständnis entgegenbringen würden.

Wir müssten nicht in Deutschland leben, wollten wir nicht mancherlei Bedenken und Einsprüche gegen derartige Vorschläge zu einer einheitlichen Schreibung der schlesischen Mundarten erwarten. Ich könnte darin auch nur ein Zeichen erfreulichen Interesses sehen. Um aber unsere wohlerwogenen Absichten nicht unnötig durch gutgemeinte Sonderbestrebungen zu gefährden, bitte ich, solche Bedenken nicht öffentlich auszusprechen, ohne vorher mit mir über die in Frage kommenden Punkte Rücksprache zu nehmen. Vor allem sei darauf hingewiesen, dass die grosse Zahl der von uns zusammengestellten verschiedenen Lautzeichen nicht befremden darf: hier sind eben die wichtigsten Besonderheiten aller schlesischen Dialekte tabellarisch vereinigt, für eine einzelne Mundart aber werden nur wenige dieser Zeichen gebraucht, und sie werden von jedem, der die betreffende Mundart schreiben will, leicht erkannt werden; auch geben unsere Sprachproben im Anhange genaueren Aufschluss.

A. Allgemeine Vorbemerkungen.

I. Die Texte werden in der sogenannten lateinischen Schrift, der lateinischen Minuskel gedruckt.

II. Grosse Anfangsbuchstaben werden nur in Eigennamen und zu Beginn des Satzes verwendet.

III. Der Wort- und Silbenakzent werden in der Regel nicht bezeichnet, zumal sie von dem in der Schriftsprache üblichen nicht abweichen; wo es dennoch wünschenswert erscheint, wie besonders in Fremdworten, bezeichnet der Akut ' den höchsten Ton, der Gravis ` den Nebenton, z. B. fránijĕ *Frange, Franse;* bómbĕĕlêmènt *Bómbenelemènt*, lóbĕránta *Laboranten.*

Digitized by Google

B. Vokale.

Im allgemeinen gelten folgende Grundsätze:

I. Kurze offene Vokale bleiben unbezeichnet, wie auch in der deutschen Bühnen- und Musteraussprache kurze offene Vokale in Worten wie *alt, Welt, es gilt, Wort, bunt* gelten.

II. In der deutschen Bühnenaussprache sind die langen Vokale zumeist nicht nur durch die Quantität, sondern auch durch die Qualität von den kurzen verschieden: sie sind geschlossen, und diese bezeichnen wir mit ˆ, z. B. hêbĕ, ſê, im, libĕ, hôn, kôl, hûn, bûch entsprechen den bühnendeutschen Vokalen in *hebe, See, ihm̆, Liebe, Hohn, Kohl, Huhn, Buch.*

III. Wird das a oder das kurze offene e, o (wie es in bühnendeutsch *alt, welt, wort* gesprochen wird) in die Länge gezogen, so wird es durch ˉ bezeichnet; und zwar ergeben sich für das ā und ē hier Laute, wie sie in bühnend. hābĕ *habe* und erē ber *Ähre Bär* vorliegen. Langes offenes ō ist in der deutschen Bühnensprache nicht üblich, wohl aber in der schlesischen Mundart, z. B. im Gebirge mōn *Mann*, bōnē *Bahn* (ähnlich wie in plattdeutschen Mundarten wōtēr wâtēr *Wasser*, bōn *Bahn* und auch im Englischen all *all* water *Wasser* — allerdings hier mit noch dunklerem Laute — gesprochen wird).

IV. In den Mundarten kommt es vor, dass geschlossenes ê und ô, das in bühnend. *Rede, Sohn* gilt, mit kürzerer Dauer gebildet wird, wie wir es wohl in Fremdworten unter dem Nebenton sprechen, z. B. in *Mêlôdie, Mônôgrámm.* Diese kurzen geschlossenen Vokale werden durch ę und ǫ bezeichnet.

V. Das sogenannte gemurmelte e, wie man es in bühnend. *hābĕ, rêdĕ* spricht, wird durch ĕ bezeichnet.

VI. Diphthonge, die es in mancherlei Abstufungen der Komponenten gibt, werden durch die einzelnen Laute dargestellt, aus denen sie gebildet sind, z. B. baum oder báôm *Baum*, glaić̆h oder gláêć̆h *gleich*, hoiſr̥ oder hóêſr̥ *Häuser* usw.

So ergeben sich für die schlesischen Mundarten folgende Vokale:

I. a-Laute.

1) a kurzes a = bühnend. a in *alt, lange, hart*, jedoch etwas heller; z. B. gebirgschles. lanĕ *lange*, daktĕ *deckte*, švastr̥ *Schwester*.

Digitized by Google

2) ā langes ā (qualitativ = a), wie bühnend. ā in *Vater, sagen*, jedoch etwas heller; z. B. gebschles. bāchĕ *Bach*, kālt *kalt*, lābŗ *Leber*, pfā^{r}t *Pferd*, gāl *gelb*, nālĕ *Nägel*.

II. e-Laute.

1) e kurzes offenes e = bühnend. e in *Bett, Feld, hält;* z. B. gebschles. feks *sechs*, betĕ *Bett*, denka *denken*, leċhŗ *Löcher*, rest *reisst*, feft *säuft*.

2) ē langes offenes e, ähnlich wie bühnend. ä in *Ähre, Träne, Bär*, jedoch etwas offener; z. B. lausitz. rēdŗ *reden*, krētĕ *Kröte*, fēlĕ *Pfähle*; glätz. bēŗn *Beeren*, štēn *Stein*, gēfēt *gesagt*.

3) ê langes geschlossenes e = bühnend. e in *See, wenig;* z. B. gebschles. êlĕ *Elle*, fêjŗ *Vögel*, štên *Stein;* in der sog. Kräutermundart šnêtĕ *Schnitte*, mêlĕ *Mühle;* niederländisch schlesisch bêsŗ *beissen*.

4) ę kurzes geschlossenes e, dem kurzen i verwandt und oft mit ihm wechselnd; z. B. glätzisch męlċh *Milch*, węnt *Wind*.

5) ĕ gemurmeltes e, wie in bühnend. *Bohne, Gebiss;* z. B. gebschles. šnîtĕ *Schnitte*, gĕfôat *gesagt*.

III. i-Laute.

1) i kurzes offenes (ungespanntes) i, ähnlich wie in bühnend. *Kind, Bild, wissen;* z. B. gebschles. kint *Kind*, tipla *Töpfchen*, šlisa *schliessen*.

2) î langes geschlossenes i = bühnend. i in *ihm, wieder, wir;* z. B. gebschles. šnîtĕ *Schnitte*, fînĕ *Söhne*, wî *weh*, bîfĕ *böse*, lîp *lieb*.

IV. o-Laute.

1) o kurzes offenes o wie in bühnend. *Kopf, Rock;* z. B. geb.-schles. kolp *Kalb*, ošĕ *Asche*, monĕ *Männer*, glokĕ *Glocke*.

2) ô langes offnes o, z. B. gebschles. rôt *Rad*, môn *Mann*, lôs *las*.

3) ô langes geschlossenes o = bühnend. o in *Kohl, Lohn, Kohle, Sohn;* z. B. gebschles. hôl *hohl*, fôġŗ *Vogel*, štrôsĕ *Strasse*, ômtsĕ *Ameise;* Kräutermundart pôš *Busch*, grôs *gross;* lausitzisch bôm *Baum;* niederld. fô *Sau*.

4) ọ kurzes geschlossenes o, dem u verwandt und oft mit ihm wechselnd; z. B. glätzisch ọksĕ *Ochse*, kopĕ *Kopfe*, pọšĕ *Busche;* niederld. schles. faiọ *viel*, tepọn *tengeln*.

V. u-Laute.

1) u kurzes offenes (ungespanntes) u = bühnend. u in *Hund, wurde;* z. B. gebschles. hunt *Hund*, tupĕ *Topfe*, ſumr *Sommer*, gĕlufa *gelaufen.*

2) û langes geschlossenes u = bühnend. u in *Uhr, Huhn;* z. B. gebschles. ſûn *Sohn*, grûs *gross*, bûch *Buch*, dû *du*, wûr *wahr.*

VI. Diphthonge.

Sie werden durch die nebeneinandergesetzten Zeichen für ihre einzelnen Komponenten ausgedrückt: z. B. ai in gebschl. drai *drei*, baisa *beissen;* ăĕ in böhm. schles. štăĕn *Stein*, niederld. măĕdĕ *Mägde;* au in gebschl. baum *Baum*, kraut *Kraut;* oi in gebschles. noin *neun*, hoiſr *Häuser*, doitš *deutsch;* ōĕ in glätz. glōĕn *glauben;* ôi in niederld. lôitĕ *Leute;* ûo in niederld. mûon *Mann*, gûobl *Gabel;* îe in niederld. rîedn *reden*, fiegl *Vögel;* ûĕ in niederld. ſûĕń *sagen*, mûĕt *Magd*, gebschles. gĕflûĕn *geflogen;* ôa in geb.-schles. gĕſôat *gesagt*, môat *Magd;* auĕ ōĕ in niederld. gĕflauĕń gĕflōĕń *geflogen*, fauĕt fōĕt *Vogt.*

C. Konsonanten.

Im allgemeinen gelten folgende Bestimmungen:

I. In der Orthographie der deutschen Schriftsprache haben einige Zeichen verschiedene Lautwerte; wie bereits erwähnt, wenden wir hier verschiedene Schreibungen an, z. B. n in an = bühnend. *an* gegenüber ɒ in daɒk, laɒĕ = bühnend. *Dank, lange*; št, šp in štên, špîl = bühnend. *stehen, Spiel* gegenüber st, sp in bist, espĕ = bühnend. *bist, Espe;* ch in ach = bühnend. *ach* gegenüber ć̣h in ić̣h = bühnend. *ich;* s in fûs, essen = bühnend. *Fuss, essen* gegenüber f in nāfĕ, rôfĕ = bühnend. *Nase, Rose.*

II. Lautverbindungen wie z in bühnend. *Zahl*, x oder chs in bühnend. *Axt, sechs*, qu in bühnend. *quer* werden durch ihre Komponenten dargestellt, z. B. tsāl, akst, ſeks, kwêr usw.

III. Wenn r, l, m, n als silbebildende Laute gesprochen werden, wie es vielfach in *Hammer, Hammel, Atem, reden* geschieht, so wird r, l, m, n geschrieben, z. B. hamr, haml, ātm, rêdn.

IV. Konsonanten, die mit überlanger Dauer gesprochen werden (wie es oft im Italienischen der Fall ist, z. B. bei t in

Digitized by Google

aspetto, s in rosso, l in bello usw.), sind durch ¯ bezeichnet, z. B. gebschles. štomĕ *Stamme*, fol̄a *fallen*, wos̄ṛ *Wasser*, ofĕ *Affe*, ruk̄ĕ *Rocke*, tep̄ĕ *Töpfe* usw.

V. Die Konsonanten werden häufig reduziert gesprochen: besonders r, das fast ganz schwindet (ga^{r}tn̥ *Garten*) oder einen vokalischen Laut zurücklässt (mîṛ *mir*): sodann die Laute b, d, g, die oft mit sehr schwachem Stimmton oder ohne solchen gesprochen werden. Diese Reduktionen sind zumeist durch einen Punkt unter dem Konsonanten bezeichnet (ḅ, ḍ, ḡ).

r-Laute.

1) r bezeichnet ungerolltes Zungenspitzen-r, bei dem die Zunge gegen das hintere Zahnfleisch der Oberzähne artikuliert, z. B. gebschles. rōbṛ *Karre*, raisa *reissen*, jûrĕ *Jahre*, drai *drei*, grûs *gross*, barjĕ *Berge*.

2) ṛ bezeichnet reduziertes, fast vokalisches r, z. B. gebschles. bôṛt *Bart* (fast = bôat), êṛn *Ähren* (fast = êan), wûṛt *Wort*, jûṛ *Jahr* (fast = wûĕt, jûĕ).

3) ^{r} bezeichnet einen sehr stark reduzierten r-Laut. Der r-Klang ist nahezu geschwunden, aber die r-Artikulation zeigt sich noch darin, dass folgende alveolare Laute (d, t, l, n) postalveolar gebildet werden (statt am vorderen oberen Zahnfleisch etwas weiter rückwärts); z. B. geb.-schles. šta^{r}n *Stern*, ga^{r}nĕ *gern*, pfā^{r}t *Pferd*, glätzisch da^{r}tĕ *dort*.

4) ^{i}r, ^{u}r vor Konsonanten bezeichnen Reduktion des Vokals. Der Silbengipfel liegt im r; man hört also eigentlich nur ein r, das aber noch i- oder u-Färbung besitzt; z. B. geb.-schles. kv^{i}rl *Quirl*, k^{i}rćhĕ *Kirche*, k^{i}rbla *Körbchen*, d^{u}ršt *Durst*, gĕšt^{u}rva *gestorben*.

5) ṛ bezeichnet silbisches r. Es wird fast vokalisch gesprochen und kommt dem unter 2 beschriebenen ṛ (nach ô und ê, z. B. bôṛt, êṛn) am nächsten; z. B. gebschles. rêdṛ *Räder*, lausitzisch kindṛn *Kindern*.

l-Laute.

1) l wird alveolar, d. h. mit der Zungenspitze an dem oberen Zahnfleisch gebildet wie bühnend. l in *lang, hell, melden*; z. B. gebschles. lāba *leben*, felt *Feld*, klên *klein*, glêbĕ *glaube*.

Digitized by Google

2) l̥ bezeichnet silbisches (alveolares) l, z. B. gebschl. tsvipl̥ *Zwiebel*, epl̥ *Äpfel*.

3) ł bezeichnet dunkles, velares (am hinteren Gaumen gebildetes) l (polnisch ł?), z. B. niederld. (Militsch) kołp *Kalb*, fałgn̥ *Felgen*, fiéhł̥ *Sichel* (silbisch gesprochen, fast wie fiého).

4) ĺ bezeichnet palatales l. Es wird durch Hebung der Vorderzunge (nicht bloss der Zungenspitze wie beim alveolaren l) gegen den vorderen Gaumen und das obere Zahnfleisch gebildet, ohne dass dabei ein deutliches Reibungsgeräusch entsteht (also nicht lj, nicht Mouillierung); vgl. niederld. schles. biĺt *Bild*, piĺtsĕ *Pilze*, eĺdrn *Eltern*, nûĕĺ *Nagel*, năĕĺĕ *Nägel*.

Nasenlaute.

1) m ist bilabialer, d. h. mit beiden Lippen gebildeter Stimmtonlaut = bühnend. m in *Mann, krumm;* z. B. gebschles. mōn *Mann*, krump *krumm*, kuma *kommen*.

2) m̥ ist silbisch gesprochenes m, z. B. lausitz. ûwm̥ *Ofen*.

3) n wird mit der Zungenspitze gegen das obere Zahnfleisch gebildet, wie bühnend. n in *Nagel, nennen*; z. B. gebschles. nôal *Nagel*, ren *rennen*, bun *Bohnen*, knāta *kneten*.

4) n̥ bezeichnet silbisches n, z. B. lausitz. šnaidn̥ *schneiden*.

5) ń bezeichnet palatales n und wird gebildet wie das unter 4 bezeichnete ĺ; z. B. niederld. fûĕń *sagen*, gĕflauĕń *geflogen*, wāĕńĕ *Wagen* Plur., bĕgań *begegnen*.

6) ŋ ist velarer Nasal, wie bühnend. ng in *jung, lange*, bühnend. n in *links, Anker;* z. B. gebschles. junĕ *Junge*, laŋk *lang*, lausitz. gĕfuŋ *gefunden*, fiŋ *finden*, fuŋk *fand*.

7) ŋ̥ ist silbisches ŋ, vgl. lausitz. hakŋ̥ *hacken*.

8) ń ist palatalisierter, d. h. vorgeschobener Velarnasal; er ist aus ń (wie es unter 5 beschrieben ist) vor Verschlusslauten hervorgegangen; z. B. niederld. schles. kiń̥t *Kind*, šiń̥dr̥ *Schinder*.

Zahnlaute (Dentale).

1) d, d̥, t sind alveolare Verschlusslaute:

d stimmhafte Lenis = bühnend. d in *da, Rede;* z. B. niederld. schles. dō *da*, rîĕdn̥ *reden*.

d̥ stimmlose Lenis, z. B. lausitz. d̥āk *Tag*, d̥um *dumm*.

t stimmlose, ohne stärkeren Hauch gesprochene (unaspirierte) Fortis, z. B. gebschles. tāk *Tag*, tum *dumm*.

2) d́, t́ sind palatale d, t (vgl. die bei I 4 beschriebene Stellung): z. B. niederld. schles. mäĕdĕ *Mägde*, gĕfûĕt́ *gesagt*, fauĕt́ *Vogt*.

3) s, f sind alveolare Reibelaute (mit dem Zungenblatt an dem oberen Zahnfleisch gebildet).

f stimmhafte Lenis, wie bühnend. f in *sagen*, *Käse*; z. B. gebschles. fôan *sagen*, bîfĕ *böse*.

s stimmlose Fortis, wie bühnend. s in *essen*, *es*; z. B. geb.-schles. asa *essen*, dōs *dass*, grûsr̥ *grosser*.

So auch ts = t + s = bühnend. z, tz in *Zucker*, *setzen*; z. B. gebschles. tsukr̥ *Zucker*, klôts *Klotz*, tsvê *zwei*.

4) š, ž sind hinten am Zahnfleisch gebildete (postalveolare) Reibelaute:

š stimmlose Fortis = bühnend. sch in *schön*, *Asche*; z. B. gebschl. šînĕ *schön*, ošĕ *Asche*, ôr̥š *Arsch*, švain *Schwein*.

ž stimmhafte Lenis, wie in bühnend. *Jalousie*, *Gendarm*: z. B. gebschles. mêr̥žl̥ *Mörsel*, lausitz. lûžĕ *Teich*.

Lippenlaute (Labiale).

1) b, b̥, p sind bilabiale Verschlusslaute (mit beiden Lippen gebildet).

b stimmhafte Lenis, wie bühnend. b in *Buch*, *Liebe*; z. B. gebschles. bûch *Buch*, šnōbl̥ *Schnabel*.

b̥ stimmlose Lenis, z. B. lausitz. b̥ûš *Busch*, b̥ub̥ĕ *Puppe*.

p stimmlose Fortis, unaspiriert, im Gegensatze zum bühnendeutschen p ohne stärkeren Hauch; z. B. gebschles. pûš *Busch*, pêkl̥n *pökeln*.

2) v bezeichnet stimmhaften bilabialen (mit beiden Lippen, nicht mit Oberzähnen und Unterlippe bebildeten) Reibelaut; z. B. gebschles. švastr̥ *Schwester*, kvork *Quark*, garva *gerben*, filvr̥ *Silber*, štûvĕ *Stube*.

3) w, f bezeichnen labiodentalen (mit Oberzähnen und Unterlippe gebildeten) Reibelaut.

w stimmhafte Lenis, wie bühnend. w in *Wesen*, *Löwe*; z. B. gebschles. wār *wer*, wᵘrtsl̥ *Wurzel*, ûwa *Ofen*, aiwrićh *eifrig*.

f stimmlose Fortis, wie bühnend. f in *Vater*, *Schafe*, *Schlaf*; z. B. gebschles. fōtr̥ *Vater*, rufa *rufen*, lausitz. fārt *Pferd*.

So auch in pf (Affrikata) = p + f, wie in bühnend. *Pferd*, *klopfen*, *Strumpf*; z. B. gebschl. pfārt *Pferd*, pflauma *Pflaumen*, pfitsĕ *Pfütze*, pfafr̥ *Pfeffer*.

Digitized by Google

Gaumenlaute (Velare; Palatale).

1) g, g̈, k̇, k sind velare Verschlusslaute.
   g stimmhafte Lenis, wie in bühnend. *Gabe, legen;* z. B. gebschles. gut *gut,* grûs *gross,* laus. d̈ägĕ *Tage.*
   g̈ stimmlose Lenis, z. B. lausitz. hegĕ *Hecke,* rigu̇ *Rücken.*
   k̇ stimmlose aspirierte Fortis (freilich mit schwächerem Hauche gesprochen als k in bühnend. *Kalb, Acker*); z. B. gebschles. k̇int *Kind,* k̇olp *Kalb;* so auch, freilich mit geringerem Hauche und weiter vorn gebildet, in den Gruppen kl, kn; z. B. gebschles. k̇lên *klein,* k̇nî *Knie.*
   k stimmlose unaspirierte Fortis; z. B. gebschl. haka *hacken,* gākan *gackern.*
2) g̈, ch bezeichnen velare Reibelaute:
   g̈ stimmhafte Lenis (wie die in Sachsen übliche Aussprache des g in *Tage*), z. B. gebschles. tāg̈ĕ *Tage,* fôg̈l *Vogel.*
   ch stimmlose Fortis, wie bühnend. ch in *brachen, suchen, lachen, doch*; z. B. gebschles. lacha *lacha,* lôch *Loch,* knucha *Knochen.*
3) j, ć̈h bezeichnen palatale Reibelaute:
   j stimmhafte Lenis, wie bühnend. j in *ja, jetzt*; z. B. gebschles. jû *ja,* jêdr *jeder,* lija *liegen,* fêjl *Vögel.*
   ć̈h stimmlose Fortis, wie bühnend. ch in *ich, Bücher;* z. B. gebschles. biću̇h *Bücher,* îć̈h *ich,* tsvantsić̈h *zwanzig.*

D. Sprachproben.

Zur Veranschaulichung dieser Rechtschreibung seien zunächst zwei Strophen aus Schillers „Taucher", gemäss der deutschen Bühnenaussprache, und sodann einige schlesische Texte mitgeteilt, die ich stud. phil. von Unwerth verdanke. Sie geben charakteristische Proben der hauptsächlichsten mundartlichen Gebiete Schlesiens.

wêr wāgt es, ritĕrsman ôdĕr knap,
tsû táôchĕn in dîfĕn šlunt?
áênĕn goldnĕn beć̈hĕr werf ić̈h hináp,
feršlunĕn šôn hat în dêr šwartsĕ munt.
wêr mîr dên beć̈hĕr kan wîdĕr tsáêgĕn,
êr māg în bĕhaltĕn, êr ist fáên áêgĕn.

. . . . .

Digitized by Google

und šâôdĕrnt dacht iċh's, dā kroch's herán,
rêgtĕ hundĕrt gĕlenkĕ tsûgláêċh,
wil šnapĕn nāch mîr; in des šrekĕns wán
las iċh lôs der kôrálĕ umklamĕrtĕn tswáêg;
gláêċh fast miċh dêr štrûdĕl mit rāfĕndĕm tôbĕn;
doch es wār mîr tsum háêl, êr ris miċh nāch ôbĕn.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen".

. . . . .

„Und schaudernd dacht ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich fasst mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riss mich nach oben".

I. Grafschaft Glatz.

1. Oberdörfisch (von Mittelwalde bis gegen Habelschwerdt).

dr kîjunĕ ai špêtavālĕ hotĕ mist gĕlōda, un wōrn dĕ fisĕ bešīša. dô fōĕt r: mōĕt, moch-mr an protsabōrt, dos ċh mr kó dĕ mistklôa ōvoša.

(Špätenwalde.)

Der Kuhjunge in Spätenwalde hatte Mist geladen und da waren ihm die Füsse besudelt. Da sagt er: Magd, mach mir einen Pratzenbart (Bürste für die protsa = Füsse), dass ich mir die Mistkloben abwaschen kann.

2. Kiesslingswalde bei Habelschwerdt.

Flachsbereitung.

dr lain wert gĕrāft, un bem rāfa wārn hampfan gĕmacht. don wert r ufgĕbret tsum ristа: r lait dô un wert imgĕdrêt. don wert r gĕroft tsû bôsa un gĕbindan. dî bôsa wārn ai dr

Der Flachs wird gerauft, und beim Raufen werden Hampfeln gemacht. Dann wird er zum Rösten aufgebreitet: er liegt da und wird umgedreht. Dann wird er gerafft zu Bossen (mhd. bôze

Digitized by Google

šainĕ mit rifan dorćhgĕriša, dos ḍĕ knuta ōfol̄a. dĕ̆ knuta wā^{r}n gĕdruša. dr̥ flaks we^{r}t in a dérhaiſan gĕdert un gĕrumḷt. rum̄an ſain drai waltsa ai an gĕštelĕ. don we^{r}t r̥ gebrećht mit anr̥ šaiĕ un kimd ai klôv̆a: dos êſ a gĕbunt gĕbrećhtr̥ flaks.

nochm̥ brećha we^{r}t r̥ gĕhećhḷt̆. dobai kimtr̥ flaks tsû kait̆lan, s šlećhtĕ iš̄ wark (dî fōſr̥, dî ſićh bem̆ brećha aušait, hēst brećht̆sulĕ ōbr̥ št̆īfmutr̥).

dr̥nôch̆ we^{r}t gĕšpuna.

Gebund) und Gebündeln. Die Bossen werden in der Scheune mit Riffeln (Flachskämme) durchgekämmt, so dass die Samenknoten abfallen. Diese werden gedroschen. Der Flachs wird in den Dörrhäusern gedörrt und dann gerummelt. Rummeln sind drei Walzen in einem Gestell. Dann wird er mit einer Scheibe (Schneidemaschine) gebrecht und kommt in Kloben: das ist ein Gebund gebrechter Flachs.

Nach dem Brechen wird er gehechelt. Dabei kommt der Flachs in Käutel (mhd. kûte Flachsbündel). Das Schlechte ist das Werg (die Faser, die sich schon beim Brechen ausscheidet, heisst Brechzulle oder Stiefmutter).

Nachher wird gesponnen.

3. Nördliche Grafschaft.

Das Ringlein-Einstreichen.

wen a hefla kęndr̥ baiſoma ſain, dô kimts fîr̥, dosĕ amôl rę̄ŋla aištraićha špîla. dô ſetsa ſĕ ſićh ai en̆r̥ raiĕ hî on hāla olĕ b̆ēdĕ hendĕ tsviša dĕ knîĕ. dr̥nôchr̥tĕ nimd ēs fô da kindan a rę̄ŋla ai dĕ hendĕ on štraićht dr̥mitĕ a andan dorćh bēd̆ĕ hendĕ. bai ém tuts ḍos rę̄ŋla fola lôn, on a andr̥ kint, wostĕ hausa štît, mûſ ĕs ḍr̥ôta.

wens ḍr̥ôta hôt, mûs ḍŏs rôta gîn, bai dams ḍos riŋla gĕfunda hôt. (Mittelsteine.)

Wenn ein Häuflein Kinder beisammen sind, dann kommt es vor, dass sie einmal Ringleineinstreichen spielen. Da setzen sie sich in einer Reihe hin und halten die Hände zwischen die Kniee. Dann nimmt eins von den Kindern ein Ringlein in die Hände und streicht damit den andern durch beide Hände. Bei einem lässt es das Ringlein fallen, und ein anderes Kind, das ausserhalb (des Kreises) steht, muss es erraten (bei welchem).

Digitized by Google

Wenn es (richtig) geraten hat, muss das Kind raten gehn, bei dem es das Ringlein gefunden hat.

II. Riesengebirge.

Giersdorf.

ai a Bōbṛhoifan dô is a an ālĕ frau gewāst, dî hôd nî gut kunt hîṛn. wî dî fuldĕ štarva, dô hōn fē a pastṛ fô Gîṛšdṛf gehult, an dār îf in tifsta šnîĕ rûfgĕtranšt.

wî ṛ tsû dār āla frau kuma îs, dô hôd ṛ mîd ṛ geret. dî hôd ōbṛ ništĕ gehurt. an wî ṛ hôt fun Herrn Christus gĕret, an dî hôd imṛ nô s gefićhtĕ no dṛ want hîgĕhāln, dô hôd ṛ gants laut gĕprilt: „Aber liebe Frau, haben Sie denn noch nichts gehört von unserm Herrn Christus, der für uns gestorben ist?“

dô drêt dî fićh rim an fôat: „nê, îs ḍār ālĕ mōn au tût? hî ai da āla barja hîṛt ma au gôṛništ“.

In den Baberhäusern ist eine alte Frau gewesen, die hat nicht gut hören können. Wie sie im Sterben lag, da haben sie den Pastor von Giersdorf geholt, und der ist im tiefsten Schnee hinaufgewatet.

Wie er zu der alten Frau gekommen ist, hat er mit ihr geredet (ihr zugeredet). Sie hat aber nichts verstanden.

Und wie er vom Herrn Christus gesprochen hat und sie hat immer noch das Gesicht nach der Wand hin gekehrt, da hat er ganz laut gerufen: „Aber liebe Frau . . .?“

Da wendet sie sich um und sagt: „Nein, ist der alte Mann auch tot? Hier in den alten Bergen hört man auch gar nichts mehr“.

III. Kräutermundart.

Neumarkter Kreis.

hoitĕ is šênĕ witrunk. do wārbṛ kurn aifûṛn. s is holp seksĕ, dau wirt glai dṛ fauĕt klinḷn, dau mist bṛ ai dĕ orbait gên.

s wirt au bālĕ dĕ hîearntĕ rûokum. dṛnau gêbṛ ufs hîe. dûof is ḍĕ šinstĕ tsait.

Heut ist schöne Witterung. Da werden wir Korn einfahren. Es ist halb 6, da wird gleich der Vogt klingeln, da müssen wir in die Arbeit gehn. — Es wird auch bald die Heuernte herankommen. Dann gehn wir ins Heu. Das ist die schönste Zeit.

Digitized by Google

dau mûs siċh ḍr mûon anĕ noiĕ fäĕńtsĕ kaifn, un dî kust an tûolr. r braucht au nĕ wetskêtsĕ undn wetsštain un dṛnau tenltsoik.

wens ḍĕ menr gĕhaun hûon, dau machns ḍĕ waibr dirĕ.

dṛnau wi'ts ôw a hîeštûol gĕbrucht. (Rackschütz.)

Da muss sich der Mann eine neue Sense kaufen, und die kostet einen Taler. Er braucht auch eine Wetzköze (Behälter für den Wetzstein) und einen Wetzstein und dann Tengelzeug.

Wenn die Männer (das Gras) gehaun haben, machen (es) die Weiber dürr. Nachher wird es auf den Heustall (Heuboden) gebracht.

IV. Niederländisch.

1. Militscher Kreis.

a frĕtak dō mûf iċhs halts êfetsn in a bakauwn: tsvîe grausĕ rûotfon. und a finōbnt mach iċh frî m fimvĕ fôir, un dṛnō brents tsvîe štundn. dṛnō mûf iċh ḍos fôir ôfanandr krikn mit enr êfrnĕ krikĕ. dṛnô lêtr auwn enĕ gantsĕ štundĕ, dṛnō wi'tr auwn gekōrt mit m grausn kîrwiš. dṛnō wi'ts braut haigebrucht. jêdĕs brent sê braut un jêdĕs tsĕċhnt siċhs.

do mus ḍos braut tsvîe štundn bakn. dṛnō wi'ts rôsgĕnum unt bĕštriċhn mit wosr un mit ĕnr b'rštĕ.

dûof is fail arbĕt. dĕ mäĕḍl fulmr halfn. s is ûobr feltn fairkum, dosĕ mr gĕhu(ł)fn hûon. (Schmiegrode.)

Am Freitag muss ich das Holz in den Backofen einsetzen, zwei grosse Radwern (Karren) voll. Und am Sonnabend mache ich früh um 5 Feuer, und dann brennt es 2 Stunden. Dann muss ich das Feuer mit einem eisernen Haken auseinanderziehen. Dann liegt der Ofen eine ganze Stunde, dann wird er mit einem grossen Kehrbesen gekehrt. Dann wird das Brot hingebracht. Jedes bringt sein Brot, und jedes zeichnet sich's. Da muss das Brot zwei Stunden backen. Dann wird es herausgenommen und mit Wasser und einer Bürste bestrichen.

Das ist viel Arbeit. Die Mädel sollen mir helfen. Es ist aber selten vorgekommen, dass sie mir geholfen haben.

2. Glogauer Kreis.

frî m drê mistbr aufštain un mōkn, dos ḍĕ mûċh tsĕ riċhtijr tsêt ê dĕ štûot kimt.

wi br hôit frî mûkn, dō hot

Früh um drei müssen wir aufstehen und melken, damit die Milch zu richtiger Zeit in die Stadt kommt.

Digitized by Google

mićh t kû ktrātn̥, dos ićh bai haik̆foln.

dr̥nō wi'r̥t kfitr̥t, don ōsgĕmist un gĕputst, dr̥nō s tsvîet frîstik. dr̥nō fûr̥br̥ ufs falt nō grûos. dos is b̥ê dr̥ maio̥.

dō špombr̥ lićh dĕ bremo̥ ûo un dō fûr̥br̥ mitn̥ litr̥wuĕń rōs. dō mûs d̥r̥ futr̥šmûon hōn un bêr̥ machn̥ tsĕfom min rećhn̥. dr̥nō lûot̆b̥r̥ auf mit a gûob̆o̥n un fûr̥br̥ hēm.

(Gramschütz.)

Wie wir heut früh malken, da hat mich die Kuh getreten, dass ich hingefallen bin. —

Dann wird gefüttert, dann ausgemistet und geputzt, dann kommt das zweite Frühstück. Nachher fahren wir aufs Feld nach Grase. Das ist bei der Mühle.

Da spannen wir uns die Bremmel (Bullen) an und fahren mit dem Leiterwagen hinaus.

Da muss der Futtersmann hauen, und wir machen (das Gras) mit dem Rechen zusammen. Dann laden wir mit den Gabeln auf und fahren nach Hause.

Heidenwerfen.

(Zu Mitteilungen XV, 142 ff.)

Von Dr. B. Kahle in Heidelberg.

Zur Frage der Steinwürfe nach Bildsäulen hätten die Zusammenstellungen von Liebrecht, zur Volkskunde 280 ff. erwähnt werden können, der in ihnen Zeichen der Abneigung und des Hohns sieht. Ebenso wie nach Götterbildern wirft man auch, und zwar unter Verwünschungen, Steine nach Gräbern. In meinem Aufsatz: „Über Steinhaufen insbesondere auf Island“ in der Zeitschr. d. Vereins für Volksk. 12, 89 ff.; 203 ff.; 319 ff. findet sich reichliches Material. Ebendort S. 323 f. führe ich auch die Sitte aus Neckarbischofsheim an, die von der Jugend auf dem alten Friedhof der sogen. „Totenkirche“ geübt wurde. Neben der Eingangspforte der Kirche steht das Grabmal der Frau Anna v. Helmstatt, die, wie ich jetzt hinzufüge, im Jahre 1347 gestorben ist. Es verging keine Beerdigung, ohne dass die Jugend das Grabmal mit Steinen bewarf. Man kann auf der Abbildung (S. 324) deutlich die Spuren davon sehen. Die Sage berichtete von der Frau, sie sei eine Leuteschinderin gewesen. Dieser Fall würde sich zu dem S. 143 nach

Digitized by Google

Simrock erwähnten von der Figur an der Kirche zu Antweiler stellen, nur dass dort als Motiv der Würfe angegeben wird, dass die Figur einen Abgott dargestellt habe. Liesse sich erweisen, dass das Kreuz auf dem Zobtenberg wirklich ein Grenzzeichen war, so wird es sich um Steinopfer handeln, wie solche weithin über die Welt an Wegemarken und Grenzsteinen geübt worden sind und dem an diesen Stellen hausenden Geist galten, dem genius loci. In meinem erwähnten Aufsatz findet man zahlreiche Beispiele dafür. Kreuze an Wegen, im besonderen an Kreuzungspunkten, verehrt man in Brasilien oft durch Steinwurf.

Zur Geschichte der schlesischen Agrarverfassung.[1]

Von Dr. Carl Johannes Fuchs in Freiburg i. B.

Seit dem Jahre 1887 haben Georg Friedrich Knapp und seine Schüler den Bau einer neuen deutschen Agrargeschichte vom sozialpolitischen Standpunkt aus errichtet: zuerst hat Knapp selbst in seinem grossen Werke „Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preussens“ [2]) das Fundament gelegt, indem er nicht nur die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung und den Bauernschutz in Preussen in ihrer wahren sozialpolitischen Bedeutung verstehen lehrte, sondern auch, dabei selbst wieder auf Hanssen fussend, das Wesen des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses und seine Entstehung klar gelegt und damit den Begriff der „Gutsherrschaft“ in vollster Schärfe gegenüber dem der „Grundherrschaft“ entwickelt hat, mit dem man ihn bis dahin promiscue gebraucht hatte, sowie zugleich die „Leibeigenschaft“, d. h. die Erbuntertänigkeit, des Nordostens der mittelalterlichen Leibeigenschaft des Westens gegenübergestellt hat. Auf dieses Werk folgte zunächst eine eingehendere Darstellung der historischen Entwickelung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses, des „Untergangs des Bauernstandes und des Aufkommens

[1]) Der Aufsatz ist eine Besprechung des jüngst erschienenen Buches von Günter Dessmann „Geschichte der schlesischen Agrarverfassung“, Abhandlungen aus dem Staatswissenschaftlichen Seminar der Universität Strassburg XIX. 1904.

[2]) 2 Bände. Leipzig 1887.

Digitized by Google

der Gutsherrschaften" in Schwedisch-Pommern[1], d. h. demjenigen Gebiete des Nordostens, das infolge seiner abweichenden politischen Geschichte (ähnlich wie Mecklenburg) ein Musterbeispiel dafür ist, welches Ende die Entwicklung auch im übrigen Preussen ohne den Bauernschutz Friedrich des Grossen genommen hätte: vollständige Aufsaugung des Bauernstandes durch die grossen Güter; in dieser Untersuchung wurde zugleich andererseits die ältere Geschichte, die deutsche Kolonisation und die grundherrschaftliche Zeit vor der Entstehung der Gutsherrschaft sowie die allmälige Ausbildung der letzteren aus ihren verschiedenen Wurzeln, für dieses spezielle Gebiet eingehender dargestellt als in dem Knappschen Werke, welches die Entwicklung vor der Bauernbefreiung nur einleitungsweise in grossen Zügen behandelt. Im Anschluss hieran ist die ähnliche Arbeit eines Schülers von Schmoller, Grossmann, über die Mark Brandenburg[2] zu erwähnen. Aus Knapps Seminar aber folgten weiter die Arbeit von Transehe „Gutsherr und Bauer in Livland"[3] und das grosse zweibändige Werk von Grünberg „Die Bauernbefreiung und die Auflösung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses in Böhmen, Mähren und Schlesien"[4], welches zeigte, wie die gleiche ländliche Verfassung in diesen drei österreichischen Kronländern eine zum Teil übereinstimmende, zum Teil erheblich abweichende Auflösung fand. War durch diese Arbeiten die Agrargeschichte des Nordostens vollkommen klargestellt, so brachten dann weitere Untersuchungen Knappscher Schüler eine ebenso lehrreiche und zum Teil ganz neue Aufhellung der Entwicklung im älteren westlichen Deutschland: zunächst zeigt uns Wittichs epochemachendes Buch „Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland"[5], wie hier die mittelalterliche Grundherrschaft durch Auflösung der Villikationen in die „neue" oder „reine Grundherrschaft" umgewandelt, und dadurch zugleich das Menschen-

[1]) Fuchs, Der Untergang des Bauernstandes und das Aufkommen der Gutsherrschaften nach archivalischen Quellen aus Neuvorpommern und Rügen. Strassburg 1888. (Abh. aus dem Staatswissenschaftlichen Seminar der Universität Strassburg VI).

[2]) Die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in der Mark Brandenburg (Schmollers Forschungen Bd. 9, Leipzig 1890, 1).

[3]) Abhandl. aus dem Staatswiss. Sem. der Univ. Strassburg H. VII, 1890.

[4]) Leipzig 1893 und 1894.

[5]) Leipzig 1896.

Digitized by Google

material für die Kolonisation des Nordostens frei gemacht wurde, während der hochbegabte, viel zu früh verstorbene Theodor Ludwig in seiner Schrift „Der badische Bauer im 18. Jahrhundert“ [1]) an dem Beispiele Badens, des typischen Landes der „südwestdeutschen Agrarverfassung“, zeigte, wie die ältere Grundherrschaft sich entwickelte, wo eine solche Umwandlung zur „neueren“ nicht stattgefunden hat; nachdem ferner Haun [2]) und Hausmann [3]) allerdings nur auf Grund gedruckten Materiales erstmalige entsprechende Darstellungen für Sachsen und Bayern gegeben hatten, ist jüngst auch die eigenartige Entwicklung in letzterem Lande, die besondere agrarische Entwicklung des Südostens, durch einen Schüler Wittich's, Gutmann, in einer grösseren Arbeit [4]) quellenmässig untersucht worden.

Als ein Anbau zu diesem Gebäude oder richtiger als Ausbau und weitere innere Ausgestaltung und Wohnlichmachung eines Raumes in demselben erscheint nun auch die vorliegende ebenfalls aus dem Strassburger Seminar hervorgegangene Schrift von Günter Dessmann: „Geschichte der schlesischen Agrarverfassung“. Der Titel ist wohl etwas zu anspruchsvoll, denn die Untersuchung schildert die geschichtliche Entwicklung der Agrarverfassung Schlesiens auch hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Grundbesitzverteilung — Ausbildung des Ritterguts und des Bauernguts einerseits und der schlesischen Latifundien insbesondere andererseits —, eine vollständige Geschichte der schlesischen Agrarverfassung aber müsste noch manches andere umfassen. Das Buch zerfällt, wie hiermit schon angedeutet, in zwei nur lose durch den Grundgedanken der Grundbesitzverteilung miteinander verbundene Teile: „Herr und Bauer“ und „Adel, Kirche und Staat“.

Der erste Teil bringt im grossen und ganzen wenig Neues, er ist in der Hauptsache eine im allgemeinen gut gelungene Zusammenfassung der bereits vorhandenen Literatur und gibt nur in Einzelfragen Neues auf Grund lokalen archivalischen Materials. Der Verfasser geht, ähnlich wie ich es seiner Zeit für Pommern

[1]) Abhandl aus dem Staatsw. Sem. der Univ. Strassburg XVI 1896.

[2]) Bauer und Gutsherr in Kursachsen. (Abhandl. etc. IX 1891.)

[3]) Die Grundentlastung in Bayern (Abhandl etc. X 1892).

[4]) Die soziale Gliederung des Bayern zur Zeit des Volksrechtes (Abhandl. etc. XX 1906).

Digitized by Google

getan, zunächst auch auf die älteste Zeit der Kolonisation und der von ihr vorgefundenen slavischen Agrarverfassung zurück, hat aber den Vorteil gehabt, hier auch schon neuere Untersuchungen von Rachfahl[1]) zugrunde legen zu können. Dabei fehlt es ihm jedoch etwas an der nötigen Schärfe der Begriffe namentlich in juristischer Beziehung, wenn er eingangs des ersten Kapitels als Merkmal der Grundherrschaft schlechthin bezeichnet, dass der Boden zugleich dem Grundherrn und den ländlichen Untertanen gehört, also ein „doppeltes Eigentumsrecht" besteht, „zwei Personen verschieden gestaltete Anrechte an dasselbe Stück Land haben"; denn dies gilt erst von den Verhältnissen nach der Kolonisation bei dem guten durch diese geschaffenen Besitzrechte der deutschen Bauern, nicht aber bei dem schlechten Besitzrecht der schollenpflichtigen slavischen Bauern, das er als unerblich-lassitisches Besitzrecht in der ungünstigsten Form (nicht einmal lebenslänglich) bezeichnet.

In der Schilderung der Kolonisation aber tritt uns bei Dessmann bereits ein Fehler entgegen, der in dem ganzen Buche noch öfter wiederkehrt: dass er nämlich die Besonderheit und Eigenart der schlesischen Entwicklung überschätzt oder übertreibt. Dies geschieht hier dadurch, dass er die Kolonisationsgeschichte Schlesiens mit derjenigen der Mark Brandenburg vergleicht, welche, wie er sagt, „lange Zeit als Beispiel für die Kolonisation der ostelbischen Gebiete gedient", und demgegenüber nun als etwas neues zeigt, wie ganz anders in Schlesien der deutsche Bauer „nicht im Kampf mit den alten Bewohnern des Landes, nicht geschützt von dem kräftigen Arme des Ritters, der den Boden, den der Landmann mit dem Pflug bestellen soll, erst mit dem Schwert erobern muss", sondern „friedlich, ohne Kampf, gerufen und unterstützt von den Landesherrn aus slavischem Geschlecht" ins Land kommt. Genau die gleiche Entwicklung habe ich aber bereits im Jahre 1888 für Pommern und Rügen geschildert; statt mit dem Gegenteil hätte Dessmann also bereits mit dem Ähnlichen vergleichen können, und ich bedauere es, dass Dessmann nicht diese Darstellung zum Vergleich herangezogen hat, da sie ihn auf manche

[1]) Die Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens vor dem dreissigjährigen Kriege (Schmollers Forschungen Bd. XIII 1894) und Zur Geschichte der Grundherrschaft in Schlesien (Savigny-Zeitschrift für Rechtsgesch. Bd. XVI).

Digitized by Google

von ihm nicht berührte Punkte hätte aufmerksam machen können, während sich andererseits bei ihm neue Einzelheiten ergeben, die bei der vollständigen Übereinstimmung in den grossen Linien wahrscheinlich auch für jene Länder gelten dürften.

So wäre es z. B. interessant zu wissen, ob die deutschen Klöster, die auch hier als Pioniere der deutschen Kultur erscheinen, hier ebenfalls, wie in Pommern, zuerst, ehe sie deutsche Bauern ins Land riefen, grosse Ackerhöfe oder Vorwerke (grangiae) zum Teil an Stelle alter slavischer Dörfer angelegt haben. Im zweiten Teil hören wir zwar von ihren Vorwerken, aber nichts über diesen Punkt. Auch hier sind die $1^1/_2$ Jahrhunderte von 1200—1350 die Periode der Kolonisation; wenn aber Dessmann mit Meitzen annimmt, dass sich in dieser Zeit 150—180000 deutsche Ansiedler in Schlesien niedergelassen haben, so wird man diese Angabe unbedingt mit Weinhold als zu hoch gegriffen bezeichnen müssen: höchstens könnte diese Zahl am Ende der Periode, also einschliesslich der in ihr erfolgten eigenen Vermehrung, angenommen werden. Auch das Verfahren bei der Ansiedlung ist ganz ähnlich wie in Pommern; bemerkenswert ist nur, dass ein locator hier einmal 16 Hufen und als Regel offenbar bis zu 6 Hufen erhält, sowie dass auf diesen dafür die Verpflichtung des Kriegsdienstes zu Ross lastete, was sehr für die Vermutung spricht, dass sie die späteren Ritterhufen der Landbücher sind, die Urzellen der nachmaligen Rittergüter.

Auch die Lage der Bauern am Ende der Kolonisation ist, soweit die deutschen Bauern in Betracht kommen, im wesentlichen die gleiche. Wenn Dessmann sagt, dass es in Schlesien keine „freien Bauern" gegeben habe, so ist dies ein ungeschickter Ausdruck: er meint „Freibauern", d. h. keiner Grundherrschaft unterworfene, denn persönlich frei waren die deutschen Bauern auch hier. Ferner hatten sie freivererblichen und veräusserlichen Besitz, oft kurzweg „Eigentum" genannt — das nachmalige „niederschlesische Eigentum" — und mässige Abgaben. Dass diese in Geld angesetzt sind, ist auch weder „nirgends besprochen", noch „sehr auffällig": denn dasselbe findet sich in Pommern und entspricht der Neuheit der Verhältnisse und hängt wohl auch mit dem hier im Gegensatz zum Westen grösseren Eigenbetrieb des Grundherrn zusammen. Auch hier kommen anfänglich nur ganz geringe Dienstleistungen an den Grundherrn vor, nach Rachfahl's wahrscheinlich

Digitized by Google

richtiger Vermutung in ursprünglich polnischen Dörfern, die zu deutschem Rechte umgewandelt waren. Diese Umwandlung kommt also auch hier vor, Dessmann meint aber, dass sie selten Erfolg gehabt haben dürfte, und günstige Ergebnisse nur da erzielen konnte, wo sich das deutsche und das slavische Element schon sehr vermischt hatten. Dies ist aber in Schlesien offenbar im ganzen viel weniger der Fall gewesen als in Pommern und Rügen, und hier kommen wir zu dem Punkte, in welchem wirklich die schlesische Entwicklung eigenartig ist: die beiden Nationen finden sich am Ende der Kolonisationsperiode in grossen, geographisch abgegrenzten Gebieten nebeneinander, und diese nationale Teilung trennt Schlesien in zwei wirtschaftlich und sozial streng geschiedene Teile, wie dies schon von Knapp und Kern früher dargetan worden ist. Dessmann unterscheidet geradezu Deutsch- und Polnisch-Schlesien an Stelle der sonst gebräuchlichen Unterscheidung Niederschlesien und Oberschlesien. Deutschschlesien umfasst in der Hauptsache die Regierungsbezirke Liegnitz und Breslau, abgesehen von den Kreisen Namslau und Wartenberg, sowie einen Teil des Regierungsbezirks Oppeln, das polnische Oberschlesien den Rest des Regierungsbezirkes Oppeln, die Kreise Namslau und Wartenberg und das nachmalige Österreichisch-Schlesien. In diesen beiden Gebieten ist nun die Lage der Bauern am Ende der Kolonisationsperiode offenbar sehr verschieden: in Deutschschlesien herrscht das „niederschlesische Eigentum" der Bauern, in Polnisch-Schlesien dagegen bleibt das alte unerblich-lassitische Besitzrecht bestehen. Dessmann nimmt wohl mit Recht eine Kontinuität zwischen diesem schlechten altslavischen Besitzrecht und dem sehr ähnlichen, das sich in Oberschlesien zu Beginn der Neuzeit findet, an, aber er darf nach dem oben Ausgeführten nicht sagen, dass das Doppeleigentum an derselben Stelle beim niederschlesischen Eigentum noch schärfer ausgeprägt sei als hier, da man hier eben gar nicht davon sprechen darf, und — so fragt man weiter, ohne von ihm Antwort zu bekommen —, was ist in Polnisch-Schlesien, wenn das Besitzrecht sich gar nicht verbessert hat, aus der altslavischen Schollenpflichtigkeit geworden?

Man geht wohl nicht fehl, wenn man bei der sonstigen Übereinstimmung der Entwicklung zwischen Pommern und Schlesien als den grossen Unterschied feststellt, dass dort die deutschen Kolonistendörfer sich überall eingesprengt unter der erhalten ge-

Digitized by Google

bliebenen und durch sie germanisierten Slavenbevölkerung, besonders wohl in den Grundherrschaften der Klöster, aber auch der einheimischen Fürsten vorfinden und daher, wie die Häufigkeit der betreffenden Urkunden beweist, die Umwandlung slavischer Dörfer zu deutschem Recht in Pommern und namentlich Rügen eine weit grössere Rolle spielt als in Schlesien, dass hier dagegen der eine Teil, Niederschlesien, ganz — oder doch überwiegend — deutsch geworden ist, der andere, Oberschlesien, dagegen ebenso ganz slavisch geblieben ist. Die Folge dieses Unterschieds war dann, dass in Pommern ungefähr ein Jahrhundert nach dem Ende der Kolonisation mit vollendeter Verschmelzung der beiden Nationen eine gewisse Nivellierung der bäuerlichen Besitz- und Rechtsverhältnisse erfolgt zu sein scheint: eine Hebung der schlechteren slavischen Verhältnisse, dafür aber eine Herabdrückung der besseren deutschen oder doch nur ausnahmsweise Erhaltung derselben in Gestalt der sogenannten „Kaufhöfe", die dem „niederschlesischen Eigentum" entsprechen dürften, in Schlesien dagegen beide in geographisch abgegrenzten Gebieten unverändert nebeneinander stehen blieben.

Die weitere ganz scharfe Herausarbeitung dieses schon von Knapp und Kern[1]) dargelegten Unterschiedes zwischen Nieder- und Oberschlesien wäre zweifellos eine Hauptaufgabe dieser Spezialuntersuchung Dessmanns gewesen. Man kann aber nicht sagen, dass dies immer hinreichend geschehen ist, so namentlich nicht in dem von der Ausbildung der Gutsherrschaft handelnden zweiten Kapitel. Wenn der Verfasser hier mit der Bemerkung beginnt, dass die Ausdrücke „Grundherrschaft" und „Gutsherrschaft" in der nationalökonomischen Literatur meist ziemlich undeutlich gebraucht werden, so muss dies Wort aus dem Munde eines Schülers von Knapp und Wittich überraschen: denn dem hat die Knappsche Schule doch hoffentlich für alle Zeiten ein Ende bereitet. Dessmann definiert sie dann auch in ihrem Sinn; wenn er aber hinzufügt, dass damit kein scharfes Kriterium für den Einzelfall gegeben sei, da der bäuerliche Besitz noch im 18. Jahrhundert, also in einer Periode der Gutsherrschaft, auf dem grundherrlichen Verhältnis beruhe, während andererseits die Anfänge eines gutsherr-

[1]) Die ländliche Verfassung Niederschlesiens in Schmollers Jahrbuch Bd. 19, 1895.

Digitized by Google

lichen Eigenbetriebes sehr weit in die Zeiten der Grundherrschaft zurückreichten, so drückt er damit sehr wenig klar aus, dass in der Gutsherrschaft auch immer zugleich eine Grundherrschaft steckt, und scheint zu verkennen, dass der Gutsbetrieb d. h. grössere Gutsbesitz eben älter ist als die Gutsherrschaft. Seine Ausführungen über das quantitative Verhältnis zwischen dem selbstbewirtschafteten Herrenland — sagen wir also lieber Gutsland — und dem Bauernland in Schlesien und die darin im Laufe der Jahrhunderte eingetretenen Verschiebungen sind überhaupt sehr unklar. Einerseits weist er sehr richtig nach, dass sich in Schlesien erst im 15. und mehr noch im 16. Jahrhundert die allgemeine Wirtschaftsverfassung — Erbuntertänigkeit mit Frondiensten — herausgebildet hat, welche die Vorbedingung für eine gutsherrliche Eigenwirtschaft in grösserem Umfang war. Andererseits schliesst er sich doch der von Meitzen aus dem Landbuch Kaiser Karl des IV. für das Fürstentum Breslau (d. h. die heutigen Kreise Breslau und Neumarkt) gezogenen Auffassung an, welche für das 14. Jahrhundert ungefähr dieselbe Verteilung von Herrenland und Bauernland behauptet, wie sie sich im 19. Jahrhundert vorfindet, also ungefähr Flächengleichheit des Dominiallandes und des Bauernlandes, und formuliert diese so, dass im Fürstentum Breslau nur etwa die Hälfte des verfügbaren Landes an Bauern zu deutschem Rechte ausgetan wurde. Die andere Hälfte setzt sich nach ihm zusammen aus: 1) Gutsland (Allodialhufen) in deutschen Dörfern, 2) Wäldern und Unland, 3) herrschaftlichen Gutsbetrieben ohne Zusammenhang mit deutschen Dörfern. Als solche deutet er nämlich die sogenannten geschlossenen Allodia des 13. und 14. Jahrhunderts im Landbuch, d. h. zusammenhängende Landkomplexe von der ungefähren Grösse einer Dorfflur, die einem Herrn gehören, und in denen nach seiner Meinung noch Reste polnischer Bevölkerung sich erhalten haben, also regelrechte herrschaftliche Vorwerke mit Ackerland das von slavischen Bauern bestellt wurde, — ein Lösungsversuch, dieser schwierigen Frage, der mir zweifelhaft erscheint und allerdings noch sehr „der Korrektur durch genaue Einzeluntersuchung harrt“. Da nach einer Spezialuntersuchung von Bönisch über Mittelschlesien [1]), die Dessmann

[1]) Die geschichtliche Entwicklung der ländlichen Verhältnisse in Mittel-Schlesien dargestellt am Bezirk des heutigen Amtsgerichts Canth. Merseburg 1894.

Digitized by Google

glaubt verallgemeinern zu dürfen, die Allodialhufen in den deutschen Dörfern nur 6 Prozent des Landes umfassten, und andererseits alle Dörfer, die wir jetzt finden, damals schon bestanden, so müsste auf diese geschlossenen Allodien so viel Land entfallen, dass es jedenfalls nicht anginge, sie, wie Dessmann es will, bei der neuen Entwicklung, der Ausbildung der Gutsherrschaft, bei Seite zu lassen und zu sagen, dass keine gerade Entwicklungslinie von dem mit polnischen Untertanen bestellten Vorwerk zu unserem Rittergut führt. Denn was ist nachher aus diesen grossen Allodien geworden? Wenn Dessmann sagt, dass der Herr hier mehr Land in Eigenbetrieb genommen, weniger und zu ungünstigeren Bedingungen an Bauern verteilte, und namentlich mehr Gärtner und kleine Leute ansetzte, so ist damit wenig erklärt, und namentlich die Auffassung kaum vereinbar, dass auch hier die Entwicklung, die Ausbildung der modernen Gutsherrschaft, an die Hufen anknüpft, die sich der Grundherr in den zu deutschem Recht ausgesetzten Dörfern vorbehielt.

Denn diese Ausbildung der modernen Gutsherrschaft, welche Dessmann für Schlesien im wesentlichen genau ebenso annimmt, wie für Brandenburg oder Pommern, geht ja davon aus, dass diese Allodialhufen auf Kosten des Bauernlandes vermehrt wurden; und wenn es auch nur durch Einziehung wüst gewordener Hufen geschah, wie Dessmann für Schlesien, wenigstens Deutschschlesien, allein annimmt, so verträgt sich doch offenbar diese Anschauung von der späteren Bildung oder doch Vergrösserung der Gutsbetriebe und der gleichzeitig dafür erfolgenden Ausbildung der Frondienste schlechterdings nicht mit Meitzen's vorher vom Verfasser akzeptierter Annahme, dass das Grössenverhältnis zwischen Herrenland und Bauernland sich seit der Kolonisation kaum geändert habe. Wir vermissen hier sehr eine schärfere Auseinanderhaltung der beiden verschiedenen Gebiete von Schlesien. Wenn in Niederschlesien wirklich das Bauernland nicht abgenommen hat, dann kann die für Brandenburg und Pommern nachgewiesene Entwicklung eben hier nicht gelten, sondern nur in Oberschlesien. Woher dann aber hier die Rittergüter? Führt dann wirklich keine gerade Linie zu jenen geschlossenen Allodien?

Wenn Dessmann ferner sehr stark betont, dass die erste Erweiterung des Gutslandes im 15. Jahrhundert nicht planmässig erfolgte, sondern der Herr dadurch zu einer Ausdehnung seines

Digitized by Google

Eigenbetriebs veranlasst wurde, dass eine grosse Anzahl Hufen unbesetzt oder wüst zu seiner Verfügung standen, mit denen er nichts besseres anfangen konnte, weil die Einwanderung aufgehört hatte, also nicht der Gutsherr mühsam Land zu seinem Eigenbetrieb suchte, sondern das Land den Gutsherrn suchte, wie Dessmann sagt, so ist dies jedenfalls richtig, aber nach meinen pommerschen Untersuchungen auch keine Eigentümlichkeit Schlesiens, oder doch höchstens in zeitlicher Beziehung, indem man infolge der Hussitenkriege hier schon 200 Jahre früher erlebte, was den anderen Ländern erst der dreissigjährige Krieg gebracht hat. Im 16. Jahrhundert aber erfolgt dann nach Dessmann in Oberschlesien bereits eine planmässige und durchdachte Vergrösserung des Gutslandes zum Zweck vorteilhafterer Ausnutzung des Landes, was wir unsererseits für diese frühe Zeit noch bezweifeln möchten. Dabei „mag" es dann, wie der Verfasser euphemistisch sagt, auch „ab und zu einmal" vorgekommen sein, dass der Gutsherr seine Bauern ohne ihre Zustimmung von ihren Stellen vertrieb, was, wie er selbst sagt, im Herzogtum Ratibor den Gesetzen keineswegs widersprach.

Hat somit nach Dessmann in Schlesien der Übergang zur Gutsherrschaft sehr früh eingesetzt, so ist er doch andererseits, wie er gleichzeitig ausführt, in diesem Lande viel weniger durchgedrungen. „Überall blieben die Dörfer bestehen, ein ansehnlicher Bauernstand erhalten. Das Gutsland im eigenen Betriebe des Herrn hat sich immer in gewissen Grenzen gehalten. Auch legte man nicht, wie in den anderen Gegenden des deutschen Ostens die ganze Last der Bestellung der gutsherrlichen Felder auf den Bauer, man hatte noch andere Arbeitskräfte". Insbesondere wirkte das 17. Jahrhundert hier nicht in gleicher Weise, wie etwa in Pommern, obgleich der dreissigjährige Krieg sich auch hier äusserst verheerend gezeigt haben soll. Das Gesagte gilt allerdings wieder nur von Deutsch-Schlesien, und hier war es jedenfalls weniger die anderweitige Stammeszugehörigkeit, welche in dieser Beziehung doch nicht wohl eine günstige Wirkung ausüben konnte, sondern höchstens in der humaneren Gestaltung der Abhängigkeitsverhältnisse, als vielmehr das gute Besitzrecht der deutschen Bauern, das wie Dessmann selbst sagt, den Bauernstand erhalten hat: er entging zwar auch nicht der Erbuntertänigkeit, den Frondiensten und dem Zwangsgesindedienst, aber seine Hufe konnte ihm nur aus

Digitized by Google

ganz besonderen gesetzlich fixierten Gründen genommen werden. So richtig dies im allgemeinen sein mag, so hätte allerdings gerade hier eine lokalgeschichtliche Untersuchung wie die vorliegende die Aufgabe gehabt, aus Spezialakten einzelner Herrschaften nachzuweisen, wie denn hier die „Wiedereinrichtung der Landgüter" ohne Verschlechterung der bäuerlichen Besitzrechte, wie in Pommern, möglich war, und was aus den wüsten Hufen, die es nach dem „äusserst verheerenden" Krieg doch auch hier geben musste, geworden ist, wenn sie jetzt nicht mehr eingezogen wurden. Hier lässt uns aber Dessmanns Untersuchung vollständig im Stich, und es ist darum doch zu bedauern, dass er seinen zwei Teilen nicht noch einen dritten ausschliesslich von den ländlichen Untertanen handelnden mit Spezialuntersuchungen wie beim zweiten Teil hinzugefügt hat.

Die im Lauf des 15. Jahrhunderts ausgebildete Gutsherrschaft wurde in Schlesien durch die Gesetze der Habsburger im 16. und 17. Jahrhundert bestätigt und befestigt. Die interessante eingehende Untersuchung des Umfangs und der Grenzen der Erbuntertänigkeit, welche Dessmann gibt, zeigt aber, dass diese, im Zusammenhang natürlich mit dem besseren Besitzrecht, im deutschen Schlesien eine ziemlich milde Form besass. Auch bei den bäuerlichen Frondiensten macht sich die Teilung Schlesiens in die deutschen und polnischen Landesteile scharf geltend: in Deutsch-Schlesien haben diese Dienste überhaupt keine bedeutende Höhe erlangt, sie stiegen selten höher, als ein oder zwei Tage in der Woche, während sie in Polnisch-Schlesien entweder ungemessen waren oder 4—5 Tage betrugen und bei 6 Tagen noch als gemessen betrachtet wurden, wenn den Bauern einige Stunden täglich zur Bestellung ihrer Felder gelassen wurden. Wie sehr sie im Laufe der Jahrhunderte gestiegen sind, zeigt die Aufhebung der alten Robotordnung von 1559 im Jahre 1729, weil sie den viel schlimmer gewordenen Verhältnissen nicht mehr entsprach. Da nun sonst im Osten die Höhe der Frondienste immer parallel der Häufigkeit und Grösse der Rittergüter geht, wäre es wichtig gewesen, wenn Dessmann irgendwo einmal, am besten hier, über den Umfang der Rittergüter in Oberschlesien einerseits und Niederschlesien andererseits statistische Angaben aus der Gegenwart brächte, so dass man erkennen könnte, ob und wie weit sie in Niederschlesien

wirklich geringer, oder hier etwa eine andere Arbeitsverfassung als sonst bestanden haben muss.

Als eine Eigenart der schlesischen Agrargeschichte erscheinen nämlich hier auch in ausführlicherer Betrachtung die „Dreschgärtner", urkundlich zuerst in allen Einzelheiten 1387 beschrieben. Es sind Leute mit kleinem Landbesitz, der sie weder hinreichend beschäftigt noch nährt, und welche die Verpflichtung haben, gegen einen Anteil am Rohertrage die ganze Ernte des Gutsherrn einzubringen und das Getreide auszudreschen. Sie haben ihre Stelle auch zu niederschlesischem Eigentum, und sind nach Knapp und Dessmann schon in den Zeiten der Kolonisation für die notwendige Handarbeit der kleinen gutsherrlichen Betriebe aus den alten slavischen Bewohnern und dem Überschuss der neuangesiedelten deutschen Bevölkerung entstanden. In Polnisch-Schlesien gab es keine Dreschgärtner, doch kamen Gärtner auch dort unter dem Namen „Dienstgärtner" vor, welche das für Oberschlesien charakteristische schlechte Besitzrecht haben und eine viel ungünstigere Arbeitsverfassung; worin diese besteht, wird allerdings nicht gesagt. Wenn Dessmann aber meint, diese Gärtner seien dasselbe wie anderwärts (z. B. in Pommern) die Kossäten oder Kötter, so ist damit eigentlich — entgegen seiner Behauptung, die Dreschgärtnerverfassung finde sich ausserhalb des Flachlandes von Deutsch-Schlesien nur noch in Kursachsen, — zugleich gesagt, dass sie doch keine Eigentümlichkeit Schlesiens sind, und es ist sehr wahrscheinlich, dass diese Kossäten etc. anderswo dieselbe wirtschaftliche Funktion gehabt haben — wir wissen darüber nur weniger oder haben bisher nicht darauf geachtet. Interessant ist, dass sich nach Dessmann die Lage der Dreschgärtner im Gegensatz zu der des eigentlichen Bauernstandes im Lauf der Zeit verbessert, indem ihr Anteil an der Ernte und dem Ausdrusch immer höher wird; der Herabdrückung ihrer rechtlichen Stellung in die Erbuntertänigkeit entgehen sie jedoch auch nicht.

Ein Hauptbestandteil der Erbuntertänigkeit und späterhin der drückendste ist auch hier der Zwangsgesindedienst. Die Verwendung von Gesinde, erbuntertänigem und fremdem war hier offenbar besonders gross, es hatte hier nämlich nach Dessmann im Gegensatz zum sonstigen Osten jedes Gut seine eigenen Zugtiere und auch Gesinde zur Bestellung der Felder. Dieser Zwangsgesindedienst und die Versuche, ihn zu mildern, erfahren eine

Digitized by Google

eingehende und im Detail manches Neue bringende Schilderung, ebenso auch das fremde Gesinde und die Rechtsordnungen über dieses.

Zum Schluss untersucht Dessmann noch einmal die Frage der Vergrösserungstendenz des Gutslandes. In Schlesien, sagt er, hat sich das Bauernland im allgemeinen sehr widerstandsfähig erwiesen, das Rittergut sich nur langsam vergrössert. Namentlich hat in Deutschschlesien das gute Besitzrecht der Bauern diesen Bestrebungen der Gutsherren eine heilsame Schranke gesetzt; soweit nicht in den Kriegsunruhen wüste Hufen entstanden, war der Herr auf den freihändigen Ankauf angewiesen. Anders in Oberschlesien. Eine Landesordnung von Oppeln-Ratibor machte zwar einen Versuch, das bäuerliche Besitzrecht in Oberschlesien zu bessern, das unerbliche lassitische Besitzrecht zu beseitigen, aber ohne Erfolg. Daher haben sich in Oberschlesien im allgemeinen die Bauerndörfer schlechter erhalten als in Deutschschlesien. Im Landkreise Breslau fallen heute etwa 48 Prozent des Grund und Bodens auf die Gutsbezirke, 52 Prozent auf die Landgemeinden, im Kreise Lublinitz kommen 70 Prozent auf die Gutsbezirke und nur 30 Prozent auf die Landgemeinden; dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass die Bauernbefreiung im Gebiet des unerblichen Besitzrechts das Bauernland ja bedeutend vermindert hat, also die Gegensätze im 18. Jahrhundert noch nicht ganz so schroff waren. Immerhin sind sie so gross, dass eigentlich ein einheitliches Urteil über ganz Schlesien wie oben nicht zulässig erscheint. Es ist aber ein Mangel, dass Dessmann sich mit dieser einzigen Angabe begnügt, anstatt, wie früher ausgeführt, eine vollständige Statistik zu bringen; seine Geringschätzung derselben (s. Einleitung zum I. Teil) geht entschieden zu weit. Der Staat kümmerte sich in der Habsburgischen Zeit wenig um dieses Problem; erst Friedrich der Grosse ging hier mit dem Bauernschutz radikal vor.

Auf die Schilderung der Reformen — Bauernschutz und Bauernbefreiung — im 4. und 5. Kapitel der vorliegenden Arbeit braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Sie ist gewiss von grossem Interesse und Wert für den Lokalhistoriker, bringt aber nur in Einzelheiten aus schlesischem Aktenmaterial Neues gegenüber dem Hauptwerk Knapps, vertieft nur die Farben und besonders die Schatten da und dort und lässt vor allem noch deutlicher die Abhängigkeit des absoluten Fürsten von seinen aus-

Digitized by Google

führenden Beamten und deren Interessengemeinschaft mit den adeligen Gutsherren erkennen.

Hervorgehoben seien hier namentlich die eingehende Schilderung der vergeblichen Versuche zur Erblichmachung der untertänigen Stellen im 18. Jahrhundert, ferner die Abschnitte über die nach österreichischem Vorbild geschaffenen Urbarien-Kommissionen und ihren Misserfolg, über Zwangsgesindedienst am Ausgang des 18. Jahrhunderts und besonders die Darstellung der eigenartigen Entwicklung, welche am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts in Oberschlesien eine gewisse Verstärkung des Bauernlandes durch Dismembrationen adeliger Güter brachte und dadurch den Folgen der Bauernbefreiung hier in gewissem Umfang entgegenwirkte.

Bringt so der erste Teil des Dessmannschen Buches, wie schon gesagt, im grossen und ganzen nicht sehr viel Neues und lässt doch wichtige Fragen noch ungelöst, so ist der zweite kleinere Teil „Adel, Kirche und Staat" entschieden wertvoller und bereichert unsere agrargeschichtlichen Kenntnisse in einem sehr wichtigen Punkt. Handelt er doch speziell von dem, was wirklich eine Eigenart und Besonderheit der schlesischen Agrarverfassung ausmacht: dem Vorhandensein „zahlreicher grosser Herrschaften, gewaltiger Güterkomplexe in der Hand von Mitgliedern des hohen und niederen Adels, Besitztümer, mit denen vielfach bis in die neueste Zeit besondere Vorrechte und Befugnisse verbunden waren, die sie vor den gewöhnlichen Rittergütern auszeichneten — einige Dutzend gewaltige Herrschaften von einer Grösse und Bedeutung, wie sie in Deutschland einzig dasteht, und mit deren Besitz der Fürsten- oder Herzogstitel verbunden ist". Die höchst interessante Frage: woher kommen diese Latifundien in Schlesien? wird nun in diesem zweiten Teil eingehend und erschöpfend beantwortet. Wenn der Verfasser allerdings eingangs meint, dass diese Verfassung mit der Beobachtung der schwachen Ausbildung und geringen Vergrösserungstendenz der Rittergüter in Schlesien in Widerspruch zu stehen scheine, und von einem zu lösenden Rätsel spricht, so ist dies a limine nicht richtig. Denn grosser Gutsbetrieb und grosse Herrschaft schliessen sich nach der Natur der Sache wie nach anderweitiger Erfahrung — man vergleiche nur England — an und für sich viel mehr aus, als dass sie sich gegenseitig bedingen.

Digitized by Google

Geht man nun der Entstehung dieser Herrschaften nach, so drängt sich zunächst das Ergebnis auf, dass sie sich zum grossen Teil auf den alten herzoglichen Dominialbesitz zurückführen lassen. Aber dies ist, wie Dessmann richtig betont, nur eine halbe Erklärung. Denn mindestens in allen Kolonialgebieten also in ganz Ostdeutschland, war der Fürst ursprünglich auch der Besitzer des Grund und Bodens, und überall ist der grösste Teil des Domänenbesitzes allmählich an den Adel übergegangen, ohne dass sich anderswo solche grosse Herrschaftskomplexe in grösserer Zahl gebildet hätten. Die Erklärung muss darum weiter ausholen: es handelt sich eben hier bei diesen schlesischen Herrschaften nicht um eigentliche Domänen, nicht nur um sehr grosse Grundherrschaften, sondern von Haus aus vielmehr um staatsrechtliche Gebilde, ehemalige kleine Landesherrschaften oder Territorien, welche zunächst durch die Teilung des Herrscherhauses der Piasten in zahlreiche Linien und deren weitere Erbteilungen entstanden sind und anfänglich nur durch die Oberlehenshoheit Polens, dann seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts Böhmens zusammengehalten waren. Dies ist an sich auch noch keine singuläre Erscheinung. Aber das merkwürdige ist, dass sie auch nachher nach ihrem allmäligen Heimfall an Böhmen wieder als Herrschaften vergeben, verpfändet oder verkauft werden. Und diese merkwürdige Entwicklung wird hier zum erstenmal und m. E. in durchaus befriedigender Weise erklärt. So haben die ersten Vergebungen der reichen Kammergüter im Fürstentum Breslau schon unter König Johann im 14. Jahrhundert mit der Entstehung dieser grossen Herrschaften nichts zu tun; denn sie erfolgten wie früher bei den alten Piastenherzögen nach dem Prinzip der Einzelvergebung. Schon unter den Luxemburgern aber erfolgte die Verpfändung der an den Oberlehensherr gefallenen Herzogtümer zum erstenmal in grossen Komplexen, nicht in einzelnen Dörfern, und zwar, wie Dessmann ausführt, teils infolge der Zerschlagung der alten Burggrafenverfassung, teils weil der mächtige König von Böhmen nicht wie der Herzog in einem kleinen Ländchen die Zusammenballung von zuviel Grundbesitz in der Hand einzelner Adelsgeschlechter zu fürchten brauchte. Matthias Corvin suchte dann zwar einen möglichst grossen Landkomplex unmittelbar unter seine Gewalt zu bekommen und nahm so dem ihm Widerstand leistenden Herzog von Pless-Rybnik sein Land ab. Allein die schlechte Lage seiner

Digitized by Google

Finanzen durchkreuzte seine politischen Pläne, und Pless wurde an die Herzöge von Münsterberg verkauft. In Pless haben wir zum erstenmale eine der alten schlesischen Standesherrschaften, deren eigenartige Stellung darauf beruht, dass ihre Inhaber Sitz und Stimme auf dem schlesischen Fürstentag haben und nicht allein die Dominialrechte über die ihrer grundherrlichen Gewalt unterworfene ländliche Bevölkerung, sondern auch die Regierung über den landsässigen Adel ausüben. Matthias' schwacher Nachfolger verschleudert dann weiter andere heimgefallene Herrschaften.

Hat so schon im Mittelalter der Heimfall einzelner Fürstentümer an Böhmen die Entstehung grosser Herrschaften im Privatbesitz in Schlesien begünstigt, so erreicht diese Entwicklung doch erst unter den Habsburgern ihren Höhepunkt. Sie waren sehr vom Glück begünstigt, indem allmälig die sämtlichen alten Piastenhäuser ausstarben und nach und nach das ganze Land an den Oberlehensherrn fiel. Diesem fehlte jedoch für die eigentliche Landesverwaltung in allen diesen schlesischen Fürstentümern, wie Dessmann sagt, ein durchgebildeter und fein verästelter Beamtenapparat; der mit dem Aussterben der Piastenfürsten an Österreich gefallene Dominialbesitz (es scheint mir allerdings nicht ganz zutreffend, diesen Ausdruck hier überhaupt zu gebrauchen) war so gross, dass seine Verwaltung kaum durchzuführen gewesen wäre. Andererseits war der König von Böhmen als deutscher Kaiser noch mehr als sonst die Fürsten jener Zeit in beständigem Geldmangel, da er viele Ausgaben für Zwecke des Reiches, besonders die Unsummen für die Türkenkriege auf seine Erblande übernehmen musste, und sich bei der damaligen Lage des öffentlichen Kredits nur gegen Verpfändung von Grundbesitz Mittel verschaffen konnte. Wie kleinere Fürsten einzelne Kammergüter, so verpfändete er nun ganze Herzogtümer oder verkaufte sie an neue Herren. Da er sich aber dabei die wirklich bedeutsamen Regierungsrechte vorbehielt, so war es, wie Dessmann richtig betont, mit der sonstigen zentralistischen Politik der Kaiser wohl vereinbar, dass sie ihre Güter in Schlesien in grossen, meist einen Kreis umfassenden Komplexen und mit besonderen Herrschaftsrechten vergaben und sogar ganze Herzogtümer, die an sie gefallen waren, unter Umständen wieder vergaben und neue Herzöge einsetzten. Denn auch diese sind keineswegs unabhängige Landesherrn, wie früher die alten Piasten, sondern haben nur wenig weitergehende

Digitized by Google

Befugnisse als die Standesherren. Der Kaiser blieb trotzdem, worauf es ihm ankam, der oberste Regent über ganz Schlesien. Der Verkauf in grossen Herrschaften war zugleich bequemer, und politische Bedenken lagen gegen ihn nicht vor, da die neuen Standesherren meist nicht die Macht der Stände, d. h. der Masse des Adels, gegen den Kaiser verstärkten, sondern gegen diese ausgespielt werden konnten. So fügt sich also der Verkauf oder die Vergebung dieser grossen Herrschaften im 17. Jahrhundert, wie Dessmann sagt, durchaus in den grossen Rahmen der kaiserlichen Politik ein, und es liegt dabei durchaus keine sinnlose Verschleuderung nur in der Absicht, um Geld zusammenzuraffen, vor. Als Hauptgrund für die Entstehung der grossen Latifundien erscheint somit der zufällige politische bzw. staatsrechtliche Umstand, dass der Landesherr von Schlesien zugleich Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation war und als solcher einerseits nicht das sonstige Interesse eines kleineren Landesherrn an der Erhaltung grossen eigenen Grundbesitzes in Schlesien hatte, andererseits aber mehrfache Anlässe, die an ihn gefallenen Fürstentümer dort in dieser Weise zu verwerten.

Wie nun auf diese Weise im einzelnen die verschiedenen „Mediatherzogtümer", wie Dessmann treffend die Fürstentümer, die unter dem Kaiser stehende Herzöge hatten, nennt, entstanden sind und ihre Besitzer gewechselt haben, kann hier auch nicht in den grossen Zügen der allgemeinen Darstellung Dessmanns verfolgt werden. Dagegen ist noch die Weiterentwicklung, seit Schlesien an Preussen gefallen war, zu betrachten.

Als Friedrich der Grosse Schlesien gewonnen hatte, fand er infolge dieser Entwicklung hier nur einen spärlichen Bestand an Domänen vor, die fast sämtlich in den zuletzt an Österreich gefallenen Herzogtümern Liegnitz, Brieg und Wohlau und ausserdem nur noch im Fürstentum Oppeln lagen; alle anderen Fürstentümer weisen keine Domänen auf. Da er ebenso wie sein Vorgänger und Nachfolger grossen Wert auf den Domänenbesitz legte, wächst der Dominialbesitz in Schlesien durch Ankäufe verschiedener Herrschaften in Oberschlesien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts beträchtlich und hatte so am Anfang des 19. Jahrhunderts wieder eine grössere Bedeutung. Mit diesem Zeitpunkt aber tritt in ganz Preussen ein Umschwung auf diesem Gebiete ein: durch ein Hausgesetz von 1809 wurde die Verordnung Friedrich Wilhelm I. von

1713 über die Unveräusserlichkeit der Domänen aufgehoben, und zwar zunächst, um dem Staat in seiner grossen finanziellen Bedrängnis Geld zu beschaffen. Hatten die Habsburger, sagt Dessmann, ihre Türkenkriege mit schlesischen Herrschaften bezahlt, so sollten diese jetzt mit den Domänen der übrigen Provinzen dazu dienen, den preussischen Staat aus der höchsten Not zu retten. Aber dies entsprach gleichzeitig auch dem Umschwung, welcher in den herrschenden Ansichten über die Aufgaben des Staates, von England kommend, damals Platz griff, indem man ebenso landwirtschaftliche wie gewerbliche Betriebe für unvereinbar mit dem Wesen des Staates hielt und diesem höchstens noch Forsten zugestand. Ohne diesen Wechsel der Anschauungen wären die Verkäufe jedenfalls nur auf das finanzielle notwendige Mass eingeschränkt worden, so aber wurden von 1810—1840 in ganz Preussen für viele Millionen Taler Domänen verkauft. Wenn trotzdem der staatliche Grundbesitz in Schlesien im Verlauf des 19. Jahrhunderts nicht abgenommen hat, sondern vielmehr — und zwar gerade in dieser ersten Hälfte — etwas gewachsen ist, so ist das der durch Edikt vom 30. Oktober 1810 erfolgten Säkularisation sämtlicher geistlichen Güter in der preussischen Monarchie zu danken.

An dieser Stelle holt Dessmann erst, was ein entschiedener Schönheitsfehler seines Buches ist, die Geschichte des geistlichen Grundbesitzes von der Kolonisationszeit an nach und zeigt, wie teils noch von den Schenkungen der Fürsten bei der Kolonisation her, teils durch neuere Bildung, namentlich in den Kommenden der Ritterorden, ein umfangreicher Grundbesitz der katholischen Kirche bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts erwachsen ist. Diesen zieht der preussische Staat nun auch hier ein, aber nur um ihn alsbald zum grösseren Teile wieder zu verkaufen. Und zwar erfolgen diese Verkäufe abermals in grossen Komplexen, wodurch mehrere neue grosse Herrschaften im Privatbesitz entstehen, so namentlich die beiden gewaltigen Herrschaften Heinrichau und Camenz, beide früher Klöster, jetzt im Besitz des Grossherzogs von Sachsen-Weimar und des Prinzen Albrecht von Preussen.

Noch einmal also, sagt Dessmann, übernahm der Staat die Vermittlerrolle, um dem Adel zu einer Vergrösserung seines Grundbesitzes zu verhelfen. Denn darauf lief praktisch der Erfolg aller dieser Verkäufe hinaus. Zwar hatte man vorübergehend an eine Parzellierung zur Verstärkung des Kleinbesitzes gedacht, aber sie

Digitized by Google

erwies sich als unmöglich, denn der Bauer wie der kleine Mann litten schwer unter den Folgen des Krieges, und der erstere insbesondere der lassitische, dann unter der Krisis, welche die Bauernbefreiung für ihn bedeutete. Aber auch das kleine Rittergut konnte keinen grossen Teil des zum Verkauf gelangenden Landes aufnehmen. Dagegen fanden sich für grosse Komplexe wieder am leichtesten Abnehmer, da der schlesische Magnatenstand sich durch alle Stürme der Zeit hindurch aufnahmefähig erhalten hatte und, wie Dessmann sagt, einen gewaltigen Landhunger besass. Einige der säkularisierten Kirchengüter wurden auch zu Dotationen an Generäle verwandt, so an Blücher und York von Wartenberg, wodurch ebenfalls neue private Herrschaften entstanden. Ein Kuriosum ist der im Jahre 1813 gemachte Versuch, die dringendsten Armeebedürfnisse für die Truppen in Schlesien mit den in der Nähe von Breslau gelegenen säkularisierten Kirchengütern zu bezahlen, welche die Breslauer Kaufleute einzeln oder in ihrer Gesamtheit zu einem mässigen Preise übernehmen sollten. Einen erheblichen Teil des säkularisierten kirchlichen Besitzes, namentlich der Forsten, behielt der Staat jedoch, und in der Folgezeit schonte man den Dominialbesitz in Schlesien offenbar absichtlich mehr als in den anderen Provinzen, weil er hier ohnehin am schwächsten war. Trotzdem ist auch heute noch Schlesien die domänenärmste Provinz in diesen Teilen des preussischen Staates. So haben die Verkäufe und Vergabungen im 19. Jahrhundert in Schlesien wieder hauptsächlich die grossen Herrschaften begünstigt, und bilden die dritte Etappe zur Ausbildung der schlesischen Latifundien.

Auf diese allgemeine Darstellung folgen dann noch interessante Einzelnachweise für die Entstehung der wichtigsten schlesischen Latifundien, der Herzogtümer Schweidnitz-Jauer, Pless-Rybnik, Öls, Glogau, Oppeln-Ratibor und Sagan, auf die hier nicht eingegangen werden kann, auf die wir aber den Lokalhistoriker aufmerksam machen.

Wollen wir zum Schluss auch ein Wort über die Form der Dessmannschen Darstellung sagen, so ist diese im ganzen etwas maniriert, denn er kopiert ganz offenbar den pointierten Stil Knapps, natürlich ohne ihn zu erreichen, wozu ein an anderen Stellen durchbrechender blütenreicher Stil mit verunglückten Bildern sehr schlecht passt. So z. B. wenn er S. 58 sagt: „So nahm der stahlharte Panzer des römischen Agrarrechts die dickflüssige Masse

Digitized by Google

der ländlichen wirtschaftlichen Verhältnisse auf und bildete sie". Trotz der gemachten Ausstellungen ist aber Dessmanns Buch jedenfalls wohl geeignet, den Zweck, den der Verfasser ihm im Vorwort setzt zu erfüllen: „weiter zur Erforschung der interessanten schlesischen Agrargeschichte anzuregen, indem es zeigt, was es auf diesem Gebiet noch zu tun gibt".

Zum schlesischen Bauerngarten.

Von Dr. Paul Dittrich in Breslau.

K. Olbrich bemerkt in seinen „Beobachtungen über den schlesischen Bauerngarten" (Mitteil. XVI 66 ff.), dass die Einrichtung des Gartens den Einfluss von der Verordnung Karls des Grossen verrät; ich habe das seinerzeit bei meinem Vortrage über schlesischen Hausbau zu zeigen versucht. Nach ihm sollen sie alle Kräuter haben: Lilien, Rosen, Efenigraecum (Bockshorn), Kostwurz, Salbei, Raute, Abrotanum (Artemisia abrotanum), Gurken, Melonen, Kürbis, Bohnen, Kümmel, Rosmarin, Erbse, Meerzwiebel, Schwertlilie, Dragantea (Schlangenwurz), Anis, Cichorium intybus, Lattich, Senf, Kresse, Flohkraut, Petersilie, Liebstöckel, Sadebaum, Dill, Fenchel, Endivien, Weisswurz, Wasser-Pfeffermünze, Wurmkraut, Tausendgüldenkraut, Mohn, Haselwurz, Pfefferrose, Pastinak, Melde, Kohlrabi, Zwiebel, Porré, Schnittlauch, Rettich, Calotte, Knoblauch, Färbezöte, Kardendistel, Saubohne, Eberesche, Kastanie, Wistel, Mandelbaum?, Quitte, Maulbeerbaum usw. Wenn auch alle diese Pflanzen nicht in allen Gärten sämtlich vorkommen, so doch alle in mehr oder weniger grosser Auswahl, die wohl nach der Bodenbeschaffenheit wie auch nach Geschmack, Vorliebe und Bedarf des Besitzers sich richtete. Jedenfalls war wohl ihr Nutzen fürs Haus (für Küche und zu Heilzwecken), weniger Schönheit bzw. Geruch ihrer Blüten bestimmend. Ein grosser Teil ward zu Tee, zu Tinkturen, Pulver, Abkochungen verwendet.

Liebstöckel wird in die Suppe genommen oder ist, auf Schnaps gesetzt, gut gegen böse ansteckende Krankheiten, auch gegen Wassersucht. Die Blätter der Silberpappel, im Frühjahr angesetzt, sind gut gegen alle Krankheiten; Melde ist für Diarrhöe (das schmeckt nicht dründe, schlecht). Liebstöckel oder Siebzerich, Siebenzeiten wird dem Vieh als Pulver gegeben, um Appetit zu erregen, eben-

Digitized by Google

so Wermut, Hollunderblüte, wenn es Fieber hat und schwitzen soll, Lindeblüte soll kühlend wirken, auch Rainfarn (Raifblumen).

Das Weihgebund, das an Mariä Himmelfahrt in der Kirche geweiht wird (Kräuterweihfest), wird aufgehoben und zu Weihnachten, auch an Silvester und Hl. Drei Könige, das sind die drei hl. Abende, den Kühen gegeben, damit keine Hexen in den Stall kommen. Das Vieh, auch der Kettenhund müssen eine Suppe davon bekommen, sonst haben sie immer Hunger (Ullersdorf). Zum Weihgebund nimmt man: Wermut, Beifuss, Liebstöckel, Gartheil, Salbei. Die Blumen (Astern usw.) werden auch ins Dach gesteckt, damit nicht der Blitz einschlägt.

Sadebaum (ich fand ihn in Ullersdorf und Paritz) ist durch Regierungsverordnung verboten worden. Fette Henne ward am Johannistage in Risse der Balkendecke gesteckt; kam sie fort, so war es ein gutes Zeichen, trocknete sie ein, so ward man krank oder starb. Sie wird auch angesetzt und als Einreibung gegen Gliederschwund verwendet. Meerzwiebelblätter werden gequetscht und auf Wunden gelegt (Leobschütz), Baldrian (Katzenkraut) wird gegen Blähungen verwendet. Ringelrosenbutter ist eine Universaleinreibung bei verschiedenen Leiden, wird auch getrunken. Ringelrosen werden auch viel auf Gräbern gepflanzt. Hollunderbeeren werden auch zu Mus gekocht gegessen. Mit Salbeiblättern (Marienblättern) reibt man sich auch die Zähne, um einen guten Geschmack zu bekommen. Unter Pumpelrosen verstanden wir in Leobschütz die Päonien (Pfingstrosen); die Eberesche wird gegessen oder in einem Absud den Schweinen gegeben, besonders wenn dieselben in einen neuen Stall kommen, damit sie nicht krank werden.

Viele dieser Kräuter werden im Kräutersäckel aufbewahrt für den Winter, die Zeit der Katarrhe usw. (Rippenkraut gehört vor allem in dasselbe und ist gut bei Lungenleiden), oder auf Kornbranntwein aufgesetzt und zu Einreibungen, Tropfen verwendet. Als Würze für Wurst, auch Braten gilt Majoran (Máierran); wieder andere wie Rosmarin, Quendel werden wegen ihres Geruches in Wäsche oder zur Vertreibung von Ungeziefer in Betten oder Pelzwerk gelegt.

Vorgärtchen, wie an den Bauernhäusern fand man auch an den Häusern der Bürger in den Städten. Hier sind sie aber wie in Leobschütz (Langegasse) der Strassenverbreiterung zum Opfer gefallen. In ihnen findet sich auch meist ein Weinstock oder

Digitized by Google

Rosenstock oder Spalierobst, auch Immergrün und Schwertlilien. Die Stellung der Bienenstöcke ist entweder in diesem Vorgarten oder im Bienengärtel, das sich zwischen Stallung und Scheunen findet, oder im grossen Obst- bzw. Gemüsegarten, der gewöhnlich hinter der Scheune liegt und das Backhaus birgt. In einigen Orten des Kreises Leobschütz wie Piltsch findet sich dieser Obstgarten aber jenseits der Hauptstrasse und liegt also dem Bauernhause gegenüber. Diese Anordnung bietet den Vorteil, dass er von Haus und Hof aus leicht zu übersehen, also besser zu überwachen ist. Eine Zierde der alten Stroh-(Schabe)dächer war die Hauswurz, die wohl auch zum Schutze gegen Blitzgefahr angepflanzt wurde.

Ein eigenartiges Sprichwort in Leobschütz heisst: Wenn der Teufel Melden kocht, hat er dich dabei, für jemanden, der überall dabei ist, wenn etwas angestellt wird.

Eselsfresser.

Von B. Kahle in Heidelberg.

Über diesen Spottnamen der Schlesier haben Kühnau und Klapper in dieser Zeitschrift, Heft 15, 114 ff. und 16, 63 ff. gehandelt. Mit Recht, wie ich meine, weist Klapper die Herleitung dieses Spottnamens, an die Kühnau denkt, aus dem heidnischen Brauche des Pferdefleischessens, zurück. Aber auch die von ihm selbst gegebene Erklärung der Onophagoi aus den für die Krakauer angenommenen Olophagoi scheint mir allzu künstlich zu sein. Ich glaube, Kühnau ist auf dem rechten Wege gewesen, hat ihn aber nachher wieder verlassen. Wir brauchen weder bei den alten Heiden noch bei den Humanisten nach der Erklärung zu suchen, sondern der Name gehört einfach in die Reihe der Spottnamen, mit denen die Deutschen sich allezeit freundnachbarlich bedacht haben, und es wird schon seine Richtigkeit haben, dass man eben eine Schildbürgergeschichte von den Schlesiern erzählte, dass sie einen Esel für einen Hasen oder Hirsch schossen und als solchen verspeisten. Kühnau bringt ja eine weitere Anzahl ähnlicher Geschichten. Wie will denn Klapper erklären, dass der Name „Eselsfresser“ auch anderwärts vorkommt? Da kann doch nicht überall der Krakauer Drache Olophagos zugrunde liegen und der

Digitized by Google

Name von den Schlesiern auf die Bewohner von Unterbach bei Düsseldorf übertragen sein (15, 138). Freilich wandern diese Spotterzählungen, ihr Ursprung wird sich in den meisten Fällen schwer ermitteln lassen. Der Name Onophagoi mag, wie Klapper will, vielleicht in Krakau in gelehrten Kreisen in Anlehnung an den Drachen Olophagos entstanden und in Beziehung zu ihm gesetzt worden sein, ich meine aber eher, dass die Schlesier auf Grund einer Spottgeschichte den Namen Eselsfresser schon trugen.

Ich bin zurzeit gerade mit einer Sammlung von Ortsneckereien aus dem badischen Unterland beschäftigt und kann aus meinem Material — und auch anderswoher — einiges hierher gehörige mitteilen.

So tragen die Einwohner von Kappel bei Bühl i. Schwarzw. ausser anderen Spottnamen auch den der „Eselsfleischesser", und zwar, weil sie angeblich vor etwa 40 Jahren bei dem Festessen nach einer Bürgermeisterwahl ein Eselsragout gegessen haben. Man setzt sich Unannehmlichkeiten aus, wenn man sie nach dem Eselsragout fragt. Ebenso wie wenn man die Neuhammer in Westböhmen am Tage ihres „Festes" (16. Mai) fragt, ob man kein Eselsfleisch haben kann [1]). Die Einwohner von Schatthausen im Bauland heissen „die Esel". Als Grund wird erzählt, dass sie einmal den Esel von einem Eselfuhrwerk der freiherrlich Gölerschen Kinder geschlachtet und verspeist hätten.

Die Weickartshainer im Seentale im nördlichen Oberhessen heissen „die Esel" oder „die Hirsch", das Dorf selbst auch „Klein-Hirschfeld". Man singt:

J—a, i—a, i—a — Dor leit e Hersch, der hett kei Horn!
Bei Weckerschhaa" em Eselsborn — J—a, i—a, i—a!

In alten Zeiten sollen sie einmal einen Esel für einen Hirsch gehalten, geschossen und verzehrt haben [2]). Also genau dieselbe Geschichte, die von den Schlesiern erzählt wird.

Die Waltersgruner in Böhmen heissen „die Eselstecher" [3]).

Die Neckargemünder bei Heidelberg sind die „Eselsländer", weil sie einmal bei Hochwasser einen toten Esel, indem sie seine langen Ohren für ein Geweih ansahen, für einen Hirsch hielten und ihn, sich einen guten Braten versprechend, ländeten. Das

[1]) A. John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutsch. Westböhmen S. 419.
[2]) Hess. Bl. f. Volksk. 4, 148.
[3]) A. John a. a. O

Digitized by Google

gleiche wird von den Obrigheimern am Neckar erzählt. Ihnen passierte die Geschichte am Kirchweihsonntag. Darüber grosse Freude bei den Diedesheimern am jenseitigen Ufer. Deshalb sagen die Diedesheimer, wenn sie zur Obrigheimer Kirchweih gehen: „Mer wolle s' Eselsfleisch versuche!" Und die Diedesheimer Kinder rufen den Obrigheimern zu:

Die Owicher Leit, Un halte ihr Kerwe,
Die sen a so gescheidt Wann's Eselsfleisch geit.

Wenn die Diedesheimer am Kerwesonntag durch Obrigheim gehen und einen Zipfel ihres Taschentuchs heraushängen lassen, gibt's allemal eine grosse Schlägerei, grad so also wie in Neustadt a. Orla (15, 138). Das gleiche gilt in Sollingen bei Durlach, ebenso in Eltingen bei Würtemberg [1]) und in Singen bei Durlach. Die Rappenauer hielten einmal einen Mülleresel für einen Wolf, und der ganze Ort brach auf, um das Ungetüm zu erlegen. Deshalb heissen sie die „Wolfsstecher" [2]). Die Einwohner von Singen bei Durlach haben ausser anderen Spottnamen auch den der „Eselstreiber" oder „Bären", weil auch hier einmal ein betrunkener Müller seinen eigenen Esel für einen Bären ansah, und weil auch hier das ganze Dorf aufbrach, um das Untier zu töten, und seines Irrtums erst gewahr wurde, als der Esel anfing zu schreien. Nach anderer Überlieferung hatte jemand einen Esel in eine Bärenhaut gesteckt, und die Singener töteten den vermeintlichen Bären. Aus gleichem Anlass heissen auch die Ermenröder „Bären" oder „Bärenfänger", und das Dorf wurde allarmiert durch den Schreckensruf: „Heraus, ehr Gebräurer, der Bär hott gebrommt" [3]).

Und nun noch eine Geschichte vom Pferd. Die Mühlbacher im Amt Mosbach i. B. heissen „Rehzungen," weil sie einmal auf einer Kirchweih eine Pferdezunge gegessen haben, in der Meinung, es sei eine Rehzunge.

Man sieht, wie verbreitet und wie häufig die Eselsgeschichten sind, es würden sich gewiss unschwer noch weitere nachweisen lassen. Ich glaube aber auch, diese Geschichten zeigen, dass man nicht zu den gelehrten Erklärungen zu greifen braucht. Sie unterscheiden sich in nichts von den zahlreichen Erklärungen, die z. B. für den weitverbreiteten Namen des „Kuckuck"

[1]) Alemannia 9, 114.
[2]) Meisinger, Volkskunde v. Rappenau S. 40.
[3]) Hess Bl. f. Volksk. 4, 146.

Digitized by Google

„Kuckucksfresser“ und ähnlicher Spottnamen umlaufen. So tragen die Eberbacher den Namen „Kuckucksfresser“, weil sie einmal ihrem Bürgermeister einen gebratenen Kuckuck als Taube vorsetzten. Und die Bersröer bei Giessen heissen „Kuckuck“, weil sie einst im Wald einen Kuckuck geschossen und den seltenen Vogel als Taube verspeist haben. Wer durch den Ort geht und die Melodie des Liedes: „Ein Kuckuck auf dem Zaune sass“ pfeift oder singt, dem ergeht es übel [1]).

Das auslautende e im Schlesischen.

Von Dr. Drechsler in Zabrze.

Wenn in dem amtlichen orthographischen Wörterverzeichnis Formen wie Türe neben Tür, Stirne neben Stirn und besonders viele Neutra mit oder ohne auslautendes e (Hemde: Hemd) als gleichwertig vorkommen, so sehen wir in dieser — ja eigentlich dem oberdeutschen Sprachgebrauche Rechnung tragenden — Aufgabe des e eine sprachliche Erscheinung, die schon vor Beginn der neuhochdeutschen Zeit auftritt, aber noch heute nicht völlig abgeschlossen und zur allgemeinen Regel geworden ist.

Mitten im Strome dieser Bewegung stehen auch die geistigen Führer des 18. Jahrhunderts. Gottsched schreibt Gehirn neben Gehirne, Geschwür neben Geschwüre, Lessing hat: der Narre, der Eremite und liebt das auslautende e der Neutra, so Gedichte, Gerichte, Gesichte, Glücke, Unglücke u. s. w. Herder hat anfangs meist die Formen mit e, wirft es aber später ab (vgl. Längin, Die Sprache des jungen Herder in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache, 1891 S. 37). Bei Goethe finden wir: der Mensche (wie bei Günther), der Kamerade (noch bei Lenau), der Barbare u. v. a.

Gegenüber dem neuhochdeutschen Sprachgebrauch, der das auslautende Nominativ-e der n-, jo- und o-Stämme immer mehr und mehr abstösst, bevorzugen die schlesischen Dichter vom 17. Jahrhundert [2]) bis zur Gegenwart und das Gemeinschlesische dieses

[1]) Hess. Bl. f. Volksk. 4, 147.

[2]) Dass diese Dichter genau nach der Mundart reimten, sagt ausdrücklich Logau in der Vorrede zu seinem „Deutscher Sinngedichte dreitausend“: „Ich

Digitized by Google

auslautende e im weitesten Umfange, nur das Nordschlesische, der Dialekt des Oppalandes und der ihm benachbarte Teil des deutschen Oberschlesiens, z. B. Katscher im Kreise Leobschütz, werfen das e meist ab: die Meil, die Wäsch.

So finden sich im Schlesischen

a) Masculina: der Grafe, der Herre, der Fürste, der Monde, der Schelme, der Schwane, (Gryphius, Cleopatra 3, 91), der Schmerze (Opitz u. a.); der Gecke (Günther), der Tore, der Kerle, der Mohre, der Christe, der Methe, der Prinze (Gryphius, Leo Armen. 4, 61). Beliebt sind auch: der Garte, der Kuche, der Nacke, der Rücke, der Weize, Wörter, bei denen die Schriftsprache die Formen auf -n bietet. In Fremdwörtern tritt das e gern an die hochtonige Silbe: der Atheiste (Günther), der Basiliske (Lohenstein, Gryphius), der Cancelliste (Stoppe, Parnass 330), der Comete, der Chrystalle, der Diamante (Lohenstein, Blumen 56), der Discantiste, der Expectante (Günther), der Harfeniste, der Heidukke, der Juriste, der Kosakke, der Lackeye, der Lauteniste, der Levite, der Mammelukke (Günther) ital. mammalucco, der Opponente, der Patiente, der Pedante, der Planete, der Poete, der Pulleziste (Polizist), der Pusauniste (Posaunenbläser), der Rabuliste, der Rebelle, der Regente, der Studente, der Tyranne, der (das) Vagabunde (fagebunde).

b) Feminina: die Bahne, die Banke, die Braute, auch die Windsbraute, die Burge, die Fraue, die Furchte, die Hulde (Holde Opitz, 5. poet. Wäld. 131), die Kuhe (Stoppe 2, 173), die Peste, die Saate (Coler, Lohenstein, Logau), die Saue (Scherffer, Grobian. 242), die Schnure (Lohenstein, Gryphius, Günther), die Scheue, die Spure, die Uhre; Wörter auf -in (die Göttinne, Lehrerinne), -nis (die Finsternisse), -ung (die Handlunge), dafür volkstümlich -ige: die Menige (Meinung), die Anfechtige (Anfechtung), Telige (Teilung), Futtrige (Futterung), Sömmerige (Sömmerung, Sommersaat), Zalige (Zahlung). Die Übergangsform Zusaginge bietet Gryphius. Ganz allgemein ist: die Knoche für der Knochen.

---

gedenke nur etwas weniges vom Reimenmasse, einmal dass die Endungen der Reime zusammenstimmen nur nach unserer Mundart, wo sie geschrieben; denn wie es vielleicht frembden dannenher nicht füglich lauten möchte, wie wir die selbstlautenden Buchstaben aussprechen, also würde es auch in unsern Ohren übel klingen, zu reden wie die frembden reden, also dass es nur nötig scheint, im Reime sich desz einheimischen Auszspruchs zu brauchen".

Digitized by Google

Bemerkenswert ist: die Välke, das Veilchen, bei Heinzel, Vägerle S. 3:

Do weesz ma, dasz doas Frujoahr kimmt,
Wu bloo die Välke blüht
Und überoal a gruner Hoalm
Zum Huffnungszeechen stieht.

Von Fremdwörtern seien erwähnt: die Arzeneie (mhd. arzenîe), die Medezine, die Muscate, die Musicke (schon Opitz, 5. poet. Wäld. 137), die Chronicke, die Peste.

c) Neutra: das Bette, das Brette, das Blutte (Blut), das Elende, das Gebote, das Hemde, das Herze, das Jahre (Volkslied), das Kinne, das Kreuze, das Lichte, das Ohre, das Öle (Logau, Hoffmannswaldau, Scherffer), das Rehe, das Schwerte, das Stücke (Weibsticke!), das Viehe (Rindviehe, Melkviehe), und die vielen hundert aus Nominibus und Verben gebildeten Substantiven mit dem Präfix Ge-: Gesichte, Gebete, Gesetze, Geschlechte, Geblütte, Gemütte, Gepläutze (zu Plauze), Gespönste (Gespinst), Geplärre, Geschäfte, Geschreie, Gewölke, Genicke, Gerüste, Gestirne, Geräusche, Gespenste, Getue u. v. a. Bei Gryphius, Leo Armen. 1, 252: das Verhöre.

Das Metalle (Scherffer, Hugo 61), Crystalle (Grobian. 150).

Auch die Eigennamen weisen das End-e auf: der Franze, Fritze, George (Jürge), Karle, Maxe, Paule, Roberte; der Seibte-Pauer (Bauer Seibt); ebenso die zahlreichen Zusammensetzungen: Stimm' ich oa a Trinkelied, Tschampel S. 1; der Howeknecht; das Singechor, das Galemacheding (Safran), der Branntewein, die Brennesucht Scherffer, Ged. 112, der Dichtegott (Apollo) Ged. 462; grasegrün (allgemein), eisekalt (vgl. hundekalt), klatschenass u. v. a.

Diese Vorliebe für das auslautende e bezeugen zahlreiche substantivische Doppelformen: das nämliche Dingwort wird mit und ohne e nebeneinander gebraucht, z. B. der Bach: die Bache, der Schosz: die Schosze. Das e dient nicht dem Bedürfnis der Unterscheidung, denn die Doppelformen sind meist von gleicher oder doch naheverwandter Bedeutung. Auch hängt das e nicht von dem Endkonsonanten des Wortes ab. Es lässt sich nur sagen, dass die e-Form im allgemeinen volkstümlicher ist und sich wohl aus dem Satzzusammenhange der bequemen, breiten Aussprache gebildet hat. Die Form mit e ist stets weiblich, während die kürzeren Formen männlichen und zumteil sächlichen Geschlechtes sind.

Digitized by Google

Ich stelle aus der schlesischen Literatur und Mundart eine (leicht zu vermehrende) Anzahl solcher Doppelformen zusammen, ohne jedesmal die Fundorte genau oder vollzählig beizufügen.

Der Asch, salmo thymallus: die Asche, öfters umgelautet die Äsche, Esche, schon bei Schwenckfeld, Theriotropheum Silesiae 1603; Äschen nicken (töten) bei Czepko handschriftlich; — der Bach: die Bâche, im Volksmunde gang und gäbe; der Zubeiss: die Zubeisse, Zukost; — der Dorn: die Dorne: har reisst sich on enner Dorne; — der Fink: die Finke, nicht nur für das Weibchen: eine Lock-Finke, Logau I, 7, 49, Stoppe, Parnass 45; — der Flansch, Flunsch, Provinzialbl. 1871 S. 67: die Flunsche (seltener): macht a doch anne Flunsche, ma könde Stiefeln miete schmeren. Michel Robinson 1726; — der Frack: die Fracke: a krigt'n bei der Fracke = erwischt ihn; die Soldatenfracke; er hat heute die gutte Fracke, die Spendierfracke an = er ist freigebig; — der Frost; die Froste: Scherffer, Ged. 467; — der Fug, Schicklichkeit, passende Gelegenheit (Opitz, Logau): die Fuge, in gleicher Bedeutung, z. B. so diesz Exempel nun dir dient zu gleicher Fuge, Scherffer, Grob. 10; vergl. Drechsler, Wencel Scherffer und die Sprache der Schlesier S. 113; — der Futt in Hundsfott: ein Hundsfott meines Namens! schlesische Beteuerung, missverstanden schon bei Scherffer, Ged. 413 als Hundsfuss gedeutet: die Futte, mhd. vut, cunnus, vulva, lebendig in dem Schimpfwort Hundsfutte, eine doppel Hundsfutte Scherffer, Ged. 416, auch bei Gryphius, Peter Sq. 25, du bist unter die Hundsfutte zu schlecht! (Langenau bei Katscher); — der Gaum, Gûm, Gâm, mhd. goum: die Gûme, plur. die Gûmen (Katscher); — der Gall, Gâll, Gell, Schrei: die Gelle, gellende, schreiende Stimme: a brächt mich em mit seiner grusza Gella. Schönig, Glätzische und hochdeutsche Ged. S. 21; — der Grabsch, Griff: er macht einen Grabsch (gråpsch): die Grabsche (gråpsche), greifende Hand: auf (die) Grabsche werfen, (beim Ballspiel) in die aufgehaltene, darnach grapschende Hand des Gegenspielers werfen; — der Guck: die Gucke, Ausgucke, Bezeichnung hoher Aussichtspunkte, z. B. bei Lobris Kr. Jauer, auch das Auge, plur. die Gucken, die Guckaugen; die Ofengucke, scherzhaft für Mädchen: sechs Uwagucka hott' se (die Häbomme) vurnaweg eigetroan (eingetragen, gebracht), und jitzt koam uf eemol a Junge oangewalzt! Lichter, Durfpum'ranza S. 98; — der Guss in Ausguss: die Ausgusse

Digitized by Google

(Sprottau); — der Karpf, Korp, Monatsschrift S. 70: die Karpfe, Korpe, besonders die Schneiderkorpe, der Hering; — der Kerb: die Kerbe, schon von Steinbach verzeichnet; auch Ortsbezeichnung: zwischen Pombsen und Seichau (Säche) liegt die Kerbe; — der Kitt: die Kitte, die Fensterkitte; — der Knüpf, knëpp, der beim Knüpfen geschlungene Knoten, besonders der Weberknoten, vgl. Beiträge zur Volkskunde XII. Festschrift für Weinhold 1896 S. 18 f.: die Knüpfe, knëppe, das um den Kopf geschlungene „Tüchel" der Frauen und Mädchen; — der Kopf, Kopp, Kupp: die Koppe, Kuppe, von Bergbezeichnung im Volksmunde, z. B. die Schneekoppe; — der Kroehl, der Krael, Ritz: die Kröhle, Kraele; — der Kutz, Husten: die Kutze; — der Lasch, lâsch, Fetzen, besonders der Haut: ich hô m'r 'en ganze Lâsch 'rondergeresse (Katscher): die Lasche, verächtliche Bezeichnung, auch die Hure; — der Lâtsch, lôtsch, Kerl: jeder Lôtsch find't sen Trôtsch (das Mensch); wo ein Lâtsch, da findet sich auch ein Trâtsch: die Lâtsche, nachlässiges, liederliches Frauenzimmer: Nee, su 'ne Loatsche weit und breet, Die hot's nimmeh. Heinzel, Vägerle S. 64; — der Lätsch neben der Lätschen: 1) Schleppschuh, 2) schleppender Tanz, Walzer: uff die Schmerzen wird der Meester Plomaier mit menner Honnlore amool 'n Lottsch macha! Lichter, Muttersproache S. 22, 3) liederlicher, nachlässiger Mensch (s. Lâtsch): die Lätsche; — der Loh, Scherffer Ged. 253: die Lohe Ged. 121, 196; — der Mai, der Maien: die Maie, Maistange, Festbaum mit grünem Büschel, seit dem 17. Jhd. verzeichnet; — der Maisch: die Maische, das geschrotene und angebrühte Malz; — der Mittwoch: die Mittwoche, Tschampel S. 93, vgl. Drechsler, Sitte, Brauch II, S. 186; — der Molk: die Molke (allein noch gebräuchlich); — der Nerv: die Nerve; — der Nix: die Nixe (die weibliche Form allein volkstümlich); — der Nutsch: die Nutsche: 1) mamma lactens, 2) Saugpfropfen, 3) Flüssigkeit, die man saugt, 4) Saugröhre der Tabakpfeife: ich wullte groade zun im sprechen, a sellte doch nich asu unvernimftig on der Nutsche ziehn, ma meszte ju reene dersticken. Oderwald, Schläsche Pauerbissen S. 23; — der Pantsch, Pansch, ponsch: die Pansche, ponsche, weicher Schmutz: etze setz ich ei der Pontsche. Schönig S. 47, de Hosen hott' a vursichtig ufgekrempelt, denn 's woar awing Ponsche drauszen. Oderwald S. 80; — der Pietz, Bietz, Stoppe 2, 119: die Pietze, die weibliche Brust, der

Digitized by Google

Busen; — der Plan, freier, ebener Platz in den Dörfern, im Hofe, vor dem Hause, der Kreuzelplan, Kirchof, der Ziegeploan, Weideplatz der Ziegen, der Langplan, Kegelbahn: die Plane, Pläne, Ebene: am besten aber tut jeder, wenn er selbst geht und Fürstenstein, Warmbrunn, den Kynast besucht, in die Schneegruben hinabsieht und von den Grenzbauden aus das ungeheuere Panorama misst, das seinen Augen auf weiter Pläne eine mächtige Zahl von Dörfern und Städten entgegendrängt. Waldau, Nach der Natur II S. 16; — der Plitz, Schlag: die Plitze, Prügel, sehr beliebter Ausdruck; — der Rahm, Rahmen: die Rahme, Rähme (Logau, Günther), die Bilder-, die Fensterrähme; der Sahn: die Sahne; — der Widerschall: die Widerschalle (Echo) Scherffer, Ged. 264; — der Schleck Scherffer, Ged. 656: die Schlecke; — der Schluck: die Schlucke, das Schlucken; — der Schmeck: die Schmecke (Günther), sprichwörtlich: Gutschmecke macht Bettelsäcke; — der (das) Schmer (Schweineschmer, Wagenschmer): die Schmere, Schmiere; — der Schosz: die Schosze, heute allein üblich; — der Schwutz, Guss: wie kâlt Wosser troaf die Räde a Johann, oaber freilich wie a Schwutz kâlt Wosser. Bauch, Juchhe S. 14: die Schwutze, Flüssigkeit, allgemein Jauche: muss ma denn sitte verknuchte Schwutze (Schnaps ist gemeint), nundergissen. Heinzel, lust. Bruder S. 53, auch schlechter, dünner Kaffee (Grafschaft Glatz); — der Spul, Scherffer, Ged. 332: die Spule; — der Stand, Wasserstand: die Stande; — der Staud (Schlesisches Wirtschaftsbuch 1712 S. 564): die Staude; — der Steig: die Steige, Hühnersteige; — der Strahl: die Strahle; — der Sturz: die Sturze, Stürze; — der Such in: der Heimsuch Scherffer, Ged. 353: die Suche; — der Ungestüm: die Ungestüme, Opitz, 3. poet. Wald. 95; Scherffer, Hugo 61; — der Dachtrauf: die Dachtraufe; — der Aufwasch: die Aufwasche; — der Witz: die Witze (Logau); — der Wiedehopf: die Wiedehopfe, Lohenstein, Blumen 130; — der Zeh: die Zehe; — der Zierat: die Zierate; — der Zins: die Zinse, Günther (1725) 167, (1732) 17; — der Zitz, Saug-, Brustwarze: die Zitze, ebenso, aber auch Muttermilch; — der Zweck (Logau II 3, 57), Holznagel, der die Scheibe in der Mitte befestigt: die Zwecke, die Zwecke in Schusterzwecke, Holznagel zum Befestigen der Stiefelsohlen. Ich füge bei: der Alraun: die Alraune; der Mahr: die Mahre.

Digitized by Google

Wie Gall: Gelle, Schmack: Schmecke, des weiteren der Krampf: die Krämpfe, der Rahm: die Rähme, der Schank: die Schenke; der Schwank: die Schwenke, so verhält sich auch der Bast: die Buste, zähes Fleisch; vgl. ahd. blat neutrum neben bluot fem. die Blüte. Auch vergleiche man der Krug: die Krucke, der Bord: die Borte, der Barsch: die Perschke; ausserdem die Qual: die Quäle, die Wahl: die Wähle: Wähle macht Quäle.

Das Eck, z. B. des Ackers: die Ecke, die Dreiecke, Bauch S. 17f.: — das Fahn (bei den alten Schlesiern): die Fahne; — das Flosz: die Flösze: der Bau einer Flösze — gegen Mittag war sie fertig. J. Stenzel, Umständl. Beschreibung der Überschwemmung im Monat Juni 1804. Sagan 1805 S. 19; — das Gleis: die Gleise (auch bei Goethe, Alexis und Dora v. 3); — das Haar: die Haare: bei ar Hoore bei einem Haare Schönig S. 4; — das Kalb: die Kalbe (allgemein); — das Kant (Deminutiv das Kantel): die Kante; — das Kohl, bergmännisch: die Kohle; — das Übermasz: die Übermasze, Lohenstein, Blumen 46; — das Röhr, besonders das Ofenröhr: die (Ofen-, Blase-) Röhre, die Angströhre, scherzhaft für den hohen Hut (ursprünglich der Examinanden); — das Bettstell (Breslau, Oppeln, Kreuzburg): die Bettstelle; — das Tenn: die Tenne; — das Verhör: die Verhöre, Gryph., Carl Stuart 5, 24; auch S. 356 Anm. — das Weh: die (Geburts-) Wehe.

Man vergleiche das Rund: die Runde; das Schön: die Schöne; das Spitz: die Spitze.

Von Fremdwörtern seien erwähnt: der Altan: die Altane; der Hyacinth Lohenstein, Hyacinthen 38, Günther (1732) 42: die Hyacinthe; der Marcipan: die Marcipane Günther (1732) 100, ital. marzapane; der, das Oblat: die Oblate; der Porcellan: die Porcellane (Opitz, 3. poet. Wald 100), ital. la porcellana; der Salat: die Salate (Scherffer, Grob. 129, Gryphius, Sengamme 1, 2), ital. la salata, eigentlich insalata, eingesalzt(e Pflanze).

Man vergleiche die neuhochdeutschen Doppelformen: der Trupp - die Truppe, der Karren - die Karre, der Possen - die Posse, und die schon auf ältere Zeit zurückgehende Differenzierung das Tor - die Türe, das Buch - die Buche, das Grab - die Grube.

Das prädikative Adjektiv zeigt im Neuhochdeutschen das

Digitized by Google

Bestehen, das auslautende e abzustossen. Doch stehen noch Formen wie harte: hart, feste: fest, feuchte: feucht, dünne: dünn, reine: rein u. a. nebeneinander; Herr Vetter, Ihr seid grobe! Scheffel, Trompeter von Säckingen. Die Mundart liebt es, das attributive Adjektiv unflektiert zu gebrauchen: ein gut Kind, schön Wetter, schön Dank, beliebte Antwort auf die Begrüssung: Seid ock schön willkommen! — Ein glücklich Mann. Logau; mei arm Han. Gryphius, Geliebte Dornrose; vgl. jung Roland, jung Siegfried, schön Suschen, lieb Mütterchen; dagegen wird das prädikative Adjektiv flektiert: die Stadt war kleine. Opitz, Zlatna; man nennt die Liebe süsse. Logau 3. Zugabe 69; Berauschte sind nicht stille. II 4, 46; die Rüben werden harte wie Holz; biste aleene? — Su schmuck und su schiene Is Nuppersch Palline. Heinzel, Vägerle S. 11. Hot Wängla wie Äppel, su schiene. Tschampel S. 15. Dos Herze woar m'r leichte. Sie derklärten a Hund fur tulle. Doas woar recht nette. Sei Kop is gor decke. Er wur gonz starre.

Auch die Adverbien, selbst die fremden Ursprungs, z. B. konfuse, halarde (alert, munter), bewahren die Endung e: stille schweigen, geschwinde, sachte sanfte, schöne, balde (bâle), süsse (sisse), dorte, forte ziehn, druffe (drauf), gerne, verleichte (vielleicht), ofte, zugleiche, zurücke, derzune (dazu), derbeine (dabei), dastholwe (deshalb), irschte (erst), schune (schon), umsuste, imsiste (umsonst), derhæme (daheim), dervone (davon), siehre (sehr), doderfüre (dafür), miete (mit): kumm ock miete, mittebrenge (mitbringen), vgl. die Mittebringe, wie und wanne Logau III 5, 17, ferwohre (fürwahr), früe (früh) u. v. a.; bei älteren Schlesiern auch abe: schneidet man abe; Treues Hertze, du zeuchst abe Ausz der Welt und gehst zu Grabe. Logau I 8, 69; II 2, 43; 2, 100; II 8, 83 u. sehr oft. Ich lege nicht abe mein seidenes Hüttlein. Scherffer, Ged. 579, a schaffts en denn wul abe (: Knabe) ib. 581. Das beliebte schlesische ock erscheint gern als ocke, gellocke, vgl. Heinzel, Vägerle S. 68; a werd ne Ols a su genae (genau) nahma. Schönig 5.

Der Schlesier zählt zweie, dreie, viere, fünfe, sechse, siebene, achte, neune, zehne, elfe, zwölfe. Scherffer bietet dreye Ged. 560; als biesz man Fünffe leutt. Grob. 41; vmb Zehne Grob. 94; der weiser (Stundenzeiger) grad jetzt auff der zwölffe steht. Grob. 104. Wenn Weinhold Dialektforschung S. 144 bemerkt: „Bei Stunden-

Digitized by Google

angaben wird bis zwölf flektiert: gegen siebenen, zwischen elfen und zwölfen*, so muss ich dem widersprechen. Es gilt in der Mundart: Von zweie bis zwölfe; zwischen dreie und viere. Vu neune bis uf sechzen. Heinzel, Vägerle S. 27: alle neune!

Von den Fürwörtern zeigen das End-e iche: Mei Môn und iche hôn kêne Ziche (Bettzudecke)! due (Liebenthal, Liebau): ich und due, Noppersch Kuhe (Auszählvers). Dativ mire (Gryphius), mir; Dativ ihme, bei Scherffer, Gryphius und den andern Schlesiern sehr oft: von ihme Grob. 81, mit ihme ib. 153; Accus. ine, ihn (Schweinichen). Dem Er, in der Form Haer, hâr, Bezeichnung männlicher Tiere, namentlich der Kaninchen, entspricht die Sie (zweisilbig), weibliches Kaninchen (Leobschütz, Katscher).

Das besitzanzeigende Fürwort wird in prädikativer Stellung wie die Adjektiva flektiert: was seine war. Logau I 9, 65; Cyntha soll deine seyn. Lohenstein, Sophoniste 1, 214.

Auf die eigentümliche Bildung des possessiven Pronomens der 3. Person ihne in respektvoller Sprache hat schon Weinhold, Dialektf. S. 140 hingewiesen: Ihne Hut (Ihr Hut), mein Herr!

Beim einfachen Demonstrativpronomen der die das ist der Dativ deme zu bemerken: Grob. 1, von deme 110, bey deme 53; man vgl. nachdeme bei Scherffer, Gryphius, indeme.

Diesem deme entspricht der Dativ des fragenden Fürwortes weme: mit weme Gryph., Seugamme 5, 3.

Was das Zeitwort betrifft, so hat das Präteritum, wie heute im Munde alter Leute, bei allen Schlesiern in der 1. und 3. Pers. Sing. das (falsche) Flexions-e; z. B. ich gienge Scherffer Ged. 375, ich hielte 728, anfienge: angienge 581, hienge 707; ich sahe Grob. 31, ich schluge Ged. 410, ich truge 707, ich stunde 684, ich bate 685, ich asse Ecloga 88; er wuchse, grube, truge, fuhre, gabe, pflage, kame: nahme, versprache, sange: drange, triebe: bliebe, wiese, flosse, genosse, zoge: floge und andere zahlreiche Belege, die sich auch bei dem jungen Goethe, bei Schiller und Lessing finden. Noch jetzt sagen wir: ich wurde.

Auch der Imperativ 2. Pers. Sing. starker Verba zeigt das e der schwachen Verben: verbirge, lasse, besihe, giebe, heisse, behalte, schmeisse, schweige u. v. a., kumme = komm.

Von dem gleichfalls flektierten Partizipium Präs., wo es prädikativ auftritt, erwähne ich: haltende, bittende, singende, verneinende, gelebende, juchzende, wohnende, heulende; als Beweise

Digitized by Google

für das ebenso flektierte Partizipium Perf. Pass. diene: ergebene, gefangene. Die Stummen werden sprechende. Opitz 1. poet. Wald. — 's gieng olls reissende weg.

Das Hilfszeitwort sein zeigt in volkstümlicher Rede: ich ware Scherffer Ged. 685, er ware Grob. 256, 260. sie, es ware, sehr oft. — Das auslautende e tritt auch an die 3. Pers. Präs. Coniunctivi: Einigkeit seye das Band Scherffer Ged. 150, ebenso 167, 492; Grob. 16, 63, 145. — Sogar der Imperativ, der im Volksmunde gewöhnlich bis lautet (auch Grob. 139, Opitz, Gryphius), entzieht sich dem e nicht: seye dieses du zu leiden nicht bedacht! Grob. 103. —

Von tun gehören hierher Prät.: ich, er tate, toate, tote neben täte. Bei Scherffer findet sich Prät. ich täte: ich hette (!) Gedichte 687, 689.

Man vgl. auch noch: es mage fallen Scherffer, Grob. 150, 158, Hugo 239; den Daumen, der tauge (Indikativ!) wol zum born. Grob. 151.

Von Conjunktionen ist oben schon erwähnt: nachdeme, indeme; dazu tritt noch damite als Coniunktion und i. S. v. womit.

Eine Breslauer Geschichte vom Feuermann.[1]

Nach älteren Aufzeichnungen mitgeteilt von Prof. J. Nestler in Prag.

Im achtzehnten Jahrhundert gab es in Schlesien ausser den Irrlichtern und Irrwischen noch ein anderes leuchtendes Nachtgespenst, den Feuermann, der anzusehen war wie eine brennende Schütte Stroh. Mancher Landmann, der spät heim kam, sah plötzlich auf dem Schoberdach seines Hauses eine hell aufwirbelnde Feuersäule, und wenn er im grausen Schreck die Nachbarn um Hilfe anrief, war mit einemmal die Brunst verschwunden, und die Leute wussten, was die Uhr geschlagen hatte. Ein anderer sah wenige Tage vor der Ernte von seinem Heuboden aus draussen auf dem Felde sein Getreide in lichten Flammen stehen, und wenngleich der Spuk auch hier wieder unschädlich vorüberging, so brachte er doch den Besitzer des Ackers, auf welchem er sich öfters sehen liess, in böse Nachrede, denn die Bauern waren und sind noch heut der Meinung, dass habsüchtige Überpflüger oder Abpflüger nach ihrem Tode verdammt sind, als Feuermänner nachts den unrechtmässig vergrösserten Ackerfleck zu besuchen, wie es in dem Bürgerschen Gedichte heisst:

[1] Eine ähnliche Sage wird aus Oberschlesien berichtet, vgl. Mitteilungen XVII 132. Ss.

Digitized by Google

„Der alte Kunz war bis ins Grab
Ein rechter Höllenbrand;
Er pflügte seinem Nachbar ab,
Und stahl ihm vieles Land;

Jetzt pflügt er als ein Feuermann
Auf der erstohlnen Flur
Und misst das Feld hinab, hinan,
Mit einer glühnden Schnur.

Solche und ähnliche Streiche verübte der Feuermann als ein Erzschalk, und nur ein einziges Mal tat er etwas Gutes, das zugleich ihm selbst zugute kam.

Im Südwesten von Breslau, wo jetzt die Chaussee nach Zobten und Schweidnitz führt, gab es im achtzehnten Jahrhundert einen wahren Mordweg, namentlich zwischen den Dörfern Kleinburg und Klein-Tinz. Die Meile vor diesem Dorfe hiess seit alter Zeit die schwarze, vielleicht deswegen, weil sie aus schwarzem fetten Boden bestand, den das geringste Regenwetter aufweichte und im Herbste und Frühjahr in einen Sumpf verwandelte; oder etwa wegen der unzähligen Flüche und Verwünschungen aus dem Munde der Fuhrleute, die mit ihren schweren Frachtwagen auf dieser einzigen Meile oft zwei Tage zubrachten und, nach einer schlesischen Redensart, das schwarze Vaterunser beteten, oder fluchten, dass alles schwarz wurde? Auf dieser „schwarzen Meile" ward einst an einem nebeligen, nasskalten Novemberabende ein Schweidnitzer Fuhrmann, der auf drei dreispännigen Wagen Kalk- und Mühlsteine nach Breslau fuhr, von der Finsternis plötzlich überrumpelt. Er hatte sonst zufolge langjähriger Erfahrungen die gefährlichsten Stellen dieser Wegestrecke klüglich vermieden und seine Wagen stets auf einigen harten Steinrillen durch das Moor glücklich hindurchgelotst, wenngleich oft nach namhaften Schwierigkeiten; aber sei es, dass er geschlafen hatte, oder dass es ihm — wie der gemeine Mann sagt — „gemacht", d. h. durch einen bösen Geist beschieden worden war, die drei Wagen steckten plötzlich bis an die Axen im Sumpfe. Mit verstärktem Nebel war die Nacht völlig herabgesunken, und man konnte nicht drei Schritte vor sich hinsehen. Man musste jedoch das Äusserste versuchen, die Fuhrwerke wieder flott zu machen, denn die Nacht hier zuzubringen, wäre für die Pferde der ganze und für die Menschen mindestens der halbe Tod gewesen, daher denn der Fuhrmann, ein mutiger Mensch, mit seinen zwei Knechten rasch und energisch ans Werk ging. Aber die bedauernswerten Männer kamen nicht zum Ziel; da man nicht wusste, wo man eigentlich war, es also fast unmöglich war, aus dem nächsten Dorfe Lichter und Laternen zu holen, so blieb dem Fuhrmann nichts übrig, als die fluchbeladene „schwarze Meile" mit neuen Verwünschungen zu beladen. Als alles Fluchen nichts half, rief er schliesslich: „Ich wollte, der Feuermann leuchtete uns zu der neun- und neunzigtausendmal verfluchten Dreckerei!"

Die Knechte erschraken über diesen vermessenen Wunsch, aber wer vermag ihr Gefühl zu bezeichnen, als nach Verlauf von weniger als drei Sekunden der Feuermann, wie aus der Erde gewachsen, vor ihnen stand und sich schüttelte, dass die Funken um ihn sprühten! Sie starrten halbgelähmt in die Flammensäule, welche auf eine weite Strecke alle Dunkelheit verscheuchte, und dann blickten sie auf ihren Herrn. Der hatte ja nun, was er so sehnlich herbeigewünscht und geflucht, Licht, und was konnte er da besseres tun, als bei der schönen Beleuchtung arbeiten und seinen allmählich zur Besinnung kommenden Knechten durch Winke andeuten, dasselbe zu tun? Schweigend befolgten diese das stumme Gebot; schweigend wurden die Pferde aus- und eingespannt, die

Winden und Hebebäume in Bewegung gesetzt, die Wagen nach und nach vorwärts gebracht; keiner der drei sprach ein Wort, man hörte nichts, als das Geräusch der Arbeit und das Sausen des Windes über der stillen Ebene. Der Feuermann, so schweigsam wie die Fuhrleute, huschte stets auf den Punkt, wo man sein Licht am nötigsten hatte, und begleitete immer den Wagen, welcher eben fortgezogen wurde, hüpfte auch, sobald ein Fuhrwerk geborgen war, seltsamlich in die Höhe, als freue er sich wie ein Kind über das unter seiner Mitwirkung gelungene Werk. Und als ströme aus den Flammen dieses Gespenstes ein mächtiger Segen, so rasch waren die Wagen aus den Sumpflöchern auf die nicht nahen Fortsetzungen jener Steinrillen gelangt, deren Anfänge unser Fuhrmann diesmal so arg verfehlt hatte, und alles stand in gewünschter Ordnung zur Weiterfahrt bereit, die bei einiger Aufmerksamkeit und mit Hilfe des in solchen Fällen wunderbaren Instinkts der Pferde vor dem Ziele nicht leicht mehr verunglücken konnte. Aber nun bangte den Knechten vor der Bezahlung, die der Feuermann für sein Leuchten fordern würde, und sie erwarteten jeden Augenblick, dass er mit ihrem vermessenen Herrn in alle Lüfte fahren werde. Dieser teilte nicht ihre Befürchtung Die Pferde, welche bei etwas Unheimlichem zittern, schweissen und scheu werden, waren so ruhig geblieben, als brenne vor ihnen weiter nichts als ein unschuldiges Bund Stroh, und dies hatte auch dem Fuhrmann alle Furcht benommen. Und als ihm nichts mehr zu wünschen übrig und der Feuermann, als erwarte er irgend eine Vergütung, vor dem ersten Wagen stehen blieb, da übermannte den rohen Menschen eine feierliche Rührung, ein erhebendes Gefühl der Dankbarkeit und er trat dem Geiste näher und sprach folgendes zu ihm: „Feuermann, ich habe dich mit einem Fluch herbeigerufen, weil ich dich für wenig besser hielt als den Satanas, aber deine Bereitwilligkeit, Unglücklichen beizuspringen, bewies mir, dass du ein guter Geist bist, vielleicht ein Gebannter, der eine alte Untat auf diese Weise abbüssen muss. Leider kann ich dir deine Gefälligkeit, so wohlhabend ich bin, nicht bezahlen, da Gold und Silber dir nichts nützt, und ich weiss nicht, ob ich's recht mache, wenn ich eine andere Münze wähle, eine unsichtbare. Du scheinst mir der Gnade Gottes bedürftiger als ein Mensch, der noch im Fleische Busse tun kann, und wenn dir an einem Guthaben im Himmel etwas gelegen ist, so empfange es. Deinen Liebesdienst bezahle dir Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der heilige Geist, auf dass du Vergebung deiner Sünden erlangest und eingehen mögest zum ewigen Leben, Amen!"

Bei diesen Worten, die der ungelehrte Fuhrmann mit der Bündigkeit und Würde eines Priesters gesprochen, sank der Feuermann lang zu Boden, streckte ein Flammenpaar zum Himmel und sprach mit leiser Menschenstimme: „Dank dir im Namen des dreimal Heiligen, den ich vor deinem Amen nicht aussprechen durfte: Dank dir für meine Erlösung, an der ich in den 500 Jahren meines Feuerwandels bereits verzweifelt hatte. Siehe, ich war ein böser Mensch auf Erden, ein mächtiger Ritter dieses Landes, der an allem Heiligen frevelte, mit allem Ehrwürdigen seinen Spott trieb und sich besonders gern an den Jammerlauten alter Bettler, die Not und Mangel in sein Schloss trieb, ergötzte. Ich nahm jeden Bettler freundlich auf, aber nicht, um ein Werk der Barmherzigkeit, sondern um heillose Tücke an ihm zu üben. Wenn einer kam, wies ich ihn durch die Tür eines nach meiner Angabe schön hergerichteten

Digitized by Google

Zimmers, worin er ein gutes Mahl und ein weiches Lager finden werde, und ging der Betrogene in den angewiesenen Raum, so krachte die Eisentür hinter ihm ins Schloss, und er stand in einem langen, finstern Gange, an dessen äusserstem Ende ein kleines Fenster den schwächsten Strahl des Tages zeigte. Mit Mühe und Not tappte sich der Arme, an viele vorspringende Ecken den Kopf stossend, und über häufige Erhöhungen und Vertiefungen fallend, dem Lichte zu, und wenn er blutig, kraftlos an das Fenster kam, wich der Boden unter ihm und er stürzte drei Ellen tief in den Teil des Schlossgrabens, wohin die Kloaken mündeten, von meinem Spottruf begleitet: Nun liegst du weich und hast ein gutes Mahl; sei mir dankbar! — Fast keiner der also Betrogenen hatte die Kraft, sich aus der verpesteten Tiefe heraufzuarbeiten und ich schickte, nachdem ich mich lange Zeit an der Qual der Unglücklichen geweidet, zwei starke, abgerichtete Doggen, welche den Hinuntergestürzten packten und unter dem Spottgelächter meines Gesindes, das mit mir aus den Fenstern eines Hofgebäudes jede solche Szene mit ansah, zum jenseitigen Rande hinaufschleppten und liegen liessen. Dieses grausame Spiel trieb ich viele Jahre, bis meine Tücke in der Umgegend weit und breit bekannt wurde und nur selten noch ein fahrender Bettler an mein Tor klopfte. Einstens kam spät abends auch ein solcher, ein hochbetagter Mann mit weissem Haar und Bart, wie es schien, ein Pilgrim aus fernen Landen. Ich sass eben mit lustigen Kumpanen am Trinktische, und beschloss, die Narretei mit dem Alten recht grossartig zu treiben, d. h. die Kotgrube mit Fackeln und Pechpfannen zu erleuchten, damit der Alte, wenn er aus dem tiefen Dunkel so urplötzlich ins blendende Licht träte, an allen Sinnen verwirrt werde. Es ward alles angeordnet, wie ich's befohlen, und als der Alte, gleich den Übrigen, die vor ihm denselben Weg gewandelt waren, in die Tiefe stürzte, trank ich ihm mit meinen Zechbrüdern ein lautes Willkommen zu. Hier war das Mass meiner Sünden voll, denn der Pilgrim wälzte sich nicht betäubt im Kote, sondern wuchs einem Riesen gleich aus dem Graben empor, und rief mir mit donnernder Stimme zu: „Ich bin gekommen, dir das Strafgericht zu verkündigen für deine Frevel, welche zum Himmel schreien! Dafür, dass du deine letzte Sünde hienieden mit Feuer beleuchtet hast, bist du verdammt, als feuriger Unhold allnächtlich spuken zu gehn, und in den Flammen, welche dich wohl brennen, aber in Ewigkeit nicht verzehren werden, die Menschen zu schrecken. Du bist verflucht, so lange als Feuermann zu nachtwandeln, bis dich einst ein Mann, an dem keine Blutschuld haftet, in nebelvoller Nacht zur Hilfe herbeiruft und dich dafür segnet mit dem Zeichen des dreieinigen Gottes, nachdem er dich verwünschte. Dann bist du erlöset, aber ich verspreche dir, der Schrecken vor deiner Erscheinung wird so gross sein und die Menschheit der kommenden Geschlechter dich so nahe mit dem Teufel zusammenstellen, dass Jahrhunderte dahin gehen werden, ehe ein Kühner in grosser Not es wagt, dich herbeizurufen!“ — Bald darauf starb ich, und es kam alles so, wie der Pilgrim, der ein Strafengel gewesen, verkündet hatte. Ich musste als Feuermann meinen eigenen Leib, der in der Nacht bestattet wurde, zu Grabe geleiten, was die menschliche Begleitung so erschreckte, dass sie entlief und meinen Leichnam auf freiem Felde wegwarf, wo ich ihn nun selbst vergrub. Seit diesem Augenblick ging der Schreck vor mir her, soweit meine Flammen leuchteten, und die Furcht der Menschen vereitelte meine Erlösung. Vergebens übte ich gute Taten

Digitized by Google

aus, scheuchte manchem Förster den Wilddieb vom Reviere, manchem Bauer den Marder vom Taubenhause, den Fuchs vom Hühnerstalle, den Räuber aus seinem Versteck in der Ackerfurche, stürzte manche Leiter um, auf der ein Verführer durch eines Mädchens Fenster einsteigen wollte, und liess ihn ein Bein brechen; niemand wusste, dass ich dergleichen getan, und die, von denen ich Dank erwartete, warnten die Ihrigen vor meiner Tücke, da ich ein Gesell des Satans sei. So gingen Jahrzehnte und Jahrhunderte dahin, ich verzweifelte an meiner Erlösung; ich ward wütend und tat dem undankbaren Menschengeschlechte manchen Schabernack; da kamst du und nun bin ich erlöset, und Gott wird es dir vergelten im Jenseits!"

Hier schwieg der Feuermann, dessen Flammen während der Rede immer matter geleuchtet hatten, und im nächsten Augenblicke umgab wieder tief nächtiges Dunkel die drei wunderbar bewegten Männer und das Feld, welches der Feuermann seitdem nie mehr erhellte, weder zu Schreck noch zu Trost. — „Mit Gott vorwärts!" rief der Fuhrmann, in dessen Innerem eine eigentümliche Veränderung vorgegangen war. Er freute sich der Worte: „Gott wird es dir vergelten im Jenseits!" — die noch in seinen Ohren tönten, doch erwartete ihn noch eine Überraschung, die ihn aufs neue von dem Nutzen der Dankbarkeit überzeugte und ihm bewies, dass es ein gar gut Ding sei, sich mächtige Geister verpflichtet zu haben. Denn wie er sein Gespann langsam in Bewegung setzte, um vorsichtig alle Gefahren der noch übrigen sehr schlechten anderthalb Meilen zu vermeiden, ruft ihm ein kräftiger Bierbass „Halt!" zu, und der erstaunte Fuhrmann bemerkt, dass er dicht am Schlagbaume des Zollhauses unweit des Schweidnitzer Tores von Breslau steht, also auf unbegreifliche Weise während des Feuermanngesprächs diesen Weg zurückgelegt hat. Diese letzte Überraschung griff dem Manne mehr ans Herz, als alles Vorhergegangene, und er zog still und tiefsinnig, obwohl innerlich froh und heiter wie nie vorher im Leben, in die Herberge ein, die er auf eigenen Füssen nicht wieder verliess. Die Knechte folgten tief betrübt am vierten Tage nach jener Erscheinung seinem Sarge auf den Barbarakirchhof und erzählten überall, dass der Feuermann ihren guten Herrn getötet, wobei aber diese Leute, denen das Leben der Güter grösstes war, zu bemerken unterliessen, dass der Feuermann ihrem Herrn versprochen: „Gott wird es dir vergelten im Jenseits!" Dass diese Vergeltung etwas früher kam, als sonst vielleicht der Fuhrmann seine letzte Fuhre gemacht hätte, war gewiss ein Glück, und der Feuermann konnte weder dafür, dass ihn der Fuhrmann gerufen, noch dass diesen seine Erscheinung und seine Erkenntlichkeit so sehr erregt hatte.

Literatur.

Lichter, August. Mietebrenge. Schweidnitz 1907, L. Heege.

Als „Mietebrenge" gibt A. Lichter eine Anzahl kleiner Erzählungen und Gedichte in schlesischem Gebirgsdialekt. Die Mundart ist — selbst in manchen grammatischen Feinheiten — gut zur Darstellung gebracht.

Was die Schreibung angeht, so ist hier — wie in der gesamten älteren Dialektliteratur — das häufig verwendete oa als unglücklich zu bezeichnen, da

Digitized by Google

es in ungenauer Weise recht verschiedene Lautwerte wiedergeben muss. So steht es hier z. B. auf S. 7 innerhalb weniger Zeilen für mindestens 3 verschiedene Laute: für ō in Boahne, für ôa in gefoahrn, für ô in Froaste, für ôa oder ûĕ in Woane Immerhin wird ja der Dialektkundige, für den eine Dichtung in der Lokalmundart wohl zunächst bestimmt ist, von selbst die nötige Scheidung vorzunehmen wissen. Und es ist die alte Schreibung oa gegenüber dem neuerdings vielfach eingeführten einfachen a, das nun tatsächlich in keinem Falle dem wirklichen Lautwert entspricht, immer noch vorzuziehen. U.

Hoppe, Hermann. Der Dorftyrann, Bauern-Komödie. Hirschberg 1907. Selbstverlag des Verfassers.

H. Hoppes Volksstück „Der Dorftyrann" ist in Orten des Hirschberger Tales verschiedentlich durch die Dorfbewohner zur Aufführung gelangt.

Es ist dafür tatsächlich wohl geeignet und darf zu gleichem Zweck auch anderen Gegenden Schlesiens — gleichviel welches Mundartengebietes — empfohlen werden. An ein solches Stück, das bestimmt ist, durch die ganz in ihrer Mundart aufgewachsenen Darsteller stets in neuer Weise Leben und Gestaltung zu gewinnen, darf man natürlich die Forderung einer genauen und festgelegten Lautschrift nicht stellen, während sie gegenüber anderen Veröffentlichungen, die sich an weitere Kreise wenden, durchaus zu erheben ist. Das lehrt uns allein schon die Misshandlung, die unser Dialekt bei der Darstellung Hauptmannscher Stücke auch an bedeutenden Bühnen erfährt. U.

Mitteilungen.

Die erste Sitzung des Jahres 1907 fand am 11. Januar im alten Auditorium maximum der Universität statt Der Vorsitzende gab zunächst eine Übersicht über die gehaltenen Vorträge, über die Arbeiten und Veröffentlichungen sowie über die Entwicklung der Gesellschaft während des Jahres 1906. Er teilte mit, dass vor allem das Archiv durch Beiträge der Lehrer des Regierungsbezirkes Liegnitz bereichert worden sei, die in dankenswerter Weise von der dortigen Regierung angeregt seien. — Hofkunsthändler Bruno Richter legte als Schatzmeister den Kassenbericht ab. Die Gesamteinnahmen des Jahres 1906 beliefen sich auf 2313,25 Mark, die Ausgaben auf 1461,74 Mark, so dass sich ein Überschuss von 851,51 Mark ergibt. Der Kassenbestand, der am 1. Januar 1906 667,21 Mark betrug, ist somit am 1. Januar 1907 auf 84,72 Mark zurückgegangen. Hingegen besass der Verein am 1. Januar 1907 an Effekten 4500 Mark, die in der städtischen Bank niedergelegt sind. Auf Antrag der Rechnungsprüfer Professor Dr. Appel und Professor Dr. O. Hoffmann ward dem Schatzmeister Entlastung erteilt und der Dank der Gesellschaft für seine Mühewaltung ausgesprochen. Der bisherige Vorstand ward auf Vorschlag wiedergewählt und besteht somit aus den Herren Professor Dr. Siebs (Vorsitzender), Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Nehring (Stellvertreter), Stadtbibliothekar Dr. Hippe (Schriftführer), Museumsdirektor Privatdozent Dr. H. Seger (Stellvertreter), Hofkunsthändler Bruno Richter (Schatzmeister), Verlagsbuchhändler Max Woywod (Stellvertreter), Professor Dr. Körber, Kgl. Gymnasialdirektor Professor Dr.

Digitized by Google

Feit, Universitätsprofessor Dr. Skutsch, Oberlehrer Dr. Olbrich; Professor Hulwa hatte aus Gesundheitsrücksichten gebeten, man möge von seiner Wiederwahl absehen. — Hierauf hielt Universitätsprofessor Dr. Drescher einen Vortrag über den Frankfurter Dialektdichter Christian Stolze. Der Redner gab zunächst ein lebensvolles Bild der Jugendentwicklung des Dichters und zeigte sodann, wie sich in seinen humoristischen Gedichten und Skizzen die politischen Ereignisse der ersten Hälfte des 19 Jahrhunderts spiegeln, wie er nach längerem Aufenthalt in Frankreich 1841 zuerst als Dichter hervortritt und nunmehr den Rechten des Volkes sein Wort weiht. Besonders mit seinen mundartlichen Gedichten hat er die politischen Ereignisse Frankfurts begleitet, und das hat ihm neben grosser Popularität auch manche Unannehmlichkeit eingetragen: im Jahre 1866 hat er sich nur durch die Flucht nach Württemberg der Verhaftung entzogen. Nach 1870 hat die Spannung zwischen ihm und der preussischen Regierung nachgelassen; er hat in angesehener Stellung bis 1891 in seiner Vaterstadt gelebt. Seine volkstümlichen Werke sind beliebt und gewinnen stets an Schätzung. Es war ein höchst interessantes Lebens- und Kulturbild, das der Vortragende zeichnete.

Die zweite Sitzung fand am 8. Februar statt. Sie war dem Andenken des am 15. Januar 1906 verstorbenen Dichters Philo vom Walde (Johannes Reinelt), unseres Vorstandsmitgliedes, gewidmet. Nachdem der Vorsitzende die Versammlung, die von Hunderten besucht war, mit einem kurzen Gedächtnisworte für den Dichter und seine Mitarbeit an der Volkskunde eröffnet hatte, hielt Schriftsteller Paul Keller die Erinnerungsrede auf seinen Freund, Berufsgenossen und Mitschaffenden Philo. Er schilderte die traurigen Jugendjahre und Entbehrungen des armen Weberjungen, die — ein Zeugnis für die Wahrheit der Schilderungen eines Gerhart Hauptmann — der Keim der Leiden und des Todes für den Mann wurden; er würdigte, wie uns der Dichter dies Elend seiner Jugend dargestellt hat in seinem Epos „Leutenot", wie er es aber als wahrer Dichter doch mit dem milden Glanze liebevoller Erinnerung an die Kinderjahre verklärt hat. Ohne auch nur dank der Gelegenheit des Tages im geringsten Philos Bedeutung zu überschätzen, ward er ihm in liebevollen und warmen Worten gerecht und wusste ihn namentlich als schlesischen Dialektdichter den Zuhörern nahe zu bringen. Er bereitete damit den Boden für den schönen Vortrag Philoscher Gedichte, den Professor Dr. Körber folgen liess, und für den Gesang von Liedern Philos, mit denen Frau Dr. Bialon-Fussek die Versammlung erfreute. Die hübschen Stücke, die Musikdirektor Mittmann in würdiger und reizvoller Weise vertont hat, wurden teils vom Komponisten, teils von Herrn Rupprecht begleitet und übten, glänzend vorgetragen, eine ausgezeichnete Wirkung.

Die dritte Sitzung des Jahres fand am 1. März statt. Oberlehrer Dr. Klapper hielt einen Vortrag „über den Vampyrglauben, namentlich in Schlesien". Er betrachtete diesen eigenartigen Aberglauben von sehr weitem Gesichtspunkte aus, indem er Hexen- und Vampyrglauben als sich eng berührend darstellte und ihre Entwicklung durch das Altertum und Mittelalter zu verfolgen suchte. Mit dem Hexenglauben, wie er sich im Grunde auch in den Fahrten der Diana-Hekate und der germanischen Holda mit ihren Begleitern ausspreche, habe sich der Glaube an die blutsaugenden Strigen und andere Ge-

Digitized by Google

stalten der niedern Mythologie verschmolzen: man dürfe den Vampyrglauben nicht auf die wiederkehrenden Toten beschränken. Eine grosse Zahl schlesischer Sagen knüpfe sich an diesen Vampyrglauben an, und in den schlesischen Kirchenbüchern des 17. Jahrhunderts sei reiches Material enthalten. Der Vorsitzende hob erklärend hervor, dass seiner Ansicht nach das Eigentümliche des Vampyrs die Art des Wiedergängers sei, und dass — so stark auch die Berührungen unter den verschiedenen Gestalten des Volksglaubens seien — die Methodik mythologischer Forschung eine möglichst strenge Trennung der verschiedenen dämonischen Wesen seiner Ansicht nach erfordere; dass besonders für den Vampyr auch das erotische Element charakteristisch sei, wie es uns auch in der Literatur, sei es in der Ballade (Lenore, Braut von Korinth), sei es im Drama oder in der Oper entgegentrete. Professor Dr. Wendland gab mancherlei Nachträge aus dem Alt- und Neugriechischen, Dr. Seger wies auf prähistorische Erscheinungen hin, die vielleicht im Vampyrglauben ihre Erklärung finden.

Am 10. Mai fand die vierte Sitzung statt. Geheimer Archivrat Professor Dr. Grünhagen hielt einen Vortrag über das Motiv der Mésalliance in der Dichtung, indem er an eine Ballade Tennysons anknüpfte und diese in einer formvollendeten Übersetzung vortrug. Die Darstellungen, die vielfach auf das kulturgeschichtliche Gebiet hinüberspielten, regten zu einer lebhaften Debatte an; an ihr beteiligten sich besonders Professor Dr. Sarrazin und der Vorsitzende.

Auf der Hamburger Versammlung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde war im Oktober 1905 — allerdings gegen unsere Stimme, die den Zusammenhang unserer Tagung mit derjenigen der deutschen Philologen und Schulmänner empfahl — beschlossen worden, im Frühjahr 1907 einen Verbandstag in Berlin abzuhalten. Der Ausführung dieses Beschlusses traten mancherlei Hindernisse entgegen; und da, vor allem wegen des Todes des Vorsitzenden, des Professors Dr. Strack in Giessen, sehr wichtige Fragen zur Entscheidung standen, musste am 24. Mai 1907 ein Delegiertentag in Eisenach abgehalten werden. Vom Vorstande unserer Gesellschaft war der Vorsitzende Professor Dr. Siebs entsandt worden. Einen genauen Bericht über die Verhandlungen geben die „Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde" (Korrespondenzblatt) Nr. 5.

Zunächst handelte es sich um die Schaffung einer Zentralstelle für volkskundliche Sammlungen, die von Dr. Wossidlo beantragt war. Der Antrag wurde von den anwesenden Vertretern indessen in dem Sinne aufgefasst, dass vor allem zuerst die einzelnen Vereine für Inventarisierung ihres Besitzes sorgen sollten; unser Vertreter empfahl solche nutzbringende Arbeit gegenüber der Förderung einer Hypertrophie von Plänen, an der man augenblicklich (z. B. auf germanistischem Gebiete) sehr leide.

Von Professor Bolte wurde ein Bericht der Volksliederkommission vorgelegt. Es handelt sich darum, dass möglichst vollzählig die vorhandenen Volkslieder festgelegt werden. Das muss folgendermassen geschehen. Auf je einen Zettel in Quartformat sind von möglichst vielen Volksliedern anzugeben 1) die ersten beiden Zeilen der ersten Strophe, 2) je die erste Zeile der folgenden Strophe, z. B.

1. Ich habe den Frühling gesehen,
   Ich habe die Blumen gegrüsst ....

Digitized by Google

2. Der liebliche Lenz ist verschwunden ....
3. Dort liegt sie mit Erde bedecket ....
4. Dort liegt sie bei vielen Millionen ....
5. Der liebliche Lenz kehret wieder ....
6. Was ist doch der Mensch hier auf Erden ....

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, dass es uns noch mehr willkommen ist, wenn uns der vollständige Text und gar auch die Melodie der Lieder mitgeteilt werden, die einer kennt. Aber auch für dieses Nötigste sind wir schon dankbar.

An Stelle des verstorbenen ersten Vorsitzenden, Professor Strack, wurde Dr. E. Mogk, ausserordentlicher Professor an der Universität Leipzig, zum ersten Vorsitzenden gewählt; zum zweiten Vorsitzenden Professor Dr. O. Seyffert, Museumsdirektor in Dresden; zum Schriftführer Oberlehrer Dr. Dähnhardt in Leipzig; das Amt des Rechners hat Dr. Pantenius (in Firma Voigtländer & Co.) übernommen.

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen und Mitteilungen von Herrn Kgl. Landmesser Hellmich in Glogau (eine prächtige Flurkarte), von Fräulein Emma Saxl in Prag (ein Szepter, wie es in den Weihnachts- und Osterspielen gebraucht wird), Professor Dr. Wilpert in Oppeln, Dr. Pautsch in Leobschütz u. a. m. Für jede weitere Mitteilung von volkskundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei: **aus Breslau:** Seine Exzellenz der kommandierende General des VI. Armeekorps von Woyrsch, Stadtrat Trentin, Fräulein Martha Recksiegel, Justizrat Bellerode, Oberlehrer Dr. Hilka, Dr. phil. von Gerhardt, Frau Else Koessler, stud. phil. Wolf von Unwerth, Schriftsteller Paul Barsch, Dr. med. P. Wolf, Dr. phil. H. Reichert, Universitätsprofessor Dr. von Wenckstern; **von auswärts:** das Königliche Gymnasium in Pless OS., Frau Helene Semmer in Lerchenborn bei Gross-Krichen (Kr. Lüben), Majoratsbesitzer und Referendar Hans Rust in Nimptsch, die Stadtbibliothek in Bremen, Hauptlehrer Max Dorn in Wanowitz (Kr. Leobschütz), Pastor Kern in Rauscha (Oberlausitz), Gymnasiast Jungnitsch in Liebau, Kantor Scholz in Gruna bei Görlitz, Bankvorsteher Retzlaw in Beuthen OS., Bankvorsteher Eckert in Beuthen OS., Bankbuchhalter Maciejczyk in Beuthen OS., Redakteur Constantin Prus in Beuthen OS., Königl. Kreisschulinspektor Dr. Burger in Beuthen OS., technischer Lehrer an der Realschule Tschauner in Beuthen OS., Lehrer Brendel in Liebau, Lehrer Glaeser in Schömberg (Kr. Landeshut), Hilfsbibliothekar Dr. Hugo Hepding in Giessen, Professor Emil Beck in Hirschberg.

Beiträge für die „Mitteilungen" und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Herausgeber Univ.-Prof. Dr. **Theodor Siebs,** Breslau XIII, Hohenzollernstr. 53, II.

Schluss der Redaktion: 22. Juli 1907.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Digitized by Google

Die Sage von der Gründung Krakaus.

(Vgl. Mitteilungen XVI 63 ff.)

Von Dr. Siegmund Fraenkel.

In seinen „Res gestae Principum et Regum Poloniae“ [1]) erzählt Vincenz Kadlubek die Gründung Krakaus folgendermassen: „Erat enim in cujusdam scopuli anfractibus monstrum atrocitatis immanissimae, quod quidam Olophagum dici putant: hujus voracitati singulis Eptadiebus secundum dierum supputationem certus armentorum numerus delebatur, quos nisi accolae quasi quasdam victimas obtulissent humanis totidem capitibus a monstro plecterentur“. (Der König Cracus fordert seine Söhne zum Kampfe gegen das Ungetüm auf.) . . . . „industriae tandem niti coguntur suffragio. Coria enim armentorum accenso plenam (l. plena) sulphure loco solito, pro armentis collocantur, quae dum avidissime glutit Olophagus exalantibus intra flammis suffocatur“ [2]). —

Ganz ähnlich auch das Chronicon Polonorum von Dzierswa [3]): „Tandem igitur industria uti coguntur. Coria enim armentorum plena sulphure ac pice (ad instar Danielis qui Draconem Babiloniorum occidit) loco solito pro armentis collocantur etc.

Hier wird auf eine gewisse Ähnlichkeit dieser Geschichte mit der in den Apokryphen vom „Bel und Drachen“ erzählten hingedeutet. Aber diese Ähnlichkeit besteht doch nur in dem allgemeinen Schema.

---

[1]) Warschau 1824 S. 17 u. 19.

[2]) „In einer Felsenhöhle hielt sich ein Ungeheuer von furchtbarer Wildheit auf, das — wie es heisst — Olophagus genannt wurde; alle Wochen musste eine bestimmte Zahl Vieh diesem gefrässigen Untier als Opfer geliefert werden, andernfalls verlangte es die gleiche Anzahl Menschen. . . . Das führt sie schliesslich auf eine List. Statt der Rinder geben sie dem Olophagus Häute, die mit Schwefel gefüllt sind; er verschlingt sie und verbrennt an den Flammen“. Th. S.]

[3]) Am Rande der „Res gestae“ S. 19.

Digitized by Google

Der Drache der Babylonier ist ein von diesen göttlich verehrtes Wesen. Dass er schädigend auftritt und einen bestimmten Tribut als Nahrung verlangt, wird nicht erzählt. Aus dem Satze Daniels: *δός μοι ἐξουσίαν καὶ ἀποκτενῶ τὸν δράκοντα ἄνευ μαχαίρας καὶ ῥάβδου* (V. 26) „gieb mir Kraft, und ich werde den Drachen ohne Schwert und Stange töten" lässt sich schliessen, dass der Kampf gegen den Drachen nicht absolut aussichtslos war. Die Speise, die ihm der Prophet bereitet, hat die vernichtende Wirkung wesentlich durch ihre Zusammensetzung aus unverdaulichen Dingen (Pech und Haaren). — Bei Kadlubek ist das Ungeheuer so gewaltig, dass es im offenen Kampfe nicht besiegt werden kann. Es verlangt eine bestimmte Anzahl Rinder als Nahrung. Es wird durch Rindshäute, die mit brennendem Schwefel gefüllt sind, getäuscht und verbrennt, als er sie verschlingt.

Alle wesentlichen Details dieser Geschichte aber finden sich in einer Episode des syrischen Pseudocallisthenes[1]).

Alexander berichtet da in seinem Briefe an Aristoteles von einem Drachen, der an dem Flusse Borysthenes haust und ausser zwei Rindern, die seine gewöhnliche Speise bilden, auch eine Menge Menschen verletzt. Da heisst es nun: „Und als ich dies gesehen hatte, befahl ich am nächsten Tage für ihn statt der zwei grossen Rinder zwei sehr kleine Kälber hinzulegen, damit er am nächsten Tage noch hungriger (als sonst) sei. . . . In dieser Zeit liess ich nun zwei grosse Rinder bringen, sie töten und ahhäuten. Die Häute befahl ich mit Gips, Pech, Blei und Schwefel zu füllen und an dem bestimmten Orte hinzulegen. Dies geschah. Und als nun das Untier nach seiner Gewohnheit den Fluss überschritten hatte und an jene Häute gelangt war, da zog es sie mit seinem blossen Hauche zu sich heran und verschlang sie. Sobald nun aber der Gips in seinen Leib gelangt war, da sahen wir es mit dem Haupte zur Erde sinken, während es den Rachen aufgesperrt hielt und mit seinem Schweife eine Menge Bäume ausriss" [2]).

Dass wir hier eine ziemlich genaue Parallele zu der Erzählung des polnischen Chronisten vor uns haben, leuchtet unmittelbar ein.

---

[1]) The history of Alexander the Great being the syriac version of Pseudocallisthenes ed. Budge Cambridge 1889 p. 190.

[2]) Die endgültige Vernichtung des Tieres wird dann durch glühende kupferne Kugeln, die A. in sein Maul werfen lässt, herbeigeführt

Digitized by Google

Zu beantworten ist nur die Frage, wie man das Verhältnis der beiden Versionen zueinander zu beurteilen hat.

Die rein theoretisch wohl mögliche Annahme, dass hier gemeinindogermanisches Sagengut vorliegt, kommt kaum in Betracht. Dagegen wäre es wohl denkbar, dass die Erzählerphantasie bei diesem Stoffe an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gleiche Wege gegangen ist.

Aber eine genauere Betrachtung ergibt doch, dass die polnische Version sekundären Ursprungs ist.

Die syr. Erzählung nennt als ersten der zur Füllung der Häute verwendeten Stoffe den Gips, und auch bei dem Berichte über die Wirkung wird nur dieser erwähnt. Der Erzähler nimmt also an, dass der Gips durch seine Verbindung mit der Flüssigkeit im Leibe des Tieres fest wird und die ganze Masse dasselbe so beschwert, dass es zugrunde gehen muss. Nun werden zwar ausserdem auch noch Pech, Blei und Schwefel genannt, aber es ist sehr wohl möglich, dass Pech und Schwefel hier von einem späteren Leser hinzugefügt sind, der an Jesaj. 34, 9 dachte oder auch der apokryphen Geschichte sich erinnerte. — Wie sich dies aber auch verhalten möge, wenn statt des Gipses in der polnischen Version angezündeter Schwefel die vernichtende Wirkung ausübt, so lässt dies die Täuschung des Drachens doch viel schwerer glaublich erscheinen. Das ist also als eine Verschlechterung anzusprechen und nach sonstigen Analogien dürfen wir schon hieraus schliessen, dass die orientalische Erzählung die — mittelbare oder unmittelbare — Quelle der polnischen ist.

Wir können aber auch über diesen blossen Ursprungsnachweis hinaus noch weiteres feststellen.

Kadlubek hat, wie bekannt ist, die nicht dokumentarisch zu belegende älteste Geschichte Polens phantasievoll ausgeschmückt und die grössten Namen des Altertums mit ihr in Verbindung gebracht. Zum Teil lehnt er sich dabei an historische oder sagenhafte Berichte an, die von den klassischen Autoren überliefert werden.

Aber er erzählt von Alexander dem Grossen z. B. auch eine Geschichte, die ihm sonst nirgends beigelegt wird. „Non minus dissimiliter Darii copias idem Alexander elusit, quibus dum suos longe videret dispares, jussit alligare ramos caudis et cornibus

Digitized by Google

boum ut silvae ipsum comitari viderentur“ [1]). Hier hat er die auch im Orient verbreitete Sage vom wandernden Walde (Macbeth Akt 5 Sc. 5) [2]) willkürlich zu Alexander gezogen.

Man tut ihm also kein Unrecht, wenn man annimmt, dass er die ihm auf irgendeine Weise bekannt gewordene orientalische Geschichte als romantischen Aufputz an einer dafür passenden Stelle eingefügt hat.

Auf dem Wege gelehrter Überlieferung, an den man allenfalls auch denken könnte, wird er sie allerdings wohl nicht bezogen haben. Denn wenn auch die Nennung des Borysthenes, wie Nöldeke [3]) gezeigt hat, beweist, dass auch die Drachenepisode ursprünglich in einer griechischen Fassung des Alexander-Romans existiert haben muss, trotzdem sie in keiner der uns überlieferten griechischen Versionen mehr vorkommt, so wird man sich doch schwer zu der Annahme entschliesen, dass eine solche im frühen Mittelalter noch bestand, dann aber spurlos verschwunden ist.

Dagegen ist eine Wanderung dieser Erzählung vom Orient nach Byzanz und von da nach Osteuropa sehr wohl denkbar und gegen die Annahme, dass sie auf dem Wege mündlicher Überlieferung — vielleicht schon mit verändertem Detail — zu Kadlubek gedrungen ist, lässt sich wohl nichts einwenden [4]).

Ob die in der Grafschaft Glatz erzählte Drachengeschichte wirklich ein Spross volkstümlicher Überlieferung oder nicht vielmehr erst aus Kadlubeks Chronik ins Volk gedrungen ist, wird sich wohl kaum feststellen lassen. —

---

[1]) „Auf besondere Weise auch täuschte derselbe Alexander die Truppen des Darius; weil die Seinen schwächer waren, liess er Zweige an Schwanz und Hörner der Rinder binden, so dass die Wälder ihm zu folgen schienen“. Th. S.]

[2]) Liebrecht. Zur Volkskunde S. 179. Zeitschr. d. D. Morgenl. Ges. 41, 353.

[3]) Beiträge zur Geschichte des Alexander-Romans (Denkschr. Kais. AkdW. phil.-hist. Kl. XXXVIII), Wien 1890, S. 22.

[4]) Hier mag noch auf eine andere orient. Version der Drachengeschichte hingewiesen werden, die Nöldeke a. a. O. noch anführt: Im jerusal. Talmud Nedâr. 3, 2 heisst es: „Die Schlange des Königs Sapor verschlang Kamele und Rinder. Um sie zu töten, füllte man einen Kamelbalg mit Stroh und Kohlen; das verschlang sie und wurde so getötet“. Auch in dieser volkstümlichen Umformung der Pseudocallisthenes-Geschichte ist der Gips nicht erwähnt. An seine Stelle sind Kohlen getreten, die jedesfalls als glühend zu denken sind, wiederum eine erhebliche Verschlechterung des Originals.

Digitized by Google

Das Gebet im Zauberglauben des Mittelalters.

Aus schlesischen Quellen.

Von Dr. J. Klapper.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass im heutigen Aberglauben die Anwendung kirchlicher Dinge, die Benutzung kirchlicher Festtage und Zeiten und vor allem die Anwendung von Gebeten, sei es in der einfachen Form der Anrufung Gottes oder gewisser Heiliger oder in der Verwendung der christlichen Doxologie oder kirchlich anerkannter oder zum besonderen Zweck besonders geschaffener Gebete, einen grossen Raum einnimmt. Darin hat der Kampf der kirchlichen Organe, wie er heute beständig von der Kanzel gegen diesen Missbrauch des Gebetes geführt wird, bisher nur wenig ändern können. Die folgende Ausführung soll an der Hand schlesischer handschriftlicher Quellen darlegen, wie die Verwendung des Gebetes im Zauberglauben seit dem frühesten Mittelalter auf den verschiedensten Wegen Eingang gefunden hat, und damit zugleich eine geschichtliche Erklärung für die noch heute beim Volke beliebten Verwendungsarten des Gebetes zur Erreichung von Zauberwirkungen geben.

I.

Der in den alten heidnischen Germanen tief und fest wurzelnde Hang zu Besegnungen und Besprechungen, der Glaube, dass man durch bestimmte Formeln unter Bezugnahme auf die Gottheiten diese zur Hilfe in der Not des Lebens zwingen könne, und die sich daraus ergebende weit verbreitete Zauberpoesie mussten den Mönchen, die das Bekehrungswerk begannen, besondere Schwierigkeiten machen. Oft war die Bekehrung ja von dem einfachen Nachweise abhängig, dass der neue Christengott mächtiger sei als die alten Stammesgötter, dass man im Schutze des neuen Gottes sicherer den Gefahren des Lebens trotzen könne. Und so kam es vor allem darauf an, die alten Götter aus den Zauberformeln zu verdrängen, die Formeln, die so fest im Volke hafteten, mit christlichem Geiste zu füllen. Wir können für gewisse Fälle vermuten, dass Wodan mit seinen Gefährten in solchen Zaubersprüchen dem Namen Christi und seiner Heiligen weichen musste. Aber diese neuen von den Bekehrern geduldeten Formeln sollten

Digitized by Google

eben nur für die schwierige Übergangszeit dienen; mit der fortschreitenden Festigung des Christentums sollten sie wieder aus dem Volksbrauche schwinden. Das Verfahren hatte zunächst den gewünschten Erfolg; die heidnischen Götternamen entschwanden dem Volke verhältnismässig schnell, doch der heidnische Brauch, der durch die Einsetzung christlicher Namen ein äusserlich christliches Gepräge erhalten hatte, blieb fest im Volke und lebt noch heute.

Bei dem grössten Teile dieser durch Einsetzung christlicher Namen verchristlichten Formeln kann ja von einem eigentlichen Gebete noch nicht gesprochen werden. Besteht doch der hier in Betracht kommende erste epische Teil der Formel eben nur aus einer erzählenden Anführung einer wirklichen oder erdichteten Tatsache aus der Geschichte Christi und seiner Heiligen, also einer Betrachtung, mit der der zweite Bestandteil, die Beschwörung selbst, nur durch den nicht in Worten ausgedrückten Wunsch verbunden ist, dass sich in der vorliegenden Not die Macht Christi oder der Heiligen ebenso offenbaren möge, wie sie sich in der angeführten Tatsache aus dem Leben des Erlösers oder der Heiligen selbst offenbart hat. Doch sind diese den altgermanischen Beschwörungsformeln genau entsprechenden christlichen Segen schon deswegen hier zu behandeln, weil in einem Teile von ihnen an Stelle der Beschwörung später die Anrufung Christi oder des Heiligen und die Bitte um Hilfe aus der Not tritt, so dass dann ein wirkliches Gebet vorliegt.

Dem älteren Stande des Zauberspruchs entspricht der Blutsegen, der der Handschrift M. 1026 der Breslauer Stadtbibliothek vom Jahre 1583 entnommen ist:

Bl. 47 a. Ein Blutstellung, so man seynen kan. Lege die hand darüber und sprich:

Im nahmen des Vatters und des Sohns und des heiligen Geistes.

Der heilige Elias saß in der wüsten und saß, das ihm das blutt auß beeden Naßlöchern ran; da begunt er zu ruffen zu unserm herrn und sprach; Herre Gott hilff mir und bezwinge das blutt, alß du bezwungen hast den Jordann, da dich S. Johannis daraus tauffet.

Im nahmen des Vatters, Sohns und des heiligen Geistes. Amen.

Die hier angedeutete Tatsache ist frei erfunden; das Stehenbleiben des Jordans wird seit dem 10. Jahrhundert erwähnt, und die Bezugnahme auf die Sage ist in den Blutsegen typisch. Mit unserem Segen verwandt sind die Milstätter Blutsegen[1]) und einige

[1]) Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler, 3. Aufl. S. 180 u. Bd. II 272.

Digitized by Google

andere[1]); noch heute ist ein ähnlicher Segen in Steiermark gebräuchlich; dort heisst er: „Glückselige Wunden, glückselige Stunden, glückseliger Tag, in dem Jesus Christus geboren war; und so wahr, dass der hl. Johannes auf dem Jordan getauft hat, so wahr stelle ich dir N. N. dein Blut. Blut steh, Blut steh“[2]).

Den allmählichen Übergang dieser älteren Stufe der Segensformel zum Gebet, die fortschreitende Hineinbeziehung von Gebetselementen zeigen uns eine Reihe von Fassungen des weitverbreiteten Longinussegens, der ebenfalls ein Blutsegen ist. Dieser lautet in der Hs. IV. F. 60 der Kgl. und Universitätsbibliothek zu Breslau vom Jahre 1429:

Bl. 66vb. Notandum. wilt du daz blut vorsprechen, so sprich desen segen.
Ritter Longinus his der man,
der vnßer liben herren Jhesu Christi syne wunden enkan.
dy wunden blutten sere:
vorstant blût durch des heligen blutes ere.
vnde sprich V pater noster vnde V aue maria odir scrip daz wort bermicza mit dem selben blute of des wunden hant mit eyme halme adir federe.

Den Einfluss kirchlicher Auslegung der Vorgänge bei der Öffnung der Seite Jesu zeigt eine Fassung aus der Hs. I. F. 334 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau, die auch dem 15. Jhdt. angehört:

Bl. 7ra. Der blutseyn.

Longinus stach vnßerme hern in sine sithen, das us vlos wasser vnde blut. wasser us der gotheit, blut us der menscheit. Ich gebite dir blut bey deme wasser vnde blute, das gathe us syner seiten vlos, das du stille steist vnde nicht mer us der wunden geist. In dem namen des vaters, des sons, des spiritus sanctus. amen.

Dieselbe Hs. bringt auf gleicher Seite eine zweite Fassung als Segen zum Herausziehen von Geschossen aus Wunden; doch während am Schluss des vorhergehenden nur die Doxologie Verwendung findet, schliessen sich hier bereits die für die Besprechungen des Mittelalters charakteristischen drei Gebete, das Vaterunser, das Ave Maria und das Credo an:

Der waphen seyn.

Longinus was eyn blint man vnde eyn ritter. her stach vnde wundete vnssern hern Jhesum Christum seyne gebenedeite siten. dar us flos wasser vnde

[1]) Wiener Hs. 2817 (med. 92) 29^{b} bei MSD^{3} Bd. II 275; Mones Anzeiger 1865 S. 350 aus der Münchener Hs. Cgm. 384; 15. Jhdt. Ein Segen, in dem Maria den Jordan zum Stehen bringt, findet sich Germania 32, 454.

[2]) V. Fossel, Volksmedizin und medizinischer Aberglauben in Steiermark, Graz 1886 S. 145.

Digitized by Google

blut. alzo war alz das ist alz muze ich dis ysen us gewynnen, das dissen man gewundet hot. yn gatis namen. Amen. Et dic tria pater noster et tria aue maria. Et credo similiter totum. vnde griff mit czwen vingern dar czu, zo volget dir das ysen na.

Der Schreiber muss ein grosses Vertrauen zu dem Longinussegen gehabt haben. Während wohl sonst in keiner anderen Handschrift überhaupt mehr als drei solche Segen vorkommen, stehen in unserer Hs. gar drei auf einer Seite. Und die dritte Fassung, die ein Wundsegen ist, zeichnet sich durch poetischen Schwung aus. Sie beginnt mit dem Kreuzzeichen, wie die erste damit schloss:

Der wunt seyn.

In dem name des uaters, son vnde des heligen geistis.
Der selbige got,
der wasser vnde win geschaffen hot
Der heile desse wunden
von oben bis zcu grunde.
Ich sage dich wunde vil gute
bey des heligen Cristes blute
Bey der heligen trinitatis.
das du dyn bluten vnde vulen lest
vnde heile von grunde
bis oben us
Desser wunde gesche, alzo der geschach,
Dy Longinus vnsserm hern yn syne benedeite site stach.
Dy wunde noch en swal noch en kal
noch vulete noch wart wasserómik,
Sunder sy heilete von grunde bis oben us.
alzo můsse disse wunde thun.

In dem name patris et filii et spiritus sancti. Das werde war. in gatis namen. amen.

Ausser diesen drei Longinussegen kann ich aus schlesischen Handschriften nur noch drei weitere nachweisen, von denen zwei in Pholsprundts Bündth-Erzeney, einer Heilmittellehre vom Jahre 1460 vorkommen, die aber auf uns erst in einer Abschrift vom Jahre 1519 gekommen ist. Die Handschrift der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau, die die Signatur III. Q. 13[e] trägt, ist von ihren früheren Besitzern zwar gedruckt worden, aber in diesem Druck hat man gerade den volkskundlich wichtigen Schlussteil wohlweislich weggelassen[1]). Die Fassung ist verwandt mit der des eben mitgeteilten „waphen seyn".

[1]) Ausg. v. M. Heuser u. A. E. Th. Middeldorpf, Berlin 1868.

Digitized by Google

Bl. 252r. Einem geschossen den pheill tzw zcihenn. Wer do geschosszen wirth mit einem phile, der sall enn alszo zcihen vff dem beine ader wo er stecket: In dem namen des vaters des sons vnd heligs geists amen. So Longinus vnsen hern Jesum Christum durch sein hertz in sein seiten stach, er wost nicht, was er rach, do gingk wasser vnd bluet aüsz. In dem namen gangk auch ausz. vnd zeng im den pfeil.

Ein Rest eines Longinussegens liegt auch in der demselben Codex entnommenen Formel vor:

Bl. 252r. Einem das blůdt tzu besprechenn. Item sprich dissze worth: Die V wünden geszeegenn die sechzstenn, In dem namen des vaters, des sons vnd des heyligs geystes, das sie schwer noch en schualle, alzo müsz auch dissze thun. In nomine patris et fily et spiritus sancti.

In dem letzten handschriftlichen Longinussegen, der im 15. Jhdt. auf Bl. 148v der aus Grünberg stammenden Hs. I. Q. 156 der Kgl. u. Univ.-Bibl. nachgetragen ist, geht der beschwörende Schlussteil bereits in die Tonart der kirchlichen Beschwörungsformeln über, die uns später beschäftigen werden. Zugleich zeigt diese Fassung, wie der Segen, der doch von Hause aus nur ein Blutsegen ist, jedenfalls wegen seiner Beliebtheit zum Wünschelrutensegen geworden ist. Leider ist der am unteren Rande des Blattes nachgetragene Text beim Binden der Handschrift beschnitten worden und so unvollständig.

Bl. 148v. Ich beswere euch czwe purczen (darüber steht: pinsin)[1] by den heylegen worten, dy vnsir libe frawe sprach, do Longinus ir libes kint durch ir hercze stach, dor us gynk wassir vnd blut, do pey gepite ich euch czwei pinsin, das ir mir kvnt tuet, das ich mich mag an euch vorsteyn, ich gepite euch by den heylegen drien nageln, dy got durch hende vnd durch fuze wordin geslagin vnd by dem heylege blute, daz got durch . . .

Ehe wir zu anderen in Besegnungen angeführten Tatsachen aus dem Leben Christi und der Heiligen übergehen, sollen hier zunächst noch zwei aus einem schlesischen Drucke vom Jahre 1725 entnommene Mitteilungen Platz finden, die Zeugnisse für die Verwendung von Longinussegen in Deutschland während des 18. Jahrhunderts sind. In den „Natur- und Medizingeschichten“ [2]) berichtet ein Lic. Winter aus Suhla, dass ihm 1722 ein thüringischer Schmied ein Amulett geschickt habe, das er an der Herzgrube tragen sollte gegen das Fieber. Auf dem Zettel stand:

[1]) pinse ist juncus, Binse, binsenartiger Zweig; der Abschreiber schrieb zunächst „purczen“ „Würmer“, dachte also an einen Wurmsegen.

[2]) Sammlung von Natur- und Medizingeschichten 28. Versuch 1725 S. 442.

Digitized by Google

Longinus der blintte Mann
der stach vnsers Herre Gott seine Seite.
daraus rant Wasser und Blut,
das ist vor 77 Fieber Hanß Christoph Kohlwitz guth.

Und demselben Lizenziaten wurde als Schutz gegen Kugeln genannt:

Aus des Herrn Christi Wunden laufft Wasser und Blut. sie jähren nicht, sie schwären nicht, sondern stehen still.

Diese Formel hat den beschwörenden Schluss verloren.

Stand bisher das Kreuzzeichen in keinem inneren Zusammenhange mit dem vorausgehenden epischen Teile, so finden wir es als segnende Schlussformel in organischer Verbindung mit der Erzählung in dem Segen gegen Zahnschmerzen, dessen epischer Teil uns in ein anderes Stoffgebiet führt, das sich auch grosser Beliebtheit erfreute: Maria sitzt auf dem Steine, ihr tun die Zähne weh, Christus kommt und fragt, warum sie weine. Sie antwortet, dass ein nagender Wurm in ihre Zähne gekommen sei. Und nun folgt die Besegnung durch die Worte: Es heile dich der Vater usw. Ich kann diesen schönen Segen nur aus der einen bereits genannten Handschrift I. F. 334 für Schlesien nachweisen:

Bl. 7ra. Contra dolorem dencium. Item. Sancta Maria sedebat supra petram. † Qui supervenit? † Dominus noster Jhesus Christus. et dicebat. † O Maria, cur fles? Que respondit: Quidam vermis corrodens confugit in dentes meos. † Sanct te pater † Sanct te filius † Sanct te spiritus sanctus. amen.

Im Mittelpunkt aller der zahlreichen Wurmsegen des Mittelalters stehen die, welche von Job erzählen, der von den Würmern in seiner Krankheit geplagt wurde. Zwei von diesen Segen habe ich bereits aus Breslauer Handschriften in den „Mitteilungen“ Heft XIII S. 27 angeführt. Aber es scheint, als ob dieser alte einfache Segen im späteren Mittelalter nicht mehr als kräftig genug gegolten hat; an die meisten Formeln wurde nämlich noch eine weitere Beschwörung geknüpft, die von heute unverständlichen Worten voll ist; daran hängt die nachstehende der Hs. I. Q. 114 der Kgl. u. Univ.-Bibl. entnommene noch weiterhin das Kreuzzeichen und schiebt darein noch recht fernliegende Namen für Christus ein. Hierin weicht die Formel von allen anderen bekannten wesentlich ab, sie zeigt uns, wie die fremdesten Elemente in die den Segen angehängten Gebetsformeln Aufnahme fanden, um die Wirkung zu erhöhen [1]).

[1]) Zu diesem Segen vergleiche: MSD² S. 181; Germ. 32, 453; aus einer

Digitized by Google

Bl. 13v. Item wiltu den worm gelegen. daz her sterben mus; welchen enden her ist, zo sprich disse wort bede czu dewczhe vnd czu latin: Der worme woren dry dy sente Job bissen; der eyne was weis, der ander swarcz, der dritte was rot. herre sente Job, der worm lege tot.

Job transseon magulla Job dernubea magulla † Job zorobantis † In nomine patris † et agla et fily † messias † et spiritus sancti sother. Amen.

Noch heute ist dieser Segen in seinem ersten Teile in Brauch bei den Siebenbürger Sachsen[1]):

„Hiob lag auf dem Mist, kam da Jesus Christ. Hiob sprach: Gott hat mich vergessen, die bösen Würmer wollen mich fressen! Jesus sprach: Sie seien alle tot, ob schwarz, ob weiss, ob rot. Im Namen Gottes, Amen".

Nur noch geringen Zusammenhang mit diesem Jobsegen hat der folgende, dessen Handlungen trotzdem auf ein bedeutendes Alter schliessen lassen; auffallend an ihm ist, dass bei Beginn des Spruches die Worte „Spiritus sanctus" stehen, während sonst die ganze Kreuzformel Verwendung findet. Der Text steht in der 1361 geschriebenen Handschrift III. Q. 1 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau:

Bl. 88r. Welch ros hot den purczil zo wine is by der stirne an eyme dunrstage vru e dy sunne vf ge vnde trit im mit dyme rechtyn wuze vf synen rechtin wus vnde blaz ym in syn rechtis ore vnde sprich:

„spiritus sanctus. purczil, du sist ader bist tot, dir gebot iob, purczil, du bist tot".

daz tu dry tage nach enandir unde snyt dem pherde worne die stirne vf, zo vindis tu den worm tot[2]).

Und der Name Jobs geriet um dieselbe Zeit schliesslich auch

Utrechter Hs. teilt Germ. 32, 454 die Formel mit: † Job † trayson † conobia † zatraya † zorobantis † Job †. ZfdA. 27, 310: zů dem wûrm die pfert da tôtent, so scrib disiû wort † Job tergson † cenbolia † cerobantur; Mones Anzeiger 1865 S. 350 aus einer Münchener Hs. des 15. Jhdts. Cgm. 384 fol. 121a: Job † tridanson † gruba † zerobantis: — Job gegen Würmer angerufen im 12. Jhdt. siehe Germ. 12, 466; Segen, die die fremden Worte nicht enthalten, sondern nur Job in sterquilinio: Germ 24, 200; Mythologie[4] Bd. III S. 498, 500; Anz. des germ. Museums 1871 S. 303; — über das hohe Alter der Farbenbezeichnungen bei den Würmern siehe Kuhns Zeitschrift 13, 148.

[1]) v. Wlislocki, Volksglauben und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen, Berlin 1893, S. 106.

[2]) Vgl. den Segen in Germ. 24, 200, der ins linke Ohr des Pferdes gesagt wird, und den ähnlichen in der Mythologie[4] Bd. 3 S. 498, der vorschreibt, dass man dem Pferde auf den Vorderfuss treten soll. Über die uralte Rechtshandlung dieses Fusstritts vgl. Rechtsaltertümer S. 589. Zu purzil „Wurm" siehe DWb. II 253; die Form „bersel" steht in einem lateinischen Segen in der Germ. 22, 453; auch „Pirtz" kommt in einem schlesischen Segen vor.

Digitized by Google

in einen Segen gegen die steifen Glieder der Pferde, in dem sonst nur Petrus vorkommt. Dieser durch eine angehängte im Tone der kirchlichen Beschwörungsformeln gehaltene Beschwörung und das Kreuzzeichen verstärkte Segen stammt ebenfalls aus der Hs. III. Q. 1:

Bl. 88r. Welch ros ist czu rehe zo sprich dese wort in des pherdis ore: petrus sprich czu dir. iob rit mit mir czu rome. ich en mak, herre meyster, myn ros ist czu rehe. sprich ym in syn ore dry wort: alz ware, daz der heylige geyst mynir vrowen synte marien son ist. in nomine patris et filii et spiritus sancti [1]).

II.

Wenn wir nach Gründen fragen, warum die hier angeführten, dem altgermanischen Zauberspruch so nahe stehenden Segen sich trotz des Kampfes der Kirche gegen diese Form des Aberglaubens so lange im Volke halten konnten, so dürfen wir nicht ausser acht lassen, dass es Gebete in grosser Zahl gab, die von der Kirche anerkannt und empfohlen wurden, und die eine gewisse Verwandtschaft zu jenen Sprüchen aufweisen. Die in den Segen beliebten Heiligen sind aus der Zahl derer, die dem Volke auch aus kirchlichen Gebeten als Helfer in der Not bekannt waren. Gab es doch kaum eine Lebenslage oder Krankheit, die nicht in irgendeinem Heiligen ihren „Patron“ hatte, sei es, dass dieser Heilige selbst in seinem Leben oder Martyrium das gleiche Leid erfahren hatte, oder dass er bereits zu Lebzeiten seine besondere Macht durch wundertätige Befreiung aus einer bestimmten Notlage bewiesen hatte. In den für diese bestimmten Fälle besonders geschaffenen Gebeten wurde nun und wird noch heute auf die Tatsache aus dem Leben des Heiligen hingewiesen, und mit diesem epischen Teile wird die Bitte um Erhörung verknüpft. Wir sehen, in ihrer Struktur haben diese Gebete eine gewisse Ähnlichkeit mit den alten Segensformeln, und auch aus diesen Gebeten heraus konnten volkstümliche Neuschöpfungen von solchen Formeln erfolgen, sobald die Bitte an den Heiligen, die das Gebet schloss, in eine Beschwörung des Leidens umgewandelt wurde, gegen das das Gebet dienen sollte. In diesen Fällen ist eine Entscheidung, ob hier ein

[1]) Älterer Segen in MSD[3] 303: Man gieng after wege usw.; Simon reitet nach Rom in einem Segen des 16. Jhdts. (ZfdA. 21, 211) und in einem Kuhsegen (ebenda S. 212). Über die raehe der Pferde siehe MSD[3] 302. Die aus „czu“ und „rehe“ zusammengezogene Form „czüre“ „zu steif auf die Glieder“ findet sich in dem über das Eisenkraut handelnden Texte in den „Mitt.“ Heft XIII S. 23.

Digitized by Google

kirchlich geduldetes Gebet oder der Versuch einer volkmässigen Umformung zu einem Segen alter Art vorliegt, schwer, wenn nicht unmöglich. Das werden die drei folgenden Stücke dartun. Das erste ist ein Schutzbrief, ein Augensegen; wäre der Satz, der uns dieses sagt, verloren, so könnte der Text recht wohl ein kirchlich empfohlener sein. Der Brief steht in der um 1460 geschriebenen Handschrift Nr. 1932 der Breslauer Stadtbibliothek.

Bl. 4v. Sanctus Nicasius hatte ein moel [1]) yn den awgen vnd bat got, wer der were, der seynen namen bey em triege, daz her los wrde wn den smertzen seyner augen deynis dyners N. N. yn dem namen des vaters des sonis vnd des heyligen geystis. amen. vnd los lessen drey messen yn der ere synthe Nicasy des heyligen [2]).

Schwieriger wird die Entscheidung in dem Reisesegen, der eine Tatsache aus dem Leben eines Heiligen namens Colomanus mit den bekannten Tobiassegen verbindet. Er stammt aus der Hs. III. Q. 8 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau:

Bl. 16r. In dem lant zu Tibna Do was ein künig, der hyes Colomanus der fur in fromde lant vnd lie sich segnen mit dem segen vnd hyes im III mess sprechen in den eren des heyligen chräucz III tag an einander, vnd sol in segnen all tag mit dem segen nach der mess, So ist er sicher vor all vbl vnd ist:

der segen der von himmel chom, der ge vber dich. der segen den got tet vber den ersten menschen der ge vber dich. der segen ge vber dich den sand Tobias vber seinen sun. do er in santt in fromde lant. Der segen ge vber dich den vnser fraw tet vber ir liebs chind do sy in den tempel trug. der segen ge vber dich der do geschach, do vnser herre dy marter layd an dem chraucz. Der segen ge vber dich, den der priester vber den alter tut vnd vber vnsers herren leychnam vnd vber sein rosen varbes plut. vnd werd dir nichtz von deme vemtum [3]). Si sein sichtig oder vnsichtig. In namen vaters vnd suns vnd des heyligen geystes Amen [4]).

Und der folgende Segen gegen Zahnschmerz hat ganz die Form eines kirchlichen Gebets angenommen. Er findet sich in der Hs. I. F. 334 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau, die im 15. Jhdt. geschrieben ist:

Bl. 7ra. Contra dolorem dencium. O aue admirabilis Evacuacio vulneris

---

[1]) Fleck, Blüte.

[2]) Lateinisch findet sich der Segen in der Germ. 32, 455 aus einer Gothaer Hs.; deutsch in der ZfdA. 27, 308 aus einer Wiener Hs. des 14. Jhdts.; in beiden Fällen fehlt aber das für den Brief charakteristische „deynis dyners N. N".

[3]) „vemtum" bedeutet wohl hier ganz allgemein „feindliche Nachstellung".

[4]) Über die Tobiassegen MSD[3] 290 ff. Unsere Fassung finde ich nirgends. Es gibt 130 Heilige mit dem Namen Colomanus in den irischen Martyrologien; der Name wird von irischen Mönchen eingeführt sein.

Digitized by Google

Restitucio sanitatis. sana hunc famulum N. uel famulam N. In nomine patris et filii et spiritus sancti.

III.

Möglichste Schonung der dem Volke liebgewordenen Übungen und Bräuche, solange sie nicht gegen die christlichen Sitten verstiessen, war die Grundbedingung gewesen für die erfolgreiche Ausbreitung des Christentums. Umformung heidnischen Brauches und seine Duldung im christlichen Gewande, ja, wenn es möglich war, Aufnahme des Brauches in das christliche kirchliche Leben war das Bestreben der Bekehrer. Der christliche Heilige ersetzte den heidnischen Gott, der christliche Wallfahrtsort gar oft die verehrte heidnische Kultstätte, die kirchliche Besegnung der Heilmittel, Pflanzen wie Steine, der Nahrungsmittel, der Krankheiten verdrängte die heidnische Beschwörung. Und auch hier ist es nicht schwer, aus der Form der Gebete, die in das katholische Rituale übergegangen sind, und die bis tief in die Neuzeit hinein und zum kleineren Teil noch heute bei Besegnungen angewandt werden, die Beschwörungen zu erkennen, die dem heidnischen Volke längst vor seiner Christianisierung vertraut waren. Bestand bei dem Volke des Mittelalters das Streben, das christliche Gebet zur Beschwörung umzubilden, so können wir in dem Vorgehen der Kirche die entgegengesetzte Tendenz verfolgen, die alte heidnische Precatio mit christlichem Geiste zu füllen, sie umzuformen zum christlichen Gebet und in ihrem Ritus zur Weihe und zum Segen zu verwenden. Freilich lässt sich die Aufnahme heidnischer Gebete in der geschilderten Art aus germanischen Quellen kaum nachweisen, da die Entfaltung des christlichen Ritus auf romanischem Boden vor sich ging. Aber wir müssen dieser Art von kirchlichen Weihegebeten in unserer Untersuchung über das Gebet im Zauberglauben des Mittelalters deswegen unsere Aufmerksamkeit schenken, weil das Volk wieder mit seinem gegenwirkenden Bestreben einsetzte und Teile aus diesen kirchlichen Weihegebeten zu Beschwörungen zurückbildete. Auf diesem Wege der Verchristlichung durch die Kirche und der Entkirchlichung dieser Kirchengebete durch das germanische Volk sind in unseren Volksbrauch und in unsere volkstümlichen Besegnungs- und Beschwörungsformeln ursprünglich antike, romanische Elemente hineingekommen.

Die älteste Handschrift der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau, der ins 9. Jhdt. zurückreichende Codex III. F. 19 enthält einen

Digitized by Google

Traktat über die Heilkräfte der Kräuter, eine Pseudo-Apulejische Schrift[1]), die eine solche heidnische Beschwörung der Allmutter Erde und ein darangeschlossene „Beschwörung aller Kräuter“ anführt. Sie lautet:

Bl. 21 r. Precacio terre.

Dea sancta tellus, rerum naturae parens que cuncta generas et regeneras, sidus quod sola prestas gentibus tutela caeli ac maris diuum arbitrarumque omnium, per quam silet natura et somnos capit, idemque lucem reparas et noctem fugas. Tu ditissima umbra tegas et inmensos caosque uentosque et imbres tempestatesque contines et cum lebet dimittis et misces freta fugasque solem et procellas concitas, itemque cum uis hilarem promittis diem et celi merita uite tribuis perpetua fide, et cum recesserit anima in te refugimus, ita quicquid tribuis in te cuncta recedunt. merito vocaris magna tu mater deum pietate qui uicisti diuum nominatum illa uer (?) et gencium et diuum parens sine que nec manatur quequam nec nasci potest, tu es magna tu es diuum regina dea, te diua adoro tuumque ego nomen inuoco facilisque prestes hoc mihi quod te rogo referamque graciam, diua, tibi merito fide. Exaudi queso et faue coeptis meis, hoc quod peto te, diua, mihi presta uolens. herbas quascumque generat tua maiestas salutis causa tribuis cunctis gentibus. hanc mihi permittis medicinam tuam. ueni at me cum tuis uirtutibus. quicquid ex his fecero habeat euentum bonum cuique easdem dedero, quisquam easdem acciperint, sanos eosdem praestes. Nunc, diua, postulo ut mihi maiestas prestet quod te suplex rogo. precacio terre explicit.

Bl. 21 v. Incipit praecacio omnium Herbarum. Nunc uos potestis omnes herbas deprecor et ordo maiestatemque uestram. uos quas parens telles genearuit et cunctis gentibus donet, medicinam sanitatis in uos contulit maiestatemquae, omni generi humano sitis auxilium utilissimum. Hoc suplex exposco precorue: huc adestote cum uestris uirtutibus quia, qui creauit uos, ipsa permisit mihi ut colligam uos, Fauente hoc eciam cui medicina tradita est, quantumque uestra uirtus potest, prestate medicinam bonam, causam sanitatis, graciam precor mihi prestetis per uirtutem uestram ut omnibus uirtutibus quicquid ex nobis fecero cuiue homini dedero habeat effectum celeberrimum et euentos bonos, ut semper mihi liceat, fauente maiestate uos collegere pungamque uobis fruges et gracias agam per nomen maiestatis, qui uos iussit nasci.

Mit allem Vorbehalt gebe ich eine deutsche Übersetzung dieser an vielen Stellen durch den bei romanischen Handschriften jener Zeit zu beobachtenden Verfall der Flexion verdorbenen Precationen:

Göttin, heilige Erde, Mutter der Schöpfung, die du alles erzeugst und fortpflanzest, Gestirn, das allein über den Völkern steht, Schützerin des Himmels und des Meeres und der herrschenden Götter, durch die die Natur die Ruhe des Schlafes findet, und die du gleicherweise das Licht erneuerst und die Nacht ver-

[1]) Von dieser Schrift sind nur drei Handschriften bekannt. Die eine ist gedruckt u. d. T.: Pseudo-Apulei libellum de medicaminibus herbarum von A. Mancini, Lucca 1903. Der Druck stand mir nicht zur Verfügung.

Digitized by Google

treibst! Du hüllst in tiefste Dunkelheit den ungemessenen Raum und das Weltchaos, du zügelst Stürme und Unwetter, und wenn es dir gefällt, lässt du sie losbrechen, du peitschest die Meeresfluten und verscheuchst die Sonne und entfesselst die Stürme, und ebenso lässt du, wenn du willst, den Tag heiter erstehen; du teilst des Himmels Wohltaten den Lebenden in unveränderlicher Treue zu, und wenn die Seele uns entflieht, finden wir unsere Zuflucht in dir; denn was du austeilst, kehrt alles in dich zurück. Mit Recht nennt dich der fromme Sinn die grosse Mutter der Götter . . . und die Gebärerin der Irdischen und Himmlischen. Dich, Göttin, bete ich an, und deinen Namen rufe ich an, dass du mir gnädig gewährest, worum ich dich bitte, und ich werde dir, Göttin, treu danken nach Gebühr. Erhöre mich und sei meinem Beginnen genädig; was ich dich bitte, Göttin, gewähre mir willig. Die Kräuter, die deine Majestät hervorbringt, schenkst du allen Völkern als Mittel zur Genesung. Diese deine Medizin gewähre du mir; komm mit deinen Kräften zu mir. Was ich aus diesen Kräutern mache, habe heilsamen Erfolg, und wem ich sie gebe, und wer sie nimmt, die mache du gesund. Jetzt, Göttin, bitte ich, dass mir deine Majestät verleihe, was ich demütig von dir erflehe.

Nun beschwöre ich euch alle ihr kräftigen Kräuter und eure Gattung und Majestät. Euch, die die Mutter Erde gebar und allen Völkern schenkt, euch verlieh sie Würde und Heilkraft, auf dass ihr dem ganzen Menschengeschlecht die nützlichsten Heilmittel seid. Darum bitte und flehe ich demütig zu euch: Steht mir bei mit euren Kräften, weil eure Schöpferin mir gestattet hat, euch zu sammeln, und mir der seine Huld schenkt, dem die Heilkunst untersteht. Und soviel eure Kraft vermag, gewähret gute Arznei, Mittel der Gesundung, und schenkt mir, darum bitte ich euch, durch eure Kraft die Genade, dass, was ich aus euch mache, oder welchem Menschen ich das Mittel gebe, es durch alle eure Kräfte die herrlichste Wirkung und guten Erfolg habe, dass es mir immer von der Huld eurer Majestät verstattet werde, euch zu sammeln, dass ich euch eurer Früchte beraube, und dass ich euch Dank sage im Namen der Gottheit, die euch hervorspriessen liess.

Wir sehen, trotz der Textentstellungen und der Fehler macht die Beschwörung noch jetzt in ihrem Schwunge einen tiefen Eindruck. Und nun lasse ich zum Vergleiche, wie die Kirche den Stoff dieser Beschwörung in ihren Kräutersegen aufnahm, die eben so schwungvolle wie klangschöne Besegnung folgen. Nach dem Breslauer Rituale vom Jahre 1723 lautet sie:

Omnipotens sempiterne Deus, qui coelum, terram, mare, et omnia visibilia, et invisibilia verbo tuo ex nihilo creasti: quique herbas, arboresque ad usum hominum animaliumque terram gignere, et unumquodque iuxta sementem in semetipso fructum habere prae cepisti: atque non solum, ut herbae animantibus ad victum, sed aegris etiam corporibus prodessent ad medicamentum, tua ineffabili pietate concessisti: te supplici mente et ore deprecamur, ut has diversi generis herbas et fructus, tua clementia benedicas et supra naturalem a te inditam virtutem eis benedictionis tuae novae gratiam infundas, ut ad usum hominibus et iumentis in nomine tuo applicatae, omnium morborum et adversitatum efficiantur praesidium. Per dominum nostrum etc.

Digitized by Google

In deutscher Übertragung:

Allmächtiger, ewiger Gott, der du Himmel, Erde, Meer und alles Sichtbare und Unsichtbare durch dein Wort aus nichts geschaffen, und der du befohlen hast, dass die Erde Kräuter und Bäume zum Nutzen der Menschen und Tiere hervorbringe, und dass jedes Kraut nach seinem Samen Früchte in sich trage, und der du in deiner unaussprechlichen Güte gewährt hast, dass die Kräuter nicht allein den lebenden Geschöpfen zur Nahrung, sondern auch als Heilmittel den Kranken nützen sollen: dich flehen wir demütigen Herzens und Mundes an, dass du diese verschiedenartigen Kräuter und Früchte in deiner Erbarmung segnest und ihnen zu der von dir hineingelegten natürlichen Kraft auch deines neuen Segens Genade eingiessest, damit sie den Menschen und Tieren, zu deren Nutzen sie verwendet werden, sich als Schutz erweisen gegen alle Krankheiten und Widerwärtigkeiten. Durch unsern Herrn usw.

Und solche Segen gab es zur Weihe des Weines zu Ehren des hl. Johannes, zur Weihe der Kreide, mit der die Namen der heiligen drei Könige an die Türen geschrieben werden, zur Weihe der Häuser am Ostersonnabend, des Brautbettes, eines neuen Schiffes, der Wallfahrer, die an heilige Stätten zogen; ein reiches Material, aus dem das Volk auswählen konnte, um seine eigenen Formeln zu formen. Am öftesten begegnet man, wie es ja natürlich ist, Umformungen des kirchlichen Kräutersegens, die als Beschwörung beim Graben der Heilkräuter Verwendung finden. Eine solche allgemeine Formel, die der Hs. R. 1024, 2 der Breslauer Stadtbibliothek entstammt und 1570 geschrieben ist, lautet:

Bl. 48 r. Rectissima formula colligendi simplicia.

Herba, creator omnipotens dixit, germinet terra herbam virentem et facientem semen iuxta genus suum, et vidit bonam esse, is benedicat etiam nunc te, ut tua virtus perfecta in te, tuaque substantia confirmetur, conserueturque ad nostrum opus, quod desideramus ad gloriam honoremque Dei patris Dei filii et Dei spiritus sancti. Amen.

Das heisst:

Kraut, der allmächtige Schöpfer sprach: die Erde lasse hervorspriessen grünendes Kraut, das Frucht trage nach seiner Art, und er sah, dass es gut war. Derselbe segne nun auch dich, dass deine Kraft vollkommen sei in dir und deine Wesenheit gefestigt und bewahrt werde bei unserem Werke. Das wünschen wir zum Ruhm und zur Ehre Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes. Amen.

Solche Beschwörung der Kräuter beim Graben oder bei ihrer Anwendung wurde Regel. So galt das Kräutlein Widerthon (Wiederthat, Polytrichum) als Mittel gegen Behexen und Verzaubern. Einen Spruch, der im Sinne der obigen Weihegebete

Digitized by Google

dem Kraute seine Pflicht einschärft, entnehme ich der Hs. IV. F. 12 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau vom Jahre 1594. Dort heisst es:

Bl. 62 r. Wiltu haben, das dein Viehe nicht soll bezaubertt werden, So soltu an Walpurgis abendt Wiederthat vnd Tellscheiben[1]) nehmen, die dem Viehe eingeben, vndt vnter die Thürschwelle oder darüber, wie es am besten geschehen kahn, ein wenig Esellhar eingraben vndt also sagen:

Wiederthat, du weist, was dir Christus befohlen hat; Das du solt das gutte mehren, vndt des bösen wehren. Das zehll ich dir liebes Viehe zu lob vndt buße.

In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti.

Eine Reihe solcher aus kirchlichen Gebeten umgebildeten Beschwörungsformeln, die beim Schneiden der Wünschelrute üblich waren, habe ich in diesen Mitteilungen Heft XIV S. 51 veröffentlicht. Gegen derartige Beschwörungen, die beim Suchen der Heilkräuter, bei der Herstellung der Heilmittel und vor allem auch bei ihrer Anwendung in allgemeiner Übung waren, sei es, dass sich in ihnen Reste altheidnischer Formeln erhalten hatten, oder dass hier eine Neubildung auf der Grundlage kirchlicher Segen und Weihegebete vor sich gegangen war, fühlte sich die Kirche so gut wie machtlos. Die Verwendung solcher Formeln im Privatleben entzog sich ihren Augen; auszurotten war zunächst der Hang des Volkes zu solcher Betätigung ebensowenig, wie man die eingangs beschriebenen Zauberformeln epischen Inhalts hatte verdrängen können, und so wurde auch hier wieder das Verfahren angewandt, dem Volke den liebgewordenen Brauch des Beschwörens und Segnens zunächst zu gestatten, aber an die Stelle der Beschwörungen, die sich nicht wie jene epischen Formeln verchristlichen liessen, kirchliche Gebete zu setzen. Und da diese Gebete den Neubekehrten geläufig sein mussten, beschränkte sich die zur Verwendung gelangende Zahl eben auf jene wenigen, deren Kenntnis dem Volke zur Pflicht gemacht wurde, und die ihm ständig gelehrt wurden, nämlich das Kreuzzeichen, das Vaterunser, zu dem später das Ave Maria trat, und das Credo. Auf diese Weise kommen diese drei oder vier Gebete bei den allermeisten Beschwörungen in Übung, ihre Verwendung hatte in den meisten Fällen selbst die Bedeutung einer Beschwörung. Es wird nur selten vorkommen, dass man den Schreiber einer Handschrift bei einer derartigen Verchristlichung heidnischer Beschwörungsformeln gleichsam über-

[1]) Vielleicht die Dolden der Dille, schles. Tille, Anethum graveolens.

Digitized by Google

rascht. Die folgende, auch der aus dem 9. Jhdt. stammenden Handschrift III. F. 19 entnommene Stelle enthält einen solchen Umwandlungsversuch; der Mönch hat die zum Graben eines Heilkrautes nötige Beschwörung aus seinem Original herübergenommen und ist sich dann seiner Pflicht, diesen Brauch zu christianisieren, bewusst geworden; und so widerruft er das soeben Geschriebene mit den einfachen Worten, die er über die durchgestrichene Beschwörung setzt: „Was hier folgt, ist wirkungslos; dafür spreche man vielmehr das Paternoster und Credo".

Bl. 81 r. Herba cucumeris

Precabis autem eam, sic dicis: Vgia summa nutrix draconum per matrem terram te adiuro, uti curis precantacionibus asclepii herbarum doctorem, incantacionem meam perferas inlibatam.

Und über dieser gestrichenen Stelle von derselben Hand:

Quod hic sequitur non valet, sed pro hoc dicatur pater noster et credo.

Dieser beschwörende Charakter des Gebets tritt uns noch deutlich in einem Bienensegen des 15. Jhdts. entgegen, wo einfach auf das Kreuzzeichen der Befehl an die Bienen folgt. Der Segen steht in der Hs. IV. 0. 6 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau.

Bl. 233 r. Daz dy been dyr nicht entflien, so sy swermen an eyne blümen: In nomine patris et filii et spiritus sancti. manete hic et mella facite.

Zahlreich, um nicht zu sagen zahllos, sind die handschriftlich überlieferten Hinweise und Vorschriften für den Gebrauch der vorgenannten Gebete beim Kräutersuchen und beim Gebrauch der Heilmittel. Oft ist hier die ursprüngliche Bedeutung der Besegnung und Beschwörung schon sehr in den Hintergrund getreten, doch erkennt man den ursprünglichen Sinn noch meist daraus, dass von der Anwendung dieser Gebete der Erfolg des Heilmittels abhängig gemacht wird. Zunächst mögen hier aus schlesischen Handschriften einige derartigen Anweisungen für das Kräutergraben folgen. So schreibt eine Stelle in der Handschrift R. 291 (Bl. 110 v) der Breslauer Stadtbibliothek aus dem 14. Jhdt. vor, dass beim Graben der Verbena, des Eisenkrautes ein Paternoster und Credo gesprochen werden soll, und die gleiche Stelle lautet in der Hs. I. 0. 6 (Bl. 138 r) der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau aus dem 15. Jhdt., die ich bereits in Heft XIII S. 23 dieser Mitteilungen angeführt habe, dahin, dass ein Paternoster und ein Ave Maria und Credo über das Kraut zu sprechen sei; dieselbe Stelle kehrt in der Hs. I. Q. 114 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau wieder

auf Bl. 12 v, und in allen diesen Formeln beginnt die ausführliche Beschwörung des Eisenkrautes mit dem Kreuzzeichen. Von dem Kraut Serpentilla, dessen Name in der Handschrift I. 0. 6 Bl. 165 als Crementilla und in Hs. III F. 20 Bl. 119 r als Trementilla wiederkehrt, heisst es in der oben genannten Hs. R. 291 der Breslauer Stadtbibliothek:

Bl. 102 v. Serpentilla heizet ein krut. Swa du daz vindest, so saltu din pater noster sprechen vnd salt si danne graben. Swer daz fiuer hat, dem saltu di selben wurcz vnder legen, daz er daz nicht wizze, fur daz er dar uf geslafe.

Gegen Epilepsie wird in der Hs. III. F. 21 des 15. Jhdts. aus der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau das mit drei Vaterunsern beschworene und mit dem Kreuzzeichen genommene Nasturtium, eine Art Kresse empfohlen:

Bl. 245 v. De Epilepsia. Nasturtium cum oratione dominica decantatum ter et in nomine patris et filii et spiritus sancti sumptum vel succus ipsius.

Damit sind wir bei der Verwendung des Kreuzes, des Vaterunsers und Ave Maria und des Credo beim Gebrauch der Heilmittel oder in Verbindung mit symbolischen Heilhandlungen angelangt. Auch hier sollen nur einige Stellen aus dem reichen handschriftlichen schlesischen Material zur Veranschaulichung des Gesagten folgen. Was vom Nasturtium als Mittel gegen Epilepsie galt, findet sich vom Eisenkraut, der Verbena auch in der Hs. I. F. 334 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau:

Bl. 265 vb. Si quis eam decoctam de mane cottidie biberit et tria pater noster antea cum devocione dixerit, a morbo caduco vtique liberabitur.

In der medizinischen Hs. IV. F. 24 aus dem Ende des 15. Jhdts. der Kgl. und Univ.-Bibl. Breslau finden wir zwei Fieberrezepte, die schon die alte Einfachheit in der Verwendung der Gebete vermissen lassen:

Bl. 177 ra. Vor das sussen vnd hitze nym von swarczer steynbreche[1]) alzo gros als eyn walsche nvs vnd ys das iij morgen nochenander nuchtern vnd sprich alle morgen V pater noster vnd aue maria dem heylige crewcze czw eren. Abir vor das kalde synt XLV pater noster vnd aue maria dy summa. Wen ys eynis ankommit czw dem irsten mole, zo man ys gewor wirt, zo nym honig zeim myt dem uarlassin[2]) finger vnd ys denne als eyn abis[3]) gros vnd sprich V

[1]) Saxifraga granulata.

[2]) uarlassin vielleicht wie im engl. left, Finger der linken Hand; oder eher impudicus digitus, also der mittlere Finger.

[3]) abis, arwîz Erbse

Digitized by Google

pater noster vnd aue maria dem leyden Christi. du salt och merkin, das du des selbyn tagis des honigis salt nemyn iij stund vnde noch yczlichem mole saltu V pater noster vnd V aue maria sprechin. das saltu drey morgen nochenander thun.

IV.

Die Einfachheit der von der Kirche für solche Anlässe empfohlenen und geduldeten Gebete hat gar bald unter dem alten Drange des Volkes gelitten, die Besegnung möglichst feierlich und eindrucksvoll zu gestalten. Und so gingen in die volkstümlichen Beschwörungen im Laufe des Mittelalters viele von den Elementen über, aus denen die Segnungen und Beschwörungsformeln der mittelalterlichen Kirche zusammengesetzt war, und die ursprünglich nur in der Kirche und vom Priester angewandt wurden. Die Einbeziehung von Bibelstellen, die auf die Gewalt Gottes hinweisen, die vielen Bezeichnungen Gottes, denen wir auch in ganz volkstümlichen Formeln begegnen, die Namen der drei Könige und mancher Heiligen, die Verwendung des 1. Kapitels des Johannesevangeliums und oft der ganze Wortlaut solcher Formeln, das alles ist unmittelbar aus den eindrucksvollen feierlichen kirchlichen Beschwörungen in die vom Volke geschaffenen übergegangen. Um das zu erläutern, will ich einige fernliegende Stellen aus kirchlichen Exorzismen herausgreifen und in volkstümlichen Formeln nachweisen. So finden wir den Vers „es siegt der Löwe aus dem Stamme Juda, vicit leo de tribu Juda“ unter anderen Beschwörungen auch in der Beschwörung des Unwetters im Breslauer Rituale vom Jahre 1723 S. 654. Diese Formel begegnet uns in einem weitverbreiteten Geburtsbriefe, von dem ich bereits eine Fassung aus der Hs. III. F. 20 (Bl. 113 v) der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau in den „Mitteilungen“ Heft XIII S. 29 abgedruckt habe. Der Brief findet sich auch in dem Rezeptbuch III Q. 7 derselben Bibliothek, das aus dem 15. Jhdt. stammt:

Bl. 21 v. Wenne das weyb in erbeit geit des kinds, so sal man er denne eyn brif schreyben vnd en er vf den bauch len:

De viro vir, de virgine, virgo, leo de tribu Juda. Maria peperit Christum, Elizabeth sterilis Johannem Baptistam. adiuro te infans per patrem et filium et spiritum sanctum, sive masculus siue femina et, ut exeas de vulua ista. exinanite, exinanite.

Abzo das kint geborn ist, zo sal man den brif wider schire abe nemen [1]).

[1]) In der Germania XXIV 74 mit geringen Abweichungen aus einer Insbrucker Hs. des 14. Jhdts. und einer bayrischen des 15. Jhdts.

Digitized by Google

In gleicher Weise sind aus dem kirchlichen Rituale die in den Fiebersegen enthaltenen Stellen: „Increatus pater, Immensus pater, Eternus pater", sowie: „Dextera domini fecit virtutem, Dextera domini exaltavit me" entlehnt, die ich aus der Hs. III. F. 20 Bl. 119rb und IV. 0. 6 Bl. 165^{r} in den „Mitteilungen" Heft XIII S. 26 gegeben habe; derselbe Segen findet sich auch in der Hs. B. 1932 (Bl. 28^{v}) der Breslauer Stadtbibliothek vom Jahre 1460 [1]).

Wie im Breslauer Rituale von 1723 S. 654 gegen das Gewitter der Vers „Christus regnat, Christus imperat, Christus ab omni malo et tempestate nos et omnia bona nostra defendat" verwendet wird, so begegnen wir den gleichen Worten in einem Wurmsegen vom Jahre 1361 in der Hs. III. Q. 1 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau:

Bl. 80va. Contra vermes equorum dicas hanc oracionem. Cristus vincit Cristus regnat, Cristus imperat, Cristus liberet hunc equum.

In der kirchlichen Beschwörung des Unwetters (Rituale S. 654) werden weiter angewendet: nomina trium regum, quorum sunt Caspar, Melchior, Balthasar; in den volkstümlichen Segen treffen wir diese Namen sehr oft; einen solchen Blutsegen teilte ich aus Hs. IV. 0. 6 Bl. 135^{r} der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau im Heft XIII S. 27 mit, und so findet sich ein ähnlicher Segen gegen Totgeburten in der Hs. III. F. 16^{a} vom Jahre 1566 derselben Bibliothek:

Bl. 24^{v}. So eine frauv oft geboren vnnd die frucht nicht lebendig zur weldt kommt. Nim ein frischen Apfel, schneid in mitten von einander vnnd schreib vf ein ider helffte die nahmen der h. drei konige. Alß Caspar, Melchior vnd Balthasar, vnnd thue in wider zuhauff. gibs ihr zu essen.

Das Tragen dieser Namen gegen Epilepsie empfiehlt die Hs. R. 458 der Breslauer Stadtbibliothek vom Jahre 1408:

Bl. 19^{v}. Contra epilepsiam. qui secum portat tria nomina regum curatur.

Nur geringe Erweiterungen, die aus kirchlichen Gebeten entnommen sind, zeigt der Fiebersegen aus Hs. III. F. 10 (15. Jhdt.) der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau:

Bl. 271^{r}. Item ad quartanam. Recipe tres frondes saluie [2]) et scribe in prima † pater vita in secunda † filius pax in tercia † spiritus remedium † et da ei comedere.

[1]) Ein solcher niederdeutscher Segen aus Wolfenbüttel in der Germ. 32, 459; aus einer Insbrucker Hs. des 14. Jhdts. in der Germ. 24, 311 und 312.

[2]) Salvia officinalis, Salbei.

Digitized by Google

Vita und pax begegnen uns auch in der Gewitterbeschwörung des Breslauer Rituales von 1723 S. 656. In ähnlicher Form findet sich dieser Segen in der Hs. III. Q. 1 vom Jahre 1361 derselben Bibliothek:

Bl. 80va. Contra dolorem febrium. Accipe pomum et incide in quatuor partes et quartam partem reice et in tribus scribe † pater vita † filius verbum † sanctus spiritus remedium † et dic tria pater noster primum patri, secundum filio tercium sancto spiritui.

Was dem Volke in den kirchlichen Exorzismen am ersten nachahmenswert erscheinen musste, war die Betonung des epischen Elements in der Anführung von Tatsachen aus dem Leben Christi, wie es in den immer mit der kirchlichen Beschwörung verbundenen Litaneien, meist der Allerheiligenlitanei geschieht. Gerade hier lag ja eine innere Verwandtschaft mit dem epischen Teile des altgermanischen Zauberspruches vor. Im Vordergrund steht die Erwähnung der Geburt, des Leidens und der Auferstehung Christi; der Sinn der Erwähnung dieser Tatsachen im kirchlichen Exorzismus wie in der volkstümlichen Besegnung und Beschwörung ist natürlich der, dass die Erlösung durch Christus sich auch im vorliegenden Falle wirksam gegen die Macht des Bösen erweisen möge. Einen solchen Segen zur Blutstillung habe ich bereits in Heft XIII S. 27 der „Mitteilungen“ aus der Hs. IV. 0. 6 der Kgl. und Univ.-Bibliothek zu Breslau gegeben; ein anderer Segen gegen Epilepsie befindet sich in der Hs. III. Q. 7 derselben Bibliothek, doch ist er unter den anderen Rezepten der Seite fast bis zur Unleserlichkeit mit Tinte durchgestrichen; die Handschrift gehört ins 15. Jhdt.:

Bl. 33v. Contra morbum caducum. Wen eyn mensch dy fallende crangheit ankommet ader bestet, wer denne bussin wil, der sal stan zcu den fussen vnde heyschen em brengen geweith wasser vnde gissen vf des sychen lincke hant vnde sprechen alzo:

Ich gisse das wasser in dem namen vnsers herren Jhesu Cristi, der entphangen wart in Nazareth. denne sal her gissen in dy rechte hant vnde sprechen alzo: Ich gisse das wasser in dem namen vnsers herren Jhesu Cristi, der geborn wart zu Bethlehem. vnde denne gewss das wasser zu dem dritten mole in sein angesicht vnd sprich: Ich gysse dich geweith wasser zcu dem dritten mole in dem namen vnsers herren Jhesu Cristi, der gecrewcziget wart zcu Jhernsalem. vnd denne sal man den menschen angreyffen mit dem gurtel vnd of brengen vnd sprechen: stunt mit vf. In dem namen vnsers herren Jhesu Cristi, der an dem dritten tage vf irstunt von dem tode. vnd halt den menschen alzo lange baz daz her sich vorsynne, zo kommt is en nymmermeh an.

Die gleichen Tatsachen führt ein Segen gegen Seuchen und Geschwülste vom Jahre 1460 an, der der Hs. B. 1932 der Breslauer Stadtbibliothek entnommen ist:

Bl. 30r. Daz ist eyn gut segen vor alle seuche vnd geswolst an dem halsse an dem hewpte vnd anderswo:

† In dem namen des vaters suche ich dich seuche † In dem namen des sones vinde ich dich † Cristus wart geborn † Cristus wart gemartert † Cristus dirstunt. Cristus der lege desin sichen. diss sal man sprechen, wen den mannen we wirt alzo daz her nicht gewandern mag ader gereiten vnd auch wenne her gessen hot.

Wie verbreitet gerade dieser Segen ist, zeigt die folgende Nachricht vom Jahre 1694 aus Lissabon, wo dieselben Worte zur Heilung angezauberter Krankheiten Verwendung fand. Im 6. Bande der von H. Gaidoz herausgegebenen Zeitschrift Mélusine (1893 Nr. 12 S. 282) wird erzählt:

En 1694, Anna Martins avoua devant le tribunal de l'Inquisition de Lisbonne qu'elle guérissait les maux causés par la fascination en prononçant trois fois le nom de Jésus, en bénissant ensuite la personne fascinée en ajoutant: „Jésus s'incarna, Jésus naquit, Jésus souffrit, Jésus ressuscita; de même que cela est vrai, de même disparaissent les maux de ce malade".

Je mehr in solchen Krankheitssegen das epische Moment in den Vordergrund gestellt wird, desto mehr nähern sie sich naturgemäss den oben besprochenen Verchristlichungen altgermanischer Sprüche. Oft tritt hier sogar eine Zusammensetzung solcher jüngerer in Anlehnung an den kirchlichen Exorzismus entstandener Segen mit jenen alten Segen ein. Die vier folgenden Sprüche werden diesen Übergang zeigen. In der schon wiederholt angeführten Hs. III. Q. 1 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau steht folgender Zauber zur Entdeckung des Diebes:

Bl. 82ra. De furtu. ut furtum ad locum suum reuertatur, scribe in duabus cartulis † Abraham ligauit † ysaac restituit † Jacob domum reduxit. et pone super hostium domus vnam cartam et aliam in superiore limite.

Die Verwendung der drei Patriarchennamen in diesem Segen hat in den kirchlichen Segen kein Vorbild. Das Vorbild fehlt in gleicher Weise für die derselben Handschrift entnommene Formel, die bewirken soll, dass eine Nadel schmerzlos die Haut durchsteche.

Bl. 82va. Vt acus pertranseat. In nomine domini nostri Jhesu Cristi. lac beate virginis transivit de vberibus. sic sine dolore transeat hec acus per cutem istam in nomine patris et filii et spiritus sancti. Amen.

Und der epische Teil ist nur noch erhalten in dem Segen

Digitized by Google

gegen Epilepsie, der ebenfalls kein kirchliches Vorbild hat; er steht in Hs. III. F. 29 vom Jahre 1417 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau:

Bl 131v. Item qui dicit verba quae sequuntur ter in aurem epileptici, dum est in paroxismo, statim liberabitur a paroxismo et surget. pater noster. Cristus factus est in agonia, prolixus orabat et factus est sudor eius sicud gutt sanguinis decurrentis in terram.

Eine vollkommene Vermischung der kirchlichen Beschwörung der Dämonen und eines alten Wurmsegens gibt schliesslich der Hs. III. Q. 1 derselben Bibliothek vom Jahre 1361 entnommene Segen gegen die Würmer der Pferde:

Bl. 79ra. Contra vermes equorum. Ecce crucem domini, fugite partes aduerse. in nomine patris et filii et spiritus sancti amen. yris e etaris agatis Amen. Secundo: Vrice sabaoth emanuel adonay agij agyal. beatus Job habuit vermes et moriebantur ad nutum dei. sic fiat huic equo A. et pro defunctis dicendum vnum pater noster, tantum videlicet hoc equo absente quantum praesenti.

V.

Der Gebrauch der Segen beschränkt sich, wie das angeführte Material gezeigt hat, auf einen kleinen Kreis von Krankheiten und auf das Graben der Kräuter und die Verwendung der Heilmittel. Alle Formeln dieser Art haben bei einer gewissen Volksmässigkeit im Inhalt und Ausdruck auch eine bestimmte Kürze beibehalten, die ihre schnelle Verwendbarkeit in der Zeit der Not ermöglicht. Anders sehen die Segen aus, die nur für seltene Fälle in Anwendung kommen und nie ganz volkstümlich geworden sind, da sie dem Bedürfnis des Volkes gar nicht angemessen waren, sondern ihre Entstehung und Anwendung den besonderen Bedürfnissen einiger weniger verdankten. Man erkennt solche Segen und Beschwörungen alsbald an ihrer Länge und an dem engen Anschluss an kirchliche Vorbilder, sei es, dass sie direkt kirchliche Gebete entlehnen, oder den Stoff ihrer Vorbilder zu Formeln verarbeiten, die der Länge kirchlicher Exorzismen nichts nachgeben, wie es besonders bei den Beschwörungen guter Geister, der sogenannten weissen Kunst, geschieht. So finden wir in der Hs. III. Q. 1 der Kgl. und Univ.-Bibliothek zu Breslau vom Jahre 1361 einen mit einem kirchlichen Gebet verbundenen Brief für Kranke, die nicht schlafen können:

Bl. 95va. Vt dormiens lenius dormiat, scribe in littera illa VII nomina et pone ei sub capud et incipit dormire, scilicet illa nomina † Maximianus † Malchus † Marcus † Dyonisius † Serapion † Johannes † Constantinus † Domine

Digitized by Google

deus omnipotens, sicut per clementiam tuam bene pueros in Epheso dormire fecisti, ita fac eius interpellacione hunc famulum uel famulam tuam dormire et placido sompno quiescere, ut a te corporis et anime sanitate recepta gloriare possit nomen tuum sanctum in secula seculorum. Amen.

Und nun möge als typische Formel für die Beschwörung der guten Geister ein etwas längerer Text folgen, der seine Anlehnung an kirchliche Beschwörungen deutlich kundtut. Er beginnt mit der Anrufung Gottes, der als König aller Könige, Anfang und Ende aller guten Dinge (*α* et *ω*), Tröster aller Menschen, die auf ihn hoffen, starker Gott (*ἰσχυρὸς θεός*, deus fortis) und unsterblicher Gott (*ἀθάνατος*, deus immortalis) bezeichnet wird; bei seinem Namen und den Verdiensten aller Heiligen und Auserwählten soll er den Engel Uriel senden, dass er alles sage, was man zu wissen begehrt. Nach diesem Gebete zu Gott wendet sich die Formel zu Uriel, der bei den einzelnen Tatsachen aus dem Leben Jesu beschworen wird; diese Aufzählung der Tatsachen deckt sich auffallend mit den Texten der Litanei vom Namen Jesu und aller Heiligen, wenigstens wie sie in ihren älteren Formen lauten: per incarnationem tuam (bey der Menschheit Jhesu Christi), per nativitatem tuam (bey seiner geburth), per crucem tuam (bey dem heiligen creutz), per passionem tuam (bey seiner Marter), per mortem tuam (bey seinem Tode), per sepulturam tuam (bey seiner Begräbnis). Mit dem kirchlichen Gruss Pax tecum (Der friede Gottes sey zwischen mir und dir) wird der Geist nach einer längeren Danksagung entlassen. Nur die Begleitumstände der Beschwörung, das Glas Wasser, das stillschweigend zu füllen ist und auf ein weisses Tuch gesetzt werden soll, die Erforschung der Zukunft durch den beschworenen Geist, die Entlassung sind Züge, die mit volkstümlichem Glauben und Tun in Zusammenhang stehen, in der vorliegenden Form aber wohl auch kabalistische Einflüsse verraten. Der Text stammt aus verhältnismässig später Zeit, dem 16. Jahrhundert, und ist der Hs. R. 1559 der Breslauer Stadtbibliothek entnommen. In seinen Gebeten und Beschwörungen hat er viele Ähnlichkeit mit den von mir in diesen Mitteilungen Heft XIV S. 51 veröffentlichten Beschwörungsformeln bei Gewinnung der Wünschelrute.

Bl. 58r. Einen Geist ohne Sünde zu bekommen.

Vor allen Dingen sey keusch und züchtig 7 Tag und Nacht als dan kauffe ein schön hell neu venetianisch Glaß mit einem langen halß, gehe zu einem fließenden wasser stillschweigend, fülle das Glaß mit wasser, Im Nahmen Gottes

des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes. trage solch Glaß heimlich nicht redende nach Hause, lege ein rein weiß Tuch auf den Tisch, setze das Glaß darauf gegen der Sonnen Auffgang, und mache das fenster auff, knie nieder, sprechende oder rede dieß Gebeth mit Andacht:

O du allmächtiger Ewiger Gott, ein König aller Könige, und Herr aller Herren Jhesu Christi, ein Sohn des lebendigen Gottes, der du bist ein Anfang und Ende aller guten Dinge, und ein Tröster aller Menschen, die auff dich hoffen, in meiner Andacht ruff ich dich an, durch den unaussprechlichen Nahmen deiner Gottheit, du starcker unsterblicher Gott und durch die Verdienste aller Gottes heiligen und außerwehlten, daß du mir auß besonderer Gnade und Gütigkeit lässest kommen den Engel Uriel in dies Glaß, daß ich ihn sehen mag, in einer schönen lieblichen Gestallt, daß er mir die Warheit sage und offenbahre ohne einigen Betrug oder Falschheit von allen Dingen, die ich ihn frage und begehre zu wissen sonder Schaden meines Leibes und der Seelen. Amen.

Ich beschwere dich Uriel vom Auffgang der Sonnen biß zu Mitternacht, und von Mitternacht biß zu der Sonnen aufgang, bey der heiligen ungezweifelten Dreyfaltigkeit, bey der Menschheit Jhesu Christi, bey seiner Geburth, bey Seiner Beschneidung, bey seiner Tauffe, bey seinen Predigten, bey dem heiligen creutz, bey seiner Marter, bey seinem Tode, bey seiner Begräbniß, bey seiner Himmelfarth, bey der Gewalt Gottes, bey der Zukunfft des Tages des Urtheils: daß du Uriel bald, sonder einige Verziehung, und ohne einige Beleidigung meiner und aller Creaturen in dem Glase mit wasser dich offenbahrest, mir sagende und mitdeilende sonder allen Betrug . . . hier auf sage was du begehrest: So der Geist des Erste mahl nicht kombt, mustu ihn 2. bis 3 mahl beschweren alle Zeit von forne anfangende.

Wenn er nun kömpt und in das Glaß mit Wasser fähret, auch dein vergnügen von Ihm hast, so gib ihm also urlaub:

Du Edler Engel und Geist Uriel, daß du mir gehorsam gewesen bist, und auf das Gebeth Gottes anytzo durch mich gethan geantwortet hast, da für danke ich dir, gebende hirmit urlaub, daß du stille und in friede abscheidest auß dem Glaß darinnen du gewesen bist, ohne Schaden meines Leibes meines Lebens meiner Seelen, und aller Creaturen, und so ich dich ein mahl wieder ruffe, daß du mir gedultig und gehorsahm erscheinest. Der friede Gottes sey zwischen mir und dir, bey dem Schöpfer aller Dinge und richter der Lebendigen und der Todten. Im Nahmen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes. Amen. Amen. Amen.

Dießes Experiment mag man machen des Morgens vor der ☉ Auffgang oder des Abends nach der ☉ untergang, auch bey lichte und aller Zeit an einem heimlichen Orte.

VI.

Von weittragender Bedeutung für die Ausgestaltung der volkstümlichen Formeln wurde die Herübernahme der in den kirchlichen Beschwörungen oft geradezu angehäuften Namen Gottes, die wohl geeignet waren, der kirchlichen Formel eine gewisse Feierlichkeit zu verleihen, im Volksmunde aber schnell entarteten und oft bis

Digitized by Google

zur Unkenntlichkeit entstellt wurden. Die Wetterformel im Breslauer Rituale von 1723 S. 655 bis 660 beschwört die Wetterdämonen: . . . per septuaginta nomina ejusdem Domini nostri Jesu Christi Hebraice; Graece et Latine, quibus nuncupatur Deus. Und dann folgen die Namen: Agios, Ischyros, Athanatos. . . . Heloy, Heloy, Heloy, Alpha et Omega, principium et finis, Pax, Vita, Virtus, Salvator, Rex magnus, Deus Sabaoth . . . Otheos, Agia, Saday, Adonay . . . Deus, Rex, Lux, Emmanuel, Sabaoth, Adonay, Tetragrammaton, Ovis, Hely, Heloy usw. Diese unverständlichen und unverstandenen Namen mussten für die Masse des Volkes eine besondere Anziehungskraft besitzen, und wir sehen sie, nachdem das Bewusstsein von ihrer Herkunft und Bedeutung verloren gegangen ist, in den sonderbarsten Verdrehungen, in oft ganz unenträtselbaren Formen als Beschwörungs- und Zauberworte im volkstümlichen Zauberspruch. Damit soll nicht gesagt sein, dass nun alle die unverständlichen Stellen in diesen Formeln diesen Ursprung gehabt hätten, manchmal scheinen sogar hebräische Worte vorzuliegen, die der Bibel oder dem Talmud entnommen sind, und in anderen Fällen sind vielleicht Traditionen lebendig, die auf die oft sinnlosen Zauberformeln bei den lateinischen Schriftstellern zurückgehen, aber wir werden in manchen der folgenden Texte die oben angeführten Namen Gottes alsbald wieder herauskennen, und dass der grössere Teil der unverständlichen Stellen auf solche kirchliche entstellte Namensformen zurückgeht, ist als sicher anzunehmen. Einige sind uns schon in Verbindung mit den Jobsegen begegnet. Gegen Zahnschmerz schreibt die Hs. III. Q. 1 folgenden Brief vor:

Bl. 79 ra. Contra dolorem dencium scribe haec nomina in cartam. apone denti dolenti: Ely Ely eleyson. Adulon, adonay calon sint remedium famulo dei Johanni pacienti dolorem dencium. Amen. et sanaberis.

In derselben Hs. steht eine Beschwörung zum Fangen der Schlangen:

Bl. 77 va. Ut serpentes non possint nocere tibi et ut possis eos manu capere Dic: coniuro te serpens per patrem et filium et spiritum sanctum cui omnia obediunt, ut mihi obedias. sta hic porro. perum zero zibic zay zaros manay paraclitus.

Die Handschrift III. F. 20 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau enthält einen Blutsegen, der solche Namen verwendet:

Bl. 116 va. Wenne dir gesayt wirt, daz keyn [1]) mensche vaste blute, so

[1]) „keyn“ gleich „irgendein“.

Digitized by Google

sende eyn botyn czu dem wassir vnde vorbût deme botyn daz her icht rede vndir wegyn. wenne dir daz wasser swygende wirt brocht, so saltu ys heymelichen sygen durch dyn hende in eyn andir vas vnde salt sprechyn dyse wort: In nomine patris et fily et spiritus sancti. de saray calice confirma calicem ysmahelice. amen. daz saltu drystunt ton vnde gyp ym czu trinkene. so vorstet daz blut.

Eine Benedictio mit derartigen Namen steht in den „Mitteilungen" Heft XIII S. 28 aus der Hs. IV. 0. 6 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau.

In diesem Zusammenhange möchte ich auch das Hocuspocus besprechen; die immer noch verbreitete Erklärung dieses Zauberwortes als Entstellung der Transsubstantiationsworte Hoc est (enim) corpus (meum), etwa wie im Französischen aus Corps (de) Dieu ein Corbleu, oder aus Par Dieu ein Parbleu geworden ist, ist natürlich verfehlt, schon deswegen, weil sie die älteren Formen dieser Formel nicht berücksichtigt. In den von mir in den „Mitteilungen Heft XIII S. 26 mitgeteilten Sprüchen heissen diese Worte 1. pax max; 2. max paxt; 3. rex pax max; 4. in einer gleichen Fieberformel der Hs. B 1932 Bl. 28 r der Breslauer Stadtbibliothek: max pax max; 5. im Supplément illustré du Petit Journal vom 21. Mai 1894: Hax, pax, max (um die Leute vor Tollheit zu bewahren, spuckt die Mutter auf die Wunde und spricht die Worte); 6. bei Andreas Gryphius im Horribilicribrifax: Haccus, Maccus, Baccus. Auffallend ist, dass nur zwei Glieder diesen Formeln gemeinsam sind, nämlich pax max, während das erste Glied rex, max, hax lautet, oder wegfällt. Vielleicht ist der Ausgangspunkt der kirchliche Segenswunsch: Pax tecum, oder Pax domini sit semper vobiscum, und erst im Volksmunde könnte der Dreizahl zu Liebe die Ausgestaltung zu den obigen Formeln erfolgt sein; dafür spricht eine Formel, wie sie in Siebenbürgen [1]) gegen den Blitz verwendet wird: Pax, Lux, Nox. Doch möchte ich hier noch einen anderen Erklärungsversuch vortragen. Der diese Worte enthaltende Segen ist auf Oblaten, also auf die aus den ersten christlichen Zeiten herstammende Form des Brotes zu schreiben, die beim Messopfer Verwendung findet. Oblaten, die diesem Brauch dienten, mögen schon wegen ihrer Verwendung beim Gottesdienst als besonders wirksam gegolten haben. Nun

[1]) v. Wlislocki, Volksglauben und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen, Berlin 1893 S. 114.

Digitized by Google

war Paxamax eine Art Brot, das zunächst die ägyptischen Mönche herstellten, das aber auch Columban, de reg. monach. 5 und die Gloss. Isid. kennen. Forcellinis Lexikon enthält unter dem angegebenen Worte die Notiz: Paxamax seu Paxamacium seu Paximacium fuit panis parvus sex unciarum in usu apud monachos Aegyptios. Es ist denkbar, dass dieses Mönchsbrot, das auch als besonders heilkräftig galt, später mit der Oblate des christlichen Gottesdienstes identifiziert, und die Oblate, mit der alten Bezeichnung Pax max versehen, das ganze Mittelalter hindurch als Heilmittel verwendet wurde. Das Alter eines solchen Brauches darf uns nicht wundern, wir wissen ja bestimmt, dass die auch in Schlesien zu findende Formel Abracadabra, Abraculatus usw. auf das Abrasax der gnostischen Dämonologie zurückgeht.

Diese Entstellung lateinischer Formen im Munde des Volkes, das des Lateinischen nicht kundig war, konnte einem so volkstümlich empfindenden und gut beobachtenden Schlesier wie Andreas Gryphius nicht entgehen, und er lässt gerade in dieser Hinsicht im „Horribilicribrifax“ seinem Humor freien Lauf, indem er der alten Cyrilla eine Reihe der gelungensten Verdrehungen alter schlesischer Segen in den Mund legt. Diese mögen hier die Verwendung des Gebets und der lateinischen kirchlichen Formeln im schlesischen Volke während des 17. Jhdts. illustrieren. Ich zitiere nach der Breslauer Ausgabe von 1698 der „Teutschen Gedichte“.

Gespräch zwischen Cyrilla und Sempronius (1. Aufzug):

Cyrilla:

Denn wird der Engel Uriel nehmen sein Horn /
und blasen drein Tit titu.

Sempronius: Was murmelt ihr?

Cyrilla: Ich bete ein tröstlich Gebet vors Feber und böse Wetter.

Cyrilla zu Sempronius (S. 772):

Nu last uns weiter: Die heilige Sanckt Margrite /
die bitt ich / dass sie mich behüte /
für Püffen / Fallen und vor Schlägen /
auf allen meinen Wegen.
Ach du lieber heiliger Squentz /
bewahre mir Hüner und Gäns.

Cyrilla allein (S. 779):

Deus meus Der heilige Sanct Andereus!
beschere uns ein gutes Jahr /
und guten Abgang zu meiner Wahr
Amen. Hodie tibi cras sibi
Sanct Paulus. Sanct Bartholomeus,

Digitized by Google

die zween Söhne Zebedaeus,
der heilige Sanckt Wenzel / und der selige Stenzel /
die sein gut vors kalte Weh /
und behüten für Donner und Schnee.

Cyrilla zu Camilla (S. 780):

Die heiligen sieben Planeten /
die trösten uns in allen Nöthen!
Haccus, Maccus, Baccus, die heiligen Wort /
die bewahren uns in allem Ort!

Cyrilla (5. Aufzug. S. 813):

Quibus, quabus! sanctus Haccabus.
Surgite mortis; fenitur sic judis.
Ach Jusuph du lieber Mann / bist mein Compan.
Pater nister gratibus plenis.

Cyrilla (S. 813):

Cosper / Baltzer / Melcher zart /
Herodis hatte einen langen Bart /
sie liegen zu Cöllen am Rheine.

Cyrilla (S. 814; bekreuzt sich gegen den Teufel und spricht die Worte des Johannisevangeliums): in principipis ero verbibus.

VII.

Das Erbe des Mittelalters hinsichtlich der Segens- und Beschwörungsformeln treten bei Beginn der Neuzeit die Schutzbriefe und Tobiassegen an. Sie sind durchaus Gebete geworden, und nur hin und wieder, dann aber mit überraschender Deutlichkeit, treten die alten Beschwörungsformeln in ihnen zutage. Zwar sind solche Tobiassegen bereits veröffentlicht, doch wird die Verschmelzung aller der im vorhergehenden nachgewiesenen Gebetselemente mit den alten Beschwörungs- und Segenformeln, die Verwendung der unverständlichsten Worte neben den lateinischen Formeln des kirchlichen Rituals am ersten klar werden, wenn hier der Abdruck eines solchen Segens eingeschoben wird, der auf Lumpenpapier in Grösse von 35,6 cm × 21 cm doppelseitig gedruckt ist und durch Generationen in einer Familie zusammengefaltet auf der Brust getragen wurde. Jetzt ist er in meinem Besitz.

Das ist der rechte und wahrhafte Tobias-Segen.

Wer diese Worte, gedruckte Zeichen und Charakter bei sich trägt, der überwindet alle seine Feinde, und kann um Gerechtigkeit willen nicht umkommen oder sterben; er ist sicher vor allem Gift, Pestilenz, Hex- und Zauberei, vor Hagel, Donner, Blitz, vor Feuer- und Wassernoth, vor allen Dieben, Mördern und Strassenräubern, die können mit der Hilfe Gottes keinen Menschen angreifen und keinen Schaden zufügen, und alles, was er anfängt, das überkommt ein gutes End', es sei im Kaufen oder Verkaufen. Wer das bei sich auf der

Digitized by Google

rechten Seite trägt, der ist in allen hierin begriffenen Punkten befreiet, und welche Frau eine harte und schwere Kindesmutter ist, der legt man den gedruckten Brief auf die rechte Brust, so wird sie ohne grosse Schmerzen gebären.

[Der Rest der Vorderseite ist dreireihig bedruckt; rechts oben kleiner Holzschnitt: Brustbild mit Tiara und Nimbus, Mantel über den Schultern, vorn geöffnet, darunter über der Brust gekreuzte Stola sichtbar; rechte Hand mit Szepter, linke mit Reichsapfel, auf dem ein Kreuzchen steht; rechts neben dem Bilde:]

Jesus Christus Rex Gloria venit in Pac Deus Homo factus est, et Verbum Caro factum est † † †

[Links oben in der dritten Spalte Brustbild Christi mit langem Haar und Nimbus; links daneben:]

Christus vincit, Christus regnat, Christus imbetat (!), Christus ab omni malo nos defendas.

[Mittelreihe: von drei magischen Vierecken gebildeter Stamm eines Kreuzes, dessen Querbalken von einem linken und rechten magischen Viereck, die hier mit 4 und 5 bezeichnet werden, gebildet wird.]

1. Jesus † Lassimaurs † Seelen
Sabian † Den † Schusesson † Sege
sum † Duofenam † Malias † Daches † Michasis † Este † Animato

[Die Namen bilden die Umrandung; in diesem Rahmen der Text des 1. Vierecks:]

Das Zeichen ist gut vor allerlei Gewehr und Geschoss, wers bei sich trägt, der kann nicht verwundet, geworfen, geschlagen, gehauen, gestochen oder geschossen werden; er ist vor allen seinen sicht- und unsichtbaren Feinden sicher, vor allen bösen Geistern und Teufels-Gespenstern, die können ihm an Leib und Seel mit der Hilfe Gottes nicht schaden, er wird vor Unglück behütet

2. Carson † Jensiassims
Sasca † Emanuel
Zebaoth † Arassaclosson
Jesus † Christus † Carsson

Das Zeichen ist gut vor alle giftige Pestilenz und herumgehende schwere Leibeskrankheiten, vor Hex- und Zauberei, vor Hagel Blitz- und Donnerwetter, vor Wasser- und Feuers-Noth, vor bösen und jähen Tod, vor alle Diebe, Mörder und Strassenräuber, die können mit der Hilfe Gottes weder im Hause noch auf den Strassen keinen angreifen, er überwindet alle seine Feinde.

3. Aglus † Solim † Saferilusans
Urx † Jesus † Christus † Amen.
Christus † Nomen † Christus
in Zotus † in Sanctum † Amen.

Daz Zeichen ist gut in allen Handlungen, zu Wasser und Land, es sei im Kaufen oder Verkaufen, so gehet ihm alles wohl von statten, er kann nicht betrogen oder übervortheilt werden, und alles, was er anfanget, das bekommt ein gutes End, er ist auch in allen andern Sachen glücklich und kann nichts verlieren.

4 Melchius † Quasimodo
Jesus † Unischaut
Bach † Sebeschen
Christus † Rius.

Digitized by Google

Das Zeichen ist gut, wann einer über ein Zauber-Teufels-Ausguss, gelegte, gegossene, eingegrabene Sachen gegangen oder gefahren wäre, und davon erlahmen und erkrummen, oder abdörren muss, wer es bei sich trägt, so mag ihm mit der Hilfe Gottes derer keiner schädlich sein, er wird in allem behütet.

5. nostrius † Christus,
Tenemia † Nusloli
genisia † Ristomosea.
Jesus † Christus † Tmex

Das Zeichen ist gut vor alle heimliche Feinde, die einen hassen und neidig sein, wer es auf der rechten Seite trägt, so wird ihm niemand feind sein, er wird lieb und werth gehalten von jedermann, und er kann auch mit der Hilfe Gottes, ohne Beicht und Buss keines jähen Todes sterben, und wird behütet vor ungewissem Schaden und Unglück.

[Unter dem Viereck Nr. 4 links der Segen:]

†

Christi Kreuz ist mein ewig und wahres Heil, Christi Kreuz behüte mich N. jederzeit und auf der ganzen Welt. Das Kreuz Jesu Christi sei über mir, nie unter mir, vor mir, hinter mir, neben mir und auf den Seiten. Das Kreuz Jesu Christi überwinde mir N. alle meine Feinde, die wider mich sind, dass sie müssen durch den Namen Gottes gezwungen sein, dass mir kein Leid widerfahre. Amen.

†

[Unter dem rechten Viereck Nr. 5 der Segen:]

†

Ihr Mund sei versagt und ihr Herz verbannt. Jesus Christus ging in den Saal, da schweigen alle seine Feinde, also müssen meine Feinde schweigen, und ihre Gewehr und Waffen stille stehen als das Wasser in dem Flusse Jordan gestanden hat, da Johannes, der Jünger, Jesum Christum, den wahren und lebendigen Sohn Gottes, getauft hat. Amen.

†

[Vorderseite unten:]

Dieser Segen ist oft und vielmal approbiret worden, welcher Mensch diesen Brief bei sich trägt, und alle Morgen der allerheiligsten Dreifaltigkeit zu Ehren 3 Vater unser, 3 Ave Maria und einen Glauben betet, der ist sicher vor seinen Feinden, es kann ihm auch durch keinerlei Gewehr

[Rückseite oben:]

Waffen und Geschoss kein Schaden zugefügt werden, er ist sicher vor allen bösen und losen Leuten, vor Hex- und Zauberei und allerlei Teufels-Gespenst, vor allen Dieben, Mördern und Strassenräubern. Welche Frau diesen Brief bei sich hat, der kann nichts misbilligen an ihres Geburt. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird Wunder erfahren, was für Kraft und Wirkung er in sich hat.

[Es folgt ein Holzschnitt: Christus am Kreuz; rechts und links davon die Segen:]

†

Benedicat tibi Sanctus Deus Dominus Deus Christus. B. V. Maria, S. Johannes, S. Marcus, S. Lucas, S. Matthaeus, † G. † M. † B S. Michael, S. Gabriel.

Digitized by Google

†

S. Raphael, S. Daniel, S. Franciscus, S. Antonius de Padua, S. Franciscus, S. Florianus et omnes Angelorum et Apostolorum Chori.

[Unter dem Bilde:]

Gleichwie unser Heiland Jesus Christus . . . . seinen Geist in die Hände seines himmlischen Vaters an dem Oelberg befahl, also befehle ich N. N. mich heute und allezeit in unsers lieben Herrn Jesu Christi heil. 5 Wunden, dass sie mich wollen behüten vor allem Bösen, Unglück und Schaden, vor Sünd und Schanden, vor Ketten und Banden, vor Feuer und Wasser, vor aller Anfechtung der bösen Geister, vor Hex- und Zauberei, vor allen Dieben, Mördern und Strassenräubern, und alle Gewehr und Waffen sind vor mir N. verschlossen, dass sie mir an meinem Leibe nicht schaden können, so wenig als dieser Mann vor 32 Jahren gestorben und zu Asche geworden ist, im Namen Gott des Vaters †, Sohnes † und des heiligen Geistes † Amen. Der Himmel soll mein Schild sein, und alle Waffen sind vor mir verschlossen, und alle Menschen müssen schweigen, die mich hassen und meiden (!), die mögen mir so wenig schaden, als dieser Mann vor 32 Jahren gestorben und zu Asche geworden. Im Namen Gott des Vaters †, Sohnes † und des heil. Geistes † Amen. Jesu steh' mir N. N. bei, dass mich kein böser oder schlimmer Mensch angreifet. Jesu behüte mich ganz und gar, die allerheiligste Dreifaltigkeit Gottes sei mein Schutz und Schirm; im Haus und Hof, zu Wasser und zu Land, auf dem Wege und allen Strassen und Gassen, zu Feld und Haid, wo ich fahre oder reite, wo ich gehe oder stehe, wo ich schlafe oder wache, da möcht' ich vor allen meinen Feinden geschützt sein, und befehle mich in alle heiligen Worte der heiligen Messen, welche in der ganzen Welt gelesen werden, damit ich durch die Kraft derselben gestärkt und gesegnet werde Ich N. N. befehle mich in alle priesterliche Segen, so allzeit gegeben werden, damit ich durch die Kraft derselben gesegnet werde. O Herr Jesu Christe, ich N. N. befehle heut' und allzeit meinen Leib und Seele, mein Fleisch und Blut, mein Herz und Sinn, meinen Verstand und Willen, meine Ehr' und mein Leben in deine allerheiligste Gott- und Menschheit. Das helfe mir Gott der Vater † Sohn † und heil. Geist † Amen.

O. A. M. D. G.

Ich N. N. will heut' ausgehen in Gottes Frieden, ich gehe, reite oder fahre aus, dass mir alle meine Wort und Werke in Gottes Namen werden fort gehen und dass alle meine Feinde und Widersacher müssen zurück stehen und zu Schanden werden, und ich gehe aus in aller Engel Haus, wer wird mit mir gehn? die drei allerhöchsten Männer, Gott der himmlische Vater vor mir, Gott der Sohn, Herr Jesus Christus, gehet neben mir, und Gott der heil. Geist schwebet über mir, wer stärker ist, als unser lieber Herr Jesus Christus, der allzeit bei mir ist, der weiche weit hinten an, also sind ihre Hände und Füsse gebunden, wie unsers lieben Herrn Jesu Christe heilige 5 Wunden; das helfe mir Gott der Vater † Sohn † und heil. Geist † Amen.

Merke aber christliche Seele, dass du auf diese heiligen Worte oder Segen nicht vermessentlicher Weise sündigen oder mit Raufen oder Schlagen darauf hoffen sollst, sondern du sollst die Laster und Todsünden meiden, alsdann wird dich Gott, der Allmächtige, schützen zu Wasser und Land, vor allen deinen Feinden, und wird dich segnen, hier zeitlich und dort ewig. Amen.

Digitized by Google

Wenn dieser umfangreiche Segen, dessen einzelne Teile auch besonders abgeschrieben und verwendet wurden — den letzten Teil habe ich in den „Mitteilungen" Heft XIII S. 108 als Schusssegen bei alten Kriegern aus der Goldberger Gegend nachgewiesen — in sich alte Beschwörungen, volkstümliche Formeln und moderne Gebete vereinigt, so zeigt ein anderer Schutzbrief, die wahre Leibeslänge Jesu Christi wenigstens heute nur noch Gebete, die ähnlichen Schutz bewirken sollen; der 7 cm breite und etwa 170 cm lange Streifen, der in Abteilungen von 15 cm Länge geteilt und ganz mit Gebeten auf der Vorderseite bedeckt ist, wird noch heute hin und wieder zusammengerollt in einem Beutel getragen. Solche Segen finden heute auf Flugblättern ihre Verbreitung, in Gebetbüchern sucht man sie vergebens. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst übte die Kirche scharfe Zensur an den durch die gedruckten Gebetbücher verbreiteten Gebeten, und so fanden die alten abergläubischen Formeln mit gefälschter Approbation der Kirche versehen auf einzelne Zettel gedruckt Eingang in das Volk, das so alte Gewohnheiten nicht missen wollte; und so führen sie heute ein geradezu lichtscheues Dasein, und es hält schwer, sich in den Besitz eines solchen Druckes zu setzen, da ihn jeder Besitzer fast ängstlich hütet. Reiche Ausbeute an solchen Gebeten, die die religiösen Unterströmungen im Volksleben, den Hang zur kraftvollen Besegnung und das Streben, sich in den Besitz übermenschlicher Fähigkeiten zu setzen, sich das Geisterreich dienstbar zu machen, so recht deutlich vor Augen führen, bieten die geschriebenen Gebetbücher des ausgehenden Mittelalters, die ohne kirchliche Approbation und ohne kirchliche Kontrolle entstanden und daher ungehindert alle jene Gebete und Formeln aufnehmen konnten, die als besonders kräftig und wirksam im Volke verbreitet waren. Ich möchte hier nur einige Proben aus zwei solchen Gebetbüchern anführen; beide sind am Ausgang des 15. Jhdts., das eine für das Nonnenkloster zur hl. Klara in Breslau, das andere für eine Frau Anna geschrieben. Die Handschriften befinden sich auf der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau; die erste trägt die Signatur I. O. 38. In ihr findet sich Bl. 95^{v} ein Gebet mit folgender Überschrift gegen sichtbare und unsichtbare Feinde:

Das ist eyn licht, das man bornen sal vor einen gutten frundt ader vor sich selber vnd das licht sal haben dy lenge des herren Jhesu Christi. ist seher gut vor alle dy synde sychtig vnde vnsichtig vnd dys gebet dorczu sprechen mit etlichen psalmen dy do hy angeczeyget werden.

Digitized by Google

Wir finden auch hier wieder die Länge Christi; bald darauf folgt Bl. 117^{v} ein Gebet, das Maria einem Einsiedler offenbart haben soll, und dessen Verrichtung die Erfüllung einer bestimmten Bitte garantiert. Das Gebet besteht aus 5000 Ave Maria, und einigen kurzen Gebeten, die hinter jedem Tausend gesprochen werden. Noch heute herrscht in Krakau dieser Glaube; nur ist die Zahl der Ave Maria auf 1000 heruntergesetzt, die an einem Marienfeste zu beten sind. Die zweite Handschrift dieser Art ist signiert I. D. 8. Sie enthält Bl. 139^{r} ein Gebet, das vor grosser Armut und weltlicher Schande bewahrt, wenn man es bei brennendem Lichte alle Dienstage zur hl. Anna betet. Wie wichtig solche handschriftliche Gebetbücher für die Erklärung des heutigen Volksglaubens und Brauches sind, ergibt sich aus dem folgenden Stücke, das in unserer Hs. Bl. 155^{v} steht. Dr. Olbrich hat in einem Aufsatze über die Waffensegen in den „Mitteilungen“ Heft IV S. 92 auf die in diesen Segen enthaltenen Angaben über den Aufbewahrungsort des Originals hingewiesen; gewöhnlich wird darin gesagt, der Brief stamme aus Holstein, andere Briefe enthalten die Mitteilung, er schwebe in einem bestimmten Orte über dem Taufbecken, und nur ein Brief enthält die Angabe, das Original werde in der St. Michaeliskirche in St. Germain aufbewahrt. Gerade diese Angabe scheint am meisten Anspruch auf Altertümlichkeit machen zu dürfen, wenn wir sie mit der Erzählung von der Herkunft des Michaelisbriefes unserer Handschrift vergleichen:

Bl. 155^{v}. Das ist die ausschrift dye dy heyden keyn Rome hatten brocht vnd sint cristen worden durch dyßen briff: alhy hebit sich an eyn gebete, das got durch den engel sint Michil uff erdin sante czu Rome off sinte michels berge vnd der briff henget vor sinte michels bilde vnnd nymant weyß wor an her henget vnnd schreybet wunderlich vnd ist mit gulden buchstaben geschriebenn alz das nymant noch geschreyb in seynner sunden.

Ich gebe euch bey dem ban des beyspil haldet, so hot yr hulffe vnnde gnode vor mir usw.

Der Schutzbrief schliesst:

das gebit ich durch den Engel sante michel, durch den ich euch kunth habe gethon. Ich vater Jesu Crist amen.

In einer Reihe der von Dr. Olbrich untersuchten Waffensegen findet, sich die Bemerkung, dass der Papst den Segen dem Kaiser Karl gesandt hat. Auch hier bietet unsere Hs. eine bedeutend ältere Fassung eines solchen Schutzsegens, wohl die älteste, die bisher bekannt ist:

Bl. 157^{r}. Das ist der brieff, den bobist Leo hot gesant konigk karelo

Digitized by Google

vnnd ist bestetiget. wer den brieff alle tage horet leßen, der vordynet hundert tage aplas. Ader wer den brieff bey ym tret, der magk den tagk keyn herczleyt viderfaren. Auch in welchem hawsse der briff lst. do magk keyn eygen fewer außkommen vnnde welche frawe dyßen brieff bey yr tret, dy do swanger ist, der kan iß nicht misselingen an der gebort. vnnd das kynt wirt allen lewten lip. † Cristus crewcze sey mit mir Anne. das wir alle tage anbethen † Das crewcze cristi ist das wore heyl † Das crewcze cristi sey mit mir Anne vnnd hinder mir. wo ich hyn kere vnnd wende yn allen enden, wen do hot deyn crewcze selbest geheliget host mit deynem heyligen rosenfarem blute † Das crewcze cristi sey mit mir Anne yn steten. yn dorfern, hewsern vnnd ym wege, wo ich hyn gehe. Ich schloffe ader wache. Ich sey off dem felde ader ym holcze † Das crewcze cristi sey mit mir Anne, meyn schirm, schilt vor alle meyne finde. Gebenedey vor allem vbil. Amen. Caspar. Melchiar. Balthasar. vnnd cristus gingk yn das mittel der Juden yn dem fade † Cristus von nazaret eyn konigk der Juden † heiliger got † starker got † heiliger vntotlicher got. Irbarme dich vber mich Annam † heyliger lucas † heyliger Marcus † heyliger Matheus † heyliger Johannes vnnd alle heyligen gebenedey mich Anne vor allem vbel † behut mich die gewalt des vaters † behut mich dye weyßheyt des sones † Erlewchte mich dy togunt des heyligen geistis. † Das hewt Cristi das crewcz cristi dye weyssagunge Ysaie Dy barmherczigkeyt dauidis Die weyssagunge Salomonis Die tren Abrahe Die gestalt Moyses Das blut abel Dy kunst danielis Dy gedolt Job Dy gnode Johannis Die demutigkeyt vnsser liben frawen. Dy faden des heyligen crewczes Sey mit mir ym frede vnnd behut mich vor allem vbel vnde sunden, dy mogen schedelich seyn an dem leybe vnnd an der zelin, an gut und an ere. Hirre got behutte mich Annam. Durch des brotes vnnd weynes wille das dyr aws deyner seytte floß vnnd wünden behalt mich bey dir alz maria ir reynißmaytum behylt. do duo dich selber eyn vorslossen host. do sy eyne reyne mayt bleyb vnnde ymmer ist ane ende. O hirre behut mich Annam vor aller not vnnd vor eynem snellin ende vnde snellen tode. Got der seligmacher vnnd ouch seyn blut Sey hewte meyn schilt vnd behutte mich vor sunden vnnd vor schanden vnnd vor boßer gesellschafft, vor fewer vnnd vor wasser, vor stechen vnd vor hoen vnnd slegen vnnd vor allem, das do magk begeben das lebenn, das fleisch vnnd das gebeyn. Dw starcker got genant Der sey hewte meyn schirm vor allen sunden. meyn herre got erloße mich noch hewte alzo du durch mich host geliden den bitteren todt. Die mayt dy Jesum Christum gebar, dye neme hewte meyner zelin war vnnd meynes lebis vnd halde mich yn erer gewalt durch ere gutte manchfalt von der heiligen crafft wart sy mutter gemacht, das vyr starck an erer gnoden sollen seyn dy weyle wyr lebin. Das gebrawche durch eren son Jesum Cristum, der got vnnd mensch ist. herre got gesene mich deyne heylige dreyfaldykeyt, herre got durch mich mit deyner grundeloßen barmherczigkeit, herre got geseynne mich mit deynem lebendigen crewcze auß dir selbir host gemacht, domit du irlost host die gancze cristenheyt, mich Annam yn der ewigkeit Amen. Sprich drey pater noster. Drey Aue maria gote zcu lobe vnnd seynem bitteren leyden. Amen.

Und es gab noch manche ähnliche Gebete; auf Bl. 176^{v} folgt eines, das Papst Clemens gefunden haben soll; die Überschrift zeigt Inhalt und Bestimmung deutlich genug:

Digitized by Google

Das synt dy zwelff freytage, dy der hirre Jhesu zcu wasser vnd czu brothe gefast hot vnnd seyne czwelboten das gelaret hot. wer dese czwel freytage fast yn sulcher weyße, dem wil der herre Jhesus yrscheynen den dritten tagk vor seynem ende vnnd wyl ym offinbar dy letzte stunde seynes todes.

Ein Gebet des ehrwürdigen Beda zu den sieben letzten Worten Christi, das auf Bl. 221^{v} folgt, schützt, wie in der Überschrift gesagt ist, vor bösen Geistern und Menschen und einem Tode ohne Beicht.

VIII.

Wir haben bisher die Segens- und Beschwörungsformeln unmittelbar auf uns wirken lassen; wir haben gesehen, wie der altgermanische Segen durch manigfache Wandlungen hindurch eine Verbindung mit sinnlosen oder unverstandenen Beschwörungen auf der einen Seite und mit kirchlichen Exorzismen und Segnungen auf der anderen Seite eingegangen ist, wie er an Umfang zunahm und als Schutzbrief in die geschriebenen Gebetbücher überging, und dann hinter dem Rücken der kirchlichen Zensur auf Zetteln in Einzeldrucken oder handschriftlich weiter seinen Weg ins Volk gefunden hat. Es soll nun zum Schluss an der Hand geschriebener mittelalterlicher Quellen die Stellung der Kirche zu diesen volkstümlichen Segen und Gebeten angedeutet werden, und es wird zugleich aus den Texten die hohe Bedeutung hervorgehen, die diese Formeln für das Leben des einfachen Volkes im Mittelalter gehabt haben. Es ist nach dem, was oben von der Verchristlichung der alten Zauberformeln gesagt wurde, erklärlich, dass die Kirche sich auch im späteren Mittelalter gegen diese Form der Gottesverehrung, die sich ja meist ihrer Kontrolle und Korrektur entzog, nicht durchaus ablehnend verhalten konnte. Zweck und Ziel aller Umformungen, soweit sie unter kirchlichem Einfluss vor sich gegangen waren, war ja immer gewesen, aus der Zauber- und Beschwörungsformel eine wirkliche Segensformel zu machen, und wo das nicht erreichbar war, die ganze Formel durch die allerseits volksüblichen kirchlichen Gebete des Vaterunsers und des Credos zu verdrängen. Auf dem Standpunkte, dass diese Gebete beim Kräutersammeln, bei Krankheiten durchaus zulässig seien und im Sinne einer Besegnung verwandt werden dürfen, steht der bedeutendste und einflussreichste Theologe des Mittelalters, Thomas von Aquin[1]). Er verbietet dabei ausdrücklich alle Inkantationen und stellt als

[1]) Summa theologiae, secunda secundae quest. 96 art. 4.

Digitized by Google

Zweck der Gebete, die hier zugelassen werden, die Verehrung Gottes hin. War somit die Sitte, über den Kranken Gebete zu sprechen, gestattet, so war es verboten, dieselben Gebete geschrieben als Schutzbriefe bei sich zu tragen. Doch war gerade bezüglich dieser Schutzbriefe die Meinung der Theologen geteilt; es lässt sich nachweisen, dass z. B. das erste Kapitel des Johannesevangeliums noch im 18. Jhdt. in einzelnen Kirchen geweiht und zum Tragen dem Volke überlassen wurde. Auf jeden Fall verboten waren die Anwendung von Beschwörungen in solchen Briefen und die unverständlichen Namen Gottes und sinnlose Charaktere. Soweit gehen die Instruktionen für Beichtväter und die Predigten gegen den Aberglauben, die ich jetzt in Auszügen folgen lasse, Hand in Hand. Wir werden in ihnen die sämtlichen Segen und Gebetsformen, die wir aus dem Vorhergehenden kennen gelernt haben, wiederfinden. Die Hs. I. F. 250 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau enthält aus dem Ende des 14. Jhdts. eine Erklärung der zehn Gebote. Darin wird zunächst das Briefeschreiben als sündhaft bezeichnet:

Bl. 17 r. [Es sündigen] die den lewtin schreiben briefe mit figuren adir mit fremden worten und an den hals hengen. Is sei swertbrife adir frawen briefe die man schreibet czu libe und czu kinthabin adir was briefe is sint. adir die in epphil schreiben fremde wort vnd den lewtin czu essin gebin.

Der Verfasser glaubt an die Kraft gewisser Segen, verbietet aber ihre Anwendung:

Bl. 18 r. Vnde die an seynen gloubin. an sulchis seynen[1]) das mit keczerie gemischet ist. als man tut in deme newen monden adir vor tage vnd nicht vndir deme dache. adir mit fremden worten adir sweigendem burne. vnd ap ouch der segen gut ist, zo lestirt her dach gotis almechtikeit. die alle czeit vnd an allen stetin ist. dorumme hat der seyn etwas heymeliche vorbergunge mit deme tufil.

Eine in Breslau entstandene Handschrift II. F. 88 der Kgl. und Univ.-Bibl. vom Jahre 1452 verbietet als Aberglauben:

Bl. 46 ra. Item benedicciones wulnerum. capitis, dencium, glady et benedicciones extrahens telum et generaliter omnes benedicciones vetularum . . . Et immo verba scripta in oblatis, in plumbo, in carthis collo suspensa.

Auch die erlaubten Krankheitsbesegnungen dürfen nicht von jedem ausgeübt werden; wenn es nicht ein Priester ist, so soll es wenigstens ein Mensch von einwandsfreiem Rufe sein, und auch dann sind solche Besegnungen zu verbieten, wenn die Gefahr nahe liegt, dass nicht einwandsfreie oder abergläubische Menschen solche Besegnungen nachahmen und sich dabei auf das Beispiel der

[1]) segnen.

Digitized by Google

anderen berufen. Die Handschrift I. Q. 348 aus dem Anfange des 15. Jhdts. sagt darüber:

Bl. 268 r. Questiones de benediccionibus mulierum. Vtrum alique benedicciones quibus vtuntur mulieres contra dolorem capitis, dencium, oculorum, fluxum sangwinis mulieris uel per hostem violenter inflictum et huiusmodi sint admittende? ipse enim dicunt quandoque verba ricmatice composita, non tamen infidelia aut peruersa et quandoque in nomine sancte trinitatis et pater noster et alias oraciones dicunt. Respondeo. De hoc dicit quidam vir valens: Credo quod prohibende sunt a talibus, quod multa mala invtilia et supersticiosa solent talibus admisceri, nisi forte sit sacerdos religiosus et discretus aut et laycus siue mulier excellentis vite et probate discrecionis, qui fusa oracione licita super infirmum non super pomum uel pirum aut cingulum aut similia super infirmantem manus imponet. Iuxta illud Mathei vltimo: Super egros Nec sunt hec prohibende a talibus, nisi a talibus forte timeatur, quod ad exemplum illorum indiscreti et superstitiosi carminatores sibi usurpant abusum, tuentes se exemplo illorum. Hec Rodanus.

Immer verboten sind die Segen der Hirten gegen Wolf und Bär:

Bl. 273 v derselben Hs.: Supersticio. Pastores qui multi dicunt se scire bendedicciones ad gregem ut nulla bestiarum ut lupus uel vrsus possit invadere gregem nec aliquod animal possit ledere uel auferre. . . . vnde non credo benedicciones huiusmodi esse licitas, quod supersticiones continere consueverunt, forte nam ipsa faciunt ante solis ortum uel in die dominica tantum, uil circumeunt gregem ter et dicunt verba per sacros ordines vel canones non statuta uel quid simile.

Der Nürnberger Johann Herolt erwähnt in seinem 1418 vollendeten Predigtwerke in einer Predigt de fide (Nr. 41) Briefe, die gegen Verbrennen, Ertränken, Verwundung getragen werden; ebenso würden Briefe geschrieben gegen Zahnschmerz, Augenkrankheit usw. Schon hier wird der Brief „die Länge Christi" als Mittel gegen Verbrennen, Ertrinken und für eine leichte Geburt erwähnt. Er führt weiter an, dass manche Pferde und andere Tiere besprochen werden, wenn man sie morgens auf die Weide führt, zum Schutz gegen die Wölfe, dass man Schlangen, Wunden, Schwerter, Blutungen, Feinde, Hunde und Wölfe bei den Wunden Christi beschwört.

Eine aus Wien der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau geschenkte Handschrift I. Q. 98 vom Jahre 1451 schildert die abergläubische Verwendung von Gebeten in drastischer Weise:

Bl. 7 r. Als petten drey pfincztag nacht XV pater noster vnd nicht mer noch mynner, das schol guet sein fur des fieber oder drey Suntag vor dem aufgang der sunn peten V pater noster schol auch guet sein fur ainen syechtum, das ist alles wider das erst gepot . . . Bl. 7 v. Das erst ist das nichcz vnerkantz sey in sein gepet noch das dar yn peslossen sey vnerchant nâm, der vil sein, als Ananizapta -- thetragmatan etc. Dy sein vnerchant näm, dy nichcz

Digitized by Google

sein, vnd ways man nicht, ob sy sein pehaymisch oder vngrisch. Etlich sprechen Ananizapta sey gar ein chreftigs wart, so man es spricht vber pôzz visch, so schol man den pôcken nicht dar an essen . . . Bl. 8r. Als etleich haben ein gepet, wye Cristus, do er auff erdreich gyeng, der vant drey wurm, ainer was rot, der ander swarcz, der drit weyzz, vnd das gepet In dem dy drey wurm peschriben stent, das sprechen sy an fur dy wurm vnd fur den zandt wee vnd spricht man etlich pater noster dar zue, vnd sprech er halt tawsent, so machcz der auffsacz vnd falschrey als enbicht[1]).

Gegen die Gebete endlich, deren Brauch die unzweifehafte Erfüllung einer Bitte oder die gewisse Erlangung einer Genade nach sich ziehen soll, eifert ein Traktat, der um 1450 entstanden ist und dem Franziskanermönch Johann Capistran zugeschrieben wird. Ich zitiere die Stellen dieses Tractatus de superstitionibus, der sich in einer Reihe von Handschriften der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau befindet, nach I. F. 212:

Bl. 231va. Ex hoc sciendum est quod non parva, immo magna supersticio circa eas [oraciones] reperitur, unde plurimi credunt, quod certe sunt oraciones, quibus ex necessitate obtineant, quidquid in ipsis postulaverint: ita quod beata virgo vel alii sancti appareant et non possent mori sine confessione, communione et in peccato mortali, quod est omne erroneum, quia in voluntate est et eius pacto exaudire oracionem et implere eam . . . Item dicunt quidam de XV pater noster, quibus homines peccatores certitudinaliter convertantur et XV de purgatorio redimantur, et XV iusti in iusticia confirmantur; colorantes hoc itaque dicentes, quod Christus illa pater noster quondam suum discipulum devotum docuerit et perfectum.

Mit dieser Stelle möchte ich schliessen. Die Ausführung hat gezeigt, wie sich der Zauberspruch im Laufe des Mittelalters unter dem Einflusse des christlichen Gebetes ständig umgewandelt hat, und welche grosse Bedeutung das christliche Gebet im Zauberglauben des Mittelalters gehabt hat. Unübersehbar ist das Material, das uns in dieser Hinsicht, wie überhaupt für die Volkskunde die spätmittelalterlichen Handschriften bieten. Eine dankbare Aufgabe wäre es, wenn die zahllosen Handschriften möglichst vollständig auf ihren volkskundlichen Gehalt hin durchgesehen würden. In ihnen ruht oft die Lösung für Erscheinungen im heutigen Volksglauben und Brauch, die uns jetzt ganz unerklärlich sind; und mancher Erklärungsversuch würde durch sie seine feste Grundlage erhalten und mancher andere als verfehlt nachgewiesen und beseitigt werden. Und zur geschichtlichen Erklärung heutigen Volksbrauches soll der vorliegende Aufsatz einen Beitrag liefern.

[1]) Die letzten Worte bedeuten: die Absicht des Betenden und die Verfälschung des Gebetes machen seine Wirkung zunichte.

Drei schlesische Abarten der Nonnenmäre.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Volksliedes.

Von Dr. Karl Olbrich.

B 2. 20 Strophen.

1a Ich stand auf hohen Bergen
b Und sah ins tiefe Tal.
c Ein Schifflein sah ich schwimmen,
d Darin drei Grafen waren
2a Der jüngste von den Grafen,
b Der in dem Schifflein sass,
c Gab mir einmal zu trinken,
d Guten Wein aus seinem Glas.
3a Was zog er von dem Finger?
b Ein goldnes Ringelein:
c „Nimm hin, du Hübsche, du Feine,
d Dies soll dein Denkmal sein!"
4a „Was soll ich mit dem Ringelein?
b Ich bin ein junges Blut,
c Dazu ein armes Mädchen,
d Hab weder Geld noch Gut".
5a „Bist du ein armes Mädchen,
b Hast weder Geld noch Gut,
c So gedenke an die Liebe,
d Die zwischen uns beiden ruht".
6a „Ich gedenke an keine Liebe,
b Ich gedenke an keinen Mann,
c Ins Kloster will ich ziehen,

C. 9 Strophen.

1a „Was wirst du mir mitbringen,
b Herzallerliebster mein?"
c Von Rosmarin ein Riechel,
d Von schwarzbrauner Seid ein Tüchel,
e Von schwarzbrauner Seid ein Kleid".
2a „Jungfräulein, du bist schöne,
b Ja schön von Angesicht,
c Wärst du ein wenig reicher,
d Da wärst du meines Gleichen,
e Heiraten wollt' ich dich".
3a „Und bin ich auch nicht reich,
b Doch bin ich andern gleich
c Will gehn in Rosengarten,
d Will meines Gleichen erwarten,
e Bis meines Gleichen kommt.
4a Kommt meines Gleichen nicht,
b So weiss ich, was geschieht:
c Die Welt will ich verschmähen,
d Ins Kloster will ich gehen,

D. 6 Strophen.

1a Es welken alle Blätter,
b Sie fallen alle ab —
c So musst ich mein Schatz verlassen,
d Das kränket meinen Sinn.
2a Ins Kloster will sie gehen,

Digitized by Google

d Will werden eine Nonn".
7a „Willst du ins Kloster ziehen,
b Willst werden eine Nonn,
c Ei, so will ich die Welt durchreiten,
d Bis letzt ich zu dir komm".
8a Und wie sie kam ins Kloster,
b Ins schöne Gotteshaus,
c Die Zeit wird ihr so lange,
d Zum Fenster schaut sie naus.
9a „Kommt denn dein Lieb geritten,
b Der dir dein Herz zerbricht?"
c „Und kommt er auch geritten,
d Mein Herz zerbricht er nicht".
10a Es stund wohl an ein Vierteljahr,
b Dem Grafen träumt's gar schwer,
c Als ob sein herzallerliebster Schatz
d Ins Kloster gegangen wär.
11a Der Herr sprach zu dem Knechte:
b „Sattle mir und dir ein Pferd!
c Wir wollen die Welt durchreiten,
d Der Weg ist reitenswert".
12a Und als er vor das Kloster kam,
b Ganz leise klopft er an:
c „Wo ist die jüngste Nonne,
d Die erst ist kommen an?"

e Will werden eine Nonn".
5a Es dauert ein Vierteljahr,
b Wie sie im Kloster war,
c Ihre Eltern waren gestorben,
d Gross Reichtum hat sie erworben,
e Dem Ritter war sie gleich.
6a Und als der Ritter erfuhr,
b Dass sie ihm Gleiche war:
c „Knecht, sattle mir zwei Pferde,
d Vors Kloster ich reiten werde,
e Zu holen meine Braut!"
7a Als er vors Kloster kam,
b Ganz leise klopft er an,
c Er fragt nach der jüngsten Nonne,
d Die erst ins Kloster war kommen
e Vor einem halben Jahr.

b Will werden eine Nonn,
c So muss ich die Welt durchwandern,
d Bis dass ich zu ihr komm.
3a Im Kloster angekommen,
b Ganz leise klopf' ich an:
c „Gebt heraus die jüngste Nonne,
d Die zuletzt ins Kloster kam!"

Digitized by Google

13a „Es ist ja keine hinne,
b Es kommt auch keine raus".
c „Ei, so will ich das Kloster anzünden,
d Das schöne Gotteshaus".
14a Sie kam herausgetreten
b In ihrem schneeweissen Kleid,
c Ihr Haar war ihr verschnitten,
d Zur Nonn war sie bereit't.
15a Sie hiess den Herrn willkommen,
b Willkommen im fremden Land:
c „Wer hat euch herbeschieden,
d Wer hat euch Boten gesandt?"
16a Der Herr wandt sich voll Sehnen,
b Die Red' ihn sehr verdross,
c Dass ihm die heisse Träne
d Von seinen Wangen floss.
17a Sie gab dem Herrn zu trinken
b Aus ihrem Becherlein:
c In zwei, drei Viertelstunden
d Sprang ihm das Herze sein.
18a Mit ihren schneeweissen Händen
b Gräbt sie dem Grafen ein Grab,
c Aus ihren schwarzbraunen Augen
d Sie ihm das Weihwasser gab.
19a Mit ihren zarten Händen
b Zog sie den Glockenstrang,
c Mit ihren roten Lippen
d Sang sie den Grabgesang.

8a Ist keine hineingekommen,
b Es kommt auch keine heraus.
c Ihre Wänglein sind verblichen,
d Ihre Haare sind verschnitten
e Den Habit trägt sie schon.
9a Die Nonn' stand an der Seit',
b Sie hörte die Red' mit Freud',
c Den Habit lässt sie fallen:
d „Gute Nacht, ihr Schwestern alle,
e Mit dem Ritter zieh' ich fort".

4a Ist keine reingekommen,
b Es kommt auch keine raus
c Denn was drin ist, muss drin bleiben
d Im schönen Gotteshaus.
5a Was steht dort hinter der Türen?
b Schneeweiss war sie gekleidt,
c Ihre Haar' warn abgeschnitten,
d Zur Nonn' war sie bereit't.
6a Was trug sie unter der Schürzen?
b Zwei Flaschen roten Wein!
c „Nun nimm hin, mein Herzallerliebster,
d Das soll dein Abschied sein!"

Digitized by Google

20a „Da liege nun und ruhe
b Bis an den jüngsten Tag!
c Und ich will um dich trauern,
d So lang ichs Leben hab".

Aus dem Glatzer Volksliede:

4b Wenn du nicht werdest mein,
Ich bin — — — —

8b Nach dem Grafen war ihr bange,

9 fehlt.

Hinter 13 eingeschoben:

„Willst du das Kloster anzünden,
Das schöne Gotteshaus,
So wart nur eine Weile,
Wir geben sie gleich heraus".

17d Starb er am grünen Rain.

Aus Peter, Österr.-Schlesien:

3b bin ich doch jeder gleich —

3c—4c fehlen.

Hinter 12a:

Die Älteste kam heran:
Sie fragt, was sein Verlangen,
„Die Jüngste will ich haben,
Die letzt ist kommen rein!"
„Sie darf herzu nicht gehen,
Sie sitzt im Zimmer nähen
Ihre Wänglein — — — — —

und hinter 9:

„Ziehst du mit ihm davon,
Es wird dich reuen schon,
Es wird dich einmal kränken,
Du wirst an uns gedenken;
Zieh hin in Gottes Nam'".

Für 6b sangen viele Grenadiere alsbald:

„Zwei Flaschen Branntewein".
oder
„Ne Flasche Branntewein".

Als ich vor Jahren bei einem in Breslau garnisonierenden Grenadierregimente als Einjährig-Freiwilliger stand, wurde der Pflege des „volkstümlichen“ Soldatenliedes von den Vorgesetzten besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Hatten doch verschiedene Erlasse wiederholt nachdrücklich auf die Wichtigkeit dieses Dienstzweiges hingewiesen, und unser Brigadekommandeur Lob und verheissungsvolle Anerkennung einem Hauptmann gespendet, dessen wohlgeschulte Sängerschar während des Manövers ihn allabendlich mit einem Ständchen erfreute. Solches Vorbild liess manchen Kompagniechef nicht schlummern, und so traten denn auch wir an einem schönen Maienabende auf dem Turnplatze an, um an Stelle der bisher üblichen, etwas sehr eindeutigen Gassenhauer ein sinniges Volkslied zu erlernen. Unser Vizefeldwebel diktierte den Text aus dem Gedächtnis; Schreibgewandte im zweiten Gliede vervielfältigten ihn mit Papier und Bleistift auf der sicheren Rückengrundlage des Vordermanns; ein gewandter Hoboist setzte die vorgesummte Melodie in ein mehr abgerissenes Marschtempo um und übte sie alsbald mit der Geige ein. Nach wenigen Stunden sassen Text und Weise bei allen fest, und das Lied hat uns später manche böse Marschzeit mit seiner flotten Weise überwinden lassen. Es lautete:

1 a Es welken alle Blätter,
b Sie fallen alle ab. :,:
c So musst' ich mein Schatz verlassen, :,:
d Das kränket meinen Sinn.

2 a Ins Kloster will sie gehen,
b Will werden eine Nonn'.
c So muss ich die Welt durchwandern,
d Bis dass ich zu ihr komm.

3 a Im Kloster angekommen,
b Ganz leise klopf' ich an:
c „Gebt heraus die jüngste Nonne,
d Die zuletzt ins Kloster kam!“

4 a „Ist keine reingekommen,
b Es kommt auch keine raus!
c Denn was drin ist, muss drin bleiben
d Im schönen Gottesbaus.

5 a Was steht dort hinter der Türen?
b — Schneeweiss war sie gekleidt —
c Ihre Haar' warn abgeschnitten,
d Zur Nonn' war sie bereit.

6 a Was trug sie unter der Schürzen?
b Zwei Flaschen roten Wein!
c „Nun nimm hin, mein Herzallerliebster,
d Das soll dein Abschied sein!“

Das war in der Tat in Wort und Weise ein echtes Volkslied: Da fehlte alle weitschweifige Begründung, da war zweimal die echt volkstümliche, Spannung erregende Frage mit der sofortigen Beantwortung am Höhepunkt der Handlung, da war vor allem die Einleitungsstrophe mit ihrem prächtigen „Parallelismus“, der unmittelbar an die im Minnesange so glücklich verwendete Verknüpfung von Natur- und Menschenleben erinnert. Auch äusserlich in je zwei Verse gleich gegliedert, betont sie, ohne den Ver-

Digitized by Google

gleich weiter auszuführen, den Gleichklang der Stimmung und lässt gewissermassen das Leitmotiv der kommenden Erzählung bereits anklingen. Im wehmütigen Abschied von dem schönen Sommer spiegelt sich die schmerzliche Trennung der beiden Liebenden, in der Trauer der im Herbste ersterbenden Natur der Kummer des verlassenen Sängers wider, und dieser Auftakt passt ganz trefflich zu der Geschichte vom verlorenen Liebesglück.

Dieses Mittelstück aber war unverkennbar eine Volksliedmäre, der ich beim Durchstöbern alter und neuer Sammlungen oft genug begegnet war; nur hatte sie sich seltsam verändert: Die dort weit ausgesponnene Erzählung (bis 20 Strophen und noch mehr) war hier auf 5 Strophen zusammengeschrumpft, der Schluss eigenartig umgewandelt, dem Ganzen schliesslich jene schöne Einleitungsstrophe vorangestellt, die, soweit meine Kenntnis reicht, in keiner anderen Fassung des Liedes sich findet [1]). Denn die ihm zugrunde liegende „Nonnenmäre“ — ich wähle den Ausdruck der Kürze wegen — fängt sonst mit jenen vier Versen an, nach denen man das Lied gewöhnlich zu zitieren pflegt:

„Ich stand auf hohen Bergen
Und sah ins tiefe Tal,
Ein Schifflein sah ich schwimmen,
Darin drei Grafen war'n“.

Schon im 15. Jahrhundert bekannt, wurde und wird es wohl von allen Volksliedern am meisten gesungen; mit unendlich vielen, im einzelnen abweichenden Texten ist es in allen Teilen Deutschlands, ja, über Deutschlands Grenzen hinaus (Schweiz, Ungarn, Niederlande, Dänemark) verbreitet (die umfangreiche Literatur ist in Erck und Böhmes Liederhort I 313 ff. und bei Hoff-

[1]) Die Strophe muss aus einem anderen Volksliede herübergenommen sein. Als Einleitung habe ich sie trotz emsigen Suchens nicht finden können; dagegen tauchten zwei ähnliche Verse in dem Liede „Absage“ (Peter a. a. O. I 266) auf:

„Wie wird's mein Mädchen kränken,
Wenn ich gestorben bin,
Die Blätter von den Bäumen,
Die fallen all auf mich“.

Vergleichend heranziehen könnte man auch aus dem „Abendliede“ (Wunderhorn, Hesse 219):

„Die Blätter von den Bäumen,
Die fallen nur auf mich,
Dass mich mein Schatz verlassen hat,
Das freuet (!) wohl mich“,

wo zwar die Übereinstimmung noch deutlicher, der Charakter des ganzen Gedichtes aber völlig anders geartet ist.

Digitized by Google

mann S. 31 zusammengestellt, einige Nachträge bietet diese Arbeit). Weil das Lied so allgemein bekannt ist, so recht zersungen und umgedichtet wurde, hat Bruinier (Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges, 1899) es als Schulbeispiel benutzt, um daran zu zeigen, wie aus einer „Urmäre“ mit einheitlicher Handlung und scharfer Charakteristik der Hauptpersonen durch Abblättern alter Bestandteile und Hinzufliegen neuer Motive aus anderen Volksliedern ein „Mischmasch“ entsteht, in dem „nur halbverklungene Töne noch an das Original erinnern“. Diesen Gedanken führt er an einer Vergleichung der als Urmäre angesetzten niederländischen Fassung (ich nenne sie im folgenden A) und einer von ihm aufgestellten „Gemeinfassung“ des Nonnenliedes (ich nenne sie B 1) geschickt durch.

Auf schlesischem Boden fehlt eine A nahestehende Fassung, dagegen ist eine mit B 1 im Äusseren im wesentlichen übereinstimmende viel verbreitet (B 2; aufgezeichnet bei Hoffmann (Schlesische Volkslieder mit Melodien, aus dem Munde des Volkes gesammelt und herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richter, Leipzig. Breitkopf u. Härtel, 1842). S. 30 Nr. 15 mit Varianten; als Glatzer Volkslied in der Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz. IX. Jahrgang (1889/90) S. 250 und aus Österreichisch-Schlesien bei Peter, „Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien“ I S. 185 Nr. 5). Dazu tritt nun eine nur Schlesien eigentümliche dritte (C aufgezeichnet bei Hoffmann a. O. S. 32 Nr. 16 und Peter a. a. O. I S. 183) und mit obigem Grenadierliede eine vierte (D). Gerade eine Vergleichung dieser vier Fassungen aber zeigt, dass das Ansetzen einer Urmäre, der gegenüber alle anderen Variationen nur zersungene, schwächliche, unverständliche Abkömmlinge sein sollen, leicht zur Ungerechtigkeit führen kann. Seit man von der „oft bewunderten, nebulösen Entstehungsart des Volksliedes durch eine dichtende Menge“ (vgl. F. M. Böhme, Altdeutsches Liederbuch, 1877 S. XXII) zurückkam und auch für das Volkslied einen Verfasser annimmt, der es zuerst sang, musste man allerdings bei jedem nach dieser Urform suchen. Auch ist es entschieden berechtigt, aus dem oft unendlichen Schutte und Wuste ungenauer Überlieferung und unbewusster, willkürlicher, gedanken- und zweckloser Zutaten das Ursprüngliche herauszuschürfen, wenn es nur mit vorsichtiger Besonnenheit, feinem Takt und poetischem Nachempfinden

geschieht. Und trotzdem bleibt stets die Frage offen, ob das Ergebnis wirklich der Urtext ist, ob es methodisch überhaupt möglich ist, mit nur einiger Sicherheit einen solchen zu rekonstruieren oder eine der vorhandenen Fassungen dafür anzusetzen. Nach der heute sich allmählich durchringenden Auffassung läuft ja alle Volkstümlichkeit eines Liedes schliesslich darauf hinaus, dass das Volk seiner Märe gegenüber eine herrschende Stellung einnimmt, jeder nach eigenem Belieben, Geschmack und Standpunkt daran ändert, was ihm nicht gefällt, und dass diese Märe eine gewisse Geschmeidigkeit und Zähigkeit besitzt, alle Veränderungen zu überdauern. (Vgl. dazu vor allem K. Reuschel „Was heisst Volkslied? in „Volkskundliche Streifzüge 1903, 45 [1]).) Entsteht nämlich durch die umdichtende Volksphantasie im Zerfasern einzelner Bestandteile, Ausscheiden alter, Einfügen neuer und Verschmelzen des noch vorhandenen Früheren mit dem später Hinzutretenden ein neuer Leitgedanken, der trotz der im allgemeinen erhaltenen äusserlichen Ähnlichkeit das Gedicht innerlich völlig umwandelt, so wird man der neuen Art schwerlich Daseinsberechtigung, ja, Gleichwertigkeit abstreiten können. In der Natur kann man beides doch auch nicht Lebewesen deshalb absprechen, weil sie aus anderen Entwickelungsstufen gewisse Bestandteile und Formen behielten, von denen einige rudimentäre zwecklos geworden, verkümmerten, während andere den neuen Lebensbedingungen sich anpassten, alte Organe umgeformt und den neuen Zwecken dienstbar gemacht, neue ausgebildet wurden. So ist auch jede echte Volksliedmäre gewissermassen eine Gattung, die in den wechselnden Zeitaltern und in den verschiedenen Gesellschaftsschichten selbständige, gleichwertige Arten entwickelt.

Die vergleichende Betrachtung der vier Fassungen der Nonnenmäre mag diese allgemeinen Auseinandersetzungen als Beispiel erläutern. Bruiniers Urmäre (ic stont op hoghe bergen) hat folgenden Gedankengang: Ein Ritter trifft mit einem schönen Mädchen zusammen, hält sie für eine leichtfertige Person und will sie sich (durch Weinanbieten) für ein Schäferstündchen geneigt machen. Das Mädchen ist aber, was der Ritter nicht weiss, das reichste im ganzen Lande und liebte den Herren bisher still. Wo sie aber

[1]) Scherer, Literaturgeschichte S. 254: „ein anderes Kennzeichen des Volksliedes als weite Verbreitung und allgemeine Beliebtheit gibt es nicht".

Digitized by Google

jetzt seine schnöde Gesinnung erkennt, beschliesst sie, tiefverletzt ins Kloster zu gehen, und der freche Kavalier verspottet sie deshalb noch höhnisch. Aber nach einem Jahre stirbt des Mädchens Vater, aus der „Hablosen" wird eine reiche Erbin. Der Ritter vernimmt davon und reitet spornstreichs zum Kloster. Doch die Jungfrau ist bereits eingeweiht; mit einem wehmütig tadelnden Hinweis auf sein früheres Verhalten weist sie den geldgierigen Freier ab:

„Als ich ein hablos Mädchen war,
Stiesst ihr mich mit dem Fuss.
Hättet ihr das Wort verschwiegen,
Wär alles gewesen gut" [1]).

Man wird Bruinier zugeben müssen, dass dies eine vollendet schöne Ballade ist und — fügen wir es nur hinzu — das Werk eines unbekannten wahren Dichters.

Aber auch die Fassung B 1 ist kein farbloser „Mischmasch", auch kein „Herabziehen in das Durchschnittliche, die breite Allgemeinheit". Bereits Frick hat, als er die Nonnenmäre in dieser Abart behandelte (Epische und lyrische Dichtungen, erläutert usw. II 1895 S. 149) darin einen „ergreifenden Ausdruck des ewigen Liedes von der Liebe Lust und Leid" gefunden. Seine Deutung lässt sich kurz so zusammenfassen: Standesungleichheit hindert eine Verbindung der Liebenden. Er, in seiner feurigen, stürmischen Weise, will ohne Bedenken und Schwanken alle Schranken überspringen, sie aber opfert lieber Liebe und Lebensglück, ehe sie den innig Geliebten in eine schiefe Lage bringt und unglücklich werden lässt. „Für seinen heftigen Charakter ist der Tod, für ihren milden der Eintritt ins Kloster die folgerichtige Lösung des schweren Konfliktes". Man sieht, auch hier haben wir, mag das Lied auch wirklich, wie Bruinier meint, aus A „zersungen" sein, einen schönen Grundgedanken, eine gute Motivierung der Handlung, eine treffende Charakteristik. Der Geschmack des einzelnen mag entscheiden, ob A oder B 1 höheren Wert besitzt.

Äusserlich ist die schlesische Fassung B 2 von B 1 nicht allzusehr verschieden. Von ihrer Gestalt bei Hoffmann weicht die Glatzer, abgesehen von kleinen Varianten, nur insofern ab, als sie Strophe 9 weglässt und drei Schlussstrophen hinzufügt, die dem weitbekannten Volksliede „Es taget aus dem Osten" entlehnt sind (die Herübernahme geschah infolge gleicher Sachlage).

[1]) Text im Liederhort I 321.

Digitized by Google

Beide aber weisen gegenüber B 1 charakteristische Sonderzüge auf, denen wir eine besondere Betrachtung widmen müssen. Auch hier erfolgt zunächst das Anbieten des Weines, das Überreichen des Ringes als „Denkmal", auch hier empfindet das Mädchen, dass eine Verbindung unmöglich ist:

4 a „Was soll ich mit dem Ringlein? c Dazu ein armes Mädchen,
b Ich bin ein junges Blut. d Hab weder Geld noch Gut".

Deutlicher die Glatzer Variante b „wenn du nicht werdest mein!" Umsonst sucht der Graf sie zu beruhigen:

5 „Bist du ein armes Mädchen, So gedenke an die Liebe,
Hast weder Geld noch Gut. Die zwischen uns beiden ruht".

Verzweiflungsvoll wehrt sie ihn ab:

6 „Ich gedenke an keine Liebe, Ins Kloster will ich gehen,
Ich gedenke an keinen Mann, Will werden eine Nonn'".

Ist es nicht, als ob hier deutlich eine andere Empfindung mitspricht, jene Seelenangst, der Lessings Emilie Galotti Ausdruck gibt mit den Worten: „Verführung ist die wahre Gewalt. Ich habe Blut, so warmes, so jugendliches Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne, ich stehe für nichts!" Wie ihre Seele, ist die dieses Mädchens „im Tumult", und, um Schlimmeres zu vermeiden, wählt auch sie den Tod, zwar nicht durch den Dolch, aber den Tod für diese Welt im Kloster. Das ist nun freilich ein anders gearteter Charakter als der von Frick gezeichnete in B 1; dass wir ihn aber richtig ansetzen, beweist die weitere Entwickelung, die das harte Ringen stark sinnlicher Lebenslust und eines moralisch gefestigten Willens konsequent durchführt. Bezeichnend sind dafür namentlich die Strophen 8 und 9. Sie kann den Grafen auch im Kloster nicht vergessen; Tag und Nacht begleitet sie der Gedanke an den, der ihr einst liebend nahte:

8 a „Und wie sie kam ins Kloster, c Die Zeit wird ihr so lange,
b Ins schöne Gotteshaus, d Zum Fenster schaut sie naus".

Deutlicher wieder die Glatzer Variante:

c „nach dem Grafen war ihr bange".

Kaum aber dass die anderen Nonnen zu spotten anfangen: „Kommt denn dein Lieb geritten, der dir dein Herz zerbricht?" sofort kämpft sie wieder mit Willenskraft die sehnsüchtigen Gedanken nieder, und trotzig herb klingt die Antwort:

„Und kommt er auch geritten,
Mein Herz zerbricht er nicht!"

Digitized by Google

So gelingt es ihr auch, als nun tatsächlich der Geliebte vor dem Kloster erscheint, — auch ihm lassen die Gedanken selbst im „Traume“ keine Ruhe — zunächst einen hart abweisenden Ton zu finden:

15 c „Wer hat euch herbeschieden,
d Wer hat euch Boten gesandt?“

Aber diese Willenskraft hat ihre Grenzen; wie der Graf sich „voll Sehnen“ abwendet und mit „heissen Tränen“ seine Liebe neu bekennt, da ist es auch mit ihrer Fassung vorbei: sie reicht ihm den Abschiedstrunk, erweist ihm, als der Gram ihm das Herz brach, die letzten Ehren mit vielen Tränen, trauert um ihn ihr Leben lang (Str. 20) und stirbt — nach der einen Fassung der Schlussstrophe —, ein weiblicher Siegwart, auf seinem Grabe:

a „Ein Häuschen will ich mir bauen | c Darinnen will ich wohnen
b Auf meines Liebchens Grab. | d Bis Gott mich rufet ab“.

(Hoffmann S. 31 u.)

Ähnlich die Glatzer Variante b „mit schönem Rosmarin“ (der Totenblume!).

Was will es demgegenüber bedeuten, dass die meisten Strophen mit B 1 fast wortgetreu übereinstimmen? Innerlich ist die Märe doch umgestaltet, und jene gemeinsamen Bestandteile machen sich auch gar nicht als rudimentäre Bestandteile störend bemerkbar, sondern fügen sich zwanglos, ja oft bedeutsam dem neuen Gedankenzuge ein. Dieser aber bietet, wie A und B 1, eine geschickte Motivierung, eine treffende Charakteristik. In A war es die in ihrem heiligsten Empfinden von dem Geliebten selbst tief Gekränkte, in B 1 die aus Liebe zu ihm still wehmütig Entsagende, hier die mit Willenskraft gewaltsam ihr heisses Fühlen zurückdrängende — dort (A) der frivole, geldgierige Ritter, dessen Wunsch nach dauernder ehelicher Verbindung erst gegenüber dem Reichtum aufflammt, hier (B 1, B 2) der leidenschaftlich Liebende, dessen sehnsuchtsvolles Empfinden erst mit dem Tode erlischt[1]).

[1]) Ich habe absichtlich die nichtschlesischen Fassungen der Nonnenmäre nur in den beiden Grundtypen A und B 1 angeführt, weil ein vergleichendes Heranziehen der einzelnen Abweichungen meine Ausführungen allzusehr belastet und unübersichtlich gestaltet hätte. Ich will hier nur auf zwei Strophen aus dem Wunderhorn hinweisen, die, ohne dass die Lieder selbst Musterbeispiele wären (sie sind sogar recht entstellt), doch die Hauptmotive von A und B 2 scharf hervortreten lassen: so die trocken moralisierende Endstrophe von „Die Nonne“ Hesse 45:

Digitized by Google

Lebens- und Liebeslust werden in B 2 nur noch mit Gewalt zurückgedrängt, in C dringen sie mit elementarer Kraft hervor und durchbrechen, da auch die äusseren Hindernisse glücklich beseitigt werden, alle hemmenden Schranken: Fröhlich und selig fliegt das plötzlich reich gewordene Mädchen dem vor dem Kloster erscheinenden Geliebten an den Hals und zieht mit ihm davon. „Wo ist der starre Sinn geblieben, wo die elementare Leidenschaft?“ ruft Reuschel (a. a. O. 168) bedauernd aus, der bei anderer Gelegenheit die ihm aus Hoffmann bekannte Fassung erwähnt, und Bruinier würde wohl von einem „groben Zuhauen des Stoffes“ und moderner Verflachung sprechen. Immerhin hat ein langer Form- und Schleifprozess auch hier alle Unebenheiten ausgeglichen, und der Charakter des Mädchens ist durchaus in sich übereinstimmend gezeichnet. Oberflächliches Empfinden, Lebenslust, Eitelkeit, Trotz, Keckheit sind die hervortretenden Züge. Schon die nur dieser Fassung vorangestellte Einleitungsstrophe ist dafür bezeichnend. Da ist keine Spur von Zurückhaltung, sie erwartet von dem „Herzallerliebsten“ eine „Mittebringe“: „Was wirst du mir mitbringen, Herzallerliebster mein?“ und deutet ihm keck an, dass sie die (echt schlesischen!) Verlobungsgaben erwartet: „von Rosmarin ein Riechel, von brauner Seid' ein Tüchel!“ (man vgl. Drechsler, Schlesiens volkstümliche Überlieferungen II 1, 234, hier allerdings als Geschenk der Braut an den Bräutigam)[1]. Die ausweichende Erklärung des Geliebten, dass er sie im Hinblick auf ihre Armut nicht heiraten könne, beantwortet sie mit einem trotzig selbstgefälligen Hinweis auf ihre ausgleichende Schönheit:

3 a „und bin ich auch nicht reich,
b bin ich doch jeder gleich“
(bei Hoffmann „bin ich doch andern gleich“).

Selbst die (bei Peter fehlenden) anschliessenden Verse aus Hoffmanns Fassung:

„So muss es allen Junggesellen gehn, | Sie hätten gern schöne Weiber,
Die trachten nach grossem Gut: | Sind aber nicht reich genug“. (= A)

und ebd. Str. 7: „meine Ehr' will ich behalten,
Bis dass meinesgleichen kommt“. (= B 2)

[1]) Hoffmann interpungiert freilich so, dass c, d, e dem Geliebten als Antwort zugehören. Ist dies richtig, so müssen sie entweder als Spott aufgefasst werden, oder der Ritter betrachtet das Mädchen zwar als seine Verlobte, muss aber von einer ehelichen Verbindung vorläufig absehen.

3 c Will gehn in Rosengarten,
d Will meines Gleichen warten,
e Bis meines Gleichen kommt.

4 a Kommt meines Gleichen nicht,
b So weiss ich, was geschicht:
c Die Welt will ich verschmähen
d Ins Kloster usw.

fügen sich, so unklar sie anfangs erscheinen mögen, dem neuen Charakterbilde bei richtiger Deutung zwanglos ein: Nur er ist eben ihresgleichen, nur auf ihn will sie warten, anfangs noch in Lebens- und Liebeslust [1]); kommt er aber nicht, so bleibt sie lieber unvermählt — und die erst wie leises Drohen klingenden Worte vom Kloster macht sie schliesslich im Trotz zur Wahrheit. Einer solchen Natur liegt dann freilich jene Feinheit tieferen Empfindens, wie sie sich im tiefbeleidigten Selbstgefühl oder im wehmütig-stillen Entsagen ausspricht, fern: kaum sind die Hemmnisse beseitigt, so ist ihr das Kloster keine Zufluchtsstätte mehr, sondern ein Gefängnis, dem sie sobald als möglich entrinnt.

Aber — wird so mancher ästhetisch Empfindende meinen — ist das nicht doch eine klägliche moderne Verballhornisierung des alten edel vornehmen Stoffes und seiner tiefen Empfindung und erschütternden Tragik?

Und widerspricht nicht dieser romanhaft fröhliche Ausgang der bekannten Neigung des Volksliedes, schwermütig zu enden? Demgegenüber muss man wohl zunächst betonen, dass der Widerwille gegen das Klosterleben eine alte Volksanschauung ist; für eine lebenslustige Bevölkerung ist das Kloster eben nicht nur „das schöne Gotteshaus", sondern eine Stätte des Todes, das Grab aller Lebensfreuden; Nonne zu werden ist ein schweres Verhängnis. Man braucht nur Volkslieder zu lesen, wie aus dem Wunderhorn „Die widerspenstige Braut" und „Klosterscheu" oder Uhland Nr. 329, um davon einen ergreifenden Eindruck zu gewinnen. So heisst es denn auch in einer von Hoffmann aufgezeichneten Variante (hinter Str. 9) unseres Liedes aus Reichenbach:

„Und wäre das Kloster gebaut
Von Gold und Edelstein,
So will ich ja nun und nimmer :,:
Ein' Klosternonn' mehr sein!"

Vielleicht würde dieser Widerwillen nach dem Empfinden mancher freilich noch mehr motiviert sein, wenn in C nicht der

[1]) „Rosengarten". Rosen brechen bezieht sich in der Symbolik des Volksliedes ja stets auf das Liebesleben. In einem gern gesungenen Soldatenliede heisst es: „Im Rosengarten, ei, da wollen, wollen wir aufeinander warten".

Digitized by Google

eigene trotzige Entschluss, sondern fremder Wille das lebenslustige Geschöpf ins Kloster triebe. Auch diese Auffassung ist bezeichnenderweise in unsere Märe eingedrungen; denn an Stelle von Str. 1 bietet Hoffmann auch folgende Variante aus Domanze:

„Ein Ritter jung und schön
Tät zu einer Jungfrau gehn;
Er wollte sie sich nehmen:
Die Eltern täten es wehren,
Sollt' werden eine Nonn'.

Dazu würde zwar Str. 5 stimmen, insofern mit dem Tode der Eltern der Zwang für sie aufhört, aber Str. 2—4 lassen sich damit schlechterdings nicht vereinen, wenn man sich nicht auf sehr gekünstelte Deutungen einlassen will. Hier ist eine Neubildung in Anlehnung an andere Lieder offenbar versucht worden, weil man die überlieferte Motivierung nicht recht verstand, ist aber sozusagen im Keime stecken geblieben, da das Lied dazu von Grund aus hätte umgedichtet werden müssen[1]). Ausser diesem alten Abscheu vor dem düsteren Klosterleben ist es aber sicher auch eine andere Volksschicht und ein anderer Volksstamm, die in C alles „statt des tragischen Ausganges zu jubelnder Lust und Vollfreudigkeit des Augenblicks zuspitzten" (vgl. R. Hildebrand, Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes, aus seinen Universitätsvorlesungen herausgegeben von G. Berlit, Leipzig 1900, S. 215 f.). Denn schon Str. 1 mit ihrem den breiten Schichten des Landvolkes entnommenen Brauch (s. o.) zeigt, wer sich hier des alten Märestoffes bemächtigt hat, und dieselbe Strophe weist auf Schlesien hin, dem allein diese Fassung C angehört. Das ist vielleicht kein Zufall; fällt doch Reuschel in seinem Aufsatze „Die deutschen Landschaften und das Volkslied" (a. a. O. S. 159) über

[1]) Dieses Motiv ist nicht ungeschickt in der Schillers „Ritter Toggenburg" nahestehenden Fassung der Nonnenmäre „Das römische Glas" (Wunderhorn, Hesse 170) verwendet:

3 c „Mein Vater will mich ins Kloster tun,
d Soll Gottes Dienerin sein".

Die andere Möglichkeit, dass seine Eltern dem noch sehr jungen Grafen die Heirat verbieten, findet sich in einer kläglichen Umarbeitung des Liedes, die Böhm aus dem Dillkreise aufzeichnete (abgedruckt bei John Meier „Kunstlieder im Volksmunde", Materialien und Untersuchungen, Halle 1906, S. 136):

„Mein Vater und meine Brüder
Verbieten mir den Verband".

Ebenda S. 110 noch eine andere Fassung der Märe, nach Meier aus zwei Liedern zusammengeschweisst.

Digitized by Google

Schlesiens Balladen das Urteil, dass sie dem Charakter der „lebenslustigen“ Bevölkerung entsprechen, und der Gedanke liegt wohl nicht allzufern, dass die österreichische Leichtlebigkeit und Augenblicksfreude, die „nur das Nächste feiert, um Vergangenheit wie um die Zukunft sich wenig kümmert“, hier mitgewirkt hat.

Auch vielleicht noch auftauchenden Bedenken fromm katholischer Gemüter scheint C geschickt zu begegnen, indem es das Mädchen als Novize, also noch nicht eingeweiht, kennzeichnet:

„S' war kaum ein Vierteljahr.
Dass sie im Kloster war“. (Peter.)

Die Bedeutung dieser Zeitangabe erkennt man sofort, wenn man eine andere Fassung des Nonnenliedes (Kretzschmer I 109) daneben hält, die sonst viele Ähnlichkeit mit C, ja, gewissermassen Ansätze zu dieser Entwickelung aufweist. Denn die kecke Stimmung schlägt in wehmütige Klage um, sobald es heisst:

„Was soll ich aber draussen tun.
Hab' ich ein kurzes Haar.
Mein Haar ist abgeschnitten.
Es ist vergangen ein Jahr“.

So lautet denn auch eine von Hoffmann als Variante notierte Schlussstrophe von C:

„Wer hat dies Liedlein erdacht
Und auch zugleich gemacht?
Es hat's erdacht eine Nonne.
Die erst ins Kloster ist kommen
Vor einem Vierteljahr“.

Die Strophen 8 und 9 beweisen nichts dagegen; denn es sind Worte der anderen Nonnen, die den unbequemen Freier gern abweisen möchten. Und die Schlussstrophe bei Peter:

„Ziehst du mit ihm davon,
Es wird dich reuen schon,
Es wird dich einmal kränken,
Du wirst an uns gedenken —
Zieh hin in Gottes Nam'!“

zeigt ja, dass auch sie trotz aller Bedenken schliesslich der Abziehenden einen freundlichen Reisesegen gönnen.

Es liegt mir gewiss fern, der C eigentümlichen Wendung A, B 1, B 2 gegenüber grossen ästhetischen Wert beizumessen; immerhin gilt auch für sie in bescheidenem Masse, was R. Hildebrand (a. a. O.) über das Volkslied vom Hildebrand (Uhland V. L. 335) im Vergleich zu der alten Fassung sagte: „Es ist ein ästhetischer Aberglauben, dass die Umbildung des Tragischen ins Heiter-Glückliche in der Kunst ein Rückschritt zum Philiströsen sei“. Und so mag denn auch dieser eigenartigen Umgestaltung der Nonnenmäre innerhalb ihrer Umwelt ihr berechtigter Platz gegönnt werden. —

Digitized by Google

9a „Die Nonn' stand an der Seit'"

heisst es, abweichend von allen anderen Fassungen, in C von der versteckt dem Gespräch des Ritters mit den Nonnen lauschenden Novize, und

5a „Was steht dort hinter der Türen?"

fragt unser Grenadierlied (D). Die zahlreichen Textübereinstimmungen dieser Abart mit den anderen Fassungen der Nonnenmäre sind ja völlig klar:

B6cd, C4de = D2ab
B7cd, 12a—d, 13ab, B14a—d
C7a—d, C8abd } = D2c = 5.

Es fehlen freilich gerade jene Strophen, die die Entwickelung der Handlung mit charakterisierenden Einzelzügen erklären und vertiefen; es fehlt das Weinanbieten und Überreichen des Ringleins, es fehlt die Betonung der Ungleichheit als Heiratshinderung und damit auch eine Begründung des Entschlusses, ins Kloster zu gehen, es fehlt auch der tragische oder fröhliche Schluss! So wäre denn ein Torso übrig geblieben, so verstümmelt, dass er kaum noch die einstige Schönheit des unversehrten Ganzen erkennen lässt, eine Abart der Nonnenmäre, die nur einige Hauptzüge, scheinbar ohne jede bestimmte Färbung, noch aufweist. Oder haben wir vielleicht, trotz aller Verkümmerung, hier eine neue Spezies, eine eigenartige Gestaltung des Stoffes vor uns? Eines ist jedenfalls sofort ersichtlich: wir befinden uns in einer anderen Gesellschaftsschicht, einer Menschengattung, die, von A und B weit getrennt, auch von C noch geschieden ist. Kein geldgieriger, leidenschaftlicher Edelmann tritt auf, kein stolzer Ritter, der mit seinem Knechte die Welt durchreitet und, als man sein Begehren nicht gleich erfüllt, sofort Gewalt anwenden, anzünden und erstürmen, will. Nein, hier durchwandert ein Handwerksbursch die Welt, klopft leise an des Klosters Pforten und würde auf die bestimmt abweisende Antwort hin wahrscheinlich alsbald seines Weges weiter ziehen, käme nicht der Schatz selbst an die Türe und reichte ihm noch eine Abschiedsgabe. Und diese Abschiedsgabe lässt keinen Zweifel mehr aufkommen, welchen Kreisen die Nonnenmäre sich diesmal anpasste: wer des Königs Rock trug, weiss, was die liebende Köchin ihrem Grenadier als Gegenleistung schuldig ist, und sei es auch zum letzten Male, weil er dann scheiden muss:

by Google

„Was trug sie unter der Schürzen?
Zwei Flaschen roten Wein!

Nun nimm hin, du Herzallerliebster,
Das soll dein Abschied sein!"

Ein Abschluss, so der Eigenart angepasst, als ob er dafür neu hinzugedichtet wäre! Trotzdem ist auch er in der einen Variante bei Hoffmann (S. 30 u.) schon vorbereitet:

„Was trug sie in ihren Händen?
Ein Becherlein voll Wein;

Daraus tat sie ihm schenken:
„Das soll dein Abschied sein".

und beide sind wahrscheinlich beeinflusst durch ein anderes bekanntes Soldatenlied (Falsche Liebe; vgl. Peter a. a. O. I 182):

„Was zog er aus seiner Tasche?
Eine Flasche mit kühlem Wein:

Das wollen wir beide trinken, ja, ja trinken.
Das soll unser Abschied sein!"

Im Grunde aber gehen sie doch auf jenen eigenartigen Schluss der Fassung B zurück, der den von der Nonne gereichten Abschiedstrunk mit dem alsbald darauf erfolgenden Tode des Ritters in irgendeine Verbindung zu setzen scheint (B 17), „sprang ihm das Herze sein", „starb er am grünen Rain" (Glatz, vgl. Firmenich: „stirbt er im kühlen Rhein!"), „schlief er ganz ruhig ein" (Peter). Das Seltsame dieses Schlusses tritt um so stärker hervor, weil andere Fassungen ihn nicht kennen und das Lied ebenso schliessen, wie Schillers Bearbeitung der Nonnenmäre im „Ritter Toggenburg". Man vergleiche z. B. die Schlussstrophen einiger bei Kretzschmer und im Wunderhorn aufgezeichneten Texte des Nonnenliedes:

„Der Herr entsetzt' sich in der Still',
Sass da auf einem Stein,
Er weint die hellen Tränen,
Konnt' sich nicht wieder frenn". oder

„Der Knab' er setzt sich nieder,
Er sass auf einem Stein,
Er weint die hellen Tränen,
Brach ihm sein Herz entzwei. u. a. m.

Bereits Bruinier, in dessen Urmäre der eigenartige Abschluss von B fehlte, wurde darauf aufmerksam und versuchte eine Erklärung. Nach seiner Ansicht wünschte das Volk eine Bestrafung dessen, der durch sein schnödes Verhalten das Mädchen ins Kloster trieb, und knüpfte, um eine solche hineinzubringen, an den Trunk am Eingange an, den nach Bruiniers Versicherung die Pfälzer Bauern jetzt als Liebestrank mit zauberischer Wirkung auffassen, so dass er „jetzt die Bedeutung eines Nebengrundes hat, nicht mehr nur ein Bildchen zeichnen hilft". Verstehe ich Bruinier recht, so ist dementsprechend auch der Abschiedstrunk eine tötliche Zaubergabe, mit der die Nonne das ihr durch jenen ersten

Digitized by Google

Liebestrank einst angetane Unrecht rächt. Wie wenig aber stimmt eine solche Absicht und Gesinnung mit dem oben geschilderten Charakter des Mädchens (in B) überein! Und macht Bruiniers Erklärung nicht auf jeden unbefangen Empfindenden den Eindruck des Gekünstelten, Erzwungenen? Ich selbst musste bei jenem seltsamen Schlusse immer an Goethes „Braut von Korinth" denken. Erscheint doch auch hier die zur Nonne verdammte frühere Geliebte dem Jünglinge noch einmal „in weissem Schleier und Gewand" (vgl. Str. 14) und reicht ihm eine Schale mit Wein, aus der er trinkt. Aber alsbald verkündet sie ihm auch:

„Schöner Jüngling, kannst nicht länger leben,
Du versiechest nun an diesem Ort".

Es ist nur eine Vermutung, für die erst eine weitschichtige, gründliche Untersuchung den Beweis liefern könnte, aber sie mag wenigstens ausgesprochen werden, dass vielleicht dieselbe Volksanschauung, die in unsere Nonnenmäre den seltsamen Schluss einführte, zu jenen „Motiven und uraltgeschichtlich Überliefertem" gehört, die sich nach Goethes eigenen Worten vierzig bis fünfzig Jahre in ihm lebendig erhielten (das Nonnenlied schrieb er im Elsass auf[1]), bis sie in einer Ballade einer „reineren Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegenreiften". In Grimms Mythologie wird (II 922) darauf hingewiesen, wie Elbinnen und Zauberfrauen Menschen einen Trank reichen, damit sie bei ihnen bleiben und alles Irdische vergessen sollen. An derselben Stelle findet sich der Hinweis, dass dies ein Zug von mannigfaltiger Art und höchstem Alter ist, der auch in das Gebiet der Heilkunst und Giftmischerei hinübergreift. Schambach (Anhang zu Schambach-Müller, „Niedersächsische Sagen und Märchen". 1855. I. „Zur Symbolik der deutschen Volkssage" 371 ff.) hat dieses Thema weiter ausgeführt, indem er nachwies, dass alle mit Unterwelt und Tod in Verbindung stehenden Wesen durch „Essen, Trinken, Sprechen, Anrühren dem, der ihnen naht, Verderben und Tod bringen, seien es Götter, Teufel, Tote, Geister" . . . Nun waren aber auch die Nonnen in der Volksanschauung geisterhafte Wesen — treten doch die Nixen in vielen Sagen als Nonnen auf; die Drohungen der Kirche, die ängstlich einen Gelübdebruch durch Umgang mit der

[1]) Mit dem Toggenburgerschluss, den andern Schluss kannte er aus Herders Sammlung und nannte ihn geheimnisvoll.

Digitized by Google

übrigen Welt verhüten wollte, mögen diesen Wahn immer wieder verstärkt haben. Des „Himmels Braut", in düstere Tracht gehüllt, fern von allen Lebensfreuden, erschien dem Volke sicher bereits als dem Reiche der Schatten und Geister angehörig. Wehe dem, der ihr mit irdischen Gedanken zu nahen wagte! Selbst ihre freundliche Gabe könnte ihm verhängnisvoll werden; „denn furchtbar heilig ist des Klosters Pflicht". . . .

Eine düstere Anschauung, der Fassung B irgendwann irgendwo angeflogen! A kennt sie nicht, C, wo das Mädchen nur „in Lebensglut den Schatten beigesellt" ist, weiss davon erst recht nichts — in D taucht dieser Zug plötzlich wieder auf, aber in wie wunderlicher Umformung, wie köstlich der neuen Umwelt angepasst![1]) Was ist aus ihm, ja, was ist aus der ganzen Nonnenmäre überhaupt geworden! Unser Vizefeldwebel, ein Schlesier, hatte sie früher schon so singen hören, unsere oberschlesischen Grenadiere aber kannten sie nicht[2]). Doch mit dem Reservisten, der den bunten Rock auszog, mit dem Dienstmädchen, dem er das Lied vorsang, wandert es wieder aufs Land hinaus, vielleicht sogar in eine andere Landschaft und führt sein Eigenleben weiter. Da grübelt gewiss auch keiner, der das Lied singt, erst darüber nach, warum er sie verlassen musste, weshalb sie ins Kloster ging — da vermisst wohl auch schwerlich einer den fehlenden Abschluss — sie trennten sich eben! Aber die neue Weise hat die inhaltlich seltsam veränderte Märe zu einem trefflichen Marschliede umgestaltet. Und so zieht denn der Handwerksbursch seine Strasse. Trübe spannt der Himmel über ihm sein Zelt, der kalte Herbststurm umpfeift ihn, die welken Blätter rieseln auf den einsamen Wanderer herab — da stimmt er sein altes Soldatenlied an, und es klingt hinaus in die Welt, indes die Füsse sich munter im Takte regen:

[1]) Wie drastisch gerade der Soldat Volkslieder nach seinem Geschmacke umformt, lehrt die alsbald bei unserer Kompagnie entstehende Variante „ne Flasche Branntewein" für die ihm ungewöhnlichen „zwei Flaschen roten Wein". Ähnlich heisst es in dem oben erwähnten Liede „Im Rosengarten / ei da wollen, wollen wir / auf einander warten / bei eim Glas Bier!!"

[2]) Nachträglich sehe ich, dass das Lied mit wenigen unbedeutenden Änderungen auch bei F. M. Boehme (Volkstümliche Lieder Deutschlands aus dem 18. und 19. Jahrhundert, Leipzig 1895, S. 128) aufgezeichnet ist. Hier ist in 1 d der Reim vorhanden „den ich geliebet hab". Aufgezeichnet wurde es im Kreise Wetzlar im Jahre 1894.

B-dur ($^4/_4$-Takt)

Halbe Note = fette Buchstaben, Viertelnote = gewöhnliche Buchstaben, Achtelnote = einmal unterstrichen, Sechzehntelnote = zweimal unterstrichen. Die Noten d bis a, die der tieferen Oktave angehören, sind kursiv gesetzt; das b der dritten Linie und die höher als dieses liegenden Noten antiqua.

‖: *f* | b. *f* *d* *f* | b d d d | c. b *a.* b | **c** r :‖ b c |

d.. d d.. d | d f es d | c.. c c.. c | c g f es | d d c c | **b** ‖

Bremen im Volkslied.

Von Werner Kropp in Bremen.

„Kinder und Narren sprechen die Wahrheit". Aber auch Goethe sagt, dass bei jedem rechten Gedicht ein bischen Narretei dabei sein müsse. So ist es auch bei der rechten Volkspoesie, ein bischen Übermut, ein bischen Humor und eine Neigung zu einem Tiefsinn, der gelegentlich bis zur Unverständlichkeit und bis zum Unsinn geht, zeichnet gerade die reizvollsten Volkslieder aus. Wohl jede Stadt und jede grössere Dorfgemeinschaft hat in dieser Beziehung ihre eigenen Exemplare aufzuweisen. Auch Bremen ist in seinem Volkslied reich an Perlen trockenen Humors. Wenn man genau zusieht, lassen sich auch diese volkstümlichen Verse, wie sie in der alten Hansestadt, wo im Volke das alte Platt noch immer herrscht, im Schwange sind, den bekannten Rubriken populärer Liederstoffe leicht einordnen, und manches ist über andere Gebiete Niederdeutschlands, ja oft weiterhin verbreitet. Da ist vor allen Dingen die Vexierpoesie, die mit der ernstesten Miene von der Welt die unglaublichsten Sachen erzählt. Ein reizendes Beispiel dieser Gattung ist das folgende:

„Ick gung mal hen na Grambke,
Dar keek ick äber de Planke,
Un as ick in dat Buurhus kam,
Da seeg ick mit Verwunnerung an:
De Koh, de satt bit't Für un spunn,
Dat Kalf leeg inner Weeg'n un sung,
De Katte karnde de Botter,
De Hund, de wusch de Schotteln,
De Fleddermuus, de feeg dat Huus,
De Swalke drog den Stoff herut
Mit ehren langen Flögeln! — —
Sünt dat nich dicke Leegen?"

Wieder andere Lieder ergehen sich in kindlichen Scherzspielen und kommen dabei vom Hundertsten ins Tausendste. Ein paar niedliche Proben dieser Art sind die beiden folgenden:

Digitized by Google

Inner Buchtstraaten, inner Buchtstraa-
Da steit en grootet Huus, [ten,
Da kiekt alle Abend
Dree Jungfern herut.
De Maand, de schiend wol up dat Swien,
Dat Swien, dat sprung up Metje ehren Schoot,
Metje kreeg en schewen Foot.
Maria keem de Treppen herdal,
Se harr en bunten Rock an,
Da hungen woll hunnert Klocken an!
De Klocken fungen an to klingen,
Maria fung an to singen:
Klink klank glorian!
Kind wull na'r Schoole gahn.
Modder, Modder, en Botterbrod,
En groot groot Stuck,
Legg't man upp'er Laden dal,
Bit ick wedder ut de Schoole kam! —
Modder, Modder, de Katt het't upfreten.
Hau de Katt den Schwanz aff,
Hau em nich to lang aff.
Laat'r en lütjen Stummel an,
Dat se noch mit bummeln kann.

Wie man sieht, namentlich aus den beiden letzten Versen, liebt unser Volk es, gelegentlich den Versuch zu einer Ausdehnung des Reimklangspieles zu machen: die persische Ghasele hat eben in der Literatur aller Nationen so etwas wie ihre bescheidenen Seitenstücke. Auch in dem folgenden Liedchen klingt und rumort es von dem goldenen Glockenspiel der Vokale. Man lese es sich nur laut vor:

„De Wind de weit, de Hahn de kreit,
De Voss de satt up den Tuune
Un pluckt de geelen Plummen.
Ick sä, he schall mi ene gewen,
He sä, he woll mi Steene gewen.
Da nam ick minen dicken Stock
Un schlog em up sin kahlen Kopp,
Da reep he: Broder Jakob.
Jakob, Jakob, lat mi lewen,
Ick will di ook en gollenen Vagel gewen,
Vagel schall di Stroh gewen,
Stroh schast du de Koh gewen.
Koh schall di Melk gewen,
Melk schast du den Bäkker gewen.
Bäkker schall di Stuten backen.
Stuten schast du Brut gewen,
Brut schall di Krut gewen,
Krut schast du Brägam gewen,
Brägam schall di Braen gewen,
Braen schast du de Puskatte gewen,
Puskatte schall di Müse fangen,
Müse schast in Schosteen hangen".

Wieder andere Liedchen sind voll schelmischer Koketterie. Reizend ist die Abweisung, die in folgender Antwort einer angesprochenen Dorfschönen liegt:

„Lütje Burndeern von'n Dörpe,
Warum biste so glatt?
Wullt du na'r Kark'n,
Oder wullt na'r Stadt?
Ick wull nich na'r Kark'n.
Ick wull nich na'r Stadt,
Ick wull na min Brägam,
Darum bin ick so glatt".

Ganz besonders gern knüpft das Volk, in seiner kindlichen Freude am Anschaulichen und Gegenständlichen, an besondere äusserliche Eigentümlichkeiten an: eine der populärsten Gestalten ist in dieser Hinsicht der Schornsteinfegerjunge und das Glück, das er mit seinen blänkernden Augen bekanntlich gewöhnlich bei

Digitized by Google

den Küchenfeen hat; da warnt ihn nun das Volkslied scherzend mit folgendem Beispiel:

„As Hänsken in'n Schosteen satt
Un flickte sine Schoh.
Da keem en wacker Mäken her,
Un keek so nippe to.

Hör Hänsken, wenn du freen wullt,
So free du na mi.
Ick heff en blanken Dahler,
Den wull ick gewen di.

Hans nimm se nich. Hans nimm se nich,
Se hett en schewen Foot.
Smeer Salwen up, smeer Salwen up!
He ward woll wedder good.

Der Kenner wird das spezifisch Bremische in einigen dieser Gedichte leicht herausfinden. Was die lokalen Anspielungen darin betrifft, so brauchen wir hier kaum mehr zu bemerken, als dass Grambke ein Dorf im bremischen Landgebiet und die „Buchtstraate" eine der bekanntesten alten Strassen der Altstadt ist. Übrigens gibt es zu dem Lied von dem Schornsteinfeger-Hänschen auch noch einen anderen Schluss, der die Vorzüge und Schattenseiten der verschiedenen Freier miteinander vergleicht; dabei wechseln der Schornsteinfegerjunge und das Dienstmädchen die Rollen, und er wird zum Ratgebenden. Nach dem ersten Verse heisst es hier:

„Da sä hee: wenn du freen wullt,
So free du en Papen,
Denn kanst din Geld mit Singen verdenen
Un kanst ook lange slapen.

Wintapperfroen, de sunt nig good,
De möt't so vele tappen,
Veel lewer woll ik en Snider nemen
Un flikken ole Lappen.

Papenfroen, de sunt nig good,
De möt't so vele singen,
Veel lewer woll ik en Goldsmid nemen,
Un dregen goldne Ringen.

Sniderfroen, de sunt nig good,
De möt't so vele neien,
Veel lewer woll ik en Schipper nemen
Un faren up der Maien[1]).

Goldsmidfroen, de sunt nig good,
De möt't so vele blasen.
Veel lewer woll ik en Wintapper nemen
Un drinken ut den Glasen.

Schipperfroen, de sunt nig good,
De möt't so vele sorgen,
Veel lewer woll ik en Pracher[2]) nemen
Un slapen bit an den Morgen".

Der Gedankengang, die Anknüpfung des einen Verses an den andern, und selbst die kleine Überraschung der Schlusspointe stehen im deutschen Volksliede in ihrer Art ja nicht allein da.

An dieser Stelle möchten wir auch beiläufig eine bremische Variante eines der bekanntesten Volkslieder „ohne Ende" mit anführen. Sie lautet:

[1]) Hohe See, engl. main.
[2]) Bettler

Digitized by Google

„Hale Water, min lewet Liesken,
Hale Water, min Zukker-Müsken,
Du bist ja min Schatz!

„Wo schal ik't denn in halen, lütje Friedrich?"
In'n Pott, min lewet Liesken,
In'n Pott, min Zukker-Müsken,
Du bist usw."

Ebenfalls nach einem bekannten Vorbilde (man vergleiche das schlesische „Unser Bruder Malcher, der wullt a Reiter warn") geht das folgende kleine Gedicht, wo im Scherz einem in Verlegenheit Befindlichen scheinbar wirksame, in Wirklichkeit bis zum Phantastischen unmögliche Hilfsmittel angeboten werden, bis am Schluss mit lachendem Munde ihre Wertlosigkeit konstatiert wird.

„Janman woll riden,
Hadde kin Peerd;
Greetje nam'n Kalversteert,
Maakd' em en Peerd.
(As Janman en Peerd har,
Har he kin' Toom.
Greetje nam'n Nedderhemds-Soom
Maakde Janman en Toom,
Leet'n da riden.)

As Janman vor'n Doro kam,
Sä'n se, wat 's dat vor'n Man?
Dat is Jan Dudeldei,
Greetje sin' Sustersei,
Heissa fidum,
Dem Speelman sin Jung!
Dem Speelman sin Sadelpeerd
Is kin' dree Swaren[1]) weerd,
Heissa fidum!"

Ähnlichen Humor weist das folgende auf, das in seinem Kehrreim nach bekannter Weise die Schlagworte der vorhergehenden Verse jedesmal wiederholt und das des letzten Verses dann dazu fügt, so dass schliesslich aus dem Gedicht ein Sprechkunststück wird. Im Volksmunde leben davon nur noch die folgenden 4 Verse:

„Ik woll en bunten Rock tügen[2])
Un har dar niks nig to,
Da gung ik vor den Häne öre Dör
Häne, lewe Häne, wat gifst du der mi to?
„Ik geve'r di minen Pipp to".
Hänenpipp, Snibbrewipp, — ei wat'n seldsen Rok wart dit.

Ik woll en bunten Rok tügen,
Da gung ik vor de Aant öre Dör:
Aant, lewe Aant, wat gifst du der mi to?
„Ik geve'r di minen Snavel to".
Aantensnavel, Hanenkamm, Hänenpipp, Snibbrewipp, ei wat'n seldsen Rok wart dit.

Ick woll en bunten Rok tügen,
Da gung ik vor den Haan sine Dör;
Haan, lewe Haan, wat gifst du der mi to?
„Ik geve'r di minen Kamm to".
Hanenkamm, Hänenpipp, Snibbrewipp, — ei wat'n seldsen Rok wart dit.

Ik woll en bunten Rok tügen
Da gung ik vor de Goos öre Dör:
Goos, leve Goos, wat gifst du der mi to?
„Ik geve'r di mine Spolen to".
Gosespolen, Aantensnavel, Hanenkamm, Hänenpipp, Snibbrewipp, — ei wat'n seldsen Rok wart dit usw."

Zu diesen Proben bremischen Volkshumores fügen wir noch

[1]) Swaren war eine bremische Münze, etwa 1 Pfennig wert.
[2]) tügen „kaufen" (eig. zeugen).

Digitized by Google

in Anbetracht seiner drastisch anschaulichen Vergleiche das folgende Scherzrätsel:

„Up der Straten staat twe Platen,
Up de Platen staat twe Stipels.
Up de Stipels steit 'n Tunne Beer.
Up der Tunne Beer steit en Trechter,
Up dem Trechter steit en Jaan-up,
Up dem Jaan-up steit en Riker.
Up dem Riker staat twe Kikers,
Up en hogen Barg, da wass't dat hoge Gras".
(Auflösung: Der Mensch.)

Ferner sei hier angeführt das folgende kleine Vexierrätsel:

„Achter halve Katten, wo veel Beene hevt de?" Eins, — nicht etwa 16, wie man herausrechnet, wenn man statt „achterhalve" — „acht halve" versteht.

Von dem echt poetischen Anthropomorphismus des Volkes endlich geben die drei folgenden Rätsel beredtes Zeugnis:

Aderjaan und Snaterjaan,
De wollen tohope to Water gaan,
Sunner Kopp und sunner Steert, —
Ra' mal, wat is dat vor'n Deert?
(Auflösung: zwei Wassereimer.)

Da kam en Mann van Aken,
Har en wittet Laken,
Woll de ganze Welt bedekken,
Konn dog nig aver de Wesser[1]) rekken.
(Auflösung: Schnee.)

Ole, Ole
He sat bi mi up'n Stole,
He winkde mi, ik wärde mi,
He winkde mi so söte,
Dat ik vergeet Ogen und Föte.
(Auflösung: Schlaf.)

Proben dieser plattdeutschen Art und Kunst der Personifikation liessen sich gerade aus dem reichen Rätselschatze der Bremer noch mehrere geben, darunter einige mit einer überraschenden und sehr drolligen Auflösung. Wir müssen uns aber im Hinblick auf den Zweck dieser Ausführungen, die nur eine Charakterskizze in ausgewählten Proben bieten sollen, auf diese wenigen Musterbeispiele beschränken.

Dass auch der derbsinnliche Lebensgenuss im bremischen Volksliede gefeiert wird und gelegentlich zu tosendem Übermut anschwillt, wird niemanden Wunder nehmen, der überhaupt niedersächsische Stammesart einigermassen kennt. Der Bremer hat nur wenige Tage im Jahre, wo er sich, wie man so sagt, austobt. Er befolgt wörtlich Goethes goldene Mahnung:

„Löblich ist ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn".

Goethe hat diese Verse bekanntlich im Hinblick auf den Kölner Karneval geschrieben. Was in Köln der Karneval, was im

[1]) Die Weser.

alten Rom die Saturnalien, das ist in Bremen die „Oktobermesse“, auf gut bremisch „Freimárkt“ (sprich: Freimáakt) geheissen. So steif und zurückhaltend der Bremer das ganze übrige Jahr im allgemeinen ist, so unbändig ausgelassen ist er in diesen letzten zehn Tagen des Oktobers. Von der Energie, mit der er sich in dieser Zeit in den Strudel des Vergnügens stürzt, gibt das folgende Lied eine eindringliche Vorstellung. (Wir bemerken zum Verständnis der nachstehenden Verse, dass Bremen in Altstadt, Neustadt und mehrere Vorstädte zerfällt.)

„Nu lat us noch mal dahmen,
Mal dahmen alle Dage,
Und dabi lustig sien,
Und dabi lustig sien!
Min Mann heet Jan, min Froo Susann',
Min Dochder heet Kathrin.
Nu lat dat Gatjes, Gatjes gahn.
Nu lat dat Gatjes sien.
Rendehwuh, Rendehwuh!
Lust'ge Neustädter ohne Schuh!
Wer wollte das Geld verzehren,
Wenn wir lust'ge Neustädter nicht wären?
Rendehwuh, Rendehwuh!
Lust'ge Neustädter ohne Schuh!
Im Tivoli, im Tivoli,
Da geiht et lustig her:
Da danzt se Schottisch, wie noch nie
Und Walzer achterher!
Und de Timmermann,
De nagelt Latten an.
Und de Muurmann,
De smitt dar'n Klacks an.
O wie ist doch die Liebe,
Die Liebe so zucker-, zuckersüss!
O wie ist doch die Liebe,
Die Liebe so süss.
Nee, se deiht et nich,
Nee, se deiht et nich,
Schellt de Swiegermudder de Kartuffeln nich
Nee, se deiht et nich,
Nee, se deiht et nich,
Schellt de Swiegermudder de Kartuffeln nich!
O wie ist doch die Liebe,
Die Liebe so süss!
O, du min Wuppelpeerd,
Min Wuppelpeerd, min Wuppelpeerd!
O, du min Wuppelpeerd,
Min Wuppelpeerd — bist du!!!

Charakteristisch ist in diesem Liede, das übrigens nach bekannter Volksmelodie, nämlich nach der der „Lustigen Hannoveraner“ gemodelt ist, die Abwechslung zwischen Hoch- und Plattdeutsch, die darauf hindeutet, dass das Lied erst nach Achtundvierzig entstanden ist: vor der Revolution, die auch in Bremen einen halbwegs tragikomischen Sturm im Glase Wasser heraufbeschwor, war auch in den exklusiven Kreisen der altangesessenen Rats- und Kaufmannsgeschlechter Bremens das Platt noch überwiegend als Umgangssprache, und im Handwerker- und Arbeiterstande natürlich erst recht.

„Die Grazien sind leider ausgeblieben“, wird wohl mancher sagen. Allerdings ist es richtig, dass man in der ganzen Bremer Lyrik den tiefsten Ton, die Wehmut des echten Volksliedes vollkommen vermissen muss. Aber das gehört zum Stammescharakter.

Digitized by Google

Artur Fitger, auch ein Niedersachse (aus Delmenhorst, einem oldenburgischen Städtchen bei Bremen), hat einmal gesagt, dass sich die Zuneigung zwischen Männern nur in der Form der Ironie aussprechen könne. So ist es auch. Für andere Leute, nach aussen hin, tut der echte Bremer so, als habe er überhaupt kein Gemüt.

In Wirklichkeit ist die Sache anders. Aber in einem Punkte ist auch der Bremer „empfindsam", und dieser ist — die Politik. Es liegt ihm einmal in den Knochen, wenn er auch selber die historischen Tatsachen gar nicht kennt, dass seine Vaterstadt dereinst die Beherrscherin der Unterweser war. Und als Kaiser Napoleon die Kontinentalsperre verhängte, da ging von Bremen aus das Trutzlied, das heute noch in allen drei Hansestädten gesungen wird:

1) Und dabi wohnt he noch jümmer in de Lammer-Lammerstraat,
In de Lammer-Lammerstraat,
He kann maken, wat he will,
Swieg man jümmer, jümmer still, hei kann maken, wat he will.
Un da makt he sick en Geigeken, Geigeken pardauz!
Violin, Violin! sä dat Geigeken.
Un Vio- Violin, un Vio- Violin, use Deern de heet Kathrin.
Dabi wohnt he noch jümmer in de Lammer-Lammerstraat etc.
(Der erste Vers und der Refrain des nächsten wird wiederholt.)

2) Un da makt he sick en Wickelkind, Wickelkind pardauz!
Schiet die wat, schiet die wat, sä dat Wickelkind.
Violin, Violin, sä dat Geigeken usw.

3) Un da makt he sick en Inglischmann, Inglischmann pardauz!
Goddam, Goddam! sä de Inglischmann.
Schiet die wat, schiet die wat usw.

4) Un da makt he sick en Spanier, Spanier pardauz!
Karacho, Karacho! sä de Spanier.
Goddam, Goddam! sä de Inglischmann usw.

5) Un da makt he sick en Napolium, Napolium pardauz!
Ick bün Kaiser, ick bün Kaiser, sä de Bonapart.
Karacho, Karacho! sä de Spanier usw.

6) Un da makt he sick en Hanseat, Hanseat pardauz!
L. m. i. A., l. m. i. A., sä de Hanseat,
Ick bün Kaiser usw.

Wer etwas Sinn für den Übermut des „ungezogenen Lieblings der Grazien" hat, wird das Aristophanische in diesem Liedchen nicht verkennen. Die Bremer Schmuggler — und es waren unter ihnen Leute der ersten Firmen — spielten damals getrosten Mutes das grosse Spiel um Leib und Leben: waren doch jener Zeit

Digitized by Google

die Gemüter so gespannt, dass der nachherige „Hauptmann" Böse das Rathaus, die architektonische Perle Bremens, in die Luft sprengen wollte, bloss, weil das französische Offizierkorps damals dort seine Sitzungen hielt.

Es wäre noch viel über Bremer Volkslyrik zu sagen und noch manches Gedicht anzuführen. Aber ich glaube aus dem, was ich hier als Kostprobe geboten habe, geht schon genügend hervor, von welchem Geist diese Volkslieder beseelt sind. Sie verbergen mehr, als sie sagen. Was in ihnen zum Vorschein kommt, ist ein keckes Selbstbewusstsein, ein übermütiger Humor, eine Lebenslust, die um so souveräner ihre Rechte geltend macht, je länger sie sich bei alltäglichen Gelegenheiten zurückzuhalten weiss. Aber das beste und tiefste, was der Bremer zu geben hat, die alte, schwer zu erobernde, aber noch schwerer zu verlierende Niedersachsentreue, vertraut er nicht einmal dem Liede an.

Schlesische Schatzsagen als Quelle schlesischen Volksglaubens.

Von Dr. Kühnau.

Dass Sagen überhaupt eine Quelle für den Volksglauben sind, wird nicht bestritten. Wohl aber wird die Frage aufgeworfen, inwieweit sie zuverlässig seien. Dass nicht alles, was unter der Flagge der Sage in der Literatur segelt, als unverfälschte Volksmeinung gelten darf, wird immer klarer, je mehr sich der Blick des Sagensammlers weitet. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat sich die Romantik der Volkssage bemächtigt. Sie benutzte diese als Rohstoff, den sie zu dehnen, zu verschieben, zu ergänzen wusste, um Novellen zu schaffen, in denen der volkstümliche Einschlag oft auf ein Mindestmass zusammengeschrumpft ist. Selbst die bekannten Vorläufer unserer volkskundlichen Bestrebungen, Fülleborn und Büsching, waren vom romantischen Geiste ihrer Zeit doch so sehr beeinflusst, dass sie es nicht für Unrecht hielten, die von ihnen dargestellten Sagen in novellistische Form umzugiessen. Erst die neuere Zeit hat nach Weinholds Vorgange den Weg gefunden, der allein zur alten echten Volkssage zurückführt, die getreue Nacherzählung nach dem Volksmunde.

Digitized by Google

wenn nicht dem Wortlaute, so doch dem Sinne nach. Was etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Sagensammlungen und Einzelmitteilungen in Zeitschriften usw. geboten wird, trägt zum grössten Teile den Stempel des Volkstümlichen und bietet eine Grundlage, auf der die volkstümliche Forschung mit Sicherheit aufbauen kann. Die älteren romantischen Sagenfassungen dagegen müssen erst von einem für volkstümliche Echtheit geschulten Blicke untersucht und von aller persönlichen Zutat gereinigt werden. Aber auch die dem Volksmunde entnommenen Sagen enthalten noch manches Persönliche, eine vom jeweiligen Erzähler gemodelte Form. Um hier das Allgemeine, das wahrhaft Volkstümliche zu gewinnen, bedarf es der Vergleichung. Wir können nur dann sicher sehen, wenn wir immer wieder gleichen Zügen begegnen. Und daher müssen wir viel Material haben. Es ist nicht umsonst, wenn immer wieder gleiche oder ähnliche Sagen an anderen Orten gesammelt werden. Ja, wir müssen dringend bitten, bei der Sammlung sich nicht dadurch beirren zu lassen, dass eine Sagenform, ein Sagenzug schon hier und da vertreten ist. Gerade diese vielfachen Belege sind für uns eine Notwendigkeit. Nur so können wir die Quadern gewinnen, die einen festen Bau gewährleisten. Nur so werden die Sagen zu einer zuverlässigen Quelle, aus der unsere Kenntnis des Volksglaubens geschöpft werden kann.

Es ist daher gerechtfertigt, dass der zweite und dritte Band unserer volkstümlichen Überlieferungen, in denen Drechsler Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien behandelt, an verschiedenen Stellen auf Sagen sich beruft, in denen diese oder jene Volksmeinung den mythologischen Kern bildet. Drechsler kommt wiederholt auch auf Schatzsagen zu sprechen und erwähnt Schätze. Erstens in dem Abschnitte vom Kreislauf des Jahres und den Festzeiten, weil vergrabene Schätze zu Weihnachten, zu Ostern und am Johannistage ans Licht des Tages streben. Zweitens, wo der Lebenslauf des einzelnen Menschen von der Geburt bis zum Tode dargestellt wird; denn gar mancher Geizhals verwächst im Leben mit seinem eifersüchtig gehüteten Schatze so innig, dass er ihn nun im Tode nicht los wird und zur Strafe als irrender Geist an den Ort gebunden ist, wo er ihn vergraben hat. Dann wieder nimmt Drechsler Bezug auf Schätze bei der Darstellung des Verhältnisses, in dem der Schlesier zu der Himmelswelt und den Elementen steht; denn Schätze haben eine Beziehung zu den Stern-

Digitized by Google

schnuppen und dem Regenbogen. Auch bei Weissagung und Zauber erwähnt er sie; denn sie können gehoben werden, wenn man den Zauber der Wünschelrute kennt, die den Einfluss ihrer dämonischen Wächter zu überwinden vermag.

Indem ich mich anschicke, auf Grund der mir vorliegenden schlesischen Schatzsagen ein Bild der in ihnen niedergelegten Volksanschauungen zu entwerfen, muss ich bemerken, dass ich mich nicht darauf beschränkt habe, allein diejenigen Sagen zu verwerten, in denen der Schatz den Angelpunkt des Geschehens bildet (eigentliche Schatzsagen), sondern dass ich auch diejenigen Sagen herangezogen habe, in denen neben anderen Zügen auch der der Schatzgewinnung eine Rolle spielt. Die einzelnen Züge sind in der Sage oft in unlösbare Einheit verschmolzen. Es möge daher nicht auffallen, wenn ich auch auf Dämonen und Seelen zu sprechen komme, die zu einem Schatze in Beziehung gebracht sind. Nur auf diese Weise lässt sich die Stellung vollkommen kennzeichnen, die der Glaube an Schätze in der Gesamtheit der Volksanschauungen einnimmt.

Ich teile den Stoff in drei Abschnitte.

1. Schätze dämonischen Ursprungs. Schatzbesitzende Dämonen.

Die Erde ist reich an Schätzen. Ihre Eingeweide enthalten Adern von edlen Metallen. Von jeher hat das Gold mit seinem wunderbaren, zauberhaften Glanze die Augen der armen Sterblichen geblendet. Wie ein Sonnenstrahl lacht es demjenigen entgegen, der die dunkle Hülle des einschliessenden Gesteins gesprengt hat, ein Sonnenkind, im düsteren Kerker verzaubert. Noch andere Schätze hat die Spürkraft des Menschen im Schosse der Erde entdeckt: das Silber, das Kupfer, das Zinn, das Eisen, die im Schmelztiegel geläutert ein kostbares Material für menschliche Gebrauchsgegenstände lieferten; die Edelsteine, die vom Schleifstein geglättet mit vielfarbigem Lichte die Augen blendeten. Schlesien ist nicht die letzte unter den Landschaften der heimatlichen Erde, die Gold, Silber und andere Metalle, die Edelsteine in seinen Tiefen birgt. Unter allen aber hat das Gold den sagenspinnenden Geist des Menschen am meisten beschäftigt. Seinetwegen hat er am liebsten die Eingeweide der Erde durchwühlt.

Der Bergmann, der in die Tiefe gräbt, weiss sehr wohl, dass

Digitized by Google

das nicht sein Reich ist, in das er verwegen eindringt. Dort gebietet eine andere Macht, die nicht menschlichen Ursprungs ist, eifersüchtig, leicht reizbar, nicht geneigt, dem Menschen die ganze Fülle seines Reichtums zu überlassen. Es ist eine dämonische Macht, der Berggeist. Wer ihn zum Freunde hat, mag leicht zu grossem Reichtum gelangen. Wem er aber übel will, dem nützt nicht der Schweiss vieler Tage, nicht Menschenwitz und Menschentrotz, er findet in der Tiefe sein Verderben.

Über den Berggeist in den Gruben Oberschlesiens haben wir neuerdings eingehende Berichte erhalten von Wrubel[1]) und in der Zeitschrift Oberschlesien[2]), auch von Drechsler in unseren Mitteilungen XIII 63 ff. Der Berggeist erscheint oft in Menschengestalt gleich einem der Bergleute, meist als Steiger, Inspektor, bisweilen als graues Männchen, woher der Name „Bergmönch". Dann in Verwandlungen als Maus, Fliege, Spinne, als blaue oder rötliche Flamme, als schwarzer Vogel ohne Kopf. Er hat seine Lieblinge unter den Bergleuten, er warnt sie vor dem Einbruch des Stollens und gibt ihnen reiche Ausbeute. Aber Fluchen und Eigennutz duldet er nicht, am schlimmsten straft er Untreue und Wortbruch. Im allgemeinen gilt das Zusammentreffen mit ihm als Vorzeichen eines Unglücks: der Bergmann, den er um Feuer bittet, ist dem Tode geweiht, und er erkennt den Berggeist oft nur an seinen roten Augen oder „den rollenden Ochsenaugen". Dann hilft ihm vielleicht noch eine eilige Flucht; wenn es ihm gelingt, das Mundloch des Schachtes zu erreichen, ist er gerettet, denn dort hat sein Reich ein Ende.

Nicht ohne Entgelt gibt der Berggeist seine Schätze. Er verlangt Stillschweigen über den abgeschlossenen Vertrag, er macht sich täglich ein Brötchen aus, das ihm der Bergmann bringen muss, oder er fordert die Hälfte des Einkommens. Ungestümes Vordringen in seine Schatzkammer und die Ausbeutung seines eigentlichen und letzten Reichtums straft er durch Einsturz des Stollens und Vernichtung der ganzen Belegschaft. Das ist der Sinn der Reichensteiner Sage von der Bergglocke. Als die Bergknappen den goldenen Esel gefunden hatten, bebt der Berg und begräbt die Verwitzigen mit ihrem Schatz in der Tiefe für ewige Zeiten.

[1]) Bergmännische Sagen II 28—34 (S. 42—55).

[2]) 1. Jahrg. (1902/3) S. 521—526 und 2. Jahrg. (1903/4) S. 130—136.

Digitized by Google

Die Sagen vom Berggeiste sind im wesentlichen auf den Kreis der Bergleute beschränkt geblieben. Der berufsmässige Bergmann hält an ihnen mit derselben Treue fest wie an seinem sonstigen alten Erbgute von Gebräuchen und Ausdrücken.

Mit dem Bergbau hängt aber auch eine andere Gruppe von Sagen zusammen, die auf die natürlichen Schätze der Erde Bezug haben, die Walen- oder Venedigersagen. Als der Goldreichtum Schlesiens (Goldberg, Reichenstein) bekannt geworden war, kamen fremde Goldsucher ins Land, und eine Art Goldfieber ergriff auch die heimische Bevölkerung. Allenthalben in den schlesischen Bergen bis weit ins Flachland hinein wurde geschürft, ohne rechte bergmännische Kenntnis und offenbar ohne gewünschten Erfolg. Vom 15. bis ins 18. Jahrhundert hinein dauerte dies zwecklose Suchen nach den vermeintlichen Schätzen der Erde. Je geringer der Erfolg war, um so geschäftiger war die Sage. Man wollte von ausländischen Zauberern wissen, die auf ihren Mänteln mit unheimlicher Schnelle herbeigeflogen wären, um an verborgenen Orten, namentlich der Berge, zu graben und unermesslichen Reichtum zu erbeuten. Das Volk nannte sie Walen oder Venediger und schrieb ihnen die Fähigkeit zu, die unterirdischen Mächte durch Zauber zu überwinden, die dem gewöhnlichen Sterblichen die eifersüchtig gehüteten Schätze der Tiefe vorenthielten. Die bekannteste Venedigersage ist die vom goldenen Stollen bei Reinerz, einer von der Natur gebildeten Höhle, in die einst mehrere Walen mit einem schlesischen Müllergesellen drangen, durch Zauber den schatzhütenden Hund unschädlich machten und mit reichen Schätzen beladen die Tiefe verliessen. Die Sage wird immer wieder in den Sagensammlungen erzählt und hat auch ihre romantische Bearbeitung durch August Kastner[1]) gefunden. Die Schätze des Sühnteiches bei Reihwiesen (Altvatergebirge) sucht ein Venediger zu heben, muss aber einen gewaltigen Kampf mit den Dämonen der Tiefe bestehen, der nach der einen Sage glücklich mit der Erbeutung des Reichtums, nach der andern mit dem Untergange des Tollkühnen endet. Welche Dämonen es sind, die den Goldreichtum der Erde hüten, darüber lauten die Mitteilungen der Sagen oft unbestimmt, oft wird der Teufel oder ein grosser schwarzer Hund oder ein anderes unheimliches Tier genannt, oft sperrt eine

[1]) Glätzische Sagen 1838 S. 86—109.

Digitized by Google

Tür, gewöhnlich eine eiserne, den Zugang und der Zauber zwingt sie, sich dem Kundigen zu öffnen.

Zu scheiden von den bisher erwähnten dämonischen Wesen sind die Bergmännlein. Während des Berggeists Reich am Mundloche des Schachtes ein Ende hat und die Dämonen der Venediger hinter der eisernen Tür in der Tiefe der Erde lauern, treiben die Bergmännlein bald unter, bald über der Erde ihr Wesen. Auch Rübezahl ist ein solches Bergmännlein, nur ist er ein Einsiedler, während die ihm verwandten kleinen Wesen in ganzen Gesellschaften erscheinen. Ja, sie treten in Familien auf, scheiden sich in männliche und weibliche Individuen, haben Kinder und führen gemeinschaftliche Hauswirtschaft, kochen, backen und lärmen zusammen. Das tun sie freilich in ihren unterirdischen Höhlen, über die Erde steigen sie nur zu gewissen Zeiten, besonders in der Mittagstunde oder in der Nacht. Sie besitzen unerschöpfliche Reichtümer, mit denen sie die Menschen beschenken, um sich ihnen für irgend einen Dienst dankbar zu zeigen. Sie tun das in der Weise, dass sie ihnen unscheinbare Dinge, wie Laub, Reiser, auch Kot, zu eigen geben, die sich später in Gold verwandeln, wofern der Beschenkte sie nicht ärgerlich von sich geworfen hat. Die Herrla oder Hermannla, die im Herrlaberge bei Langenbielau wohnten, wanderten einst nach dem Zobten aus, weil sie das Geräusch der vielen Fabriken nicht mehr ertragen konnten. Der Herzichpauer musste sie in der Nacht fahren. Dafür beschenkten sie ihn mit Laub, das sie ihm auf den Wagen taten. Er aber warf es ärgerlich herab. Als er sich nun am andern Morgen den Wagen besah, hingen einige Dukaten zwischen den Brettern, in diese hatten sich ein paar hängen gebliebene Blätter verwandelt.

Die auswandernden Fenixmännchen geben dem Fährmann, der sie bei Johnsbach über die Neisse fährt, Blätter in seinen Hut. Ein Blatt, das im Hute hängen blieb, als er die andern wegschüttete, ward ihm daheim zu Golde. Die Fähnskedinger in Molwitz (Kreis Falkenberg) wandern aus, als die Glocken ins Land kommen. Ein Bauer fährt sie nach Sonnenuntergang in eine wüste Gegend. Als er wieder heimgefahren war und am andern Tage den Wagen wusch, waren die Kotklümpchen, die am Wagen hängen geblieben waren, zu Gold geworden. Dies nur eine kleine Auswahl der zahlreichen ähnlichen Sagen. Ebenso macht es Rübezahl. Ein Mädchen sammelt im Walde Späne, wo zwei Holzfäller

arbeiten. Es ist Rübezahl mit einem anderen Geiste. Als ihr die Späne zu schwer werden, wirft sie sie weg. Aber einer bleibt an ihrer Schürze hängen, den sieht ihre Mutter zu Hause als Goldspänchen glänzen. Hornbläser ziehen unter Rübezahls Garten vorüber. Der Geist erscheint ihnen in Gestalt eines reichen Mannes zu Pferde und lässt sich ein Stückchen aufspielen. Da wirft sein Pferd Äpfel, und er fordert sie auf, sich davon bezahlt zu machen. Zwei von ihnen schimpfen, einer aber hebt einen Apfel auf, und der ist abends zu gediegenem Golde geworden.

Eine besondere Art schatzhütender Dämonen hat seinen Wohnsitz in Gewässern. Wie die Höhlen der Berge und Hügel vom Volke als Eingänge in die Unterwelt betrachtet werden, so auch die Gewässer. Von manchem Brunnen, manchem Teiche oder See heisst es, er habe keinen Grund. Seen sollen unterirdisch zusammenhängen, wie der Koischwitzer und Kunitzer See bei Liegnitz, wie der Sühnteich bei Reihwiesen sogar mit der Ostsee. Bei solcher Anschauung ist es nicht wunderbar, wenn die Dämonen der Unterwelt auch aus den Gewässern emporsteigen und wenn in ihrer Tiefe die Schätze ruhen, zu deren Hütern diese Dämonen bestellt sind. Ein solcher ist der Wassermann. Eine öfter wiederkehrende schlesische Sage ist die von der Magd, die von einer Kröte oder einem grauen Männchen zu Gevatter gebeten wird. Es ist der Wassermann, der das schnellbereite dreiste Mädchen zum Wasser führt, mit einer Rute darauf schlägt und, als die Flut sich teilt und eine Treppe zum Vorschein kommt, sie hinabführt. Unten ist die Stube des Wassermanns, wo seine Frau als Kindbetterin liegt. Die Magd nimmt das Kind und trägt es zur Taufe in die Kirche. Als sie wieder kommt, wird sie zu Tisch geladen. Beim Fortgehen wird sie aufgefordert, die Stube zu kehren, und das Kehricht als Lohn mit nach Hause zu nehmen. Das tut sie zwar, schüttet aber unterwegs das anscheinend wertlose Zeug weg. Zu Hause aber sieht sie, dass Goldflitter an ihrer Schürze hängen. Sie hatte einen grossen Schatz weggeschüttet. In allen diesen Fällen tritt die Verwandlung erst ein, wenn der Beschenkte seine Häuslichkeit erreicht hat, und das ist gewiss nicht zufällig: Im eigenen Heim ist er erst wahrhaft zum Besitzer des dämonischen Reichtums geworden, vorher haben die Dämonen noch Macht darüber, und wer die Gabe achtlos wegwirft, kann sie später nimmer wieder finden. Die Nixen im Hilgensee bei Prittag (Grünberg)

Digitized by Google

füllen am Morgen den jungen Burschen, die sie vom Tanze im Dorfe hierher begleitet haben und die Nacht über bei ihnen geblieben sind, von dem Moraste am See die Taschen und versprechen ihnen, dass er zu Gold werden wird, wenn sie eine Zeitlang kein Wort sprechen. Friemel Friemel Frumpenstiel, das kleine graue Männel, hat in seiner Wasserwohnung ein ganzes Zimmer voll schöner Kleider. Ein goldflimmerndes Kleid schenkt er dem tanzlustigen Mädchen, das ihn dorthin begleitet. Es macht das Mädchen und den jungen Burschen, der es heiratet, zu Königin und König in seinem unterirdischen Reiche.

Wenn die Bergmännlein als menschenfreundliche Wesen zu gelten haben, die dem Armen und Biederen gern hilfreich zur Seite stehen und dankbar jede Gefälligkeit der Menschen belohnen, so sind die schatzbesitzenden Drachen ein teuflisches Geschlecht und werden geradezu Teufel genannt. Sie unterstüzen mit ihrem Reichtum nur den bösen Menschen, der seine Seele durch einen Pakt ihnen verschrieben hat. Sie erheben sich nachts aus Sümpfen oder von Bergen, die ihnen als Wohnung dienen, durchziehen in feurigem Strahle die Luft und fliegen durch den Schornstein in das Haus desjenigen, dem sie ihre Schätze bringen. Der Drache von Ottag bei Ohlau hauste in einem Sumpfe und brachte immer einem Manne Geld ins Haus, so dass dieser in guten Verhältnissen leben konnte. Man sah ihn oft als feurigen, langgezogenen Strahl von etwa 20 Meter Länge aus dem Sumpfe raketenartig, aber geräuschlos aufsteigen. Er war aber eigentlich der Teufel, der nach einiger Zeit den Mann und seine Frau abholte, denn sie hatten ihm ihre Seele verschreiben müssen. In Dobischwald (Österreichisch-Schlesien) ist der Drache in mancherlei Gestalten (als geflügelte Schlange, als feurige Stange so lang wie ein Wiesbaum, als brennende Strohschütte mit grünlichem Kopfe und langem feurigen Schweife) in mondhellen Nächten (besonders im Advent und in der Fastenzeit) gesehen worden, wie er durch die Luft flog und den Leuten, die es mit dem Teufel hielten, Geld und Getreide brachte. Schlesien ist reich an ähnlichen Sagen, die bekannteste ist wohl die vom Kahlenberg bei Gompersdorf (Landeck), wo eine ganze Drachenfamilie hauste, die bösen Menschen Geld zutrug. Diese Sage ist mehrfach novellistisch erweitert und umgestaltet worden. Sehr häufig tritt an die Stelle des Drachen ein schwarzes Hühnchen, das Geld und Getreide ins Haus bringt.

Eine Sage der Grafschaft Glatz berichtet von einem Wilderer, der seine Seele und einen Mord dem Teufel verspricht; da erscheint eine schwarze Henne, scharrt ein Loch, und darin liegt eine grosse Summe Geldes.

Eine besondere Erwähnung verdienen die Familiensagen, in denen der Reichtum einer Familie gewissen dämonischen Wesen zugeschrieben wird. Gelingt es jemandem, dem Schlangenkönige oder der Schlangenkönigin die kostbare Krone zu rauben, so ist ein für allemal der Wohlstand seiner Familie begründet. Denn es ist die Eigentümlichkeit solcher dämonischen Schätze, dass sie unerschöpflich sind. Freilich ist die Erwerbung des Kleinods mit grosser Gefahr verbunden. Als Beispiel möge die Sage vom Reichtum der Grafen Lynar dienen, deren Schauplatz allerdings ausserhalb der Grenzen Schlesiens, im Spreewald, liegt[1]). Als armer Edelmann wanderte der erste Graf Lynar in Lübbenau ein. Da erfuhr er, dass zahlreiche Schlangen am Spreeflusse sich sehen liessen und dass der Schlangenkönig unter ihnen sei. Wenn man ein weisses Tuch hinbreite und sich versteckt halte, lege er sein Krönchen darauf. Wer dann schnell die kostbare Beute zusammenraffe und entfliehe, könne unermesslich reich werden. Aber das Entkommen sei schwer, denn wenn der Schlangenkönig den Raub merke, lasse er einen gellenden Pfiff ertönen und sämtliche Schlangen schiessen blitzschnell hinter dem Räuber her, um ihn zu erreichen, wenn sie ihn einholen. Graf Lynar handelte nach der Vorschrift und hielt sich mit seinem Rosse versteckt. Es geschah, wie ihm berichtet worden war, der Schlangenkönig legte die Krone auf das ausgebreitete weisse Tuch. Lynar raffte es zusammen, schwang sich aufs Pferd und entkam glücklich den nachfahrenden Schlangen, indem er über eine vor ihm auftauchende Mauer setzte, wo das Schlangenreich ein Ende hatte. So wurde die Familie Lynar unermesslich reich. — Berühmt ist auch die Perlenschnur der Familie von Maltzan, die von einem kleinen silberbärtigen Greise herrührte. Als im Mai des Jahres 1588 dem Freiherrn Joachim von Maltzan zu Militsch der erste Sohn geboren wurde, öffnete sich in einem Winkel des Gemachs der Fussboden, und jenes

[1]) Auch im folgenden mussten die Grenzen der Provinz bei Behandlung der Adelsfamilien bisweilen überschritten werden. Das rechtfertigt sich wohl von selbst dadurch, dass der Adel selten provinziell gesondert geblieben ist.

Digitized by Google

bärtige Männlein stieg herauf. Es bat die junge Frau die Lampe von ihrem Orte wegrücken zu lassen, denn sie stehe gerade über der Stelle, wo seine Enkelin ihr Wochenbett im Keller hatte, und das herabträufelnde Öl belästige sie. Als endlich die junge Edelfrau seinen Bitten Gehör gab, legte er ihr ein kostbares Perlenhalsband aufs Bett. Diese Perlenschnur, sagte das Männlein, solle sich immer von Oberhaupt zu Oberhaupt in der Familie forterben, und solange dies geschehe, werde die Familie blühen und gedeihen. Man solle sich aber hüten, je eine Perle mutwillig zu verletzen, das werde Unglück über das Haus bringen. Als dies nun einmal aus Neugier geschah, um die Art der wunderbaren Perlen zu untersuchen, brach ein heftiger Gewittersturm los, Blitze fuhren vom Himmel, die Schlossmauer wurde beschädigt, und das beste Vorwerk des Grafen ging in Flammen auf. In der folgenden Nacht stürzte der neuerbaute Schlossturm ein und begrub fünf Personen unter seinen Trümmern. Fast gleicher Art ist die Geschichte vom Perlenhalsband der Haugwitze, das eine Zwergin einer Frau von Haugwitz aufs Bett legte. — Ähnliche Geschenke erhalten die Familien von Alvensleben, Hoya, Ponikau, Spiller. Ein Zwerglein verehrt dem Grafen Hermann im Schlosse Rosenberg goldene Sandkörner, Ursula von Aarburg erhält von der Bergkönigin einen köstlichen Schmuck, die Bünausche Familie zu Bomsen erhält von Zwergen drei Brötchen. Ein Querxlein legt einer Wöchnerin, die einer ganzen Zwergengesellschaft erlaubt hat, in ihrem Zimmer ein Gastmahl abzuhalten, beim Abschiede einen goldenen Ring, einen silbernen Becher und ein Weizenbrötchen aufs Bett und sagt ihr, wenn alle drei Dinge vereint in der Familie bleiben würden, so werde sie immer grösser und glücklicher werden. Die ganze Sippschaft beschloss daher einen festen steinernen Turm zu bauen, in dem der silberne Becher und das Weizenbrötchen tief im Innern versteckt wurden. Den Ring trug aber die Frau des Hauses unablässig am Finger. So erbte er sich fort, und die Prophezeiung erfüllte sich. Als ihn aber einmal eine Besitzerin aus Unvorsichtigkeit verlor, brach ein grosses Unwetter aus, der Blitz spaltete den Turm und verschlang im Augenblick die Heiligtümer. Darauf verarmte die Familie. Die gleiche Sage ist an mehrere Adelsfamilien geknüpft.

by Google

2. Schätze menschlichen Ursprungs. Schatzhütende Seelen.

Zu allen Zeiten hat sich der Mensch am liebsten mit Geld und Gut beschäftigt, das verfluchte Gold hat ihn in seinen Bann geschlagen. Das zeigen auch die zahlreichen Sagen, die von der berückenden Macht des Goldes handeln. Sie zeigen uns, dass der Zauber des Goldes nicht bloss das Leben vergiftet, sondern auch nach dem Tode die Seele nicht loslässt.

Der Geizhals scharrt sein ganzes Leben lang den Mammon zusammen, jedes Mittel ist ihm recht, er betrügt, er tötet, wenn es sein muss. Er versagt sich jede Lebensfreude, hungert und friert, sein Leib vertrocknet, aber die gierigen Augen leuchten hinter verschlossenen Türen, wenn er seine Taler, seine Dukaten zählt. Der Räuber, der Wegelagerer hat es nur auf Schätze abgesehen. Mit seinen wilden Genossen überfällt er den Kaufmann, den Reisenden und plündert den Bauer. Todesseufzer und Flüche tönen hinter ihm her, die von ihm entzündete Brandfackel leuchtet ihm auf seinem nächtlichen Heimwege zur Burg. Dort aber erhebt sich ein wüstes Leben, schmausend und zechend sitzen die wüsten Gesellen an reichgedeckten Tischen, rohe Scherze und Gelächter hallen durch den Saal, indes der Gefangene im Burgverliesse stöhnt.

Der Geizhals und der Wegelagerer sind die beiden Grundtypen der hierher gehörigen Sagen. Jener liefert fort und fort den Stoff zu immer neu sich bildenden Sagen, dieser lebt in der Erinnerung der Volkssage seit dem Mittelalter bis heute und wird leben, solange die Zeugen seines Lebens, die Trümmer der Burgen oder für Burgen gehaltene Felsgebilde, die Phantasie des Volkes an ihn erinnern.

Hundertfach verschieden und doch in den Grundzügen übereinstimmend vollzieht sich das Leben dieser Personen, ihr Tod und ihr Nachleben als büssende Seele in den verschiedenen Sagengestalten. Der Geizhals kommt zum Sterben. Da gräbt er seinen eifersüchtig gehüteten Schatz in die Erde hinter der Scheune, unter einen Birnbaum, eine Linde, im Keller oder er vermauert ihn, dass ihn niemand finden soll. Er kann selbst im Tode den Gedanken nicht fassen, dass sein Geld in fremden Besitz kommen soll. Der Räuber und Wegelagerer aber findet ein Ende mit Schrecken. Die Burg wird gestürmt, und im letzten Augenblicke oder auch vorher versteckt er die geraubten Schätze in der Mauer

Digitized by Google

oder in den Kellern der Burg. Er hofft vielleicht, dass er dem Blutbade entrinnen wird und dass ihm Gelegenheit geboten wird, die Schätze wieder zu heben. Aber er täuscht sich, die stürzenden Mauern, die brennenden Balken fallen über ihn und begraben ihn mit seinem Reichtum unter Schutt und Asche.

Aber damit ist das Drama noch nicht zu Ende. Die Seele, die in ihrem Leben so sehr an ihren unrechtmässig erworbenen Gütern gehangen hat, dass sie vor Lug und Trug, vor Mord und Totschlag und Gewalttaten allerart nicht zurückgebebt ist, stirbt nicht, sie führt ein unseliges Nachleben. Christliche Anschauungen haben sich hier mit altem Seelenglauben verquickt. Der ungerechte Mammon, der Gewalt gehabt über den Lebenden, lässt ihn auch im Tode nicht frei. Aber die Seele des einstigen Schatzbesitzers erkennt jetzt den ganzen Unwert des Besitzes, sie sehnt sich nach dem Frieden des Grabes und kann doch nicht eingehen in die Ruhe des Todes. Sie seufzt nach Erlösung. Sie kann aber nicht anders erlöst werden als dadurch, dass ein lebender Mensch den Schatz hebt und in seinen Besitz bringt.

Diese Anschauung hängt zusammen mit der allgemeinen Auffassung des Verhältnisses zwischen Besitz und Besitzer. Es ist ein innerliches Verhältnis, mit seelischer Belebtheit ist der Besitz an den Besitzer gebunden. Wenn der Hausherr stirbt, so muss sein Tod dem Vieh im Stalle, dem Hofhund, den Bäumen im Garten, den Bienen mitgeteilt werden. Ja, in den Brunnen muss man hinunterrufen: Der Herr ist tot! Er kann sonst keine Ruhe finden. Es kann geschehen — wie es mir aus der Münsterberger Gegend erzählt wurde — dass die Bienen hinter dem Sarge des Herrn herschwärmen und mit ihm in die Gruft hinunterfliegen, um sich mit ihm begraben zu lassen. Soll die Seele Ruhe finden, so muss das Band, das den Besitz an den Besitzer bindet, durch den Anruf gelöst werden. Sonst kommt die Seele wieder und wandelt an der Stätte seines Eigentums.

Ein solcher umgehender Geist, der um seinen vergrabenen Schatz wandelt, sucht nun einen Erlöser[1]). Er bietet den Schatz

[1]) Er geht bisweilen ganz planmässig zu Werke. In einer Sage von der Burg Landeck an der Ostrawitza treibt ein Hirt seine Schafherde zu Berge. Ein Schäfchen verläutt sich und der Hirt muss es suchen. Nach einiger Zeit hört er ein Blöken aus einem unterirdischen Gewölbe des Schlosses, er geht ihm nach und findet das verlorene Schaf daselbst, zugleich aber auch einen grossen

als Entgelt an und sucht einen Menschen dadurch zur Erlösungstat zu locken. Und der angebotene Lohn scheint wirklich der Mühe wert zu sein: ganze Töpfe voll Münzen, Tonnen, Kessel, Truhen, Braupfannen, goldene Ketten, Silbergerät, manchmal auch eine Kriegskasse. Mehrmals werden drei Tonnen erwähnt, eine voll Goldstücke, eine voll Silberstücke, eine voll Edelsteine wie in der Ruine Schnallenstein in der Grafschaft oder drei Tonnen voll geprägter Münzen auf der Burg Landskrone bei Görlitz.

Man sollte nun meinen, dass das Erlösungswerk nicht allzu schwer sein könne, da doch der büssende Geist selbst ein Interesse daran hat, dass der Schatz entdeckt und gehoben wird. Und in der Tat wissen die Sagen immer wieder zu melden von Seelen, die irgendeinem Menschen erschienen sind und ihn aufgefordert haben, sie zu erlösen und den Schatz zu heben. Und doch glückt die Erlösung und Schatzhebung sehr selten. Das liegt daran, dass hier eine feindliche dämonische Macht eingreift, die entweder direkt als Teufel bezeichnet wird oder doch dem Teufel gleichgesetzt wird. Mit dem Bergen des Schatzes in der Tiefe der Erde bekommt der Teufel Macht über ihn und die Seele, die an den Schatz gebunden ist, und er weiss fast immer die Erlösung zu hindern, indem er den waghalsigen Retter einschüchtert oder zu Unbesonnenheiten verleitet. Darüber wird der dritte Abschnitt handeln.

Hier einige Beispiele. Zunächst eins für den Geizhals. Ein Wanderbursche findet im Walde ein Häuschen und kehrt ein. Die beiden alten Leute sind freundlich zu ihm, raten ihm aber ab, in ihrem Hause zu übernachten, denn sie selbst tun dies nicht, sondern ziehen sich jeden Abend in eine neben dem Hause stehende Baracke zurück, weil ein Geist im Hause umgehe. Der Bursche aber fürchtet sich nicht und bleibt. Um 12 Uhr nachts kommt der Geist, führt ihn nach der Scheuer und befiehlt ihm zu graben. Der Bursche weigert sich, weil der Grund nicht sein Eigentum sei. Das war sein Glück, sonst hätte ihn der Geist umgebracht. Nun gräbt der Geist selbst und bringt zwei Töpfe voll Geld zum Vorschein. Darauf erklärt er dem Burschen, er sei der frühere Besitzer dieses Grundstücks und habe durch unrechte Mittel dieses Geld zusammengegeizt. Dann befiehlt er ihm, die Hälfte des

Schatz. Da ruft ihm das Tier zu: „Nimm in den Hut Geld, so viel dir gefällt! Aber rasch!“ Das Schäfchen war eine Seele, die sich an seine Herde angeschlossen hatte zu dem Zwecke, den Hirten zu den Schätzen zu führen.

Digitized by Google

Geldes den Armen zu geben, die andere Hälfte aber für sich zu behalten. So werde er erlöst sein. Das unselige Dasein einer solchen Seele schildert folgende Sage. Herzog Heinrich der Weise von Liegnitz trifft einen weinenden Priester, der ihm seine Armut klagt. Da führt ihn der Herzog in seinen Palast und lässt ihn so viel Geld und Kostbarkeiten nehmen, als er brauche. Der Priester, geblendet von so viel Glanz, wird von der Habsucht erfasst und nimmt übermässig viel Wertgegenstände und Geld in sein Priestergewand, und da er die Last nicht tragen kann, bindet er sich einen Strick um den Hals. Aber die Last ist so schwer, das sie ihm, als er über die Brücke geht, das Genick bricht. Er sinkt an derselben Stelle mit seinem Schatze in die Flut. Da erscheint er nun des Nachts und sitzt jammernd als umgehender Geist am Ufer auf dem Pfaffenstein [1]), und der Schatz glüht wie Kohlenglut aus der Tiefe. Wie das ungerechte Geld die Seele drückt und sie nötigt, Menschen zu erscheinen und sie um Erlösung zu bitten, zeigt die Sage vom Pfarrer von Thalheim (bei Landeck). Der Pfarrer hatte oft, wenn er auf dem Wege nach Oberschar bei dem Holzkreuze vorüberkam, die Erscheinung einer weissen Frau gesehen. Einst fasste er Mut und redete sie an. Da sagte sie ihm, sie bewache einen Schatz, den ihr verstorbener Gatte zur Erbauung zweier Kirchen bestimmt habe. Sie aber habe aus Geiz es nicht über sich gewinnen können, das Geld seinem letzten Willen gemäss zu verwenden, sondern habe es zurückgehalten und vergraben. Sie bat ihn, den Schatz zu heben und seiner Bestimmung zuzuführen. Der Pfarrer tat, wie sie ihm geheissen, und liess die Kirchen zu Landeck und Krautenwalde erbauen. Seitdem hörte die Erscheinung der weissen Frau auf, sie war erlöst. Eine solche Unselige wird auch die weisse Frau sein, von der Philo am Walde (Schlesien in Sage und Brauch S. 19) erzählt. Sie erschien lange Zeit in den beiden Häusern auf der Schuhbrücke Nr. 45 und 46, die einem Besitzer gehörten. Sie trug ein Kind auf dem Arme, ging durch alle Räume, verschlossene Türen öffneten sich vor ihr. In der linken Hand hielt sie eine Geldschwinge, aus der sie unaufhörlich Geld herausraffte und umherstreute. Aber am andern Tage war von dem Gelde nichts zu finden.

[1]) Der Name Pfaffenstein, der wahrscheinlich einen ganz anderen Ursprung hat, ist die Veranlassung zu dieser Sage gewesen.

Digitized by Google

Wie sehr das Volk noch die Stätten ehemaliger Raubburgen mit Schatzsagen in Verbindung bringt, geht daraus hervor, dass es wohl kaum eine solche Trümmerstätte gibt, an die nicht zugleich der Glaube an vergrabene Schätze sich knüpft. Meist sind es die Keller, die man sich unter dem Schutte vergraben denkt, wo die Schätze liegen sollen und tatsächlich manchen Schatzgräber angelockt haben, der gewöhnlich mit negativem Erfolge in den Trümmern gewühlt hat. Im folgenden werden hierfür noch genügend Belege in anderem Zusammenhange beigebracht werden.

Wie der Teufel als Verwahrer vergrabenen Geldes gedacht wird, zeigt folgende Sage. Ein geiziger Bauer vergrub vor seinem Tode sein Geld in der Scheuer und trug dem Teufel auf, es zu bewachen und es erst herauszugeben, bis ihm jemand die Herzen von neun Brüdern bringe. Der Bauer dachte natürlich, das werde niemals geschehen. Aber ein Bettler, der in der Scheuer freiwilliges Nachtquartier genommen hatte, hörte diesen Vertrag mit dem Teufel mit an und nützte seine zufällige Wissenschaft aus. Ein Bekannter von ihm hatte nämlich eine Sau, die neun Bürglein hatte. Die kaufte ihm der Bettler ab, was den andern in nicht geringe Verwunderung setzte. Der Bettler nahm die Tierchen, schlachtete sie und brachte dem Teufel ihre neun Herzen in die Scheuer. Wohl oder übel musste dieser das Geld herausgeben, aber er wurde so wütend, dass er ein furchtbares Ungewitter erregte, das die Scheuer zum Einstürzen brachte.

Der Teufel als Besitzer unterirdischer Schätze tritt nun auch in eine Reihe mit den schatzbesitzenden Dämonen des ersten Abschnitts. Er bietet bisweilen von selbst den Menschen seine Schätze an, aber nicht, um sie zu beglücken, sondern um ihre Seelen zu gewinnen. Diese Sagen sind wieder sehr zahlreich. Nur ein paar Beispiele seien erwähnt. Am Schneeberge in der Grafschaft Glatz befinden sich die sogenannten Quarklöcher. Hier sah ein Jäger einmal die Schätze, die dort verborgen liegen sollen. Sofort stand der Teufel neben ihm, und versprach, ihm die Schätze zu überlassen, wenn er ihm seine Seele verschreibe. Der Jäger stand zwar geblendet von dem unermesslichen Reichtume, aber das Ansinnen des Teufels brachte ihn zur Vernunft zurück, und er weigerte sich standhaft, dem Verführer zu willfahren. Da ergrimmte der Teufel, hüllte den Jäger in seinen roten Mantel und entführte ihn in wütender Luftreise bis nach Padua und wieder zurück zum Schneeberge. Halbtot setzte er den Jäger nieder und sagte ihm, er solle sich hüten, je wieder den Teufel zu erzürnen. Die Luftfahrt erinnert an die Venediger und ihre Mantelfahrten.

In der Sage vom Zenker aus Schlegel (Grafschaft Glatz) wird tatsächlich ein solcher Pakt mit dem Teufel abgeschlossen. Der Teufel gibt dem Zenker 5000 Dukaten und lässt ihn 5 Jahre im Glücke leben. Nach dem Ablauf der

Digitized by Google

Jahre soll aber der Mann einen Wettlauf mit dem Teufel von Schlegel bis zur Albendorfer Kirche machen, davon soll es abhängen, ob der Zenker dem Teufel seine Seele überlassen muss oder nicht. Die Unterschrift wird mit Blut gegeben, ist also unverbrüchlich. Aber der Zenker weiss sich zu helfen. Als er den Lauf antritt und der Teufel hinter ihm her saust, ruft er die Albendorfer Gnadenmutter an, und diese nimmt sich seiner an und lässt ihn eher Albendorf erreichen, als der Teufel ihn einholt. So war der Teufel wieder einmal geprellt.

Nicht immer ist das Versenken von Schätzen in die Tiefe der Erde eine freiwillige Tat des Geizes und das unselige Umwandeln von Seelen um diese Schätze eine Folge eigener Schuld — oft hat es ein Fluch gewirkt. Dort wo jetzt die Rabendocken bei Goldberg stehen, ein Felsgebilde, das dem Volke wie ein verzaubertes Schloss, mit der steingewordenen Riesenfigur eines Menschen im Vordergrunde, erscheint — hat nach der Sage einst wirklich ein Schloss gestanden. Ein furchtbarer Räuber hat darin gehaust. Als er aber eine Schandtat von unsagbarer Scheusslichkeit beging, da wandelte ein mächtiger Zauberer ihn und sein Schloss in Stein. Man kann von den verzauberten Schätzen raffen und den Räuber erlösen, wenn man in der Christnacht um 12 Uhr in den Felsen eindringt. Denn dann steht dieser jedesmal eine Viertelstunde lang offen. Dort, wo jetzt der Sühnteich bei Reihwiesen im Altvatergebirge liegt, soll in vorchristlicher Zeit eine grosse Stadt gestanden haben, die Hunstadt. Die Bewohner aber waren böse und verjagten den christlichen Glaubensboten, der sie bekehren wollte. Da fluchte der Heilige — er wird bald Methodius, bald Cyrillus, manchmal werden auch beide zusammen genannt — über die Stadt, und sie versank in die Tiefe mit all ihrem Reichtum. Ein See deckt jetzt die unheimliche Stelle. Auf dem Berge Grojetz bei Lubschau (Kreis Lublinitz) stand einst ein Schloss. Die Tochter des Besitzers unterhielt mit einem jungen Manne bürgerlichen Standes ein Liebesverhältnis, von dem die Eltern nichts wussten, und traf sich mit ihm während der Kirchzeit. Als einst die Mutter davon erfuhr, verfluchte sie im ersten Zorn die Tochter, und nicht bloss diese, sondern das ganze Schloss mit seinen Bewohnern und Schätzen sank in die Tiefe.

Gewöhnlich ist es eine böse Tat, die dem Fluche Kraft gibt, wie in den erwähnten Fällen. So ist es auch in den Sagen von dem Versiegen des Bergwerkssegens infolge eines Fluches. Die Goldberger Bergknappen erschlugen einst einen Mönch. Im Tode

Digitized by Google

belegte er den ganzen Goldberger Bergbau mit seinem Fluche, so dass seitdem kein Gold mehr gefunden wurde. Ebenso sollen die Silberbergwerke zu Beuthen plötzlich abgeschnitten worden sein, weil die Einwohner ihren Prediger erschlugen. Aber nicht immer ist der Fluch die gerechtfertigte Strafe für böses Tun. Bisweilen hat ein böser Dämon oder gar der Teufel seine Hand im Spiele. Eine Hexe verzauberte den Hammerstollen bei Hammer in der Grafschaft Glatz, ebenso die Stollen von Stuhlseifen und Peuker. Der Teufel lässt die Schatzkammer in Ziscibors Burg auf der Landskrone bei Görlitz in die Tiefe sinken. Und wenn die in den Walenbüchlein bezeichneten Orte keine Goldausbeute mehr liefern, so sind sie von bösen Leuten verzaubert, die ihren Pakt mit dem Teufel abgeschlossen haben[1]). So ist der Fluch gleichbedeutend mit dem Verzaubert- oder Verwunschensein, das so oft den Unschuldigen trifft. Namentlich sind es die rührenden Gestalten der weissen Frauen, die um die Trümmer der Burgen zu gewissen Zeiten wandeln und einen Erlöser suchen, dem sie die Schätze des Berginnern versprechen. Die Jungfer auf dem Zangenberge zwischen Schwerta und Marklissa am Queis ist vom eigenen Vater verwünscht, weil sie den von ihm bestimmten Mann nicht heiraten wollte. Nun muss sie umgehen, bis ein Jüngling sie erlöst, der sie über den am Berge vorüberfliessenden Bach hebt. Wer es nicht vollbringt, wird ebenfalls verwünscht. Ähnlich verhält es sich mit der Tochter des Grafen von Schnallenstein (Grafschaft Glatz). Ihr stellt der Vater frei, von zwei Bewerbern nach ihrem Belieben den einen zu wählen. Als sie aber diesen geheiratet hat, rächt sich der verschmähte Junker und lässt ihr durch einen Diener einen Zaubertrank reichen, den ihm eine Hexe vom Schneeberge gebraut hat. Sie wird in eine Schlange verwandelt und trägt ein Krönlein. Wer ihr dies entreisst, erlöst sie und erhält sie samt ihren Schätzen.

In einer Reihe von Sagen endlich erscheint der Schatz losgelöst von einer ihn bewachenden Seele. Er führt ein Sonderleben. Aber der Dämon der Tiefe hat ihn in der Gewalt und gestattet ihm nur an gewissen Zeiten an die Oberfläche der Erde zu steigen, geradeso wie auch die Seelen nur zu gewissen Zeiten sich den Menschen zeigen dürfen (siehe dritter Abschnitt). Solche an

[1]) Breslauischer Erzähler 1801 S. 827.

Digitized by Google

die Oberfläche tretende Schätze flammen auf und können dann gehoben werden. Man spricht dann vom Brennen, Brühen, Blühen oder Spielen der Schätze. Aber es gibt noch andere Zeichen, die einen emporsteigenden Schatz anzeigen. In einer der Kapellen in der Pfarrkirche zu Neisse soll ein Schatz vergraben sein (die Sage ist sehr verbreitet). An der Kapellenwand befindet sich ein Haken, der vom Volke für einen Schlüssel gehalten wird. Man erzählt, der Schlüssel wachse allmählich aus der Wand heraus und werde einst herabfallen, wenn die Kirche zum Einfallen komme. Dann könne man den Schatz heben und die Truhe aufschliessen.

3. Die Erlösung der schatzhütenden Seelen. Das Heben der Schätze.

Dieser Abschnitt schliesst sich eng an den vorigen an, da die hier zu behandelnden Sagen keine anderen sind als die dort berührten. Aber die Fülle des Stoffes machte es wünschenswert, der Erlösung der Seelen und dem Heben der Schätze einen besonderen Abschnitt zu widmen.

Die Sucht nach Geld und Gut ist immer wieder die Veranlassung gewesen, Schatzsagen zu bilden. Das Volk sucht nun einmal an allen möglichen Orten vergrabene Schätze, und oft genug haben heimliche Schatzgräber hier ihren Spaten in die Erde gesenkt. Namentlich sind es die Trümmerstätten, die dem Volke von jeher als Stätten vergrabener Schätze gegolten haben. Um die Hebung mit Erfolg durchzuführen, ist vielerlei zu beachten.

Man muss zunächst zur rechten Zeit kommen. Denn der Schatz hebt sich nur zu bestimmten Zeiten an die Oberfläche, er hat seine Zeitigkeit. Der Berg, in dem er ruht, steht nur kurze Zeit offen, gewöhnlich nur eine Viertelstunde, höchstens eine Stunde. Dann kracht das geöffnete Tor wieder zu. Die Zeiten des Offenstehens fallen gewöhnlich in die Zeit tiefster Einsamkeit in der Natur, vor allem in die Mittags- oder Mitternachtsstunde oder in die Zeit, wo alle Welt in der Kirche in tiefe Andacht versunken ist. Es sind die Zeiten der hohen christlichen Festtage: Weihnachten und Ostern, besonders der Karfreitag, während die Passion in der Kirche gelesen wird. Dann besonders der Johannisabend, der Allerheiligenabend. Die Walenbüchlein nennen noch eine ganze Reihe anderer Tage, kirchliche Festtage, an denen man Gold suchen soll, so die Oktave der Kreuzwoche (Kreuzerhöhung), die Pfingst-

woche, St. Margarethä, St. Bartholomäi und Ägidi und alle Tage am Quatember. Es sind das die Freizeiten, in denen der Dämon der Unterwelt die Schätze und die sie bewachenden Seelen loslässt, um mit der Menschenwelt Fühlung zu nehmen. Dann gilt es rasch zu handeln, ehe die Zeit verstrichen ist, sonst sinkt der Schatz wieder auf 50, 100 Jahre und mehr in die Tiefe hinab, und die Seele jammert, dass wieder einmal ihre Erlösung missglückt sei und sie wieder warten müsse, bis ihr nach unendlich langer Zeit das Wiederkommen gestattet ist. Manche Berge stehen jedes Jahr einmal offen, und für den Furchtlosen bietet sich immer wieder Gelegenheit, den Schatz zu heben. Der Breite Berg bei Striegau öffnet sich stets am Weihnachtsabend um Mitternacht oder nach anderer Angabe am Karfreitage, während die Passion in der Kirche gebetet wird. Da kann man den Berggeist im langen weissen Barte hinter dem Tische sitzen sehen und kann sich von den vor ihm liegenden Schätzen nehmen, soviel man fortbringt; aber um ¼1 Uhr muss man wieder draussen sein, sonst wird man eingeschlossen. Der Wagnerstein (Grafschaft Glatz) ist in der Christnacht (oder am Karfreitage nachmittag um 3 Uhr) geöffnet. Auf der Ruine Kaltenstein (Österreichisch-Schlesien) öffnet sich jedes Jahr am Karfreitage eine Tür auf den Ruf: „Schöne Spröde, mach auf!“ und es ertönt ein dreimaliges „Raff! Raff! Raff!“ Auf dem Hausberge bei Hennersdorf läuft am Palmsonntage ein feuriger Pudel (eine umgehende Seele) dreimal um den Berg, und ebensooft ertönt ein lautes „Raff!“ Bei der Kapelle auf dem Milchberge unweit Odrau hält in der Mitternachtsstunde vom Ostersonnabend auf den Ostersonntag ein feuriger Stier zwei Schlüssel im Maule, die man ihm entreissen muss, um die beiden Türen zu öffnen, die zu dem Schatze führen. In der Christnacht steht der Karpenstein bei Landeck, ebenso die Hummelburg, die Rabendocken bei Goldberg, der Hausberg bei Hirschberg, der Zangenberg bei Marklissa, die Schwedenschanze bei Köben offen. Am Palmsonntage öffnet sich die Erde im Walde bei Wischkowitz (wo einst ein befestigtes Schloss stand). Um Mitternacht vor Neujahr kann man (nach anderem Bericht) in den Breiten Berg bei Striegau gehen. Am Tage Johannis des Täufers steht der Grochberg (bei Frankenstein), ebenso die Landskrone bei Görlitz offen. Am Allerheiligenabend erscheint das Burgfräulein auf dem Schnallenstein. Am grünen Donnerstage von 11 bis 12 Uhr zeigt

Digitized by Google

sich im Frankensteiner Schlosse eine Frau mit goldenen Haaren, die den gottesfürchtigen Webergesellen auf Ostersonntag Punkt 11 Uhr bestellt, um sie zu erlösen. Vielfach kehrt die Sage wieder von der armen Frau, die gerade zur rechten Zeit den Berg offen findet, hineingeht und von den Schätzen rafft. In der Aufregung hat sie ihr Kind zur Erde gesetzt und beim Forteilen vergessen. Der Berg schliesst sich, und das Kind bleibt darin. Diese typische Sage haftet am Breiten Berge bei Striegau. Die Frau hat in ihrer Verzweiflung über den Verlust des Kindes die Schätze fortgeworfen. Als sie dann im nächsten Jahre wieder das Offenstehen des Berges abwartet, stürzt sie hinein und findet ihr Kind frisch und gesund auf dem Tische sitzen und mit einem Apfel spielen. Hinter dem Tische sitzt der Berggeist. Er ruft der Mutter zu: „Lass mir den Knaben und nimm von den Schätzen, soviel du willst". Aber sie reisst das Kind an sich und achtet nicht der Schätze, die im Berge aufgehäuft sind. Dieselbe Sage knüpft sich an den Hummelberg bei Reinerz, aber ohne den Berggeist, ebenso an den Karpenstein, den Pelkenberg bei Patschkau, an das alte Frankensteiner Schloss — in diesen Fällen hat sie den Schatz behalten und ist nun eine glückliche Mutter und reiche Frau zugleich. In der Sage von der Landskrone kann die Mutter übers Jahr die Tür zu dem Schatzgewölbe nicht finden, das Kind ist ihr verloren, und sie stürzt sich verzweifelt in einen tiefen Born. Die rechte, alte Fassung der Sage scheint erhalten in der vom Zobten, von der Schlossruine von Wischkowitz (Österreichisch-Schlesien) und von den Rabendocken. Hier findet die Mutter das Kind zwar im zweiten Jahre frisch und gesund wieder, als sie es aber an die Luft bringt, stirbt es. Denn wer in der Unterwelt gelebt hat, kann die irdische Luft nicht mehr vertragen. In der Sage vom Grochberge bei Frankenstein setzt ein beerensuchendes Weib ihr Kind zur Erde. Plötzlich ist es verschwunden. Sie sucht und findet die Tür zum Bergesinnern. Die weisse Frau winkt ihr freundlich, und sie folgt ihr in den Berg. Als sie aber ihr Kind inmitten grässlicher Schlangen mit Äpfeln spielen sieht, schlägt sie das Kreuz, die Schlangen fliehen, und sie reisst das Kind an sich und eilt davon. Aber bald darauf liegt die Frau im Sterben. Das Verweilen in der Seelenwelt (die Schlangen sind Seelen) hatte ihr selbst den Tod gebracht.

Diese Sage von der Mutter mit ihrem Kinde ist wohl deshalb

so beliebt, weil sie mit dramatischer Kraft den Sieg der Mutterliebe über die Geldgier schildert, durch den Triumph des edelsten Herzenszuges das allgemeine Empfinden des Volkes rührt und befriedigt.

Das zweite, was der Schatzsucher zu beachten hat, ist die Anwendung geeigneter Mittel, um den Schatz zu bannen. Hier scheiden natürlich die im vorhergehenden erwähnten Fälle aus, in denen von einem mehr zufälligen Auffinden von Schätzen die Rede ist, das nur wenigen Begünstigten zuteil wird. Durch Anwendung der geeigneten Mittel kann sich aber jedermann in Besitz eines Schatzes setzen — wenn er es nicht an der nötigen Vorsicht fehlen lässt. Sieht man einen Schatz aufflammen — eine blaue Flamme macht ihn kenntlich — so weiss man, dass er an die Oberfläche emporgestiegen ist. Dann muss man rasch einen Gegenstand von Eisen oder Stahl oder etwas Geweihtes, etwa einen Rosenkranz, in die Flamme werfen. Dadurch hat man den Schatz gebannt, er kann nun nicht mehr in die Tiefe sinken. Manchmal genügt auch etwas, was man am Leibe trägt. Eine Magd ging in der Mittagstunde über eine Wiese und sah einen Schatz brennen. Schnell entschlossen bindet sie ihre Schürze ab und wirft sie darüber. Dann rafft sie unter der Schürze hervor, aber nur einmal, denn sie fürchtet, dass die Zeit des Brennens vorüber sein möchte, und dann hätte sie bei einem unzeitigen Raffen sterben müssen. Aber das eine Raffen brachte ihr doch 10 Taler ein.

Ein Mittel besonderer Art ist der Schlüssel. Er erklärt sich aus dem Verschlossensein der Schätze. Aber nicht jeder beliebige Schlüssel vermag sie zu öffnen, sondern nur jener eine, der sich dem Schatzsucher auf mehr oder weniger wunderbare Weise darbietet. Von der Neisser Pfarrkirche ist oben schon die Rede gewesen, wo in einer Kapelle der Schlüssel aus der Wand wächst und erst zur Erschliessung des Schatzes verwendet werden kann, wenn er herabfällt. Der Schatz auf der Landskrone kann gehoben werden, wenn man einen Kanzelschlüssel, den man in der Christnacht abgezogen hat, nimmt und um Mitternacht in der Weihnachtszeit hinaufsteigt. Nach anderen muss es der Kanzelschlüssel aus der Görlitzer Peterskirche sein. Auf dem hohen waldigen Schwarzberg nahe beim Dorfe Dittersbach, eine halbe Stunde südlich von Waldenburg, liegen die Trümmer der alten Burg Neuhaus. Auf mehreren im Hofraum herumliegenden Steinen sollen

Digitized by Google

sich Schlüsselformen von besonderer Art finden. Wer nun die in diese Formen passenden Schlüssel hätte, der könnte die Schätze in den Burgkellern heben. In zahlreichen Sagen tragen die in Schlangen verwandelten verzauberten Burgfrauen Schlüssel im Munde oder am Schwanze, und wer mutig genug ist, sie ihnen zu entreissen, kann sie dadurch zugleich erlösen und die von ihnen gehüteten Schätze heben. Vom Hummelreviere wird erzählt, dass hier im Walde ein Dolch liege, mit dem drei Morde verübt wurden. Wer ihn findet, dem verwandelt sich der Dolch in einen Schlüssel, und er kann nun die Pforten der verschütteten Burgkeller öffnen und die Schätze gewinnen. Diese Sage ist eine Abänderung und Kürzung der anderen von der Hummelfrau, die dem armen Holzhacker den Dolch gibt[1]) und ihm befiehlt, am letzten der sieben Tage, in denen sie erlösbar ist, ihrer zu harren. Sie werde dann als Schlange mit furchtbarem Toben ihm entgegenkommen, aber er solle dreist den Dolch ihr in den Leib boren. Aber im gegebenen Augenblicke flieht er und wirft den Dolch weg. Nach aber 100 Jahren aber hat sich wirklich ein mutiger Mann gefunden, der die Schlange tötete. Da erschien eine Flamme und verzehrte die Schlange, ein weisses Täubchen erhob sich und flog zum Himmel. Es war die erlöste Hummelfrau. Mit dem Schlüsselbunde aber, den die Schlange im Maule getragen hatte, öffnete er die Keller der Hummelburg und wurde ein ungeheuer reicher Mann. So treten Dolch und Schlüssel in eine gewisse Wechselbeziehung. Mit dem Dolche bricht der Erlöser die Verzauberung des Leibes und befreit die eingeschlossene Seele, mit den Schlüsseln dagegen öffnet er den Zugang zu den verzauberten Schätzen.

Endlich dienen zur Schatzhebung folgende Zaubermittel: Die Wünschelrute, die Springwurzel und der Höllenzwang (ein Zauberbuch). Die Schätze der Burgruine Edelstein (bei Zuckmantel) kann nur der heben, der die echte Wünschelrute hat. Mit der Wünschelrute öffnen zwei Landleute die Tür zu den Schätzen des Schlosses Kaltenstein. Eine umfassende Zusammenstellung aller Mittel, die man anwenden soll, um verbannte Schätze zu heben, gibt Stieff im Schlesischen historischen Labyrinth (1737) S. 270: „Sieht man Schätze brennen, so muss man ein ungenütztes

[1]) Sie hatte einst ihren Gatten ermordet und musste nun seit 100 Jahren in der Mitternachtsstunde ruhelos umherwandeln.

Messer oder andere Stahlarbeit hineinschmeissen. Es muss dies ein Sonntagskind machen, es muss vierblättrigen Klee oder die Johannisblume oder Alraunel oder, was das beste ist, die echte Springwurzel oder den Farrensamen bei sich tragen. Man muss den Versuch mittags oder in der Mitternachtsstunde machen, ohne Worte, mit Lichtern von geweihtem Wachs und Docht[1]) usw.". Dann S. 272: „Manche Leute fragen eifrig nach magischen Charakteren, Amuletten, Heckegroschen, Springwurzeln, Glücksmännlein, Farrensamen u. a. — Räuber und Mordbrenner bedienen sich der angezündeten Finger von ungeborenen kleinen Kindern, Gastwirte und Dorfschenken des Diebsdaumens zu starker Nahrung, gewisse Weibspersonen der Kristall- und Gesichtsspiegel zur Entdeckung gestohlener Sachen usw." Aus dieser Zusammenstellung sieht man, wie zahlreich die Zaubermittel waren, die man zur Entdeckung von Wertgegenständen überhaupt, namentlich aber vergrabener Schätze, anwandte.

Als dritte Vorbedingung für ein glückliches Heben von Schätzen gelten gewisse persönliche Eigenschaften und ein besonderes persönliches Verhalten. „Sonntagskinder" müssen es sein, sagt Stieff l. c., Menschen, die mehr sehen als andere, einfache harmlose Personen, denen Mutter Natur wenig Witz verliehen hat, wie den Dummen in unseren Märchen, oder die noch mit Kinderaugen gläubig in die Welt schauen und wunderbare Dinge sehen, weil sie an sie glauben[2]). Ich habe selbst noch einen solchen Mann gekannt, der trotz seiner 60 Jahre viel Merkwürdiges erlebt hatte und sich selbst ein Sonntagskind nannte.

Im besonderen aber ergibt sich aus den Schatzsagen, dass, wer einen umgehenden Geist erlösen und seinen Schatz heben will,

[1]) Einen solchen Fall erzählt Berndt im Wegweiser (1828) S. 495 vom Einwohner Krause aus Reimswaldau, der zur Entdeckung der Schätze auf der Burg Neuhaus Lichter um sich herum stellte.

[2]) Eine Zobtensage erzählt: Ein blödsichtiger Mann und ein unmündiges Mädchen fanden eine sonderbare Tür in den Berg, die offen stand. Sie gingen hinein, und ein alter bärtiger Mann führte sie herum und zeigte ihnen die Herrlichkeiten. Zuletzt gab er ihnen einen Ast voll Kirschen oder Pflaumen. Als sie draussen waren und ihre Geschenke betrachteten, waren sie von gediegenem Golde. Goldgierige Bürger von Zobten aber suchten vergeblich die Tür, und auch ihr Graben war erfolglos. — In dieser Sage findet der Volksglaube von den Sonntagskindern seinen sprechendsten Ausdruck.

Digitized by Google

gerade jene Untugend nicht besitzen darf, die jenem zum Verderben geworden ist:

Er darf nicht habgierig sein.

Weil jener oben erwähnte Handwerksbursche, der vom Geiste in die Scheuer geführt wurde, um dort zu graben, sich weigerte, dem Befehle zu gehorchen, konnte er den Geist erlösen und den Schatz erhalten. Er weigerte sich nämlich aus dem Grunde, weil ihm der Grund und Boden nicht gehöre, er war nicht habgierig. Oft warnt die umgehende Seele den Schatzfinder geradezu vor Habgier, hängt doch ihre Erlösung davon ab. In Jauernig und Weidenau (Österreichisch-Schlesien) wurde von einem Kratzelmacher erzählt (einem, der Spinnkratzen zum Durchziehen des Wergs machte), der auf einem gepflasterten Wege einen lockeren Stein entdeckte. Als er den Stein hob, fand er ein Kästchen voll Geld darunter. Indem er nach dem Gelde griff, rief eine Stimme aus dem nächsten Gebüsche: „Nimm dir nicht mehr als 25 Gulden!“ Das tat er — und kam wieder. Die Stimme rief wie das erstemal, und er gehorchte. Als er aber zu Vermögen gekommen war, wurde er übermütig, verachtete die warnende Stimme und wollte mehr nehmen. Da verschwand das Kästchen, und sein Vermögen war auch bald verbraucht. Da wurde er wieder ein armer Kratzelmacher. Noch schlimmer erging es dem Perückenmacher Kilian von Hirschberg. Der hatte von den in den Kellern des Hausberges liegenden Schätzen gehört, und dass sie alljährlich einmal in der Christnacht von 12—1 Uhr offen stehen. Er steigt während dieser Zeit hinauf und findet eine Versammlung von Gnomen, denen er seine Bitte vorträgt. Da erlauben sie ihm, seinen Puderbeutel mit Goldstücken zu füllen, warnen ihn aber, wiederzukommen. Nun lebt er in Saus und Braus, und nach einem Jahre ist alles Geld vertan. Da steigt er wieder zur angegebenen Stunde hinauf, die Gnomen sehen ihn scheel an, aber auf seine flehentliche Bitte gestatten sie ihm noch einmal den Puderbeutel zu füllen, diesmal aber mit Silberstücken, aber nun solle er ja nicht wiederkommen, sonst sei es um ihn geschehen. Aber er ändert sich nicht, und als am Ende des Jahres alles Geld wieder verbraucht ist, wagt er es noch einmal. Aber er kam nicht wieder. Man fand ihn andern Tages zerschellt zwischen den Felsen.

Manchmal ist die Bedingung eine haarscharfe. Einem Rosenthaler Bauern (Grafschaft) begegnet einst das Burgfräulein von

Digitized by Google

Schnallenstein am Allerheiligenabende und bittet ihn, er möge sie durch eine Wallfahrt nach Grulich erlösen, aber er dürfe unterwegs ja kein fremdes Gut anrühren. Er vollbringt die Wallfahrt, aber auf dem Rückwege überfällt ihn der Durst, als er eben durch den Gräflich Althannschen Forst geht. Er pflückt ein paar prächtige Erdbeeren, die noch so spät im Jahre wie durch ein Wunder sich erhalten hatten. Da erscheint ihm das Burgfräulein klagend und jammernd, dass er sein Versprechen nicht gehalten habe, nun müsse sie wieder 100 Jahre warten [1]).

Eine andere, nicht minder wichtige Eigenschaft ist Furchtlosigkeit und unerschütterlicher Mut.

Er kommt besonders in Betracht bei der Erlösung der Burgfrauen und der Gewinnung ihrer Schätze. Die Burgfrauen, auch weisse Frauen genannt, sind nicht immer Büsserinnen für eigenen Frevel, bisweilen leiden sie unschuldig durch Verzauberung, oder sie tragen mitleidend den Fluch und die Strafe, die den verruchten Vater oder Gatten getroffen haben. Von diesem ist oft gar nicht mehr die Rede, er ist versunken und vergessen, vielleicht selbst böser Dämon geworden.

Sie aber sind erlösungsfähig, doch fordern sie das tiefste Mitleid heraus. Denn selten wird ihnen wirklich die Erlösung zuteil, weil der ausersehene Erlöser den Mut verliert. Und dann ist ihnen wieder auf lange Zeit die Möglichkeit abgeschnitten, erlöst zu werden. Gewöhnlich dürfen sie erst wieder nach 100 Jahren erscheinen, oder sie müssen warten, bis ein Bäumchen, das entweder erst zur Gerte sich biegt oder noch gesäet werden soll, zum grossen Baume geworden ist, gefällt wird und sein Holz zu einer Wiege hergibt; das Kind, das in dieser Wiege liegt, wird einst

[1]) Dieser Sagenzug, dass Habgier unfähig macht, eine Seele zu erlösen und ihren Schatz zu gewinnen, erinnert an den Berggeist, der ebenfalls Eigennutz nicht duldet und den Habgierigen entweder tötet, oder ihm den Schatz entzieht. Er hatte einem Grubenarbeiter geholfen bei seiner Arbeit und sich nur ausbedungen, dass sie den gemeinsamen (natürlich grossen) Gewinn teilen wollten. Das geschah. Aber bei der Teilung bleibt ein Pfennig übrig. Da nimmt der Arbeiter ein Messer und schlägt ihn mitten durch, um auch ihn noch zu teilen. Das war sein Glück, denn er bemerkte jetzt, dass er mit dem Berggeist auf einem Strohhalme über dem Schachte sass (ein andermal ist es ein Brett, auf dem sie sitzen). Einem andern Arbeiter spendet der Berggeist Gold, aber der so reich Beglückte gewöhnt sich das Saufen an, anstatt für seine Familie zu sorgen. Da wird sein Schatz immer kleiner und verschwindet.

Digitized by Google

als Mann die Erlösung wieder versuchen können. Die Zahl der einzelnen, auf und bei Burgtrümmern erscheinenden Frauen ist gross. Meist kommen sie in Schlangen verwandelt wieder, und der Auserwählte muss ihnen die Schlüssel, die sie zwischen den Zähnen tragen, entreissen, um sie zu erlösen und den Schatz zu gewinnen. Auf der Ruine Reichenstein[1]) bei Jauernig (Österreichisch-Schlesien) grub einst ein armer Webergehilfe am Palmsonntage während der Passion nach den dort verborgenen Schätzen. Da kam eine Schlange aus dem kellerartigen Gewölbe, die in ihrem Rachen einen goldenen Schlüssel trug. Entsetzt starrte er sie an, sie aber sprach: „Fürchte dich nicht! Willst du Schätze heben, so brauchst du nur Mut zu haben. Entkleide dich, und wenn ich mich an deinem nackten Körper emporwinde, um dir den Schlüssel in den Mund zu reichen, gib keinen Laut von dir. Dann hast du mich erlöst — denn ich bin verwunschen und du erhältst die ungeheuren Schätze, die im Kellergewölbe verborgen sind in einer eisernen Truhe, deren kunstvolles Schloss der goldene Schlüssel hier öffnet". Der Webergeselle entschloss sich zu dem Wagnis. Als aber der kalte Körper an sein Herz kam, stiess er einen markerschütternden Schrei aus und im Augenblick war die Schlange verschwanden. Er aber kehrte in Schweiss gebadet nach Hause zurück, fiel in Fieber und stand nicht mehr auf. Auf der Burgruine Kaltenstein bei Friedeberg (Österreichisch-Schlesien) liegt eine Tonne voll Gold begraben, die eine verwünschte Prinzessin bewacht. Zwei Landleute, die mit einer Springwurzel den Schatz heben wollen, sehen, als die Tür auffliegt, die Tonne. Aber ein schwarzer Pudel mit roten Augen sitzt auf ihr; plötzlich verwandelt er sich in eine Schlange, und sie fliehen. Erinnert sei hier auch an die oben erwähnte Sage von der Hummelfrau. Eine weisse Frau erscheint auch am Hessberge bei Kolbnitz (bei Jauer), auch sie erscheint später als Schlange mit einem goldenen Schlüssel. Ein Knecht aus Hermannsdorf, dem sie sich anvertraut hatte, wird ohnmächtig vor Angst und kann sie darum nicht erlösen. Nach 50 Jahren kommt sie wieder, und die sind jetzt bald um. Auf der Burg Landeck an der Ostrawitza erscheint die Burggräfin dem

[1]) Ruine Reichenstein wird jetzt auf Veranlassung des Mährisch-Schlesischen Sudetengebirgsvereins und mit Unterstützung des Kardinals Kopp ausgegraben und in den erhaltenen Teilen ruinenmässig aufgebaut, so dass sie ein übersichtliches Bild einer solchen Raubburg in ihren Grundlagen bietet.

Müller, der sie erlösen will, auf einem feurigen Eber reitend, und glühende Schlangen springen aus ihrem Munde. Als er flieht, hört er die jammernden Worte hinter sich drein rufen: „Wehe, wehe mir! Auf ewig bin ich nun verwünscht; denn du allein konntest mich erlösen“. Am Brunnen auf dem Zobten trifft ein Wanderbursche eine wunderschöne Frau. Ihr Gewand ist blau, ein Blütenkranz schmückt ihre Locken. Sie fordert ihn auf, sie zu erlösen; denn er sei zur bestimmten Stunde geboren und stets rein und schuldlos geblieben. Erlöse er sie, so werde sie ihm ihre Hand reichen und ihn zum Herrn des verzauberten Schlosses auf dem Gipfel des Berges machen. Wenn sie ihm als Schlange erscheinen werde, an deren Schwanze sie ein Bund Schlüssel trage, solle er furchtlos auf diese treten, und er werde die Schlüssel gewinnen und sie erlösen. Aber ihm sinkt der Mut, und klagend ruft das Untier aus: „Wehe mir! Nun muss ich wieder Jahrhunderte warten, bis mir ein neuer Erlöser geboren wird“. Das ist eben das Tragische dieser Wesen, dass sie durch ihre furchtbare Erscheinung selbst beitragen müssen, ihre Erlösung zu verhindern.

„Und wer sich vermisst, es klüglich zu wenden,
Der muss es selber erbauend vollenden“.

Eine dritte, seltener geforderte Eigenschaft ist sittliche Reinheit. Es sei verwiesen auf den Burschen in der eben mitgeteilten Zobtensage, den die Jungfrau darum erwählt hat, weil er stets rein und schuldlos geblieben sei. So heisst es auch von den Schätzen, die in den Kellern der Kningenburg bei Volpersdorf (Grafschaft Glatz) von Raubrittern vergraben liegen, dass nur eine reine Jungfrei sie heben könne[1]).

Eine unverbrüchliche Bedingung bei jedem Schatzheben ist Schweigen. Dies persönliche Verhalten wird immer wieder eingeschärft. Eine unvorsichtige Bemerkung, ja der geringste Laut lässt sofort den Schatz verschwinden. Der Teufel oder wer der böse Dämon der Unterwelt sein mag, lauert förmlich darauf und versucht jedes Mittel, um den Schatzgräber zum Sprechen zu bringen. Hieraus entstehen oft recht drollige Geschichten. Aus Gurschdorf (Österreichisch-Schlesien) wird erzählt: Unter einem

[1]) Auch den Gral, jenen heiligen Schatz des Mittelalters, kann nur Repanse de Schoye, die reine Jungfrau, aufheben und mit Leichtigkeit tragen, während ihn sonst keine Macht der Welt zu tragen vermag.

Digitized by Google

alten Lindenbaume, der an der Ecke der Scheuer stand, die dem Ignaz Böhm in Gurschdorf gehörte, sollte ein Schatz begraben liegen. Einige Leute begaben sich einmal nachts 12 Uhr mit einer Wünschelrute dahin, um den Schatz zu heben. Sie wussten wohl, dass sie kein Sterbenswörtchen sprechen durften. Während ihres Hantierens kamen allerlei Spukgestalten, um sie zu erschrecken, aber sie verharrten in Schweigen. Schon sind sie auf den Deckel der Kiste gekommen, da kommen zwei Männer heran, von denen jeder ein Stück Holz trägt. Sie setzen die Hölzer zusammen und machen einen Galgen. Mit Entsetzen sehen die Schatzgräber ihrem Beginnen zu. Da fragt die eine der unheimlichen Gestalten die andere: „Wen sollen wir zuerst aufhängen? — Nehmen wir den mit dem roten Käppchen!“ Der eine trug in der Tat eine rote Kappe, und der erschrak jetzt so heftig, dass ihm die Worte entfuhren: „Jesus Maria!“ Augenblicklich sind Galgen, Gestalten und Schatzkiste verschwunden. Der Ausruf hatte den Dämonen Macht gegeben, den Schatz wieder in die Tiefe zu ziehen. Die Sage ist typisch. Sie kehrt an zahlreichen Orten wieder. In der Patschkauer Gegend haftet sie am Pelkenberge und an der Ruine Neuhaus mit der Variante, dass die dämonischen Gestalten sprechen: „Wen nehmen wir? — Nehmen wir den mit dem grauen Rocke und dem langen Zoppe!“ Der eine der Schatzgräber hat nämlich einen grauen Rock an und trägt einen Zopf, wie es im 18. Jahrhundert Sitte war.

Von der Ruine Wigstein (Österreichisch-Schlesien) heisst es, dass hier einmal Schatzgräber Zauberformeln anwendeten, um die vergrabenen Schätze zu heben. Da kam der Teufel aus dem zwölften Keller (die Sage erzählt oft von mehreren Kellern in alten Burgen, die übereinander liegen; der zwölfte Keller liegt jedenfalls sehr tief) auf einem goldgefüllten Fasse geritten, nahm verschiedene Gestalten an und schritt schliesslich auf einen der Schatzgräber zu, der eine rote Weste trug, und rief: „Der mit der roten Weste ist mein!“ Rote Farbe, grauer Rock, langer Zopf sind dämonische Kennzeichen, und der Mensch, der sie trägt, setzt sich der Gewalt der Dämonen aus.

Als in Gurschdorf einmal ein Mann, mit Höllenzwang (Zauberbuch) und Wünschelrute ausgerüstet, samt einigen Gefährten einen Schatz zu heben sucht und ihre Pickhauen schon hohl dröhnen,

da kommt ein dreibeiniger Hase (verwandelte Gestalt des Teufels) und sieht neugierig zu. Sie lassen sich nicht stören, graben ruhig weiter und setzen schon die Hebel an, um den Kessel voll Geld herauszuwuchten. Da saust ein Reiter vorüber; aber sie beachten ihn nicht. Als aber endlich ein Knabe auf einer Mulde ganz langsam angerutscht kommt und fragt, ob er wohl den Reiter noch einholen könne, da spricht der eine vorlaut: „Was, du Narr! Du willst mit der Mulde den Reiter einholen?“ Und verschwunden ist der Knabe, aber auch der Schatz. Der Teufel hatte sie überlistet. Aus Weidenau stammt die Erzählung, dass einem beim Schatzgraben plötzlich ein Hase erscheint, der auf einem Butterstriezel reitet und fragt, ob er noch weit zur Stadt habe. „Such du mich zu Potschke“ (Lass mich in Ruhe), sagte der unvorsichtige Mann, und weg war der Schatz. In einem andern Falle lässt sich der Schatzgräber, ein Knecht in Gross-Rosen bei Striegau, durch einen plötzlich erdröhnenden Donnerschlag nicht aus der Fassung bringen. Es ist gerade Mittag, und er wird zum Essen gerufen. Aber er hört weder auf den Ruf, noch beachtet er die fortgesetzten Donnerschläge und die wie dampfende Klösse um ihn herumfliegenden Blitze. Da kommt der Grossknecht und gibt ihm eine mächtige Ohrfeige, dass ihm das Grabscheit aus der Hand fliegt, und seine Scheltworte lassen den Schatz sofort in die Tiefe sinken. Der goldene Stollen bei Reinerz wird von einem schwarzen Hunde bewacht. Ein Zauberer will einst die dortigen unermesslichen Schätze heben, aber als er sie sieht, stösst er einen Freudenschrei aus, und muss nun bei den Schätzen schlafen, bis ihn wieder ein menschlicher Schrei weckt.

Wie das Sprechen ist auch das Sichumsehen beim Schatzheben vom Übel. In Grüssau kommt einst ein Zwerg zu einer Frau und fordert sie auf, ihm zu folgen, sie dürfe sich aber nicht umsehen, wenn sie den Schatz heben wolle, den er ihr zeigen werde. Er führt sie in einen Keller hinab. Auf der letzten Stufe aber sieht sie sich um, um zu sehen, ob ihr Mann auch nachfolge. Da entsteht ein Geräusch, und Zwerg sowie Schatz sind verschwunden. Dieser Sagenzug erscheint nur dann und wann.

Vereinzelt steht die Sage von der Landskrone, dass man drei ganz schwarze Tiere, an denen kein weisses Härchen sein darf, nämlich eine Katze, einen Ziegenbock und einen Hund mit

Digitized by Google

hinauf zur Burgruine nehmen solle, dann werde sich die Tür zu den Schätzen von selbst auftun. Es ist der Nachklang eines Opfers für den Dämon der Unterwelt.

Ich schliesse diese Ausführungen mit einer allgemeinen Bemerkung über die Schatzhüter. Der Begriff ist ein doppelter. Es gibt Schatzhüter dämonischer Art, oft Teufel genannt, die jeden Versuch von Menschen, sich der Schätze zu bemächtigen, zu vereiteln streben. Es gibt aber auch Schatzhüter seelischer Art, die verdammt sind Schätze zu hüten, aber ihre Hebung durch Menschen anstreben, weil sie dadurch von dem Bann erlöst werden. Da aber beide Arten in gleichartigen Verwandlungen erscheinen, so ist es bisweilen nicht möglich, sie klar zu unterscheiden — dann nämlich, wenn die Sage sich nicht deutlich über ihre Art äussert. Die häufigste Erscheinungsform der Schatzhüter ist die als schwarze Hunde, aber auch als Kröten, schwarze Hühnchen, Drachen treten sie auf. In einer Sage aus Derschau (Oppeln) wird ausdrücklich gesagt, dass der Teufel erscheine als Hund und dann als Stier, um die Schatzsucher abzuschrecken. Bei den Schätzen des Schnallensteins liegt ein schwarzer Pudel, bei denen des goldenen Stollens ein schwarzer Hund, aber es wird nicht gesagt, ob es der Teufel oder eine gebannte Seele ist. Dagegen ist bei einer Schatzsage des Zobtens der schwarze Hund unzweifelhaft eine verwandelte Seele. Es ist die bekannte Sage von der Frau mit dem Kinde. Als sie in die Höhle tritt, ruft ihr der pechschwarze Hund „Raff, raff, raff!“ zu, und sie rafft dreimal von den Schätzen, vergisst aber ihr Kind im Berge. Als sie ein Jahr später wiederkommt, findet sie ihr Kind gesund und lächelnd. Sie reisst es an sich und eilt hinaus, obwohl der Hund wieder sein „Raff, raff, raff!“ ruft. Da sie sich aber nicht daran kehrt, heult er kläglich, weil sie nicht gerafft hat, um die Geister zu erlösen. Solcher verwunschenen Geister, heisst es in der Sage, gibt es im Zobten mehr als Steine auf dem Berge.

Digitized by Google

Allerlei „Überflüssiges“ aus dem Grünberger Kreise.

Von M. Hellmich in Glogau.

Nach dem Volksurteil ist ein grosser Teil des Kreises Grünberg „überflüssig“, nämlich der durch den Oderfluss von der Kreisstadt getrennte östliche. Und auch manchem der dort angesessenen Bewohner wird wohl aus Neckerei der Vorwurf gemacht, er gehöre zu den „Überflüssigen“.

Die abgeschlossene Lage dieses Kreisteiles, den nur einige, oft genug durch Eisgang oder Hochwasser im Betrieb gestörte Fähren bei Aufhalt, Pirnig, Miltzig, Saabor und Hammer mit der Kreisstadt im Westen verbinden, während im Norden und Osten Wald und Bruch ihn umgürten, hat wohl dazu beigetragen, dass sich hier noch mancher, sonst schon vergessene Brauch erhalten hat.

Hier hat noch der Schornsteinfeger auf jedem Dorfe und auf dem Gute, meist in der Schäferei seine Gerätschaften hängen zum Andenken daran, dass ihm einst die Gutsherrschaften Kost und Wohnung geben mussten, was diese meist den Schäfern übertrugen. Hier müssen auf manchen Dörfern der Reihe nach die Besitzer je eine Nacht „de fêfẽ troin“, d. h. Nachtwächterdienste verrichten. Die Nachtwächterpfeife ist kunstvoll mit der Krücke eines Stockes vereinigt, der von Hand zu Hand geht als Zeichen des fälligen Dienstes, während das Horn um 10 Uhr bei dem Gemeindevorsteher abgeholt und nach Beendigung der Wache früh um 3 oder 4 Uhr wieder hingetragen werden muss. Hier erleiden noch die Einwohner der zu dem Kirchort Boyadel gehörigen Heidedörfer mancherlei Neckereien von ihren glücklicheren Genossen, denen der weite im Sommer durch die sandigen Wege und im Winter durch Schnee und Eis erschwerte Kirchweg erspart bleibt. Man nennt sie spöttisch „tánepl]birgg“, weil ihr Dorf im tiefen Forst liegt und sagt ihnen wohl auch — sehr zu Unrecht — nach, sie seien „tum“ oder hätten „an pantufl stots hartsẽ“. Auch gegen Besucher aus Nachbarorten, besonders von jenseits der Oder, die sich namentlich des Winters, wenn einmal der Strom gefroren und für Fussgänger passierbar ist, gern zu den Tanzvergnügen ein-

Digitized by Google

finden, ist man nicht sehr freundlich; da heisst es gleich: Dĕ Miltsjr haidukŋ kum'a Bojādlŗn ei a ûrš kukŋ.

Hier ist auch die Gegend, in der unbarmherzig von manchem kleinen Orte behauptet wird, es habe 14 Wirtschaften und 15 Spitzbuben, denn „dŗ šaultse štīlt fŗ tswiĕ", oder wo man sich vom Nachbarorte erzählt, dass bei der gemütlichen Nachsitzung nach dem „Gebote" der Scholze den Wächter fortschicken wollte, damit er achtgebe, dass nicht gestohlen wird, worauf ihm der Hüter der Ordnung treuherzig antwortet: „wār ful den štālŋ, 's fên ju olĕ hî".

Hier spricht man noch von seltenen Ereignissen, sie geschehen nur „alle hôchĕ fésttāgĕ: fasnacht, k'rms unt kniĕbļbîŗ" und tanzte noch vor kurzer Zeit alte Tänze, wie „Freuet euch des Lebens" „Herr Schmidt", den Schustertanz und andere.

Und endlich gibt es auch noch dörfliche Originale, wie z. B. den „Boyadler Pastor", einen Schwachsinnigen, der Bürgers „Lenore" vom Titel bis zum Schlusspunkt nach eigenen Deklamationsprinzipien vorträgt und bei allen freudigen und traurigen Ereignissen mit Reden im Fest- oder Trauerhause aufwartet.

Was besonders auffällt, ist die Freude an der poetischen Ader Einzelner; sie zeigt sich in Texten, die beliebten Tanzmelodien untergelegt werden, wie z. B. die rhythmische Aufzählung der Dorfmusikanten:

Košnik, dŗ ālĕ Kuchĕ
Kuchĕs jun unt Kunrad vun Kern
Unt dŗ ālĕ Morgŋštern

oder die der Hauptpersonen einer Hochzeit

Batkĕ, Batkĕ mit Lurkes Êfmari (Eva Marie)
Kirchnŗ unt Matjaukĕ
Bartļ unt Bartlaukĕ

oder die unversehens in die Luft flattern, wenn das sittliche Gefühl durch ein Ereignis aufgerüttelt wird, wie es Anonymus in folgendem Verse schildert:

êbrn fê wêt dŗ wint, dĕ N. N. krikt a kint,
hôt ôgŋ wî a kûotŗ, dŗ N. N. is sei fûotŗ

und ähnliche.

Einem praktischeren Zwecke scheint mir eine andere Art dörflicher Reimereien gedient zu haben, die wohl bisher noch unbeachtet geblieben ist. Es sind dies lose aneinander gereihte

Digitized by Google

Reime, die alle Dorfbewohner in der Reihe aufzählen, wie sie im Dorfe nebeneinander wohnen.

Aus dieser Anordnung, die bei dem Aufsagen der Verse immer als wesentlich hervorgehoben wird, ferner aus dem Vorkommen von alten Ausdrücken wie brump (der Bezeichnung für alte kupferne 4-Pfennigstücke) und besonders aus dem Festhalten der Torsaulen an Stelle der Eigennamen der Besitzer möchte ich den Schluss ziehen, dass dieselben ursprünglich den Zweck hatten, Merkverse für die Reihenfolge der Besitzungen zu sein. Vielleicht stammen sie noch aus der Zeit der Hofdienste, für die die gewissermassen mechanische Kenntnis der Reihenfolge der Besitzungen namentlich in Haufendörfern mit verzweigtem Strassennetz von Wichtigkeit war. Auch sollen — was mir von einzelnen Gewährsleuten gesagt wurde, die aus dem Herzogtum (Posen nämlich) stammen — Verse mit fast denselben Wendungen in der Gegend von Bomst noch im Schwange sein.

Nachdem ich erst festgestellt hatte, dass mit nur unwesentlichen Abweichungen diese Verse von Schwarmitz bis Kölmchen und in die Provinz Posen weit hinein häufig sind, habe ich mich bemüht, das Verbreitungsgebiet zu umgrenzen. Einer freundlichen Mitteilung des Herrn Lehrer Karl Eckert in Boyadel verdanke ich die Nachricht, dass westlich die Grenze anscheinend durch den Bober gebildet wird, da die Orte Liebthal, Kossar, Treppeln, Kuckädel und andere diese Reime kennen, während jenseits nichts darüber zu ermitteln war. Wie weit nach Osten sie bekannt sind, habe ich noch nicht erfahren können, nach Süden hin habe ich sie noch in Nittritz gefunden. Dagegen ist mir, um gleich einen Ort in grösserer Entfernung zu nennen, versichert worden, dass in der Gegend von Liegnitz (Rüstern) nichts dergleichen bekannt geworden. Die Verbreitung scheint mir mit der des Gebrauches der Torsaulen identisch zu sein, der mir u. a. von Herrn Oberlehrer Koch in Glogau auch für die Gegend von Krossen bestätigt wird.

Ich lasse hier zunächst einen solchen Dorfreim aus Hohwelze folgen. Ich besitze ähnliche aus den Dörfern Dickstrauch, Polke, Schosnofke, Schoslawe, Boyadel-Fährkutschen, Kleinitz und Nittritz, ferner Bruchstücke aus Boyadel (Hauptort), Pirnig u. a., die sich ausser in den Namen der Wirtschaften nur noch durch einzelne Zusätze oder Weglassungen, sowie veränderte Reihenfolge des

Digitized by Google

Textes unterscheiden. Auch habe ich Nachrichten aus einer weiteren Reihe von Ortschaften, dass dort ebenfalls die Texte bekannt sind.

Dorfreim Hohwelze.

Wek klopt a iēgetsinkŋ	(Wecke)
Ādam wult biŗ trinkŋ	(Hauschke
dĕ ālĕ Moiŗn lint	(†)
dos dŗ Kûnrt aim hauwĕ rum šprint	(Kuhnert)
Kurtsmon hôd a guldnes fišan (a šimlich fārt)	(Kurzmann)
Kašk ducht, swār a gébrautnes fišan (ni drê brumŗ wārt)	(Kaschke)
dĕ Ridļn gink na Grusŋ	(Riedel)
dĕ Šāfŗn wultŋ ni lusŋ	(Schäfer)
dĕ Jenškŋ joit fich dĕ flê	(Jenschke)
dĕ Kênigŋ ducht swārn dĕ rê	(Bänsch)
dŗ ālĕ Krātšmŗ šlacht an kûotŗ	(Kretschmer)
dŗ lêrŗ ducht swāŗ dŗ grûsfûotŗ dŗ lêrr liĕt a jun êbŗ dĕ bank	(Schule)
Hónsjirg tsornt drê tāgĕ lank	(Zureck)
ben šaults wār dŗ bîŗšank	(Wittich)
ben šmêt wārn dĕ ālŋ wêbŗ krank	(Banse)
Pešļ hôd an šlipŗmilčhbûŗt	(Peschel)
Wintskŗ hôt gûdĕ ûŗt	(Neumann)
Ferštŗ macht tswekŋ	(Förster)
Ristŗ kan mich fuftsān maul ben ûŗžĕ lekŋ	(Riester)
Rôt kukt tsur foires rōs	(Roth)
Êchhoŗn ducht swār dĕ špismōs	(Kloy)
dŗ kriĕmŗ šlachts kolp	(Andretzke)
Neuman nûoms holp	(Neumann)
Pešļ nûoms gĕkrêfĕ	(Peschel)
Stār wûŗ a ganz jaŋŗ bêfĕ	(Stahr)
Broiŗ kruch eis moifĕlauch	(Brauer)
Šefnŗ mêt dŗ kulĕ anauch	(Andretzke)
Golš klopt a flûk	(Golisch)
Hanšk ducht, a wāŗ ni raicht klûk	(Hanschke)
Šustŗ nûom dĕ štren	(Pallutz)
Litsk ducht a wult fich hen.	(Litzke).

Die in Klammern beigesetzten Namen sind die bürgerlichen Familiennamen, während die in den Versen genannten die Torsaulen sind. Für deren den bürgerlichen Namen ausschliessenden Gebrauch ist allerdings das aus anderen Rücksichten angeführte Beispiel nicht gut gewählt. Ich lasse daher noch zwei andere Ortsreime hier folgen, und zwar zunächst den von Schoslawe, wo das Überwiegen der Torsaulen schon besser erkennbar ist. Zu-

gleich sieht man daraus, wie enge die Texte miteinander verwandt sind.

Dorfreim Schoslawe.

Tragôn̨ šlachts kolp	(Schilf)
Dimkĕ nûoms holp	(Riehn)
Laubĕ nimts gĕkrêſĕ	(Kurzmann)
dr̨ ālĕ gastwirt wûr̨š gantše jaur bêſĕ	(Lange)
Matšiskĕ hôd an êſr̨nĕ têr̨	(Matschiske)
Gôliš honsjirg šûb a rêgl̨ fêr̨	(Golisch)
Lan hôd an šlipr̨milc̨hbûr̨t	(Lange, der sog. Bremmel-Lange)
Faulhabr̨ ducht swār̨ gûdĕ ûr̨t	(Faulhaber)
ben Bôn špran a pûr̨ flêan	(Gottwald)
Wundr̨lic̨h ducht swārn̨ a pûr̨ rêan	(Hampicke)
Hampik hôd a guldn̨ tišl̨	(Hampicke)
Bergr̨ ast garn gĕbrautn̨ fišl̨	(Awege)
Lûdwich šûb eis moiſĕlauch	(Lange, Gerichtsmann Lange)
Awēgĕ mit dr̨ kulĕ anauch	(Doil)
dr̨ milr̨ nûom dĕ stren	(Doil)
dr̨ jāgr̨ ducht, a wār̨ ſich hen	(herrschaftl. Förster)
dr̨ grausknaicht fr̨kêlt a flûk dr̨ junĕ ducht, a wār ni ſô klûk	(Dominialhof)
Kern hôd a šimlich fārt	(Franke)
Tsaretskĕs wār kenĕ drê brumr̨ wār̨t	(Zaretzke)
Tsaretskĕs šāfr̨ hôd an šek	(Zaretzke)
Gôliš ducht s wārn a pûr̨ rêbek.	(Riehn).

Schliessen möchte ich mit dem Dorfreim aus Nittritz, der erstens eine Menge abweichender Strophen bringt und wegen der Torsaulen insofern bemerkenswert ist, als man sieht, wie dabei zum Teil alte Namen an sich weiter bestehen, dann im Übergang der Besitzernamen mit der Torsaule verschmolzen wird (z. B. Stārēgl̨, Fitsĕlupkĕ, Miškēmair̨) und schliesslich auch einzelne neue Namen rein auftreten.

Dorfreim Nittritz.

Komendĕ	
waunt ufm̨ endĕ,	(Ahr)
Felšĕ dr̨nābm̨,	(Decker)
Šudekr̨ blêbt drûo klābm̨.	
Lupkĕ šlacht a kōlp,	(Lubig)
Klainitskĕ, dar nimts hōlp,	(Strauch)
Naporkĕ nimts gĕkrêſĕ,	(Tietze)
Rabuntkĕ is a hōlp jaur̨ bêſĕ	(Kühn)
Tulkĕ šest ais putr̨fûos,	(Staar)
Mendĕ denkt, wi rumpl̨t dûos.	(Mende)

Digitized by Google

Stārēgl̥ fitst ufm̥ dachĕ,	(Regel)
Gutšĕ denkt s'if a trachĕ.	(Gutsche)
Gritšûdĕ kocht a mālbrê,	(Woitschützke)
Rinŋgl̥ tunkt fich de finr̥ rê.	(Muche)
Nikl̥ fitst ufm̥ šeml̥.	"
Fitsĕlupkĕ denkt s'if a breml̥.	(Pürschel)
Îrês is dr̥ klênĕ mûon,	(Ahr)
Mišķĕmair̥ špricht, Γis ništ ni drûon.	(Mischke)
Hanšl̥ šlacht a pûr̥ tôbn̥,	(Laubstein)
Kuškûbĕ hilft fe bĕklôbn̥.	(Kühn)
Kerbrš hôd a bêfĕ bain.	(Muche)
Sāfrpôr̥ špricht, Γwirt nich ni hailn̥.	(Ahr)
Šilr̥ hôd an grôsn̥ bûrt,	(Felsch)
Kîfl̥ špricht, Γis judn̥ûrt.	(Lamm)
Wêĉhr̥ šlacht an hunt	(Weichert)
Unt macht mit Haškn̥ a bunt.	(Haschke)
Šûdĕmertn̥ hôd a langĕs massr̥,	(Schade)
Himŋš denkt, nû kum' dĕ frasr̥.	(Schulz)
Mišķĕ šlacht a šwên,	(Kuch)
Pirš|muchĕ fent ûo tsu grēn.	(Woitschützke)
Herškristuf sit tsum šornstên rōs,	(Muche)
Krôfĕ denkt s'if an grôsĕ mōs.	(Krause)
Wakĕ is a ormr̥ mûon,	(Decker)
Kinmoteis wîl olls hûon.	(Kühn)
Tsîfĕ sit tsum fanstr̥ rōs,	(Ziese)
Maršaultsĕ štieht'm̥ dĕ ōgn̥ rōs.	(Muche)
Bekerš hôt an āln̥ ropn̥	(Brundke)
Pitskĕ šbricht, a kuon gōr̥ ni mê dropn̥.	(Schade).

Wie mir Herr Gutsbesitzer Leisner in Nosswitz, ein geborener Kladauer, mitteilt, machte man in seinem Geburtsorte, wenn man einem Eingeborenen etwas Ungehöriges vorwerfen wollte, den sog. „pulšn̥ kwirl". Das heisst: ihm wurde mündlich oder schriftlich der Dorfreim vorgehalten und dabei ein auf ihn bezüglicher Vers eingeschoben, z. B. bei einem Eigentumsvergehen die Verse:

dr̥ A. fit a pûr̥ rûobn̥ flign̥,
dr̥ ..... kan ništ fān lign̥.

Besonders der Ausdruck „polnischer Quirl" dürfte für die Entstehung bedeutsam sein.

Flurnamen aus dem Gebirge und aus Niederschlesien.

Von W. von Unwerth.

I. Hain im Riesengebirge. II. Prittag, Kreis Grünberg.

Das Dorf Hain: dr hôan (in hôanĕ, ai a hôan) zieht sich etwa unterhalb der Kleinen Sturmhaube und der Spindlerbaude am schlesischen Abfall des Riesengebirges hinab, seitlich begrenzt von den Taleinschnitten des Rotwassers und des Bächels. Das zwischen diesen Wassern gelegene Gebiet wird nochmals gegliedert durch den Lauf des Mittelwassers (mit dem Hainfall) und des Seifen. Die oberhalb des Dorfes liegenden Waldungen — bis zum Gebirgskamme — gehören zum Forstrevier Hain, und es sind daher die Namen der Forststücke den Hainer Flurnamen anzuschliessen. Wald und Berg am unteren Ausgang des Dorfes, auf Giersdorf zu, heisst dr gelnr „der Göllner", daneben dr fuknr: „Fuckner" ist der Name einer in Hain ansässigen Familie.

Am Rotwasser, auf Agnetendorf zu, liegt s finkalôch „das Finkenloch". Die Flurnamen innerhalb des eigentlichen Dorfes sind

a) zwischen Rotwasser (s rûtĕ wosr) und Mittelwasser (mitlwosr): dr bêrbark „der Beerberg" (Beer ist ein häufiger Familienname); s brûtlôch midn brûtštênĕ (das Brotloch mit dem Brotstein); s hôwĕloch (das Hofloch); s kāfĕbrāt (das Käsebrett); ai hôlants kîwan „in Holands (Personenname) Kiefern"; s lanĕ flôs (das lange Floss), urspr. Bezeichnung des Baches, jetzt des gesamten Flurstückes; s finrlôch „das Fingerloch" (Finger ist der Name des früheren Besitzers); darüber dr borbrrant (der Barberrand).

b) zwischen Mittelwasser und Seifen (faifa): bem brâdlr „beim Bradler" (Name des Besitzers), aber auch: ufn brādlr „auf dem Br.", wobei dr brādlr direkt das Flurstück bezeichnet; bergrš hîbl „Bergers (Besitzer) Hübel".

c) nach dem Bächel zu: ufn štʷrtsĕ „auf dem Sturze".

Die Namen der anschliessenden Forststücke sind:

a) zwischen Rotwasser und Mittelwasser: s kletsrlôch „das Klötzerloch"; bai a wifa „bei den Wiesen"; s švoʳtsĕ lôch „das schwarze Loch"; dĕ riljaleçhr „Röhrlingslöcher" (rilja fain pfafr-

Digitized by Google

linĕ (wohl = Röhrlinge: rîrlija > riʳlja > rilja); dr hultsšlāk „der Holzschlag“; in teʳnan pušĕ „im dornigen Busch“; dr dirĕ bark „der dürre Berg“; dr švoʳtsĕ bark „der schwarze Berg“; dr ſamḷjunĕ „der Semmeljunge“ (auch bei Arnsdorf Bezeichnung eines Berges); dr liċhḷ die Senkung bei der Spindlerbaude: liċhḷ, aus mhd. *lüchel*, ist germanische Deminutivbildung (*-ila-*) zu loch, wie schles. tipl zu topf, kʲrbl zu korb; da der etymologische Zusammenhang nicht mehr klar war, hat man zu den meist gebrauchten präpositionalen Wendungen im liċhḷ (auch ufṇ liċhḷ, aufṇ liċhḷ usw.) die Nominativform dr liċhḷ neu gebildet.

b) zwischen Mittelwasser und Seifen: dĕ mumlgrûvĕ mîd a mumlhoifan „die Mummelgrube mit den Mummelhäusern“: s klênĕ ſémla „das kleine Säumchen“; bai dr hôrtsfiċhtĕ „bei der Harzfichte“; dr šafṛtsûk „der Schäferzug“; s faifalôċh „am Seifen“; dr mitlbark „der Mittelberg“; dr fôġlbark „der Vogelberg“ (am Silberfall); s štʰrmhaubṃlôċh „das Sturmhaubenloch“ (an der Sturmhaube).

c) rechts vom Seifen (auf die Baberhäuser zu) dr foištōl „der Saustall“; dĕ štampa „die Stampfen“. Der Sinn des letzten Namens ist nicht klar; die Futterstampfe zur Bereitung des Schweinefutters, an die man wegen der Nachbarschaft des Saustalls denken könnte, heisst nicht štampĕ, sondern šorvĕ (āpṛnašorvĕ) Scharbe.

Lehrreich ist es, mit diesen gebirgsschlesischen Flurnamen einmal entsprechende Bezeichnungen aus einem ganz andern Dialektgebiete Schlesiens zu vergleichen. Ich gebe im folgenden die Flurnamen des Dorfes Prittag (pritik) im Kreise Grünberg.

Im braitṇ štikĕ „im breiten Stück“; im hîewaigĕ „im Heuwege“; in dr ragôfskĕ (die Bezeichnung stammt von dem Namen eines polnischen Besitzers); dĕ grôsĕ wêfĕ „die grosse Wiese“; ofm širškĕ „auf dem Tschirschky“ (Name der gräflichen Familie); dĕ haultswêfĕ „die Holzwiese“; dĕ hutuṇktailĕ „die Hutungteile“; dĕ bistṛts „die Bistritz“, ursprünglich Bezeichnung eines Wassers, jetzt des ganzen Flurstückes: of dr bistṛts; s wāltfurbrik „das Waldvorwerk“; dĕ laċhwêfĕ „die Lachenwiese“ (feuchte Wiese); dr mariṇhauf „Vorwerk Marienhof“; am gränsgrûobṃ „am Grenzgraben“; bem fišr „beim Fischer“ (an der Oder); ûon dr fotḷgränsĕ „an der Sattelgrenze“; s gränsgĕhîegĕ „das Grenzgehege“; dr iebṛ- und dr nêdṛwālt „der Ober- und Niederwald“; dipls grûbĕ

Digitized by Google

„Dippolts Grube“; ufm erbĕ „auf dem Erbe“; dĕ kraubargĕ „die Krähenberge“; s mêlštik „das Mühlstück“; ôwm laimbargĕ „auf dem Lehmberge“; undrn pišan „unter den kleinen Büschen“ (Deminutiv auf -an, vgl. tanan kleine Tannen, mûĕdan Mädchen u. a.); ufm fuksbargĕ „auf dem Fuchsberge“; ufm finknbargĕ „auf dem Finkenberge; dr kumrôwm „der Kummerofen; dr knurpôš „der Knorrbusch“; kaušrš bark „Kosers (Name) Berg“; dĕ blusštikĕ „die Blossstücke“, d. h. wohl die abgeholzten Stücke; dĕ jesnêwĕ, vgl. poln. Jaś Jasch „Johann“ und niwa „Neubruch, Land“ (Nehring); dĕ fêbargĕ „die Seeberge“; dĕ hernhaidĕ „die herrschaftliche Heide“; dĕ ielmêlĕ „die Ölmühle“; dĕ šnêdĕmêlĕ „Schneidemühle“.

Von angrenzenden Flurstücken des Dorfes Deutsch-Kessel seien noch genannt: dĕ šitstéćhwêšĕ „die Schützenteichwiese“; dr kolbark, wird erklärt als „Kalkberg“, doch kann der Name auch auf koln kolan (mhd. *kûlĕ*) „Kugeln, Klösse“ weisen; de fulgĕ „die Folge“; dĕ sôćhnbāćhĕ „der Zauchenbach“ (nach Zauche führend); dr hinrwālt „der Hinterwald“.

Ich schliesse noch einige Ortsnamen des Grünberger und und des benachbarten Freystädter Kreises an: pritik „Prittag“, dôtš und pulš kesl „Deutsch- und Polnisch-Kessel“; drauškĕ „Droschkau“; laus „Loss“; ſûobr „Saabor“; miltsik „Milzig“; lōwālde „Lowalde“; šertndrf „Schertendorf“; jausbrik „Jonasberg“; plaut „Plotov“; kînĕ „Kühnau“; jāćńĕ „Janny“; bējādl „Boyadel“; kautsik „Kolzig“; kuntop „Kontopp“; pirnik „Pirnig“; dĕ wâltmêlĕ „Waldmühl“; libéntzik „Liebenzig“; dĕ fikrĕ „Vikarey“; lipm „Lippen“; kelmćhn „Kölmchen“; ôfhalt „Aufhalt“; šêwr „Tschiefer“; têrgûrtn „Tiergarten“; hôbôarĕ „Hohenbohrau“; no korlûotn „nach Carolath“.

Interessant ist es, dass in dieser Gegend, die so zahlreiche polnische Ortsnamen zeigt, die Flurstücke des — ebenfalls keinen deutschen Namen tragenden — Dorfes Prittag fast durchgehend deutsch benannt sind. — —

Um zu zeigen, wie aus Flurnamen Ortsnamen wachsen oder wenigstens, wie die Namengebung in beiden Fällen in durchaus analoger Weise verläuft, sollen hier einige besonders häufige Gruppen von Benennungsarten an der Hand des gegebenen Materials von Flurnamen hervorgehoben werden.

1. Das Flurstück wird nach dem Namen des Besitzers bezeichnet, z. B. dr brādlr, dr širškĕ. Ursprünglich gelten natür-

Digitized by Google

lich nur Wendungen wie bem (beim), tsum (zum), fum (vom) brādlr̥ u. dgl. In Anlehnung an diese präpositionalen Wendungen wird dann der Name auch ohne Präposition zur Bezeichnung des Stückes selbst gebraucht, also „dr̥ brādlr̥“, und von hier aus erklären sich dann Wendungen wie „ufn̥ brādlr̥, ofn̥ širškĕ“. Bei Namen von Bergen begegnet diese Entwicklung öfters, z. B. dr̥ fuknr̥ (Hain), dî honfn̥ (Seidorf, vgl. Siebs, Mitteilungen XIII 114). Ein auf solche Art entstandener Dorfname ist vielleicht Herdain (aus herdegen) bei Breslau.

2. Das Stück wird nach seiner Beschaffenheit bezeichnet und der Name des Besitzers hinzugefügt: bêr̥bark, finr̥lôch (Hain), kaufr̥š bark, dipls grûbĕ (Prittag). Zu dieser Gruppe gehört die grösste Anzahl von Ortsnamen: Jonasberg, Bolkenhain, Kieslingswalde, Seifersdorf u. a. m.

3. Das Stück selbst wird nach seiner Beschaffenheit, seiner wirtschaftlichen oder historischen Funktion benannt: ufn̥ štʰrtsĕ, liçhl, s švoʳtsĕ lôch (Hain), haultswêfĕ, hutunktailĕ, wāltfurbrik, s erbĕ (Prittag). Ortsnamen wie Hohenwiese, Förstchen, Vorderheide; Buschvorwerk, Kupferberg; Neurode (-rode, oberdeutsch -reut), Eigen (sächs. Lausitz; auch Aigen bei Salzburg) gehören hierher.

4. Das Stück wird nach einem charakteristischen Merkmal bezeichnet. Ursprünglich heisst es dann mit präpositionaler Wendung: bai dr̥ hôr̥tsfiçhtĕ (Hain), undrn pišan (Prittag), am grānsgrûobn̥ (ebd.); dann aber wird der Name des Merkmals einfach zur Bezeichnung des Stückes selbst: s lanĕ flôs (Hain), dr̥ fibiçh (Viehweg, vielfach, vgl. auch im hiewaigĕ), dĕ sôchn̥bāchĕ, dĕ bistr̥ts, de šnêdĕmêlĕ. Hierher sind Ortsnamen wie Kaltwasser, Querseifen, Dittersbach, Weisstritz, Lissa (urspr. Flussname, vgl. noch ai dĕ lisĕ „nach Lissa“), Lomnitz, Viebich, Bildungen wie Frankenstein, Lindenbusch, Schneidemühl u. a. zu stellen.

Natürlich soll hier über die historische Entstehung gerade der als Beispiele gebrauchten Ortsnamen nichts Bestimmtes behauptet werden, vielmehr sind sie nur als Beispiele tatsächlich vorhandener Bildungstypen herausgegriffen.

Die alten Grenzzeichen und der Kriemhildenstein am Zobtenberg.

Von Dr. med. Georg Lustig.

Wenn man von der Stadt Zobten aus den 718 m hohen Zobtenberg besteigt, trifft man auf einige bemerkenswerte Grenzzeichen.

Dicht neben dem in neuerer Zeit angelegten Hauptbergweg lässt sich in halber Höhe des Berges der uralte Bergweg auf eine Strecke von etwa 800 m Länge deutlich verfolgen, da er als halbverschütteter bis 2 m tiefer Hohlweg in den überaus steinigen Waldgrund eingegraben ist. Dort wo der Weg vom Dorfe Striegelmühle einmündet, findet sich auf einem grossen Gabbrofelsstück ein ungewöhnlich grosses Grenzkreuz eingemeisselt; es besteht aus zwei in einem Winkel von 60 Grad sich kreuzenden Linien von 30 cm Länge, die trotz starker Verwitterung noch bis 2 cm tief in das sehr harte Gabbrogestein eindringen. 200 m höher liegen rechts am Wege die bekannten alten Steinbilder: die „Jungfrau mit dem Fisch“ und der daneben aufrecht stehende „Bär“. Beide Steinbilder, deren vielumstrittene frühere Bedeutung hier nicht besprochen werden soll (sie stammen wahrscheinlich aus dem Beginn des 12. Jahrhunderts), tragen dasselbe Zeichen: das liegende Kreuz in gleicher Grösse und Form. Offensichtlich sind die Kreuze später auf die Bildwerke eingehauen worden, nachdem diese ihren Wert und ihre Bedeutung verloren hatten. Im Volksmunde heissen sie „Heidenkreuze“, da man meist ohne besonderen Grund unerklärte Altertümer mit vorzeitlichem Götzendienst in Verbindung bringt.

Wiederum 300 m höher erhebt sich westlich vom Weg eine mächtige Felsgruppe; von alters her wird sie der „Kriemhildenstein“ genannt. Das Volk spricht von „Krienlindens Bett“, man zeigt in mittlerer Höhe des Felsens einen engen Felsspalt, in dem eine Burgfrau, von der einstigen Zobtenburg verjagt, gehaust haben soll. Eine Beschreibung des Zobtenberges von Roland (1869) spricht von „Kriecheldorns Bett“; Gühmann 1880 verzeichnet „Krienhilder Bett“. Dass der Name aus Unverständnis verdorben wurde, aber doch aus alter Zeit stammt, beweist ein Buntdruck, von E. Henne gezeichnet, aus dem Ende des 18. Jahrhunderts mit der Unterschrift: „Höhle am Zobtenberge in Schlesien, das Bette der Ein-

Digitized by Google

siedlerin Kriheldin genannt". Ist die Bezeichnung eines Felsens mit dem altdeutschen Namen der Kriemhild für den Osten Deutschlands an sich schon auffallend, so ist dies noch mehr der Fall, weil er sich hier auf einer Linie befindet, welche durch uralte Zeichen offenbar als Grenze bezeichnet ist.

Dass die geschilderte Wegstrecke aber in der Tat eine alte Grenzlinie darstellt, lässt sich aus mehreren Aktenstücken früherer Jahrhunderte erweisen; es sind dies zunächst zwei Abschriften einer Urkunde über eine Grenzfestsetzung vom 10. Mai 1209 im Copialbuch des Breslauer Sandstiftes (XV. Jahrhundert) und im sog. Repertorium Heliae (Anf. des XVI. Jahrh.) beide im Staatsarchiv.

W. Schulte, der in einem Aufsatz über die Steinaltertümer am Zobten (Schles. Vorzeit N. F. Bd. I) sich auch mit den Grenzzeichen auf diesen Steinbildern eingehend beschäftigt, erkennt trotz einiger Bedenken gegen die formelle Echtheit des Dokumentes die Tatsache der Grenzbegehung als notwendigerweise auf alten Aufzeichnungen beruhend an, zumal da sie auch in einer andern Urkunde bei Gelegenheit der gleichzeitigen Gründung des Klosters Trebnitz erwähnt wird. Aus dem Inhalt der Urkunde sei daher nur kurz erwähnt, dass Herzog Heinrich I. von Breslau die Grenze des Klosterbesitzes persönlich umschritten hat und die kleinere südöstliche Hälfte des Berges für sich in Anspruch nahm, die grössere westliche dem Sandstift zuerkannte. Die für uns wichtigste Stelle der Urkunde hat folgenden Wortlaut:

tales limites posuimus, incipientes a quadam tilia, que est inter Bandconice (Bankwitz am Ostfuss des Zobtenberges) villam nostram et Stregomene (Striegelmühle) villam dictorum fratrum, ac directe transeuntes usque ad lapidem, qui dicitur Petrey, a quo lapide per viam, que ducit in supercilium montis, deinde per viam descensus ad montem Raduyna (wahrscheinlich der Geiersberg) prope villam eorum Tampadla (Tampadel, am Fuss des Zobten- und Geiersberges).

In dem lapis Petrey erkennt Schulte mit Recht das Steinbild der „Jungfrau". Eine Mönchsfigur mit dem Fisch (ἰχθύς) im Arm kann in der Tat — auch wenn sie in der Kunstgeschichte ohne Analogie ist — nicht anders denn als Petrus gedeutet werden. Der Weg aber vom Kreuzstein zum Berggipfel ist mit grösster Sicherheit als Grenzlinie bezeichnet.

Nun könnte man einwenden, gegen die Benutzung der alten Steinbilder als Grenzzeichen spreche der Umstand, dass zwei der-

Digitized by Google

selben, „Jungfrau“ und „Bär“, direkt nebeneinander ständen und dennoch beide mit dem Grenzkreuz versehen seien. Auch hierüber gibt, wie schon Prof. Nehring und andere gezeigt haben, das erwähnte „Repertorium Heliae“ (p. 126) ausreichende Auskunft. Nach der zweiten Zerstörung der Zobtenburg (um 1471) machte das Breslauer Sandstift seine alten rechtmässigen Ansprüche auf den Besitz seines Berganteiles mit Erfolg wieder geltend. Eine Bittschrift des Abtes Benedikt wendet sich an König Matthias (1480). In der Copie des Rep. Heliae wird gegen die Herren von Colditz, die derzeitigen Besitzer des früher herzoglichen Berganteiles, die Klage erhoben, dass sie die altherkömmlichen Grenzen nicht beachteten:

Ipsi et eorum officiales non contenti finibus et iuribus suis . . . trans grediendo terminos limites positos ab antiquo adhuc prae oculis existentes . . . per potenciam intromiserunt . . . contra deum et iustitiam etc

Bald darauf wurden dem Stifte die alten Grenzen am Zobten bestätigt. Der Streit bestand jedoch weiter.

In der gleichen Grenzangelegenheit gibt nämlich der Statthalter von Schlesien, Georg von Stein, an den Abt Benedikt im Jahre 1486 den Bescheid, man möchte zunächst die Grenzsteine und Grenzbäume aufrichten:

„Nachdem Ir vormals den Zobtenberg angesprochen habt . . . one wissundt der Könj. Maj. . . . und darauf die alten malsteine und baume ausgegraben und abgehawen. . . . Darauf so empfelch ich euch, das . . . Ir die mal bawm und Stein widder aufrichtet“.

Hier werden also die Mönche beschuldigt, die Grenzzeichen versetzt zu haben. Um diese Streitigkeiten zu beenden, kaufte das Sandstift schon wenige Jahre später (1494) die andere Hälfte des Berges von den Herren von Colditz an. So mag sich ein Wiederaufrichten der verschobenen Grenzsteine erübrigt haben, vielleicht hat man sich mit Malbäumen begnügt, wo solche überhaupt nötig waren. Für das Zusammenstehen des „Bären“ und der „Jungfrau“ haben wir aber ausreichende Gründe gefunden. Es dürfte wohl nicht zu gewagt sein, anzunehmen, dass der eine von ihnen, wahrscheinlich der „Bär“, von einem höheren Standort bergabwärts geschleppt worden ist und in scherzhafter, vielleicht spöttischer Absicht zu dem „Peterstein“, der sog. „Jungfrau“, aufrecht hingestellt wurde. Die aufrechte Stellung aber dürfte aus dem Grunde notwendig gewesen sein, weil die Vorderfüsse des „Bären“ schon damals abgeschlagen waren.

Digitized by Google

Somit ist infolge der Eigenartigkeit der Steinbilder des Zobtens eine Grenzbezeichnung, wohl die älteste in Schlesien, aus der Zeit Heinrichs I. von Breslau bis heute erhalten geblieben. Das Wegstück aber, das uns hier interessiert, ist als Grenzlinie bis zum Berggipfel zweifellos anzusehen.

Kehren wir nunmehr zurück zu der Bezeichnung „Krienhildens Bett“ oder „Kriemhildenstein“. Es entsteht die Frage, ob vielleicht auch in diesen ungewöhnlichen Namen ein Hinweis auf die alte Grenzlinie von 1209 zu erblicken ist? Analoge Ortsnamen in Westdeutschland sammelte Müllenhoff (Ztsch. f. d. Alt. Bd. 12 S. 300 (1865) aus Urkunden des 8. bis 11. Jahrhunderts; mit dem Namen Kriemhild in verschiedener verderbter Schreibweise werden dort Städte (mancipium) und Berge (Grimhiltaperg 927) belegt. Besonders am Oberrhein (Anzeiger f. Kunde der dtsch. Vorzeit (german. Mus.) 19. Bd. 1872 S. 87) findet man die Namen Krêmhilten Weg, Etzelbach und andere der deutschen Heldensage entlehnte Benennungen häufig vorkommend. Auch Wilhelm Grimm erwähnt einen Criemildespil (Urkunde von 1354) bei Saarbrücken und einen Kriemhildenstein bei Kehl (Urkunde von 1476). Die „wilden Frauen“ der deutschen Mythologie haben nach Simrock (Handbuch d. dtsch. Myth. S. 388) „ihren Aufenthalt bei alten Mahlbergen und Freisteinen und die Eindrücke in der „wilden Frau Gestühl“ bei Dauernheim bezieht die Volkssage auf die wilden Frauen, die hier mit Mann und Kind hausten, als die Steine noch „mell“ waren. — — So zeigt man anderwärts „der wilden Frau Haus“, „der wilden Frau Berg“ usw. — — Daneben erscheint auch ein Kriemhildenstein, Brunhildenstein, so jener unter dem Namen Lectulus Brunichildis hochberühmte Altar auf dem Feldberge. Über dieses „Bett der Brunhilde“ das schon 1221 in einer Urkunde genannt wird, ist von den Gelehrten früherer Jahrhunderte viel geschrieben worden. Wackernagel in der Zeitschrift f. d. Alt. (VI 291) betont, dass die Valkyrjen auch als Wetterjungfrauen zu betrachten seien und „so möchte der Lectulus Brunichildis auf dem Feldberg in ebensolcher Weise und bestimmter, als bisher geschehen ist, zu deuten sein: es wäre dann das Brautbette einer Windsbraut“. W. Braune (Beitr. z. Gesch. d. d. Sprache u. Lit. XXIII 246 ff.) will ebenfalls in diesem „Brunhildenbette“ (Lectulus Brunichilde 1043) einen Beweis für das Vorhandensein eines deutschen Brunhildenmythus erkennen.

Digitized by Google

Wenn wir somit auffallende Analogien der Namensbezeichnung gefunden haben, die uns sogar für die Bezeichnung „Kriemhildens Bett“ einen mittelalterlichen Ursprung vermuten lassen, so gewinnt unsere Felsgruppe noch mehr Bedeutung, wenn wir solche Steine auf Grund ihres Namens auch für Grenzsteine halten dürften. Einen Anhalt hierfür finden wir bei Jacob Grimm in einem Aufsatz über „Deutsche Grenzaltertümer“ (kl. Schriften Bd. 2 S. 30). Nach ihm sind die Grenzzeichen entweder Malbome (Sachsenspiegel) = Malbäume oder behauene Steine.

„In hohen Gebirgen — sagt Jac. Grimm — pflegten Gipfel und ragende Felsen zur Länderscheide auserkoren und gern mit besonderem Zeichen versehen zu werden, sei es, dass man diese eingrub oder äusserlich daran befestigte“. „Man ist befugt — fährt er fort — einige der vielen Brunhilden- und Kriemhildensteine, die verschiedentlich spil oder spille genannt werden, aus spindel zu deuten und für alte Grenzsteine zu halten“. In seinen „Deutschen Rechtsaltertümern“ (4. Ausg. 1899 II S. 73) erwähnt Jac. Grimm auch mehrere Beispiele von in den Stein gehauenen Grenzkreuzen (Lochsteine). Sind wir also schon im allgemeinen berechtigt, die „Kriemhildensteine“ als uralte Grenzbezeichnung anzusehen, so ist dies hier noch mehr der Fall, weil der Zobtener Kriemhildenstein an einer urkundlich erwiesenen Grenze aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts liegt. Beweisend würde es natürlich erst sein, wenn man auf dieser Felsgruppe oder in ihrer Nähe das oft erwähnte Kreuz auffinden könnte. Verfasser hat die Felsgruppe während der letzten Jahre in der Absicht, das Grenzzeichen zu finden, häufig bestiegen, bis sich vor kurzem an einer unvermuteten sehr augenfälligen Stelle, nämlich unterhalb des Kriemhildensteins, dicht am Wege ein solches liegendes Kreuz fand. Da es sich auf einer aufrecht stehenden Felsplatte befindet und beim Aufstieg direkt sichtbar ist, konnte es bisher der Aufmerksamkeit nur entgehen, weil die sich kreuzenden Linien zu flach eingegraben, vielleicht verwittert oder noch wahrscheinlicher (bei der Versetzung der anderen Grenzzeichen) mit Absicht unkenntlicher gemacht worden sind. Immerhin ist für jeden Beschauer ausser jedem Zweifel, dass das schwach sichtbare Kreuz mit den anderen Kreuzzeichen auf dem „Kreuzstein“ und den Steinbildern identisch ist.

Es ist anzunehmen, dass sich bei aufmerksamer Beobachtung

Digitized by Google

vielleicht noch andere Grenzkreuze auf der bezeichneten Wegstrecke finden lassen werden, besonders auf dem Wege des Abstieges nach Tampadel zu. Es muss an dieser Stelle auch erwähnt werden, dass das Kreuz in gleichartiger Form in der nächsten Nähe des Zobtenberges noch mehrmals ausserhalb der beschriebenen Grenzlinien anzutreffen ist. Es mögen dies z. T. fortgetragene Grenzzeichen dieser Umgrenzung sein. Dass der „Bär", vulgo „Sau", der vor einigen Jahren auf den Zobtengipfel versetzt worden ist und früher am Aufstieg oberhalb Striegelmühle, also ebenfalls an unserer Grenzlinie stand, das eingemeisselte Kreuzzeichen trug, geht aus Sadebecks Monographie über den Zobtenberg (1858) hervor. Auch seine Abbildung der „Sau" zeigt das Kreuz auf der rechten Wamme. Das Steinbild hatte nach ihm bis 1853 auf der linken Seite gelegen und war von Steinen fast ganz verdeckt.

Es ist anzunehmen, dass dieses Kreuz durch die jahrzehntelangen abergläubischen Steinwürfe allmählich abgenutzt worden ist, über welche Verfasser in einem Aufsatz über „Heidenwerfen" (Mitt. für d. schles. Volkskunde 1905) berichtete. Das Steinbild stand also ebenfalls auf der Linie der Grenzumgehung von 1209. Dies ist jedoch nicht der Fall bei den anderen mit dem Kreuz bezeichneten Steinbildern oder Steinen, die hier kurz erwähnt seien. Es sind dies der Rumpf einer Mönchsfigur an der Ostseite der Annakirche in Zobten (einer Granitfigur offenbar gleichzeitigen Ursprungs wie „Jungfrau und Bär" etc.), ferner ein Säulenschaft, der vor dem Schloss Gorkau, in dessen Grundmauern er gefunden wurde, aufgestellt ist; drittens der sog. „Mönch", eine mannshohe Säule bei Kiefendorf, 1 Meile nordöstlich vom Zobtenberg, und endlich merkwürdigerweise ein Eckstein der Kirche des Dorfes Queitsch, 1 Meile nordöstlich vom Zobten, deren Erbauungszeit nach ihren romanischen Bauteilen in die erste Hälfte des 13. Jahrhdts. angesetzt wird. Das Grenzkreuz auf dem „Mönch" kann als Zeichen der nördlichsten Spitze des Klosterbesitzes angesehen werden, da Teppirdorf (jetzt Marxdorf) im Jahre 1250 vom Kloster urkundlich an den Domherrn Conrad zeitweise abgetreten wurde (Adler, Gesch. der Dörfer am Fusse des Z.). Über den Eckstein der Queitscher Kirche darf man nur vermuten, dass er von einem verlassenen oder zerstörten Bau auf dem Gipfel des Zobtenberges verschleppt worden ist. Für diese Vermutung sprechen auch zwei

Digitized by Google

romanische Löwen, die in einem romanischen Portal dieser Kirche eingemauert sind und die in der Zobtener Gegend noch viermal in gleicher Art vertreten sind, (zwei am Schloss Gorkau, der einstigen ursprünglichen Abtei der Augustiner des späteren Sandstiftes, einer an der Zobtener Pfarrkirche, einer an der Dorfstrasse in Marxdorf). So darf man für möglich halten, dass dieser Eckstein von einem Gebäude des Zobtengipfels herstammt, wo er noch im Jahre 1209 als Grenzstein gedient hat, während dort heute ein solcher fehlt. Für eine solche Annahme würde noch die sog. „Sphinx", ein Werkstück romanischer Epoche, anzuführen sein, das dicht am Zobtenbergweg im Walde liegt. Wahrscheinlich ist es beim Transport als unbrauchbar bei Seite geworfen worden, denn da es als einziges Granitstück auf Gabbrogebiet liegt, ist wohl ausgeschlossen, dass es nach oben transportiert worden ist.

Lassen wir es aber dahingestellt, ob die weiter abgelegenen Grenzkreuze zu der Grenzbegehung Herzog Heinrichs I. in Beziehung stehen. Das weitaus grösste Interesse hat für uns die Tatsache, dass sich im Volksmunde der Name „Kriemhildenstein" für eine Stelle der nachweislichen Grenze auch in Schlesien erhalten hat und noch heute vorfindet. Die Frage nach dem Ursprung dieses Namens lässt sich unschwer beantworten. Gerade zur Zeit des Breslauer Herzogs Heinrich I. beginnt die Einwanderung der deutschen Ansiedler in das slavische Schlesien, die wenig später nach den Verheerungen des Mongolensturms beispielsweise auch die Hauptstadt Breslau als deutsche Stadt wieder auferstehen liess. Franken, Bayern und Schwaben zogen nach Osten und gewannen dem Deutschtum wieder das seit der Völkerwanderung verlorene Land. Mit ihren heimischen Sitten und deutschem Brauch brachten sie auch die in der früheren Heimat üblichen Ortsbezeichnungen mit, um so lieber, wenn sie eine Erinnerung aus ihren Heldensagen in sich einschlossen. So hat ein altes Grenzzeichen auch einer weithin sichtbaren Felsgruppe den Walkürennamen eingebracht, und für die Volkskunde unserer schlesischen Heimat ist es von hohem Interesse, dass der Name des „Kriemhildensteins" am Zobtenberge als ein Denkmal der neuen Epoche sich durch sieben Jahrhunderte bis heute im Munde des Volkes erhalten hat.

Digitized by Google

Zur Wortbildung im Schlesischen.

Von Dr. P. Drechsler.

Die schöpferische Tätigkeit der Mundart zeigt sich in Stammbildungen. Der Stamm tritt auf

a) in Substantiven, und zwar 1. in Verbalsubstantiven:

der Borg, mutuum, zu borgen, nicht bloss in der Wendung: auf Borg nehmen, geben, uf borg hulln (auf Borg holen), Grimm, DWb. 2, 2407, gebräuchlich, sondern lebendiger: der lebt ock vom Borg; solcher hohen Farben Borg (solche dem Himmelsblau entlehnte Farben) hat die Kunst mir eingedrükket. Scherffer, Ged. 120. In Schlesien kennt man auch einen Ort Borganie, wo diejenigen wohnen, die niemals zu borgen brauchen: Aus Borganie sein Wênige Vo' Hause ausgegangen. Jüttner 1, 120; — der Fühl, zu fühlen: brauche Fühl und Hand. Lohenstein, Sophoniste 3, 522, gebräuchlicher die Fühle bei Hoffmannswaldau und Lohenstein, DWB. 4, 1, 405; vgl. über substantiv. Doppelformen Mitteil. XVII, 98 f.

der Gall, Gâl, Gaol, Ruf, Schrei, zu gallen: gellen, laut rufen, ist durchaus nicht erloschen, DWb. 4, 1, 1181, sondern ist im Volksmunde geläufig: euer mordgall rufft für Gott und fordert blut für blut. A. Gryphius, Gibeon 559; einen grossen (d. i. lauten) Gall tun, sie tat einen Freudengall; doas (Abendglöckel) überschlug sich wievel Mal, Und gab eim Dreiklang schier an Gal, As (als) wöllt'm su vum lauten Klingen Der Kläppel murz azwee zerspringen. Philo, Leutenot 8; — die Räthen (Frau Rat) schreit'n Goal, springt ûf. Heinzel, A lustiger Bruder 21; —

der Glamm (die Wurzel gl-m bezeichnet ein hellsein in der Farbe und im Tone; vgl. b) adj. glimm), heller Ton: der Drummeln Widerglam. A. Gryphius, Karl Stuart 2, 13, ein vereinzeltes Wort, das nach Weinhold Wb. 27b dem altnord. glamm (n.) Klang, schwed. Geschwätz, dän. glom, Schall, Gebelle entspricht; — der Grau, Ekel, fastidium, zu grauen: (Ein guter Koch) geusst Söder (Brühen, Suppen) auf und Senf daran, die dienlich für (nützlich vor: gegen) den graw. Logau 1, 8, 47. Der Grau geht einen an. Ich hätt'n sëtt'n grau (solchen Ekel)! — der Hau, Hieb, zu hauen, bezeichnet 1) die Handlung und 2) den Ort des Hauens, DWb. 4.

Digitized by Google

a, 561 f. 1) durch einen kräftigen Hau seines Schwerdts. Lohenstein. Arm. 1, 43; vgl. Cleopatra 1, 874; 4, 628; 5, 360; geistl. Ged. 91; auch bei Gryphius. 2) im Forstwesen: Einnahmegeld vor (für) 2 Hauen Erlen und ander Lebend-Holtz 40 Thl. Schles. Wirtschaftsbuch (1712) 21; — der Heisz, Befehl, zu heissen, befehlen, DWB. 4, II 908 aus Lohenstein belegt; — der Heisch, Forderung, Verlangen, zu heischen, bei den Schlesiern des 17. Jahrh. DWb. 4, II 896 f., dazu (bei Grimm fehlend) der Erheisch, Erfordernis: nach Erheisch der Sachen. Scherffer, Grob. 19; der weislich in der Sach' und nach erheisch verfuhr. Ged. 46, nach Zeit Erheisch. ebd. 42; — der Kief, mitteldeutsche Nebenform zu Keif, DWb. 5, 441, zu kiefen 1) nagen. 2) keifen, zanken: 1) Mäusefrass, 2) Zank: da verstirbet Zank und Kief (: tief). Scherffer, Ged. 460; wir waren kaum erwarmt, alsbald entstand ein kief, wer bei der Frauen hätt alda den besten brief. Czepko, sat. Ged. 6, 32 (handschr.); — der Kruch, zu kriechen, wie Flug zu fliegen, aus Logau belegt, DWb. 5, 2425; — der Reich in Handreich, Reichung der helfenden Hand, Hilfleistung: die tutt'n ganzen Tag kenn Handreich, vgl. Hans Sachs: und im nimmer kein handreich thet. DWb. 4, I, 411, wo nur die weibliche Form Handreiche angenommen wird.

der Ruch, Geruch, zu riechen, bei allen Schlesiern, doch auch bei Goethe und Rückert. DWb. 8, 1340; — der Schlurf, zu schlürfen, ein schwerfällig sich bewegendes, bei Immanuel König, vgl. Drechsler, Wenzel Scherffer S. 230, und im Volksmunde: die Hütsche (Kröte in Katscher Kr. Leobschütz) kriecht wie a Schlurf; — der Schmack, Geschmack, zu schmecken (aus smakkjan), im Mittel- und Niederdeutschen geläufig; — der Stank, Gestank: wenn der Atem auch den Stank an sich genommen. Scherffer, Grob. 14, sehr gewöhnlich; — der Wusst, zu wissen: ohne mein(en) Wusst und Willen, sehr gäng und gäbe; vgl. nach Gottes Will und Wust. Logau 2, 7, 7; Welt hat keine bessre Lust als den reinen Wolbewust. 2. Zugabe 99; seines Wolbewustes 2, 10, 66.

Der Belieb, was einem beliebt, lieb ist, das Belieben: mein Belieb im Leben. Logau 1, 6, 45, fehlt bei Grimm; — der Ergetz, was einen ergetzt, die Ergetzung, bei Logau, DWb. 3, 820; — der Gebrech, Mangel, Fehler, das Gebrechen, bei Opitz, DWB. 4, 1, 1849, und Scherffer: bey mangel und Gebrech. Ged. 133, Brunn-gebrech, Brunnenmangel. Ged. 701, kan Feuer bald ergetzen, den Licht-gebrech ersetzen. Ged. 481; der Gedeih, zu gedeihen:

Digitized by Google

wenn man einem beim Essen zusieht, hat's keinen Gedeih, gedeiht es ihm nicht (Katscher); geläufiger die Schelte Ungedeih, ein ungeratener Mensch:

Geh ock furt, du Ungedeih,
Du maest wul â (auch) d'r wohre sein. Volkslied; vgl.
Do wolde mich ein ungetan
ibi deflorare. Carmina Burana. 3. Aufl. Breslau 1894 S. 216.

Zu Gedeih stellt sich der Gedie: wären der Hoffnung, dasz es den Landen zu seligem aufnehmen, prosperirung und gedie . . . gereichen werden. Verhandl. der schles. Fürsten und Stände vom J. 1619 S. 362, und der Gedieg, bei Lohenstein und Logau, DWb. 4, I, 2020; — der Geniesz, Genuss, bei Logau und oft bei Scherffer, z. B. Ged. 531: Er verlangt' auch den Geniesz (: liesz); — der Verdriesz, Verdrusz:

In einem Weiber-Rocke, In einem Bienenstocke
Steckt Schaden und Geniesz, Ergetz und auch Verdriesz. Logau 3, 6, 74.

der Vergelt, die Vergeltung, der Lohn, DWb. 12, 107, heute durch Entgelt verdrängt; — der Verzieg, Verzicht, Verzeihung, zu verzeihen (wie Gedieg zu gedeihen):

Und wenn er also dir mit Worten abgebeten,
So magstu zum verzieg und der versöhnung treten. Scherffer Grob. 117; auch bair., Schmeller 2, 1104 f.

Es seien noch erwähnt der Musz, zu müssen: der Musz ist eine harte Nuss, im Schlesischen männlich wie oberdeutsch, vgl. DWb. 6, 2760, und damit gern verbunden das Soll, Gebot, Pflicht, Zwang: es ist kein nötig Sol Gefällig allen sein. Logau 1, 5, 3; Soll und Musz ist ein böses Kraut; vgl. DWb. 10, 1451.

2) in abstrakten Adjektiv-Substantiven. Hierfür bietet besonders wieder Logau viele Belege. Er bietet u. a. das Arg, das Eitel, das Falsch, das Frei, das Frisch, das From(m), das Gesund, das Grob, das Hoch, das Hol, das Klug, das Krank, das Leer, das Rund, das Schön, das Stark, das Süsz, das Wahr, das Warm. Man vgl. nur:

andrer Frisch (Gesundheit), das ist sein (des Arztes) Krank. 2, 2, 88; eur reines schön. 2, 6, 5;
das weite Hol. 3, 4, 26;
völlten (füllten) alles Leer der Lüffte. 3, 6, 10;

Digitized by Google

ohn alles Eitel 3, 6, 16;

der Bauern starrig Grob, der Krieger toller Trotz. 1, 5, 38.

Scherffer gewährt: die häufigere männliche Form der Falsch, Grob. 266: ohn allen Falsch, sodann das Finster. Ged. 62, 647, 650, das Klar. Ged. 350, das Eitel. Hugo 119, letzteres auch bei Lohenstein, Geistl. Gedank. 61: weil unser Sinn sich nicht vom Eitel heben kan; das Tief. Ged. 61, auch bei Opitz, Gryphius.. Bei allen Schlesiern findet sich das Rund i. S. v. Erden-, Weltenrund. Neben das Gesund tritt auf der westlichen Seite der Umgegend von Neusalz der Gesund: denn dam wuoard doa bange, se kennd'n wull guoar im a Gesund (um die Gesundheit) kumm (kommen), wenn die Motterä (Marterei) nie ôfhirtte. Firmenich 2, 306.

Für die heutige Sprache vergleiche man aus einem Volksliede (Katscher):

Ich wünsch dir Liebe, ich wünsch dir Segen,

Frisch und Gesund, d. i. Frische und Gesundheit.

Dass die Mundart die ihr gleichbedeutenden Begriffe frisch und gesund (schles. Belege fehlen bei Grimm) sehr gern verbindet, beweist u. a. Heinzel, Maiglöckel:

Drum sol der o der ew'ge Voater gäben

A recht gesundes, a recht frisches Läben. S. 115; ei gesunder frischer Kraft. S. 122.

Ich füge aus heutiger Mundart noch bei das Blind, die Blende, das Blindfenster.

Zu den Masculinis der Falsch und der Gesund stellt sich bunter Tausendschön aus einem Gedichte Mühlpforts bei Neukirch 2, 323; vgl. DWb. 11, 225.

b) in Adjektiven: ferr, fern, auch bei den Schlesiern (die DWb. 3, 1541 fehlen): ferren Weg. Scherffer, Hugo 183, die ferren: die Fernen ebd. 235 u. ö; in die ferren Wüsten, Opitz 3. poet. W. 92; — girr, girrend: zeucht die girren Tauben grosz. Lohenstein, Blumen 10; — glanz, glänzend: die glantzen Strahlen. A. Gryphius, schwerm. Schäfer 665, die glantze Schwerdter-Spitzen. Carl Stuart 2, 310; — glimm, glimmend, hellglänzend: auf glimmen Rösten. Lohenstein, Sophonisbe 1, 228, ein glimmer Wassergott. Hyacinth 39; glimme Kohlen. Geistl. Gedank. 66; vgl. oben a) 1) Glamm; — kreisch entstellt aus kreis, kreisend, im Kreise sich bewegend: man sieht den kreischen Jäscht der toben

(s. weiter unten) Wellen stehn. Lohenstein, Cleopatra 1, 358; oder ist umgelautetes kraus (DWb. 5, 2099) anzusetzen? — raub, von Weinhold, Dialektf. S. 110, — räuberisch angenommen: gib wider rauber Baum, den Stamm. A Gryphius, schwerm. Schäfer (1663) S. 79. Dann würde in Raubtier, Raubfisch, Raubvogel die Wurzel erhalten sein. Doch kann in rauber auch die umlautlose mittelhochdeutsche Form rouber (mittel- und oberdeutsch, auch bei Luther bezeugt) fortleben; vgl. DWb. 8, 223; — tob, tobend (DWb. 11, 527 irrtümlich mit taub in Beziehung gesetzt): man sieht den kreischen Jäscht der toben Wellen stehn. Lohenstein Cleopatra 1, 358; wenn die tobe Fluth auf schwache kile schlägt. A. Gryphius, lyr. Ged. 353, du falscher böser Mensch! . . . du mehr denn tober hund! 115; — trotz, trotzend, trotzig: der trotze Feind. A. Gryphius, Kirchhofsged. 21, lass das Beil den trotzen Hals durchhaun. Lohenstein Sophonisbe 1, 107; — wunder, wunderbar: es ist ein wunder Volck. Opitz 3. poet. W. 94; mit wunderer Manier. Scherffer, Ged. 65; der wundern Schönheit. A. Gryphius, schwerm. Schäfer S. 684. Man vgl. Gottes wunderrath. Scherffer, Ged. 28, das Wunderwerk; wunderfein Grob. 2, Wundersache (heute durch das einfache Wunder ersetzt). Senftleben (1732).

Eine Bauernhochzeit in der Brieger Gegend vor 50 Jahren.

Von Traugott Gebhardt in Cantersdorf, Kreis Brieg.

(Nach Berichten und Aufzeichnungen seiner Eltern. Zugleich ein Beitrag zur lautgetreuen Schreibung der Mundarten. Mundart aus dem Kreise Brieg, linke Oderseite, zwischen Gebirgisch und Niederländisch.)

Jō, ir libn loêtĕ, a da āln tsetn, dô wûōr afû anĕ huchsich frēlich šinr als wi hoêtĕ. Is is šûōdĕ, dos dĕ āln fitn afû vrgîn. Itsĕ gits halt a páôrn tsû gut, unt dô wuln fĕ olĕs a štātrn anôch machn. Unt di loêtĕ ûwn durfĕ, dî ništĕ hûōn, di fēn oršte gûōr timplich ûf dos fáêntûn, — is fit ābr monchmôl gans gāmrlich áôs. Mēnĕ huchsich tsû Kunrtswālĕ[1]) wûor wul tsimlich dĕ letstĕ nôch ālr môdē, unt dos is itse šun bāle fufsich jûrĕ hin.

Afû anĕ huchsich wûōr gĕwênlich dinstichs; dos is jû hoêtĕ ûwn durfĕ ô noch afû. Dô wûôrt dos bráôtpûōr ar kurchĕ drēimôl ûfgĕbôtn. Nôchm urštĕmôl ûfbitn, dos wûōr alfû furtsn tāgĕ fur dr huchsich, dô gink dĕ jumfr bráôt falbr dĕ gestĕ ûōrîēdn, dos fĕ fultn tsu irr huchsich tsîn. Drnôntĕ dô mustĕ

[1]) = Konradswaldau, Kreis Brieg.

dr huchsiçhbitr nochamól dĕ gestĕ ēlûōdn gin. Afû a huchsiçhbitr durftĕ bē kênr urntliçhn huchsiçh fālṇ. Uftĕ wûōrš a frwāntr ôdr a wûōr áôs dr frentšoft, ôdr is wûōr fustĕ a mûōn áôfm durfĕ, dārš gut kuntĕ. Den fur jĕdn wûōrš niçh. Flink mustĕ afû a mûōn fēn, unt mitm máôlĕ must' a ô gut furt kin. Unt desholp wûōrt a ô fō a loêtn gĕacht, unt a bíltĕ líçh ô wos drûf ē. Dos wûōr frēliçh a andr karlĕ als wi afû a nōêmôtšr lûndînr áôs dr štûōt. Unt fáên fûōk a ô áôs! An šwortsn ûōnsûk hot a ûōn unt wēsĕ hanškn drtsû. Ûwm kupĕ hot' a an hûçhn hut, unt ûō dam hutĕ wûōr a grûsēs, šinēs pukét, dos wûōr fō gultpopîr unt grinn iēstln, unt grûodĕ afû a puketl wûōr om rāiçhtn ormĕ ûōgēniēt. A dr hānt hot a noçh a wēsēs rētpētšl, wen a dĕ gestĕ ēlûōdn gink.

Unt dos macht' a am huchsiçhtagĕ falbr, furlēçhtĕ anĕ štundĕ fur dr tráôunk. Bĕ jĕdm gostĕ fûōt a dos felbĕ špriçhl, gēwênliçh afû: „Wohlehrbarer und wohlgeachteter Herr Vetter! Es lässt Euch der ehrbare Herr Bräutigam wie auch die tugendsame Jungfer Braut durch mich ganz ehrfreundlich bitten und ansprechen, dass Ihr auch heute zu Mittag um — Uhr zu ihren hochzeitlichen Ehren erscheinen und in des Herrn Brautvaters seine Behausung Euch verfügen und einstellen sollt; ich bitte um einen guten Bescheid und Antwort".

A klê wink fur dr tráôunk dô mustĕ dr huchsiçhbitr am bróêtjom akîēi gîn. Wen ābr dr bróêtjom áôs im andrn durfĕ wûōr, dô must' a'm akîēi retn, unt dô wûōr uftĕ fĕ fārt šin gĕputst, dos ma jû hoêtĕ noçh monçhmôl fo im mensn fûōt: a is gĕputst wi a huchsiçhbitrfārt. Dô kûōm nû dr bróêtjom mit fen gestn gĕlôfn ôdr gĕfûōrdn (wen a's wet hotĕ), unt dr huchsiçhbitr líf ôdr rit fur'm hār bis furš tûr fom hôwĕ, wû dĕ huchsiçh wûōr. Durtĕ mustĕ dr tsûk hāldn. Dr huchsiçhbitr gink as háôs nē und fûótĕ tsum huchsiçhfûōtr: „Wohlehrbarer und wohlgeachteter Herr Hochzeitvater, ja sowohl auch die viel ehr- und wertgeschätzten Herren Schwäger und guten Freunde! Zum ersten lässt Euch der ehrbare und wohlgeachtete Herr Bräutigam durch mich ganz ehrfreundlich bitten und ansprechen, zweitens ob Ihr derselben Worte noch geständig seid, die Ihr vor etlichen Tagen und Wochen zugesagt und versprochen habt, drittens lässt er Euch ganz ehr- und freundlich ersuchen und ansprechen, ob Ihr ihm Tor und Angel eröffnen lassen wollt, dass er kann in Gottes Namen einziehen. Ich bitte um einen guten Bescheid und Antwort".

Natirliçh kritĕ dr huchsiçhbitr an gûdn bēšêt, unt dan ging a am bróêtjom náôs fûoń. Do must' a fû anĕ riedĕ hāldn: „Wohlehrbarer und wohlgeachteter Herr Bräutigam, ja sowohl auch der ehrbare und wohlgeachtete Herr Freimann! Erstens habe ich getan, was ich zu tun schuldig war, zweitens habe ich sie gefragt, ob sie derjenigen Worte noch geständig sein, die Euch vor etlichen Wochen und Tagen zugesagt und versprochen sein worden, drittens habe ich sie ganz ehr- und freundlich ersucht und angesprochen, ob sie uns Tor und Angel eröffnen wollen, so sagten sie ja, sie würden uns willig und gerne sehen". Nû gink dr bróêtjom mit fem tsûgĕ as huchsiçhháôs, unt dô wûōrt a wink gĕgasn unt gĕtrunkn.

Nû mûf içh ōêçh ābr fûoń, wār dr frēmûōn is. Dos wûōr halt a mûōn wî dr huchsiçhbitr, blûs a hotĕ kênĕ opsêçhn, unt a hotĕ ô niçh afû fil tsu tûn; a mustĕ ābr ô šinĕ riedn kin. Wen fĕ nû wultn a dĕ kuréçhĕ gin, dô štālt' a fiçh a dr štûbĕ furš bráôtpûōr hin, unt dô macht' a'n fû anĕ riedĕ, grûodĕ wi

Digitized by Google

a pastr. A tûôt fĕ ô sunt urntlich tsufomkupln. Wen dĕ riĕdĕ a loĕtn gut gĕfil, dô lôptn fn: wen a štekn blip, dô lachtn fn áôs.

Drnôndĕ trûôtn fĕ olĕ tsum kurchganĕ ûôn. Ürst mustĕ ābr dr huchsichbîtr ô noch amôl tsû wûrtĕ kum: „Sehr werteste, tugendsame Jungfer Braut, wie auch die tugendsamen Zuchtfrau-Jungfern und Jungfrauen, wie auch viel geehrte Herrn Schwägern und guten Freunde! Es lässt Euch der ehrsame Herr Bräutigam durch mich ganz ehrfreundlich bitten und ansprechen, dass Ihr mit ihm wollt gehen in die heilige christliche Kirche zur christlichen Kopulation oder Trauung. Da wollt Ihr für dieses Brautpaar ein andächtiges Gebet und Vaterunser für sie beten, damit sie ein gesegnetes Ehepaar sein und bleiben bis an ihr Ende. Also wollen wir gehen und schreiten, und die tugendsame Jungfer Braut wolle selbst den Anfang machen". Nû gink tsû urštĕ dr huchsichbîtr mit dr jumfr bráôt; drhinr kom' dĕ bráôtjumfrn pûôrwĕfĕ unt drnô orštĕ dr bróĕtjom mitm bráôttfûôtr: tsûletstĕ gin dĕ frháĕrātn, dĕ wĕbr alĕnĕ unt dĕ menr ô.

A dr kurchĕ fotstn fĕ fich ûf dĕ fardrštn benkĕ nābrm ganĕ, ûf ênr fetĕ dĕ wĕpsloĕtĕ, ûf dr andrn dĕ monsloĕtĕ. Dr huchsichbîtr mustĕ dĕ bráôt tsum altār firn unt ô widr ûf a plots. Üf hêmsû gin fĕ widr afû wi uf hinsû. Nû fink am huchsichháôfĕ a grûsĕs asn unt trinkn ûôn. Dôdrbĕ mustĕ dr huchsichbîtr bĕdinunk machn; dr frĕmûôn ābr fûôs nābr dr bráôt. Wen fĕ mitm asn fartich worn, dô gûôbn dĕ gestĕ am bráôtpûôrĕ dĕ huchsichgĕšenkĕ. Dr huchsichbîtr nûôm fĕ op unt hîlt fĕ a dĕ hi unt fûôtĕ láôt a nûôm, wārš gĕgān hotĕ.

Drnôntĕ gin fĕ as wurtsháôs tānsn. Wen fĕ dôdrfûô gĕnunk hotn, dô mustn dĕ gestĕ olĕ dos bĕtsûôln, wos's am wurtsháôfĕ gĕkust hotĕ, is tānsn, is trinkn und olĕs. Dos hêst ma jû hoĕtĕ noch dĕ irtĕ. Dr frĕmûôn ābr durftĕ kénĕ irtĕ gān.

Am andrn tāgĕ gins wetr. Dô kom' dĕ gestĕ olĕ as huchsichháôs fristikn. Afû im a nôĕnĕ gin fĕ šun widr tānsn, bis tsur faspr. Drbĕ hotn fĕ hunr gĕkrit, unt dô mustn fĕ widr asn kum. Glĕ drhinr fûr dĕ bráôt, wosdĕ nû dĕ junĕ fráô wûôr, mit irm monĕ op; dĕ štiĕrtswûôrĕ kûôm anôch. Nû machtn fich dĕ jun monsloĕtĕ noch anĕ lust. Wû is durf olĕ is, dô hûldn fĕ anĕ klĕtĕ ibr a wāik, unt dô must' 'n orštĕ dr bróĕtjom a pûôr bim gān, dôdrfir dos fĕ mit fer jun fráô ô gĕtânst hotn, wĕl fĕ noch a mādl wûôr. Na unt dô lus wr och dos junĕ pûôr fûôrdn. Wen och dr himl imr afû fûlr gĕgn hen mechtĕ: wr wuln halt 's bestĕ hufn!

Freimannsrede bei einer Bauernhochzeit (1843).

Allerseits nach Standesgebühr wertgeschätzte Versammlung, wie wir hier im Namen Gottes versammelt sind, besonders aber mein geehrtester N. als Brautvater! Ich bitte ergebenst, mir die Erlaubnis zu erteilen, vor dem ehrliebenden Herrn Bräutigam zu reden und mir dieselbe nicht für ungut halten.

Es ist allhier gegenwärtig der ehrliebende Herr Bräutigam N. N. und ich in seinem Wort und Namen. Derselbe lässt sich durch mich ganz freundlich bedanken, dass Ihr ihm Tor und Tür eröffnet, ihm in Eure Wohnung nebst seinen erbetenen Beiständen einen sichern Eintritt vergönnt habt. Er lässt sich auch durch mich zum allerschönsten bedanken für das christliche Ehrengeschenk,

Digitized by Google

so ihm und seinen erbetenen Beiständen für diesesmal ist dargereicht worden. Er will solches nach Möglichkeit wieder verschulden. Zugleich lässt er Ihn durch mich ganz freundlich fragen, ob Ihr diejenigen Herrn Schwäger und guten Freunde alle beieinander habt, die Ihr bei dem christlichen Eheverlöbnis der gegenwärtigen Jungfer Braut N., als Eurer vielgeliebten Tochter, gerne sehen und haben wolltet; sollte aber der eine oder der andere ausständig sein, so ist der ehrbare und wohlgeachtete Herr Bräutigam ehrerbietig, so lange zu verziehen, bis sich dieselben eingefunden haben möchten. Ich bitte daher um Antwort.

Gott vor jenen unendlichen Zeiten und langer Ewigkeit her beschloss in dem Rate der heiligen Dreifaltigkeit, Geschöpfe zu schaffen. Er schuf demnach alles aus nichts, nämlich Himmel und Erde. Hierin brachte er sichtbare und unsichtbare Kreatur hervor. Unter den sichtbaren ist nun der Mensch das edelste und vornehmste Geschöpf. Denn der gütige Gott begabte den erschaffenen Adam mit Verstand und freiem Willen und setzte ihn in das Paradies ein, welches die allerschönste und angenehmste Gegend der Welt war. Hier labten die herrlichsten Früchte die Zunge, der angenehmste Gesang vieler Vögel vergnügte sein Ohr, und er wandelte mitten durch eine Herde Tiere wie durch eine Herde sanftmütiger Schafe. Dies war in der Tat eine grosse Glückseligkeit für den ersten Menschen. Allein sie war noch nicht vollkommen genug. Denn Adam hatte unter allen seinen Mitgeschöpfen nicht ein einziges, mit dem er sich hätte unterreden und in einem vertrauten Umgange leben können. Der allweise Schöpfer sah dieses selbst gar wohl ein und sagte: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei und so ungesellig lebe; ich will ihm eine Gehilfin geben, die um ihn sei und ihm durch einen liebreichen Umgang das Leben versüsse. Er nahm auch hierauf aus des schlafenden Adams Leibe eine Rippe, machte hieraus die Frau und brachte sie dem Adam.

Adam erkannte sie sofort und sagte: Das ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch, man wird sie Männin heissen. Hierauf setzte Gott den heiligen Ehestand ein und segnete das erste Ehepaar mit vortrefflichen Worten der Allmacht. Nun kann zwar freilich nicht geleugnet werden, dass der Ehestand durch den kläglichen Sündenfall unserer ersten Eltern viel Gutes verloren, indessen blüht doch Gottes Segen noch über demselben und breitet sich besonders über diejenigen Eheleute aus, die in Gottes Geboten wandeln und seine Rechte halten und danach tun. — Unter die Glückseligkeiten dieses Lebens rechnet auch der weise König Salomo eine rechtschaffene, tugendhafte und gottesfürchtige Ehegattin, wenn er im 31. Kap. seiner Sprichwörter sagt: Wem ein tugendsames Weib bescheret ist, die ist viel besser denn die köstlichste Perle; ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln; sie tut ihm Liebes und kein Leides sein Leben lang. Lieblich und schön sein ist nichts: ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben!

Desgleichen sagt auch Sirach im 26. Kap. seines Buches: Wie die Sonne, wenn sie aufgehet, am hohen Himmel des Herrn eine Zierde ist, also ist ein tugendsames Weib eine Zierde im Hause, und wird dem zuteil, der den Herrn fürchtet; er sei reich oder arm, so ist sie ihm ein Trost und macht ihn allezeit fröhlich.

In Erwägung dessen hat auch hoffentlich gegenwärtiger Herr Bräutigam den lieben Gott von ganzem Herzen angerufen, dass er ihn, so wie den jungen Tobias, durch seinen guten Engel wolle leiten lassen, regieren und führen, ja,

Digitized by Google

dass er ihm diejenige Person selbst anzeigen wolle, die ihm in seinen künftigen Tagen als treue Ehegattin das Leben versüssen möge. Da es nun geschehen, da er am tugendhaften Verhalten der gegenwärtigen Jungfer Braut N. N. besonderes Wohlgefallen verspüret, so hat er bei sich selbst erwogen, dass dies wohl diejenige Person sein müsse, welche ihm die göttliche Vorsehung zu einer Mitgehilfin bestimmt und ausersehen habe, hat ihr auch dieses sein Vorhaben geziemend eröffnet und um dieselbe nach hiesigen Landes Sitten, Brauch und Gewohnheit gebührende Ansuchung getan.

Nachdem ihm nun dieselbe seine Bitte gewähret, auch dieser heutige Tag dazu angesetzt ist, dass sie ihm durch priesterliche Kopulation vor Gott und dieser christlichen Versammlung soll zugesagt und versprochen werden, so danket derselbe erstlich dem treu- und barmherzigen Vater im Himmel, dass er ihn diesen Tag hat gesund erleben lassen, er bedankt sich auch gegen ihn als Brautvater, für die ihm bisher erwiesene Freundschaft und Gewogenheit und bittet ferner, ihm selbige zu erhalten, ja er sagt auch allen denen herzlichen Dank, die ihm zu seinem christlichen Vorhaben mit Rat und Tat beigestanden haben und ist bereit, solches gegen einen jeden wieder zu verschulden.

Übrigens aber verspricht er, die gegenwärtige Jungfer Braut N. N. künftig als seine Ehegattin zu lieben, zu ernähren und zu versorgen, sie zum Worte Gottes und zur christlichen Kirche anzuhalten, wie es einem christlichen Ehemanne geziemt und gebühret, und wie er sich gegen Gott und Menschen zu verantworten getraut.

Sonsten soll, wie es einem jeden schon bekannt sein wird, sein Aufenthalt in dem Dorfe N. mit ihr sein, wo er sich mit seiner Hände Arbeit auf seinem erkauften Bauerngute nähren will, der gewissen Zuversicht, dass es ihnen Gott, wenn er und seine Frau rechtschaffen dabei sein, gutgehen lassen werde. Allda soll sie über die bescherten Güter Gottes eine bevollmächtigte Wirtin sein gleichwie er ein Wirt.

Sollte indessen der Herr Bräutigam ohne Leibeserben in seinem Ehestande von dieser Welt durch den zeitlichen Tod von seiner zukünftigen Ehegattin getrennt werden, so verspricht er ihr zur Bezeugung seiner Liebe gegen sie zu einer Morgengabe an barem Gelde — Taler und sein in Besitz habendes Bauerngut für den im Kaufkontrakt bestimmten Preis zu überlassen, wogegen ihm die Jungfer Braut auf den vorausgesetzten Fall zu einer Morgengabe in barem Gelde — Taler nebst Betten und Ehrenkleidern zusagt.

Wofern nun jemand gegen dieses mein kurzes Anbringen etwas einzuwenden haben sollte, beliebe sich zu erklären; wir wollen es willig und gern anhören. Gott aber gebe dem Herrn Bräutigam und Jungfer Braut seine Gnade und Segen. Amen.

Wo ist die Breslauer Armesünderglocke?

Von Dr. Theodor Siebs.

In ganz Deutschland und darüber hinaus ist ja die Breslauer Armesünderglocke bekannt geworden, vor allem durch die im Jahre 1826 von Wilhelm Müller gedichtete Ballade vom Glocken-

Digitized by Google

guss. Gar mancher Nordwestdeutsche hat hauptsächlich hierdurch überhaupt Kunde von unserer schlesischen Hauptstadt und verbindet ihren Namen, wenn er ihn hört, ohne weiteres mit dieser Lesebucherinnerung aus der Schulzeit. Wir wissen aber, dass die Geschichte gar kein sicheres Breslauer Eigentum ist. In einer sehr wertvollen Abhandlung im XI. Hefte unserer „Mitteilungen“ hat Dr. Hippe erwiesen, dass die Sage vom Glockengusse und dem erschlagenen Lehrling nicht auf Breslau und die (im Südturm der Magdalenenkirche hängende) Glocke beschränkt ist, sondern an vielen Glocken in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, namentlich des Nordens, haftet und eben von Breslau zufällig durch die Dichtung Müllers weithin berühmt geworden ist. Ein äusserst interessantes Zeugnis aber nicht nur für das Vorkommen dieser Glockensage in einem bisher nicht genannten, friesischen Gebiete, sondern auch für ihre moderne Weiterbildung und Verbindung habe ich vor kurzem im mündlichen Verkehr kennen gelernt. Sonderbarerweise wird der Stadt Breslau nach dieser Überlieferung die Sage belassen, die Glocke jedoch genommen.

Ich machte eine Studienfahrt durch das am rechten Ufer der Wesermündung gelegene Wursten, das Land der Wurtsaten, d. h. der auf der Wurt Wohnenden, das im 12. Jahrhundert von Friesen des gegenüberliegenden Rüstringer Gebietes besiedelt worden ist. Bei meinem Gewährsmanne in Dorum, Herrn Klenck, hatte ich allerlei sprachlich und volkskundlich Wissenswertes aufgezeichnet, als er mich fragte „wô funt fê den hêr? wô wönt fê êgntlich?“ Und nachdem ich ihm gesagt hatte, meine Familie stamme zwar aus dem Friesischen, ich sei jetzt aber an der Universität in Breslau, sagte er ganz verwundert (soweit das bei einem Wurster möglich ist): „fô, fan Breslau funt fê? na, dor hebt djō dê Mislwardŋ êr grôtĕ klok hêr! Dê is in Breslau gōtŋ, un dê mêstŋ, dê het finŋ lê'rjuŋ dô"dšlōn. Dê klok, dê hebt fĕ hénbrocht nō Mislwardŋ, dō hant fĕ nû un is grotŋ af al dê anŋ klokn in lant Wusŋ; un den gait fĕ djümŋ: dê ar-mê lê'r-juŋ, dê ar-mê lê'r-juŋ“. Also die Breslauer Armesünderglocke hängt zu Misselwarden im Lande Wursten und beklagt mit ihrem Tone den Tod des armen Lehrjungen — die heimische Wurster Sage hat demnach wohl von der verwandten Breslauer als der bekannteren ein Wesentliches, eben die Glocke selber, übernommen und das heimische Motiv der Glockensprache damit verbunden.

Digitized by Google

Zur Sage von der Gründung Krakaus.

Nachtrag (zu S. 1 ff.). Von Dr. S. Fraenkel.

Herr Professor Dr. Creizenach in Krakau teilt mir auf meine Anfrage gütigst mit, dass die Drachenhöhle noch heute zu sehn sei: ein oben mit einem viereckig gemauerten Rande versehenes und mit einer eisernen Tür verschlossenes Loch wird auf dem Schlossberg (Wawel) als Drachenhöhle bezeichnet.

Literatur.

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. 3 Bände. Leipzig, B. G. Teubner. 1901—5.

Zum Weihnachtsfeste machen wir erneut auf das treffliche Geschenkwerk aufmerksam. Der erste Band enthält die Schlesischen Weihnachtsspiele, von Universitätsprofessor Dr. F. Vogt, unserem Ehrenmitgliede, herausgegeben: die Texte eignen sich vortrefflich zu Weihnachtsaufführungen und sind mit grossem Beifall von unserer Gesellschaft gespielt worden. Der zweite und dritte Band enthalten Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien, von Gymnasialdirektor Dr. Paul Drechsler, dem besten Kenner dieser Dinge, bearbeitet. Es ist ein Buch voller Anregung und Belehrung, Humor und Volkswitz, und es sollte in keinem schlesischen Hause fehlen, wo der Sinn für volkstümliche Eigenart gepflegt wird. Die Mitglieder unserer Gesellschaft erhalten die drei mit hübschen Bildern geschmückten Bände (mit 25 Prozent Ermässigung) zum Preise von je 3,90 M., geb. 4,50 M. auf direkte Bestellung bei der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig, Poststrasse 3.

Alessandro d'Ancona. La Poesia popolare italiana, seconda edizione accresciuta, Livorno 1906, VIII und 571 Seiten 8°. 5 Lire.

Das Lob von D'Anconas Poesia popolare italiana ist nicht erst zu verkünden. Seit bald 30 Jahren ist das Buch jedem Freunde der Volksliederkunde vertraut, und es ist nur zu verwundern, dass die zweite Auflage so lange auf sich hat warten lassen.

Seit dem Jahre 1878 ist auf dem Gebiet des italienischen Volksliedes eifrig weiter gesammelt und gearbeitet worden. Eine gute Anschauung von dieser Tätigkeit gibt die Übersicht der von D'Ancona vorzugsweise benutzten Literatur. Diese Liste am Schluss seiner Arbeit ist fast genau auf die doppelte Länge der früheren angewachsen, und so findet man auch auf Schritt und Tritt das Material im Buche selbst vermehrt, dessen Umfang um etwa 100 Seiten zugenommen hat Die Anlage des Buches und die darin vertretenen Anschauungen sind dieselben geblieben, und unverändert ist auch der Mangel jeglicher Inhaltsangabe oder orientierender Register. Es wird nicht unwillkommen sein, wenn wir die Lücke eines Inhaltsverzeichnisses hier einigermassen ausfüllen.

Das Buch besteht im wesentlichen aus 2 Hälften, von denen die erste die ältere Geschichte des italienischen Volksliedes überblickt, die zweite von dem

Digitized by Google

gegenwärtigen Liebesliede spricht. Nach einer kurzen Einleitung redet das II. Kapitel (S. 3 ff.) von den ältesten Spuren des Volkslieds in der italienischen Literatur und seinen erkennbaren Gattungen. Kap. III (S. 35 ff.) handelt von der volkstümlichen Poesie bei den Dichtern des dolce stil nuovo, Kap. IV (S. 47) von der politischen und Kap. V (S. 87) von der erotischen Dichtung des 14. Jahrhunderts. Ein umfangreiches Répertoire volkstümlicher Dichtungen wird aus Komödien und Sacre Rappresentazioni des 16. Jahrhunderts und aus einer Dichtung des blinden Florentiners Bianchino aus dem 17. Jahrhundert festgestellt. Es ergibt sich, dass die jetzt umlaufenden Lieder zum guten Teil 400, ja 500 Jahr alt sind. Kap. VI (S. 146 ff.) spricht von den nahen Beziehungen der Kunstdichtung, vornehmlich des 15. und 16. Jahrhunderts (Lorenzo il Magnifico L. Pulci, Polizian, Cariteo u. a.) zur Volkspoesie ihrer Zeit. Aus einer Serenata des Agnolo Allori (des Malers Bronzino) werden weitere Lieder des 16. Jahrhunderts erschlossen und mit noch jetzt existierenden Rispetti identifiziert.

Mit dem VII. Kapitel (S. 209 ff.) beginnt die zweite Abteilung des Buches. Es werden zunächst zahlreiche Lieder aus allen Teilen Italiens verglichen und ihre enge Verwandtschaft festgestellt. Als Ort ihrer Entstehung wird Sizilien angenommen. Zwar findet man (Kap. VIII S. 284) nicht immer eine sizilianische Form der einzelnen Lieder; dann lässt sich bei solchen aus anderen Teilen Italiens in der Regel toskanischer Einfluss erkennen (Kap. IX S. 321). Die Hauptmenge der Lieder ist nämlich aus Sizilien nach der Toskana gekommen und hat sich von dort weiter über die Halbinsel verbreitet. Dieses Verhältnis ergibt sich schon als wahrscheinlich durch die unvergleichliche Fruchtbarkeit Siziliens im Schaffen solcher Lieder (nur in Friaul findet sich eine ähnliche Fruchtbarkeit). Und auch jetzt noch entstehen in Sizilien neue Lieder, während im übrigen Italien nur traditionelle Elemente neu zusammengesetzt werden. Die Zeit der Wanderung sizilianischer Volksdichtung folgt der Wanderung der höfischen sizilianischen Poesie und währt sodann bis etwa zur Mitte des 16. Jahrhunderts (Kap X S. 339). Die gewöhnliche Form der sizilianischen Strophe ist jetzt a b a b a b a b mit einem Ruhepunkte nach dem 4. Vers. Beide Reime pflegen consonanza atona unter sich zu haben (d. h. Einheit des auf den betonten Vokal folgenden Wortendes: uri, ari; anza, enza u. dgl.). In Norditalien ist die Strophe nur vierzeilig a b a b. In der Toskana ist an dieselbe vierzeilige Strophe eine Ripresa angehängt, welche den gleichen Gedanken variiert (Form des Rispetto). Als Urform nimmt D'Ancona den Vierzeiler a b a b an. In ihr seien die Lieder noch von Sizilien auf das Festland gekommen. Erst später habe sich die jetzige sizilianische und toskanische Form daraus entwickelt. Auch die Ottava und das Sonett erklären sich aus dem ursprünglichen Vierzeiler. Das Stornello hat 3 Formen: 1) $a_{11}\ a_{11}$. 2) $a_8\ b_{11}\ a_{11}$, 3) $a_{11}\ b_{11}\ a_{11}$. Auch hier sind a und b in der Regel durch consonanza atona gebunden. Als ursprüngliche Form nimmt D'Ancona die erste an, welche auch die des Proverbio rimato ist, aus welcher das Stornello entstanden sei. Der weitverbreitete Blumenanruf im Eingang der Stornelli stammt vermutlich aus einem in vielen romanischen Ländern schon in alter Zeit nachgewiesenen geselligen Spiel. Das Vaterland der Stornelli ist die Toscana, allenfalls noch die Terra romana. Kap. XI (S. 363) weist nach, dass in die Sammlungen von Volksliedern viele Lieder gebildeter Verfasser gelangt sind, deren Namen sich auch hier und da feststellen

Digitized by Google

lassen (Kap. XII S. 395). Das Volk hat sehr viele seiner Lieder aus handschriftlich umlaufenden oder gedruckten Sammlungen solcher Verfasser genommen, und D'Ancona weist solche Entnahmen in grosser Zahl aus Sammlungen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts nach. Auch diese literarischen, aber in volkstümlicher Art geschaffenen Dichtungen gehen in der Mehrzahl auf Vorbilder in sizilianischem Dialekt zurück. Ein Schlusskapitel (S. 471) fasst noch einmal die Ergebnisse der Arbeit zusammen.

Wir müssen es italienischen Forschern, die inmitten des lebendigen Materials stehen, überlassen, die Ansichten D'Anconas eingehender zu diskutieren, als das m. W. bisher geschehen ist. Unbedenklich erscheint die Theorie nicht, der zufolge fast der gesamte volkstümliche Gesang Italiens von ein oder zwei Ursprungsorten hergeleitet wird. Bei manchen der angeführten Paralleltexte wird man auch an der Ursprünglichkeit der sizilianischen Form zweifeln dürfen. In vielen Fällen hat aber D'Ancona seine Lehre in der Tat wahrscheinlich gemacht

Dass nicht alle Gattungen volkstümlicher Dichtung, bei weitem nicht alle, in dem Buch behandelt werden, sagt der Verfasser selbst in der Einleitung. So findet man in ihm so gut wie nichts über die jetzt existierende erzählende Dichtung, über religiöse Lieder, Totenklagen, Kinderreime, Rätsellieder usw. Der Titel der Schrift ist also umfassender als D'Ancona ihren Inhalt gewollt hat.

Für den Ausländer (und nur für ihn?) wäre die Erklärung mancher dialektischer Wörter und Formen willkommen gewesen. C. Appel.

Rost, Paul. Die Sprachreste der Dravänopolaben im Hannöverschen, gesammelt, herausgegeben und mit einem Wörterverzeichnisse versehen. Leipzig 1907.

Als wichtigste Quellen werden mitgeteilt 1) ein alphabetisches Wörterverzeichnis aus der Gegend von Dannenberg (17. Jahrh.), 2) Mitteilungen des Amtmannes Mithoff zu Lüchow (um 1700), 3) die Sammlungen von Pfeffinger aus der Lüneburger Gegend (um 1700), 4) die reichhaltigen Aufzeichnungen des Pastor Hennig aus der Gegend von Lüchow (um 1700), 5) die Aufzeichnungen des Gastwirts Johann Parum Schultze in Sühten bei Lüchow (um 1700) sowie eine Reihe von kleineren Nachrichten. Sodann folgt eine reichliche Sammlung von Orts- und Flurnamen, die mit kurzen Erklärungen versehen sind, endlich einer kleinere Zahl von Familiennamen. Ein draväno-polabisches Wörterbuch beschliesst das Ganze.

Für die Volkskunde ist die Arbeit Rost's von grossem Werte, einmal, indem sie uns über die tatsächlichen Reste dieser vielumfabelten Sprache aufklärt und ein reiches Material gibt; sodann ist sie besonders für die Gebiete slavisch-deutscher Mischung (also auch für Schlesien) von grossem Interesse dadurch, dass sie die vielen slavischen Namen sammelt und zum Teil erklärt und damit viele Parallelen zu den Namen unserer östlichen Provinzen bietet; endlich gibt Rost auch wertvollen Stoff zur Kenntnis von Sitte und Brauch und Lied.

Auf Seite 105 z. B. heisst es: „Erd-Männichen, bey den hiesigen Leuten, sowohl Teutschen als Wenden, Unter-Erdischen genannt: Görtzonik, plur. Görzonü. Scheinet, dass es herkomme von dem Worte Tgöra, ein Berg, als sollte es heissen Tgörzonik, ein Berg-Männichen, ein Berg-Einwohner. Von denselbigen fabuliret man es hier, dass sie es den Leuten das Backzeug abgeliehen

Digitized by Google

haben: wenn sie verlanget, haben sie es unsichtbarer Weise angedeutet; alsdann hat man das Geräthe hinaus für die Thüre zu rechte gesetzt. Des Abends haben sie es wiederbracht, an das Fenster geklopfft und damit angedeutet, dass das Geliehene wieder da wäre; und haben allemal zur Danckbarkeit ein Brodt dabey gelegt. Sie weisen auch noch die Berge, darin sie ihrer Einbildung sollen gewohnet haben. Dass es wahrhaftig solche Erd-Männichen gebe, sind noch Viele allenthalben der Meinung". Es folgt nun in Hennigs Mitteilungen nach Rost's Angabe „eine breite Erzählung über die Erscheinung eines Zwerges in den Bergwerken zu Schemnitz in Ungarn; ich übergehe sie, da sie mit den Anschauungen der Elbslawen nichts zu tun hat". Ein Vergleich mit dem Urbilde des Rübezahl liegt hier für uns nahe.

Im einzelnen hätte ich manches anzumerken. Wenn es S. 78 heisst „Jüsteneitz heist so viel als Gastlandt, gast heist jüst", so ist doch wohl an gast „trocken", nicht an abg. gostinica zu denken. Von den als slavisch aufgefassten Ortsnamen spreche ich verschiedene als germanisch an (z. B. Grambke aus Grambeke „zu dem geraden (oder grauen?) Bache"); andere (S. 349; z. B. Loitzen, Stixe usw.) vermag ich nicht mit Rost als deutsch aufzufassen.

Wir sind dankbar für das Buch und hoffen, dass die versprochene grammatische Darstellung der draväno-polabischen Sprache nicht ausbleibt. Ss.

Brohm, Major und Ingenieur-Offizier. Helgoland in Geschichte und Sage. Kuxhaven 1907, August Rauschenplat. M. 12.

Bei dem starken Interesse, das heute unserer Flotte und unseren Seebefestigungen zugewandt ist, darf das treffliche Werk des Major Brohm, der die Befestigung der Insel geleitet hat, einer freundlichen Aufnahme sicher sein. Es ist ein sehr lesenswertes Buch und in seiner prächtigen Ausstattung zum Geschenke an diejenigen, denen die eigenartige Insel bekannt ist, sehr wohl geeignet: die vielen schönen Abbildungen, Pläne und Karten des älteren und des heutigen Helgolands werden dem Kenner und Freunde des Eilandes sehr willkommen sein.

Ein geschichtlicher Überblick eröffnet das Buch. Wir wissen von Helgoland seit dem achten Jahrhundert, wo es in der Vita Willebrordi und dann in der Vita Liudgeri (9. Jahrh.) zuerst erwähnt wird — Nachrichten, aus denen ich freilich nicht soviel entnehmen möchte wie Brohm. Unsicherer noch ist mir die Beschreibung bei Adam von Bremen (11. Jahrh.), der die Insel, mit anderem Namen, „Farria" nennt — ich glaube, dass wir bei der ganzen Schilderung von Land und Leuten gar nicht an Helgoland, sondern an Föhr zu denken haben. Auch die folgenden Jahrhunderte geben uns nur spärliche Kunde. Die wichtigsten Nachrichten sind an verschiedenen Stellen gesammelt, und so konnte Brohm sich kurz fassen. Zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts hat die Herrschaft zwischen Holstein-Gottorp und den Dänen mehrfach gewechselt, diesen hat es von 1714 bis 1807 gehört. Von da bis zum Jahre 1890 ist es englisch gewesen, und seit 17 Jahren ist es deutscher Besitz — eingetauscht für Zanzibar und Witu.

Bekanntlich herrscht in vielen Kreisen die Ansicht, dass die Tage der Insel gezählt sein und jener Tausch ein sehr unvorteilhafter genannt werden müsse. Dem tritt Major Brohm in seinem Werke entgegen einmal mit strate-

Digitized by Google

gischen Gründen (die wir an dieser Stelle nicht weiter erörtern können), ferner mit geologischen (die er selber als Nichtfachmann hintanstellt), endlich mit historischen und sagengeschichtlichen. Diese sind auch in erster Linie der Grund, weshalb uns das Werk für die Volkskunde wichtig erscheint. Es wird mit den pseudohistorischen und sagenhaften Nachrichten aufgeräumt, die der Insel für ältere Zeiten einen viel grösseren, ja zum Teil einen ganz gewaltigen Umfang zusprechen wollen, und bei dieser Kritik fällt manches Wissenswerte für die Kunde von dem friesischen Stamme der Helgoländer und ihrer Eigenart ab. Man kann diese Beurteilung der alten Berichte über die Landverluste, der ich durchaus zustimme, auch auf die Inseln des nordfriesischen Wattenmeeres übertragen. — Im einzelnen sollen diese Fragen an anderer Stelle erörtert werden; hier kam es nur darauf an, auf das prächtige Werk in Kürze aufmerksam zu machen. Ss.

Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Nr. 3. Sitte und Brauch in der Landwirtschaft. Von Dr. A. Eberhard, Oberreallehrer in Öhringen. S.-A. aus den Württ. Jahrbb. f. Statistik und Landeskunde 1907. Stuttgart, Kohlhammer.

Der Stoff des im Jahre 1904 ausgegebenen Fragebogens I, 4 ist hier verarbeitet, mit Ausnahme der Viehkrankheiten, Viehheilmittel und -segen und der Bauernregeln. Es werden die Bräuche beim Pflügen und Säen, bei Hagelschlag und Ungeziefernot behandelt, bei Ernte und Dreschen. Auch Hanf-, Flachs- und Weinbau und Obstkultur sind berücksichtigt. Ein weiterer Teil vereinigt Sitte und Brauch bei Viehzucht, Milchwirtschaft, Viehverkauf, ein letzter bei Geflügel- und Bienenzucht. Auch hier finden wir, wie in den früheren Heften, Klarheit und weise Beschränkung; wir wünschen dem Werke weiterhin gedeihlichen Fortgang. Ss.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. Hundertjahrs-Jubelausgabe von Eduard Grisebach. Leipzig 1906, Max Hesse.

Es ist ein hohes Verdienst von Achim von Arnim und Clemens Brentano gewesen, dass sie die Werke des Mittelalters für ihre Zeit wieder zu erwecken suchten und ferner ihrem Volke als eigenstes Gut das Volkslied gaben, das ihr grosser Vorgänger Herder unter dem weiteren, kosmopolitischen Gesichtspunkte betrachtet hatte. Sie haben es dargeboten in der jedem Gebildeten bekannten Sammlung „des Knaben Wunderhorn", die 1806 zuerst erschienen und oftmals neu gedruckt worden ist. Das ist für beide ein unsterblicher Ruhm geworden, den ihnen die eigenen Dichtungen wohl nie erworben hätten. „Des Knaben Wunderhorn" wird stets ein beliebtes Hausbuch bleiben, und die gute Ausgabe von Grisebach, die uns zur hundertjährigen Geburtstagsfeier der Sammlung vorliegt, ist wegen ihrer Vollständigkeit und ihres billigen Preises sehr zu empfehlen.

Bonus, Arthur. Isländerbuch I. II, Sammlung altgermanischer Bauern- und Königsgeschichten. Herausg. vom Kunstwart. München 1907, Georg D. W. Callwey. Jeder Band broschiert 4 M., gebunden 5 M.

Arthur Bonus will die Isländernovelle und Geschichten aus der norwegischen Königsgeschichte unserer Zeit näher bringen. Er bietet daher Stücke aus den Islendingasögur und der Heimskringla, „deren Kunstwert auch für uns

Heutige unmittelbar sprechend ist" (Bd. I S XII), und verbindet sie durch kurze Überleitungen. Der Kunstwart hat die Aufgabe, die sich Bonus gestellt hat, zur eigenen gemacht: im Märzheft 1906 hat er dem Übersetzer Bonus das Wort gegeben, nun wieder im zweiten Maiheft 1907 dem Beobachter. Hier spricht auch F. Avenarius zur Sache, und A. Heusler gibt drei übersetzte Stücke mit Einleitung. Die Bedeutung des Unternehmens auch für die Verbreitung des Wissens über altnordisches Volkstum liegt auf der Hand. Es soll später eingehender an dieser Stelle über Bonus' Buch gehandelt werden. Hoffentlich erscheint der versprochene III. Band des Isländerbuches, der die Bedeutung des altisländischen Prosaschrifttums behandeln soll, recht bald.

Dr. W. H. Vogt, Moys bei Görlitz.

Keller, Paul. Der Sohn der Hagar. München 1907. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. Broschiert 4,50 M., geb. 5,50 M.

Eine packende und gut geschriebene Erzählung hat uns Keller hier gegeben. Nicht die bekannten Romangestalten treten vor uns hin, sondern eigenartige Charaktere, aus dem vollen Leben gegriffen. Der Amtsvorsteher Doktor Friedlieb, der den guten Kern eines wahren Wohltäters unter rauher Schale birgt, ist nicht zufrieden, das fahrende Volk loszuwerden aus seinem Dorfe, er will es sesshaft machen und glücklich. So bringt er die drei braven Strassenmusikanten im Orte unter: den strammen Unteroffizier a. D., den sächsischen Bäckergesellen, der sich so ganz als Italiener eingelebt hatte, und den armen Robert Hellmich, das Findelkind — ihn, den Robert, im Hause des Wirtes Hartmann, der sein Vater ist und die arme Magd, die dem Knaben das Leben gab, einst auf die Landstrasse hinausgestossen hatte. Robert wird nicht heimisch in diesem Hause, wo die kalte und herrschsüchtige Frau ihm nicht wohl will: und die Lore, ihre Nichte, die er so innig liebt, wird von einem anderen verführt. Die alten Hellmichleute aber erkennt er erst spät als seine guten Grosseltern, und erst zu seinem Unheil: von ihnen muss er erfahren, dass Hartmann sein Vater ist, und so wird ihm auch diese Heimstatt genommen, und der Sohn der Hagar zieht hinaus in die Fremde, in Krankheit und Tod. Und im Sterben spricht der bleiche Mund die Worte nach, die die scheidende Seele aus strahlender, siegender Himmelshöhe hört: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.

Viel echter Humor ist in dem Buche, jene versöhnende Stimmung, die Grosses gering und Geringes gross erscheinen lässt und die Dinge sub specie aeternitatis schaut. Und auch sonst weiss der Dichter trefflich durch Gegensätze zu wirken: wie die wanderfreudige Unrast die Musikanten forttreibt aus ihrer Sesshaftigkeit, aber der Arme, der sich nach der Heimat Ruhe sehnt, sie nicht finden kann: wie das zufriedene Glück der alten Hellmichleute dem Enkel nicht beschieden ist. Viel heimatlich Schlesisches hat uns der Dichter geboten: nicht nur manche treffenden Worte und Wendungen, sondern — was mehr ist — die Farbe der Landschaft: das Leben im Dorfgasthofe mit seinen Bewohnern, Herrschaft und Knecht und seinen Gästen. Darin ist weit mehr Schlesisches als so oft in der heutigen, sehr heruntergekommenen schlesischen sogenannten Dialektdichtung, die weder Dichtung noch Dialekt, sondern häufig nur ein aus oft wiederholten Redensarten bestehendes „Geläbere" ist.

Gerade in diesem Buche schildert uns Paul Keller nur Gestalten und

Digitized by Google

Empfindungen seiner Heimat und vor allem der Kreise, die er von Jugend auf versteht, und damit gibt er sich uns echt und wahr. In einer Literaturperiode, wie der jetzigen, wo die künstlerische Ruhe und die Ausreifung der inneren und äusseren Form zurückstehen hinter der Aufgabe, um jeden Preis originell zu scheinen, ist das besonders anzuerkennen. An einer schönen Stelle der Erzählung lesen wir: „Die Dichter hängen grüne Lorbeerkränze in ihre Stube. Aber gar bald spielt der leise Windhauch, der durch die geöffneten Fenster dringt, mit dürren Blättern". Und das ist gut so! Es mag die Dichter lehren, dem Erfolg des Augenblicks zu misstrauen: varium et mutabile favor populi. Möge Paul Keller den Weg zu vermeiden wissen, auf den die meisten anderen Schriftsteller kommen, und nicht im Dichten eine Berufsarbeit sehen und sich roseggerisch wiederholen; möge er auch stets den Grundsatz hochhalten, weder mit sentimentaler Zugabe dem Geschmacke der grossen plebs noch mit gewollter Originalität in Stil und Gedanken sich selber zu schmeicheln. Ss.

Rössler, Robert. Närrsche Kerle. Schweidnitz 1907, L. Heege.

Äusserst dankenswert ist es, dass wir die Dialektdichtungen Robert Rösslers, die im Vergleich zu andern weniger wertvollen Schriften vielleicht noch nicht die verdiente Verbreitung gefunden haben, jetzt in neuem Druck erhalten. Die von Rössler verwendete Mundart ist nicht der treu wiedergegebene Dialekt einer bestimmten Gegend Schlesiens. Vielmehr trägt Rössler die Eigentümlichkeiten verschiedener Lokalmundarten zusammen.

Aber es soll hiermit kein Vorwurf ausgesprochen sein. Denn seine Dichtungen sind durchaus volkstümlich, von trefflichem Humor und können so, von einem Kenner der Mundart vorgetragen, stets echt und erfreulich wirken. U.

Neue schlesische Zeitschriften. Mehrere neue schlesische Zeitschriften liegen uns vor, so **„Schlesien"**, illustrierte Monatsschrift zur Pflege heimatlicher Interessen. Herausgegeben von B. Clemenz. Verlag von G. Siwinna in Kattowitz. Preis 3 M. das Vierteljahr. Es ist eine besonders auf Illustration Wert legende Zeitschrift, eine Art schlesischer „Woche". Ein Urteil können wir uns nach der ersten Nummer, die uns zugesandt worden ist, nicht erlauben, um so weniger als sich überhaupt der Wert einer Zeitschrift erst nach langem Erscheinen annähernd bestimmen lässt. Wir wünschen aber der vorliegenden eine solche Dauer.

Gleiches gilt für eine andere Monatsschrift, **„Schlesische Heimatsblätter"**. Herausgeber Dr. Otto Reier. Hirschberg i. Schl. Dass sich aber diese Blätter eine „Zeitschrift für schlesische Volkskunde" nennt, ist nicht weise, denn von Volkskunde ist nicht die Rede in den ersten Nummern; nur ein von dem trefflichen Cogho hinterlassener Aufsatz „über uralte Volkssagen" handelt über mythologische Dinge, aber in so dilettantischer Weise, dass man ihn lieber hätte ungedruckt lassen sollen! Soll denn wirklich unter schlesischer „Volkskunde" alles das begriffen werden, was das Volk vielleicht interessieren könnte und nun dilettantisch dargestelit wird? Dann würden wir gut tun, für die Wissenschaft, die wir in unserer Gesellschaft pflegen, einen anderen Namen zu suchen. Erfreulicherweise aber steht die Sache nicht so schlimm, denn in Schlesien wie im übrigen Deutschland wissen die Gebildeten, dass Volkskunde eine ernste Sache und eine Wissenschaft ist, deren Zielen man mit blossem Gerede von

Digitized by Google

Liebe zur Heemte und Schläsing nicht viel näher kommt. Im übrigen wünschen wir auch dieser Zeitschrift guten Fortgang.

Oels, Friedrich. Bauernblut. Volksstück mit Gesang und Tanz in drei Akten. Als Manuskript gedruckt. o. O. 1907. M. 1.

Ein neues Volksstück in schlesischer Mundart, das gewiss der Aufführung wert ist und seine Wirkung nicht verfehlen wird. Es arbeitet ja hier und da mit etwas gewaltsamen Effekten und Charakteren, wie sie uns besonders der dritte Akt zeigt; auch mag Manchen die Absicht stören, für die Raiffeisensparkassen zu wirken; aber es ist doch alles aus dem Volksleben geschöpft, und auch der Raiffeisen-pfarrer ist eine wahre und erfreuende Zeichnung. Besonders volkstümlich und wirkungsvoll scheinen mir die Szene in der Spinnstube mit den Liedern (zu denen auch die Weise beigegeben ist), die Gestalten der alten Bauern und die Gegenüberstellung der beiden jungen Paare. — Was die Wiedergabe der schlesischen Mundart betrifft, so ist sie zwar im grossen Ganzen zu billigen, aber im Einzelnen ist dem Einflusse des Schriftdeutschen zuviel nachgegeben: z. B. in der Wortstellung (S. 11 „sie bildt sich zu viel uf ihre hibsche Lorve ei"; wird man da nicht das „ei" hinter „viel" setzen?). Noch mehr aber in der Schreibung, z. B. werden ü und ö anstatt i und e geschrieben, denn „Tür" (S. 12), „dürfa" (S. 26) spricht doch niemand, sondern Tir, derfa: so auch „zusomma" (S. 16) statt „zomma", „wuhin" (21) statt „wuhi", „Handvell" (24) statt „Hampfel", „ist" statt „is" u. a. m. Warum hier nicht konsequent gemäss der Aussprache schreiben? — Auf S. 10 heisst es: „ma spricht: kimmt Zeit, kimmt Roat! Tauert's obr zu lang, kimmt weder Huxt noch Heiroat". Dieses Wortspiel ist schriftdeutsch und lässt sich nicht ins Schlesische übersetzen. — Mancher für die Volkskunde interessante Brauch ist verwertet, z. B. das Gleckheba (S. 13), das in den „Mitteilungen" XII 103 ff. von E. Blaschke beschrieben ist. Ss.

Der gemittliche Schläsinger. Illustrierter Kalender für die Provinz Schlesien. Herausgegeben von Paul Keller. Schweidnitz 1908, L. Heege. M. 0,50.

Unter der nunmehr schon bewährten Leitung von Paul Keller ist der „gemittliche Schläsinger" in das neue Jahr getreten. Als besonders gelungene Beiträge seien die Humoreske „Der alte Riegner" von Paul Barsch und die hübschen Gedichte von Pfundtner und von Philo vom Walde genannt. Die Volkskunde ist etwas zu kurz gekommen, nur „die Männlein von St. Elisabeth" von Clemens Berg gemahnen an sie.

Mitteilungen.

Die erste Sitzung dieses Winters fand am Freitag den 8. November im Auditorium maximum der Universität statt. Nachdem der Vorsitzende über die für den Winter 1907/8 in Aussicht genommenen Vorträge berichtet hatte, machte er Mitteilungen über den Fortgang der Schriften der Gesellschaft. Besonders wichtig ist, dass im Auftrage derselben alsbald eine grössere Reihe

Digitized by Google

wissenschaftlicher Arbeiten durch Universitätsprofessor Dr. Th. Siebs und Stadtbibliothekar Dr. Max Hippe herausgegeben werden sollen. Mehrere dieser Abhandlungen liegen bereits druckfertig vor.

Den Vortrag hielt in dieser Sitzung Herr Geh. Justizrat Professor Dr. Felix Dahn über „germanische Verlobung, Hochzeit und Ehe". Der Vortragende bestritt zunächst die Anschauung, dass bei den Germanen das sog. Mutterrecht bestanden habe; eine besondere Stellung habe freilich der Mutterbruder eingenommen, indem er die Mutter als ihr nächster Verwandter schützen konnte. Vor allem aber ward die weitverbreitete Auffassung der germanischen Ehe als Raubehe und als Kaufehe bekämpft: ersteres, weil das Weib als Geraubte und Gefangene unfrei gewesen wäre und dann hätte freigelassen werden müssen; letzteres, weil es sich bei Zahlung des sog. Mundschatzes höchstens um Tausch und nicht um Kauf handeln könnte und besonders, weil gar nicht etwa das Weib als Körper erworben wurde, sondern nur die Mundschaft über sie, d. h über ihr Vermögen. Diese Mundschaft über sie als eine Waffenunfähige bestand wie auch über Kinder, Krüppel usw.

Mit der Verlobung ward dem Mundwalt die Pflicht, die Braut dem Bräutigam innerhalb einer bestimmten Frist zuzuführen: diese Zuführung wird noch heute symbolisch durch den Gebrauch des Brautwagens dargestellt. Dann aber folgt die eigentliche Auslösung der Braut bei der Hochzeit durch den Brautlauf. Hierdurch kommt das Weib in die Gewalt des Mannes, und so darf auch für das eheliche Güterrecht, für die Güterverbindung noch nicht die Verlobung, sondern erst das Rechtsband der Ehe als terminus a quo angesehen werden. — Auch dieser Vortrag war von hunderten von Zuhörern besucht, die mit Spannung den an volkskundlichem Stoffe reichen Darstellungen folgten. Zum Schlusse wies der Vorsitzende auf die vielen lehrreichen und altertümlichen Hochzeitsbräuche hin, die in Schlesien sich bis heute erhalten haben und trefflich in Drechsler's zweibandigem Werke „Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien" gesammelt sind; auch über das Verhältnis des Wortes mund „Schutz" zu dem angelsächsischen mund „Hand" entwickelte sich eine Erörterung; der Zusammenhang wurde zugegeben, nicht aber die etymologische Gleichsetzung mit manus „Hand".

Am Dienstag den 26. November fand eine Sitzung des Vorstandes der Gesellschaft statt. Es wurde beschlossen, dass von Professor Dr. Siebs und Stadtbibliothekar Dr. Hippe im Verlage von M. & H. Marcus in Breslau eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten zur Volkskunde in zwanglosen Bänden herausgegeben werden soll unter dem Titel „Wort und Brauch". Zunächst werden folgende Arbeiten gedruckt:

Band 1. Reichert, Hermann, Studien zur Geschichte der deutschen Familiennamen. Die Breslauer Personennamen des 13. und 14. Jahrhunderts.

Band 2. Jaeschke, Erich, Romanisches Fremdwörterbuch der schlesischen Mundart.

Band 3. von Unwerth, Wolf, Die schlesischen Mundarten, grammatisch und geographisch dargestellt.

Band 4. de Wyl, Karl, Rübezahl-Forschungen. Die Schriften des M. Johannes Praetorius.

Band 5. Opitz, Emil, Schlesische Rechtsaltertümer.

Digitized by Google

Herr Museumsdirektor Dr. Seger legte eine dem Altertumsvereine zugegangene Aufforderung des „Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“ vor, die Flurnamen zu sammeln; er betonte, dass diese Aufgabe wohl besonders unter die Ziele unserer Gesellschaft falle. Tatsächlich haben wir in fast allen früheren und so auch in vorliegendem Bande Sammlungen und Erklärungen von Flurnamen gebracht und auf ihre Wichtigkeit hingewiesen. Wir machen wiederholt die Herren Schulräte, Schulinspektoren und die zu tätiger Mitarbeit besonders berufenen Herren Volksschullehrer darauf aufmerksam und bitten sie, zu systematischer Sammlung der Flurnamen mitzuwirken.

Am Montag den 2. Dezember hielt Direktorialassistent Dr. Erwin Hintze im Altertumsverein (im Vorlesungssaale des Gewerbemuseums) einen Vortrag über „Schlesische Volkstrachten“, zu dem die Mitglieder unserer Gesellschaft eingeladen waren. Der Vortragende machte zunächst auf die wichtigsten älteren Quellen für die Kunde der Volkstrachten aufmerksam: auf die Schöppenbücher der Dorfgemeinden mit den Eheverträgen, auf Epitaphien, Ölbilder und Kupferstiche. Einzelne der wichtigsten Denkmäler wurden eingehender besprochen. Darauf wurden die Trachten an der Hand einer schönen Sammlung des Museums erläutert und allgemeine Gesichtspunkte für die Entwicklung der Volkstrachten erörtert; unter anderem wurde darauf hingewiesen, dass die Volkstracht nicht etwas Altes und stetig fest Überliefertes sei, sondern in den letzten Jahrhunderten ebenso wie sonstige Mode gewechselt habe, indessen hinter dieser zeitlich immer ein gut Teil zurückbleibe. — Unsere Gesellschaft bringt diesen Forschungen das regste Interesse entgegen.

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen und Mitteilungen von den Herren: Pastor Oels in Würgsdorf, Rentner Oskar Scholz in Herzogswaldau, Pastor Strauss in Kunzendorf, Kr. Glogau. — Für jede weitere Mitteilung von volkskundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen, Flurnamen, Redewendungen und Worten usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei **aus Breslau:** Universitätsprofessor Dr. Klaatsch, Fräulein Helene Pohl und Lehrer August Schulz. **von auswärts:** Pastor Oels in Würgsdorf, Pfarrvikar M. Kabelitz in Schnellewalde OS., Dr. Gottwald in Hirschberg, Rechtsanwalt Curt Rothe in Chemnitz.

In der zweiten Sitzung, am Freitag, den 13. Dezember, hielt Universitätsprofessor Dr. Klaatsch einen Vortrag „Zur Volkskunde der Ureinwohner Australiens“ (mit Lichtbildern) im Auditorium maximum der Universität; am Freitag den 14. Januar 1908, wird Universitätsprofessor Dr. v. Wenckstern über den „Volkscharakter der Chinesen und Japaner“ im Hörsaal I der Universität sprechen.

Beiträge für die „Mitteilungen“ und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Herausgeber Univ.-Prof. Dr. **Theodor Siebs,** Breslau XIII, Hohenzollernstr. 53, II.

Schluss der Redaktion: 14. Dezember 1907.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Digitized by Google

32101 065208678

Digitized by Google